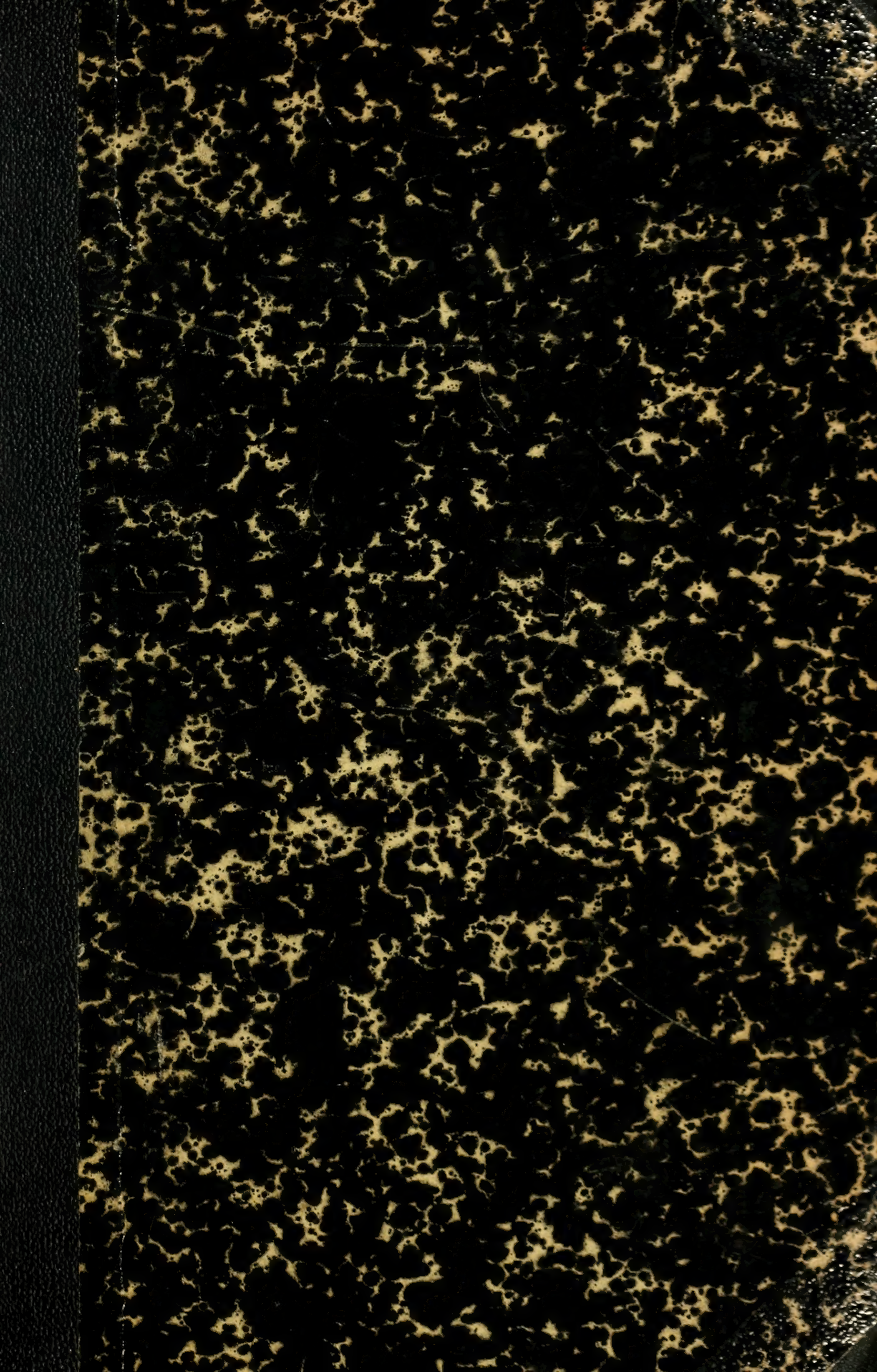
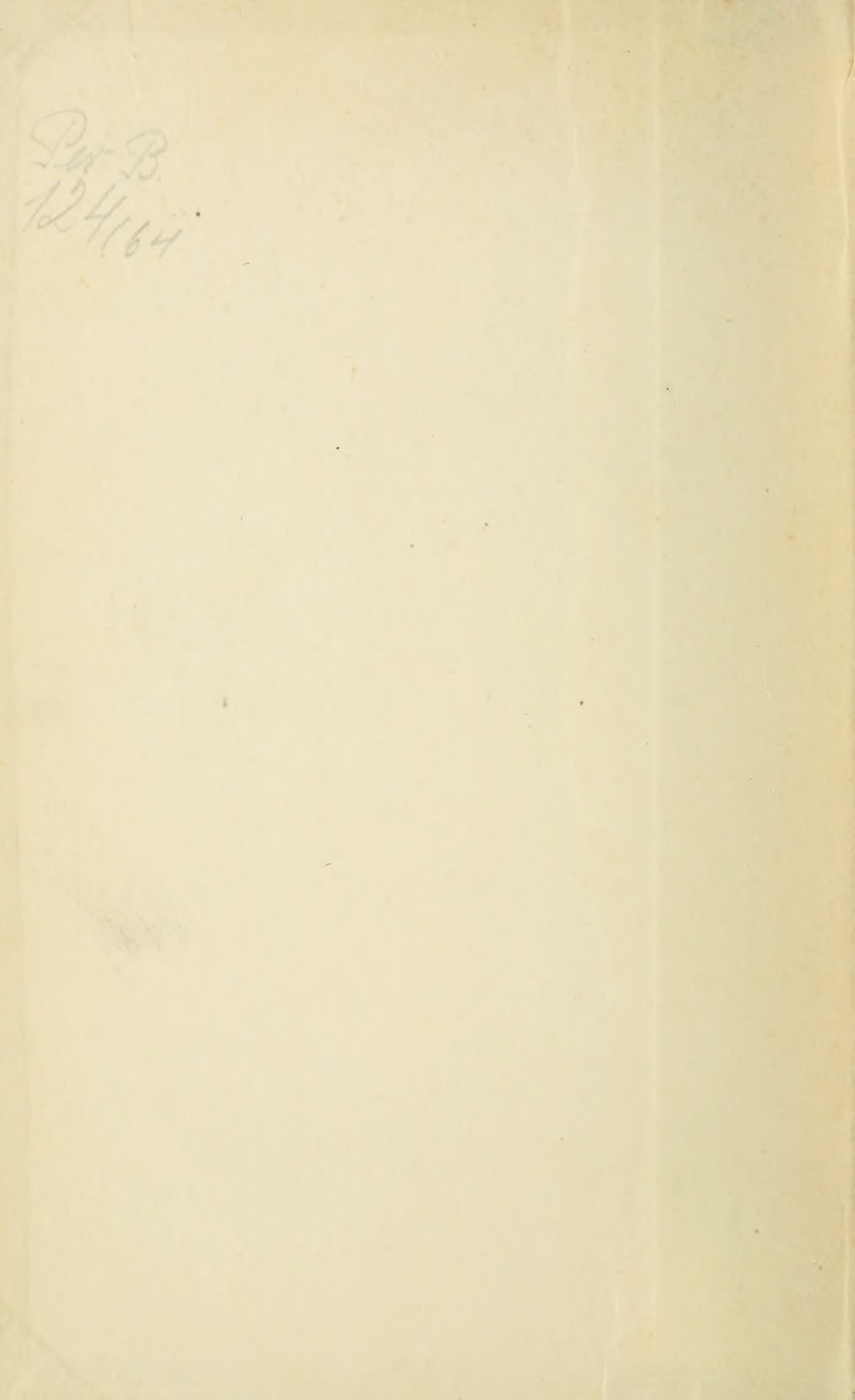






Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Vierundsechzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1903.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des vierundsechzigsten Bandes.

Miszellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Der Gang der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung.

Machten die alten Theologen eine von den Anschauungen der großen Meister der Schule abweichende Meinung geltend, so pflegten sie in ihrer Bescheidenheit niemals ein salva reverentia zu vergessen. Auch die Meister können ja irren, können eine Ansicht für ausreichend begründet halten, deren Fundamente andern weniger fest und unerschütterlich erscheinen. Die Kritik in diesem Falle beeinträchtigt durchaus nicht die Achtung, welche dem Meister gebührt. Es ist ein Widerstreit der Ansichten, in dem der siegt, der die besten Gründe für seine Auffassung ins Feld zu führen vermag. Bei vollem Verständnis für das Moment der Wandelbarkeit und für die wirklichen Veränderungen in allen tatsächlich gegebenen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen erlauben wir uns darum auch, der besondern Entwicklungslehre, jener eigenartigen Auffassung geschichtlicher Wirtschaftsstufen gegenüber, die sich vorzugsweise an Gustav Schmollers und Karl Büchers Namen knüpft, einige Bedenken zum Ausdruck zu bringen [1].

Bekannt ist die Theorie namentlich in der Bücherschen Formulierung: „Ein eindringendes Studium, das den Lebensbedingungen der Vergangenheit wirklich gerecht wird und die Erscheinungen nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart mißt," sagt Bücher [2], „muß zu dem Resultate gelangen, daß die Volkswirtschaft das Produkt einer jahrtausendelangen Entwicklung

[1] Es mag wohl die Art und Weise sein, wie Werner Sombart im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik XIV (1899) 1–52, 310–405, dann wieder in seinem Werke „Der moderne Kapitalismus" I (1902) 50 ff Stellung nahm gegen die Büchersche Theorie, die den Leipziger Nationalökonomen verleitete, von dem „Tropenkoller" in den „heißen Regionen des akademischen Hochgefühls" zu sprechen. Immerhin dürften viele der 3. Aufl. (1901) der Bücherschen „Entstehung der Volkswirtschaft" einen schöneren und würdigeren Abschluß (vgl. a. a. O. 455 f) gewünscht haben.

[2] Die Entstehung der Volkswirtschaft ³ (1901) 107.

ist, das nicht älter ist als der moderne Staat, daß vor ihrer Entstehung die Menschheit große Zeiträume hindurch ohne Tauschverkehr oder unter Formen des Austausches von Produkten und Leistungen gewirtschaftet hat, die als volkswirtschaftliche nicht bezeichnet werden können."

Das Büchersche Entwicklungsschema belehrt uns demgemäß im einzelnen, wie nach dem Ende des gesellschaftlichen Urzustandes das ganze Altertum und die erste Hälfte des Mittelalters hindurch das ökonomische System der „geschlossenen Hauswirtschaft" oder, wie man früher zu sagen pflegte, die „Naturalwirtschaft" im Gegensatz zur Tausch- und Verkehrswirtschaft herrschte, — ein Zustand ohne Tausch- und Kaufverkehr mit außerhalb der häuslichen Eigenwirtschaft stehenden Wirtschaften. An die geschlossene Hauswirtschaft, die im wesentlichen den Eigenbedarf selbst deckte, habe sich dann erst zu Ausgang des Mittelalters in der „Stadtwirtschaft" ein regelmäßiger Tausch- und Kaufverkehr, doch lediglich als lokaler, direkter Verkehr zwischen Produzent und Konsument („Kundenproduktion") angeschlossen. Die „Volkswirtschaft" aber sei das Erzeugnis der Neuzeit in Verbindung mit der Bildung nationaler Wirtschaftsgebiete. Also zuerst reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft, hierauf Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches, schließlich mit dem modernen Staate entstehend Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufes. Das sind die „Entwicklungsstufen", in deren Bezeichnung Bücher „schlagwortartig den ganzen Gang der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung" zusammenfassen will. Doch sind ihm die Entwicklungsstufen keine Zeitepochen im strengen Sinne, nach denen der Historiker seinen Stoff einteilt. Der Geschichtschreiber dürfe nichts in seinem Zeitalter vergessen, der Theoretiker sehe dagegen mehr auf das Normale, lasse das Unwesentliche außer Betracht. Bei der langsamen, oft über Jahrhunderte sich erstreckenden Umbildung, welcher alle wirtschaftlichen Erscheinungen und Einrichtungen unterliegen, könne es für ihn nur darauf ankommen, die Gesamtentwicklung in ihren Hauptphasen zu erfassen mit Beiseitestellung der sogen. Übergangsperioden. Nur so sei es möglich, die durchgehenden Züge oder — kühn gesprochen — „die Gesetze der Entwicklung" zu finden.

Eine ähnliche Auffassung vertritt Gustav Schmoller. Den Prioritätsstreit zwischen Schmoller und Bücher können wir hier um so mehr außer acht lassen, je gewichtiger die Gründe sind, welche den wissenschaftlichen Wert des Schmoller-Bücherschen Entwicklungsschemas überhaupt in

Frage stellen. Bei primitivster wirtschaftlicher Kultur, die noch kaum zur Sippen- oder Stammesbildung geführt, so urteilt Schmoller[1], sind die erwachsenen Männer und Frauen fast nur für sich und ihre Kinder tätig. Mit steigender Kultur greift die Haus- und Familienwirtschaft und die Stammes- und Gemeindewirtschaft ineinander. Doch nur für gewisse Zwecke des Viehtriebs, der Siedelung, Acker-, Wald- und Weidenutzung kommt die Gemeinde- und Stammeswirtschaft zur Geltung. Im übrigen liegt der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit in der Eigenproduktion für Familie und Haus. Der Tauschverkehr fehlt oder bleibt ohne Bedeutung.

„Man hat geschwankt, ob man die Haus- oder die Stammes- und Dorfwirtschaft als das wesentliche Merkmal dieser Epoche des Wirtschaftslebens hervorheben soll. Indem die einzelnen Haus- und Familienwirtschaften sich differenzieren, einzelne zu größeren Herrschaftsverbänden werden, indem ein gewisser Tauschverkehr sich ausbildet, die sozialen Körper größer und fester organisiert werden, in ihrem Mittelpunkt größere Orte und Märkte sich bilden, entstehen wirtschaftliche Zustände, welche sich dadurch charakterisieren, daß wohl noch die Mehrzahl der Familien das meiste selbst produziert, also auf dem Boden der Eigenwirtschaft stehen bleibt, aber dann doch in steigendem Umfange am Tauschverkehr teilnimmt. Dieser beschränkt sich freilich zunächst hauptsächlich auf den städtischen Markt, wo die Landleute ihre Rohprodukte, die Handwerker ihre Gewerbsprodukte ohne Handelsvermittlung verkaufen. Die antiken kleinen Stadtstaaten, die meisten mittelalterlichen Stadtgebiete und Kleinstaaten sind Gebilde dieser Art. Da eine beherrschende Stadt meist den Mittelpunkt bildet, ihr Markt und dessen Einrichtungen das Charakteristische für solche Zustände sind, so hat man sie neuerdings durch den Begriff der Stadtwirtschaft bezeichnet. — Wo größere soziale Körper sich bilden mit einer Reihe von Städten und Landschaften, wo mit zunehmendem Tausch- und Geldverkehr von der Familienwirtschaft sich besondere Unternehmungen, d. h. lokal und organisatorisch für sich bestehende Wirtschaften mit dem ausschließlichen Zwecke des Handels und der Güterproduktion loslösen, der Marktverkehr und der Handel immer mehr Einzelwirtschaften beeinflussen und abhängig von sich machen, wo zugleich die Staatsgewalt durch Münzwesen und Straßenbau, durch Agrar- und Gewerbegesetze, durch Verkehrs- und Handelspolitik, durch ein Geldsteuersystem und die Heeresverfassung alle Wirtschaften der Familien, Gemeinden und Korporationen von sich abhängig macht, da entsteht mit dem modernen Staatswesen das, was wir heute Volkswirtschaft nennen. Sie beruht ebenso auf der Verflechtung aller Einzelwirtschaften in einen unlöslichen Zusammenhang durch den freien Tausch- und Handelsverkehr als auf den wachsenden einheitlichen Wirtschaftseinrichtungen von Gemeinde, Provinz und Staat. Der Begriff der Volkswirtschaft will eben das

[1] Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre 1, 4 f.

Ganze der nebeneinander und übereinander sich aufbauenden Wirtschaften eines Landes, eines Volkes, eines Staates umfassen. Die Gesamtheit alles wirtschaftlichen Lebens der ganzen Erde stellen wir uns, nachdem wir diesen Begriff gebildet, als eine Summe geographisch nebeneinander stehender und historisch einander folgender Volkswirtschaften vor. Die Summe der heute einander berührenden, in gegenseitige Abhängigkeit voneinander gekommenen Volkswirtschaften nennen wir Weltwirtschaft."

Bei Bücher erscheint die „Weltwirtschaft" nicht als eine besondere Entwicklungsstufe. Auch reiht er die Volkswirtschaft unmittelbar an die Stadtwirtschaft an, während Schmoller[1] die Territorialwirtschaft als besonderes Stadium der Entwicklung zwischen Stadt- und Volkswirtschaft einschiebt.

Sehen wir von diesen Unterschieden ab, fassen wir die Bücher-Schmollersche Entwicklungstheorie lediglich ihrem wesentlichen Inhalte, wenn man will, „ihrem geschichtsphilosophischen Kernpunkte" nach ins Auge, so läßt sich der beirrende Einfluß zweier, mehr oder minder unhaltbarer Annahmen und Voraussetzungen auf den Aufbau der Theorie kaum verkennen.

Es ist vor allem der darwinistische Entwicklungsgedanke, der sofort bei dem, was Bücher über den wirtschaftlichen Urzustand zu berichten weiß, schon zu Tage tritt. Auch Schmoller hat sich, wie noch unlängst von berufener Seite in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik bemerkt wurde, dem mächtigen Bann der alles beherrschenden darwinistischen Evolutionsidee nicht entziehen können. Und doch redet man heute schon allenthalben im Hinblick auf den Darwinismus von kleinen und großen „Enttäuschungen"[2], bekennt, daß die erste Begeisterung, welche eine Lehre von solcher Wucht hervorrufen mußte, infolge neuerer Forschungen und Entdeckungen einigermaßen gedämpft worden sei; daß der Darwinismus wesentliche Modifikationen erfahren, vieles als zweifelhaft, gar manches als direkt falsch sich erwiesen habe. Namentlich, was den Kernpunkt der darwinistischen Lehre betrifft, die Abstammung höherer Lebenstypen von niedern, so hat die allerneueste Wissenschaft in dem angenommenen

[1] Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung (Jahrb. f. Gesetzgebung usw. 1884). Schmollers Ansicht fand Widerspruch seitens A. Wagners, G. von Belows und A. Onckens. Vgl. des letzteren Geschichte der Nationalökonomie I (1902) 139.

[2] Vgl. den Aufsatz von Dr. Kurt Grottewitz, Darwinistische Enttäuschungen in „Frankf. Ztg." vom 14. November 1902, Nr 316.

Stammbaum jene Einheitlichkeit preisgegeben, die mit der Annahme einer direkten Entwicklungsreihe gegeben war. Man muß eben auf die Einfachheit einer einheitlichen Entwicklungsreihe verzichten, wenn man den tatsächlichen Verhältnissen, der großen Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der natürlichen Bildungen gerecht werden will.

Auch auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiete ist die geradezu berückende Einfachheit der von Bücher angenommenen „Wirtschaftsstufen" für sich noch keine ausreichende Garantie der Wahrheit. Wenn aber Karl Bücher sagt, er habe Wirtschafts*theorie*, nicht Wirtschafts*geschichte* getrieben, er könne unmöglich in dem Umriß einer sich über Jahrtausende erstreckenden Entwicklungsstufe eine bis in alle Einzelheiten genaue Darstellung bieten, so verkennt er vollständig die Richtung und Tragweite der Kritik. Es handelt sich hierbei nicht um übersprungene Einzelheiten, sondern gerade um die *Gesamtauffassung*, gegen welche namhafte Historiker, so Eduard Meyer, G. v. Below, Kurt Breysig und ebenso hervorragende Nationalökonomen, wie Aug. Oncken, Widerspruch erhoben haben[1].

Kann das Altertum und das Mittelalter überhaupt in dem Sinne, wie es von Schmoller und Bücher geschieht, als eine bloße *Vorstufe der Neuzeit* bezeichnet werden?

Eduard Meyer weist zunächst mit Rücksicht auf das *Altertum*, wie uns scheint, ganz richtig, die Annahme zurück, als ob in demselben nur eine Vorstufe des Mittelalters zu erblicken sei. In Wirklichkeit besitze jedes der beiden Zeitalter seinen selbständigen Auf- und Abstieg. Das Altertum sei gewissermaßen an Altersschwäche zu Grunde gegangen, durch die innere Zersetzung einer völlig durchgebildeten, ihrem Wesen nach durchaus modernen Kultur, die sich selbst auslebe. Das Altertum habe sein eigenes Mittelalter und seine Neue Zeit gehabt. Mit dem Ende des Altertums beginne eine ganz neue Entwicklung unter Rückfall in die primitiveren Zustände. In gleichem Sinne, wie *Meyer* und *Below*, wendet sich auch *Breysig* gegen die herkömmliche Geschichtseinteilung. Diese Einteilung sei in einer Epoche der Geschichtswissenschaft festgestellt, der jede tiefere Einsicht in historische Zusammenhänge und vor allem jeder systematische, jeder theoretische Maßstab abging. Damals, es war im 17. Jahrhundert, dem Zeitalter

[1] *Eduard Meyer*, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, 1895. *Derselbe*: Die Sklaverei im Altertum, 1898. — *G. von Below*, Über Theorien der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker, mit besonderer Berücksichtigung auf die Stadtwirtschaft des deutschen Mittelalters (Historische Zeitschrift LXXXVI, N. F. I). — *Kurt Breysig*, Kulturgeschichte der Neuzeit II: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit, 1901. — *Aug. Oncken*, Geschichte der Nationalökonomie I (1902) 15 ff 60 ff 122 ff 139 148 f.

der haltlosesten Hingabe der Forschung an den Stoff, — habe man die ‚Weltgeschichte‘, gleich als sei sie ein fortlaufendes Stück Tuch, in drei Stücke geschnitten, Altertum, Mittelalter und Neuzeit, ohne auch nur im mindesten daran zu denken, daß damit dem merkwürdigen Parallelismus der beiden großen Epochen der europäischen Geschichte, der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, die schlimmste Gewalt angetan wurde.

In seiner Kritik des von Ludwig Stein herausgegebenen Werkes: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ [1] wendete sich ebenfalls Oncken (1897) gegen die Annahme einer geradlinig aufsteigenden Entwicklungsbewegung von den Urzeiten der Menschheit bis auf die Höhen der Gegenwart: „Das Altertum darf keineswegs als die Kindheitsperiode unserer modernen Kultur angesehen werden, worauf im Mittelalter das höher entwickelte Jugendalter und im Zeitalter der neuen Zeit das Reifealter eingetreten wäre. Das Altertum ist eine selbständige, abgeschlossene Kulturperiode für sich mit eigenem Kindheits-, Jugend-, Mannes- und Greisenalter. Mit dem Sturz des gealterten Römerreiches, beim Einmarsch der Germanen, beginnt wieder eine ganz neue Kulturperiode mit eigenem Kindheits-, Jugend-, Mannesalter usw. Das frühe Mittelalter ist in Wahrheit das eigentliche Kindheitsalter unserer jetzigen Kultur, es ist keineswegs die Fortsetzung des Altertums. Das Altertum wurde erst im Zeitalter der Renaissance für uns wieder fruchtbar, nachdem wir auf einer Entwicklungsstufe angelangt waren, die dem späteren Altertum einigermaßen ebenbürtig war. Daraus erklärt sich auch, daß die Zustände des klassischen Altertums als ideale Vorbilder, nicht aber als überschrittene Stufen bis in unsere Zeit herein gegolten haben und zum Teil noch gelten ... Die von mir hier vorgetragene Auffassungsweise ist übrigens in der Philosophie der Geschichte keineswegs neu, sie ist längst unter dem Namen der ‚Zyklentheorie‘ bekannt [2], wonach jedes Volkstum seinen eigenen Zyklus der vier Lebensalter, parallel zu den Entwicklungszeitaltern des Individuums, nämlich Kindheits-, Jugend-, Mannes- und Greisenalter, durchläuft, worauf der Kulturfaden von einer andern Menschheitsgruppe aufgenommen wird, die wieder eine gleiche Bahn durchschreitet. Schon bei Machiavelli und Bodin tritt sie auf und wird dann mit besonderem Nachdruck von dem eigentlichen Begründer der Geschichtsphilosophie, von dem Italiener Vico (1725), vertreten. Unter den Nationalökonomen hängt ihr namentlich Roscher an.“

Geht man auch nicht so weit, die Scheidung zwischen der griechisch-römischen und germanisch-romanischen Kulturperiode allzu schroff durchzuführen, erkennt man an, daß die „andere Menschheitsgruppe“ den „Kulturfaden“ nicht bloß aufnimmt, sondern von der vorhergehenden Epoche immerhin

[1] 1897. Onckens Besprechung findet sich in den „Schweizerischen Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik“ 1897, Heft 23/24. — Vgl. auch Oncken, Geschichte der Nationalökonomie 18 f.

[2] Vgl. Richard Mayr, Die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1. Abteilung (bis 1700), 1877.

noch manches wertvolle Material und hochbedeutsame Kräfte zur weiteren Ausspinnung aufgenommen hat, so darf man doch wohl im übrigen der gekennzeichneten Zyklentheorie vor der Schmoller-Bücherschen Theorie den Vorzug geben. Man wird demgemäß das Altertum nicht als die „Ursprungs- oder Kindheitsperiode unserer Entwicklung", sondern als eine „selbständige Kultursphäre mit eigenen Fußpunkten, eigenem Höhe- und Endpunkt" auffassen müssen. „Oder um das Verhältnis noch näher zu präzisieren, das Altertum stellt ein ganzes Bündel von selbständigen, jeweils mit dem Vorherrschen dieses oder jenes Volkstums verknüpften Entwicklungs- und Verfallsperioden dar. Im großen und ganzen zeigt sich freilich auch hier ein beständiges Fortschreiten nach oben, aber in anderer Weise als die an Darwin anknüpfende moderne Geschichtsphilosophie lehrt mit ihrer Annahme einer ununterbrochenen, wenn auch nicht immer ganz geradlinig verlaufenden Entwicklungslinie vom Anfang aller Dinge bis zur heutigen Kulturhöhe." [1]

Aber — zugegeben, die Annahme einer einzigen, mit gewisser Stätigkeit sich fortsetzenden Entwicklungslinie von den Urzuständen durch das Altertum und Mittelalter hindurch bis zur Neuzeit und in die Gegenwart hinein gehe zu weit — entbehrt das Büchersche Schema dann jeder geschichtlichen und inneren Berechtigung? Aufrichtige Hochachtung, die wir der Wissenschaftlichkeit Büchers zollen, verbietet ein solch absprechendes Urteil. Die Untersuchungen des Leipziger Gelehrten werden für alle Zeiten in manchen Beziehungen ihren Wert bewahren. Er hat gewisse *typische* Erscheinungen innerhalb der geschichtlichen Entwicklung meisterhaft gezeichnet und überdies eine vortreffliche Terminologie geschaffen. Dennoch können wir speziell das Schema: Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Volkswirtschaft weder im Sinne von *geschichtlichen* Entwicklungsstufen noch von Stufen höherer *spezifischer* Vollkommenheit anerkennen. Unser Hauptbedenken leitet sich aus der Überzeugung her, daß das Büchersche Schema leicht zu einer Verkennung des Wesens der *Volkswirtschaft* führen kann. Die Volkswirtschaft ist uns für *jede* Epoche ein Begriff, der die gesamte Wirtschaft eines Volkes wie das Ganze die Teile umschließt, mag auch das einigende Band ja nach den historischen Verhältnissen des staatlich verbundenen Volkes von sehr verschiedener Art, Stärke, Intensität sein. Die Volkswirtschaft ist keine geschichtlich oder

[1] *Oncken* a. a. O. 20.

spezifisch höhere „Stufe“, die als solche über die Stadtwirtschaft und Hauswirtschaft sich erhebt, sondern der Inbegriff aller privaten, individualen, kollektiven und gemeindlichen Wirtschaften eines staatlich geeinten Volkes, wobei allerdings die Volkswirtschaft in sich, wie auch das staatliche Leben, von sehr verschiedener Vollkommenheit sein kann. Der Staat bleibt Staat, mag er in streng einheitlicher oder in einer mehr dezentralisierten Form auftreten, mag er selbst als Summe korporativer Verbände mit weitgehender Autonomie sich darstellen und die einheitlichen Bande lediglich in den höheren Instanzen erkennen lassen. Ebensowenig erschöpft aber auch die moderne Volkswirtschaft den Begriff der Volkswirtschaft, ist nicht die einzig mögliche Art der Volkswirtschaft und wohl kaum die vollkommenste. Ihre Einheit erhält die Volkswirtschaft überall durch den natürlichen Zweck und die Autorität der staatlichen Gesellschaft selbst. Es würde zu weit führen, wollten wir jetzt näher darauf eingehen. Hier müssen wir uns lediglich auch auf die Kritik des Bücherschen Entwicklungsschemas beschränken.

Als den einheitlichen Gesichtspunkt, unter dem die ganze Entwicklung begriffen werde, bezeichnet Bücher das Verhältnis, in welchem die Produktion der Güter zur Konsumtion derselben steht; genauer: die Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurückzulegen haben. Von diesem Standpunkte gelangte Bücher dazu, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung wenigstens der zentral- und westeuropäischen Völker in jene drei geschichtlich aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen zu unterscheiden: die Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), — die Stufe der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches), — die Stufe der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Stufe des Güterumlaufes)[1]. Aber warum wird, wenn lediglich die Länge des Weges zwischen Produzent und Konsument das die Wirtschaftsstufen unterscheidende Moment ist, von Bücher nicht gleich die Weltwirtschaft, als vierte und höchste Stufe, beigefügt? Die Einteilung bliebe doch so und nur so, bei dem einmal gewählten einheitlichen Gesichtspunkte, ja ohne Zweifel eine ganz logische: Auf der untersten Stufe findet das Produkt schon innerhalb der Hauswirtschaft, die es erzeugte, seinen Konsumenten. Auf der zweiten Stufe geht der Pulsschlag

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft [2] (1898) 58 ff.; [3] (1901) 108 115.

des wirtschaftlichen Lebens „im wesentlichen" von Land zu Stadt und von Stadt zum Lande innerhalb des städtischen Weichbildes. Die volkswirtschaftliche Stufe schaltet den Händler ein; man produziert für den Markt, und die Güter laufen in der ganzen Volkswirtschaft um, bis sie ihren Konsumenten finden. Die Weltwirtschaft endlich führt, — wie es heute tatsächlich geschieht, — die Waren von Volk zu Volk, verläßt die Grenzen der Volkswirtschaft und setzt im fernen Lande die einheimischen Produkte an den fremdländischen Konsumenten ab. Das müßte ja dann offenbar, wenn die größere oder geringere Verkehrsweite den Einteilungsgrund „im wesentlichen" abgibt, eine neue, höhere „Stufe" der Entwicklung sein. Und doch wird man das Gefühl nicht los, daß es sich hier um ein Schema handelt, welches zur Erfassung gerade des „Wesentlichen" im Begriff der Volkswirtschaft keineswegs ausreicht.

Die bloße verschiedene Verkehrsweite ist eben, für sich genommen, kein soziales, kein gesellschaftlich einendes Prinzip. Nehme ich lediglich auf die Verkehrsweite Rücksicht, so wird tatsächlich, bei konsequenter Durchführung des Gedankens, die Weltwirtschaft, als höchste Stufe der geschichtlichen Entwicklung sich genau so über die Volkswirtschaft erheben müssen, wie diese über Stadt- und Hauswirtschaft. Demzufolge wäre heute derjenige ein Feind des geschichtlichen Fortschrittes, der für den Schutz der nationalen Arbeit einträte, der das Gemeinwohl des eigenen Volkes dem internationalen Kapitalismus nicht zu opfern gedächte, der nicht mit vollen Segeln in den Industriestaat steuerte und statt dessen eine Vermittlung zwischen Industrie und Agrarstaat erstrebte. Bücher wird diesen Konsequenzen gegenüber wohl seine Einwendungen und Beschränkungen machen. Gewiß, aber zu bestreiten, daß es sich um Konsequenzen handelt, ja um naheliegende Folgerungen, dürfte nicht so leicht gelingen. Nein, die Weltwirtschaft ist im Verhältnis zur Volkswirtschaft keine höhere Stufe von geschichtlich oder spezifisch größerer Vollkommenheit, noch viel weniger als die Volkswirtschaft im Verhältnis zur Haus- und Stadtwirtschaft. Oder wie wäre das möglich, da die Weltwirtschaft sich nicht an einen sozialen Organismus anlehnt, wie die Volkswirtschaft an das staatlich organisierte Volk, die Stadtwirtschaft an die städtische Gemeinde, die Hauswirtschaft an die Familie, und da es für die Weltwirtschaft keine allen Völkern gemeinsame öffentliche Autorität gibt mit irgendwelchen Aufgaben auf wirtschaftlichem Gebiet? Gewisse internationale Einrichtungen des heutigen Verkehrswesens, z. B. der Post, führen sich doch

lediglich auf Vertrag selbständiger Staaten, aber nicht auf die Anordnung einer höheren Autorität zurück. —

Man wird es ferner kaum verstehen können, warum die Ausbildung der Volkswirtschaft gerade erst mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde um die Wende des Mittelalters und mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates beginnen soll, wenn lediglich oder vorzugsweise die Verkehrsweite, die Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, seine Abgeschlossenheit in sich, der bestimmende Gesichtspunkt ist zur Unterscheidung der verschiedenen Entwicklungsstufen. Lange vorher war nämlich die Stadtwirtschaft durchaus keine bloße „Kundenproduktion oder Stufe des direkten Austausches, auf welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen".

Ganz richtig urteilt diesbezüglich Below[1], wenn er sagt: „Wir sind bereit, die Stadtwirtschaft des Mittelalters ein System des direkten Austausches, der Kundenproduktion, zu nennen, weil diese Beziehungen in ihnen einen viel größeren Raum einnehmen als in der Neuzeit. Aber der Unterschied dürfte nur relativer Natur sein. Auch im Mittelalter bildet der interlokale Verkehr bereits ein konstitutives Element im wirtschaftlichen Leben." Greifen wir hierfür als Beispiele heraus, die Erzeugung und den Absatz der Bekleidungsstoffe im Hochmittelalter, wie sie Aloys Schulte auf Grund sorgfältiger und zuverlässiger Forschungen uns schildert. Der „Welthandel", sagt Schulte[2] mit Rücksicht auf die Geschichte des Handels bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, „hat am allermeisten Anregung wohl dadurch erhalten, daß im Textilgewerbe eine gründliche Verschiebung eintrat, daß nicht mehr allein die höheren Klassen aus dem Markte Waren nahmen, wodurch der Handel auf feinere Produkte beschränkt blieb, sondern daß jeder Mensch einen Teil seiner Kleidung kaufte. Aus der Eigenproduktion, dem Hausfleiße, ging das Textilgewerbe in eine Arbeit für den Markt über. Und da die Konsumenten so enorm an Zahl gewachsen waren, gewann der Markt in den Geweben eine ebenso große Steigerung, er umfaßte nunmehr neben den feinen auch die gewöhnlichen auf den Massenverbrauch berechneten Stoffe. Der Handel hätte bei alledem gering bleiben können, innerhalb der Stadt und des von ihrer Wirtschaft abhängigen Bezirkes wäre es in vielen Fällen sehr wohl möglich gewesen, die gesamten Bedürfnisse an Geweben durch Eigenproduktion zu decken. Auf große Entfernungen hätte es dann nur Handel mit dem Rohstoff gegeben. Allein das hätte eine gleichmäßige Beherrschung aller Zweige der Textilkunst innerhalb dieses Kreises vorausgesetzt, die aber fehlte nicht nur, sondern

[1] Historische Zeitschrift LXXXVI 55.

[2] Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig I (1900) 112.

es bestand geradezu das Gegenteil. Die eine Gegend war der andern in diesem oder jenem Zweige vorauf, hier wurde besser blau gefärbt, dort verstand man sich besser auf die Bereitung von Lodentüchern, an einem andern Orte kamen andere Vorzüge zur Geltung, und so ergab sich schließlich, daß keine Stadt alles erzeugte, sondern ein Tuchhändler, um alle seine Kunden zu befriedigen, Waren verschiedenster Herkunft verlegen mußte. Wie er selbst von weither seine Gewebe bezog, mußten deren Erzeuger für einen Absatz in die Ferne sorgen. Im Bekleidungssache wurde die von K. Bücher so trefflich charakterisierte Stadtwirtschaft schon früh gründlich verlassen."

Und was für das Bekleidungsfach im allgemeinen gilt, das trifft insbesondere zu bei der Wollenweberei, für viele Städte das wichtigste Gewerbe. Während die Leinenweberei sich noch lange an den ländlichen Haushalt naturgemäß anschloß, ergibt sich für die Wollenweberei durch das Walken sehr früh eine Produktionsteilung. „Kein mittelalterliches Gewerbe", sagt Schulte[1], löste nach und nach die Produktion in eine solche Zahl von aufeinanderfolgenden, von verschiedenen Personen ausgeführten Arbeiten auf als die Wollstoffbereitung." Auch „die örtliche Zerlegung der Produktion war schon sehr alt. Einen trefflichen Überblick gewährt das in Flandern entstandene Gedicht Conflictus ovis et lini, in dem Schaf und Lein ihre Vorzüge preisen. Gallien liefere die buntesten Tücher, das neuerungssüchtige Volk liebe den bunten Glanz; Flandern, wo jeder nach seinem Geschmack und Farbensinn sich seine Stoffe bereite, sende seine grünen und tiefblauen Tuche, um die Herren zu kleiden, nach Deutschland, das diese Kunst des Färbens nicht verstehe. Aber auch hier sei man nicht müßig. Der Rhein erzeuge leichte, schwarze Tücher für Mönche und Nonnen, Schwaben rote, nicht in der Wolle gefärbte; an der Donau würden naturfarbene, jedem Wetter Trotz bietende (Loden-) Stoffe gewirkt, wie es besser nichts in Deutschland gebe. Die Quelle ist leider sehr schwer zu datieren; wenn wir auch nicht für das 11. Jahrhundert, dem man früher das Gedicht zuteilte, bereits die örtliche Zerlegung der Produktion aus diesem Gedichte feststellen können, so gehört es doch spätestens dem Schluß des 12. an."[2] Diese Angaben dürften genügen, um Belows Warnung vor einer Übertreibung des Entwicklungsgedankens durch Schematisierung vollkommen zu rechtfertigen. Was in den verschiedenen Zeitaltern nebeneinander besteht, darf nicht zur theoretischen Konstruktion von geschichtlichen Entwicklungsstufen verwandt werden. Sonst wird der Zusammenhang mit der geschichtlichen Wirklichkeit gänzlich verloren. Ohne Zweifel darf man von einem Typus oder System der Stadtwirtschaft mit Kundenproduktion sprechen, doch man muß alsbald hinzufügen, daß dieses System lange vor der Entstehung des modernen Staates durchbrochen war. „Die Aussonderung der städtischen Bevölkerung aus dem Lande", schreibt Schulte[3], „war bedingt durch die immer stärker werdende Aussonderung

[1] A. a. O. 119.

[2] Schulte a. a. O. 119 121 f 123 125 132.

[3] A. a. O. 153.

von Produktionszweigen aus der geschlossenen Hauswirtschaft. Diese schränkte sich immer mehr auf die Bodenkultur ein und gab die meisten andern Tätigkeiten an die Gewerbe der Städte ab, und da die Wirtschaft einer Stadt — die Stadtwirtschaft, wie sie Bücher definiert hat — nicht alle Bedürfnisse so gut und billig decken konnte wie eine andere, so führte diese Verteilung der Produktion auf Stadt und Land eine wesentliche Zunahme des Handels herbei. Am deutlichsten tritt uns (wie gesagt) die Umwälzung auf dem Gebiete der Bekleidungsindustrie entgegen. Theoretisch wäre es ja denkbar gewesen, daß eine jede Stadt mit Einschluß ihres Landbezirkes alle Bedürfnisse an Leinen und Wollwaren selbst erzeugte, tatsächlich aber sehen wir einen sehr bedeutenden Handel über große Entfernungen hin. Die verschiedene Qualität der Ware, die Sucht, mit fremden Stoffen zu glänzen, die Mode, welche auch jenen Tagen nicht fremd war, waren drei gewaltig wirkende Ursachen, um die Stadtwirtschaft zu durchbrechen."

Wir sprachen oben von zwei „Voraussetzungen", welche unseres Erachtens Einfluß geübt auf die Schmoller-Büchersche Theorie, führten aber bisher nur die eine an: den darwinistischen Entwicklungsgedanken. Eine andere stillschweigende Voraussetzung bildet, wie uns scheint, die in Gelehrtenkreisen vielfach herrschende geschichtliche Auffassung, daß als der eigentliche Ausgangspunkt unserer heutigen glänzenden Entfaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens die Zeit der Reformation und damit mehr oder weniger die Reformation selbst zu betrachten sei. So ist auch für Bücher die Volkswirtschaft im wesentlichen „eine Frucht der politischen Zentralisation, welche an der Wende des Mittelalters mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde beginnt und in der Gegenwart mit der Schöpfung des nationalen Einheitsstaates ihren Abschluß findet". Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß diese Auffassung selbst von dem Standpunkte des Bücherschen Entwicklungsschemas geschichtlich unzutreffend sei. Denn unter dem Gesichtspunkte der bloßen Verkehrsweite, des direkten oder indirekten Austausches der Kunden- und Marktproduktion, hat es längst vor dem bezeichneten Zeitpunkte eine „Volkswirtschaft" und ebenfalls eine „Weltwirtschaft" gegeben. Auch sonst spricht nicht gerade viel zu Gunsten einer Verknüpfung des Volkswirtschaftsbegriffs mit der Entstehung territorialer Staatsgebilde im Zeitalter der Reformation. Den Rückgang des deutschen Handels haben die Territorialstaaten nicht aufzuhalten vermocht, und den gewaltigen Aufschwung des Handels und des Verkehrs im 19. Jahrhundert verdanken wir der neuen Technik des Verkehrswesens, der Anwendung der Dampfkraft, der Eisenbahn, der Dampfschiffahrt. Von den traurigen Verhältnissen, unter denen

der deutsche Bauernstand in den Territorialstaaten zu leiden hatte, wollen wir hier ganz schweigen; und doch, wo von „Volkswirtschaft" die Rede ist, denkt man ja nicht bloß an Waren- und Marktproduktion, sondern an die wirtschaftliche Lage des Volkes überhaupt, insbesondere auch des agrarischen Mittelstandes, der unentbehrlichen Grundlage jedes gesunden Volkslebens! — Aber die beginnende politische Zentralisation, die in Geld gelohnten Söldnerheere, das Beamtentum, die Zollschranken u. s. w.? Auch das genügt offenbar nicht, um den Beginn der Volkswirtschaft seit jener Zeit zu datieren.

Alles in allem bleibt es jedenfalls gewagt, den Begriff der „Staatsbildung" so mit dem deutschen Merkantilismus zu verknüpfen — „aber nicht Staatsbildung schlechtweg, sondern Staats- und Volkswirtschaftsbildung zugleich", — wie dies in der Schmoller[1]-Bücherschen Theorie geschieht. In Frankreich war der nationale Einheitsstaat viel eher fertig als in Deutschland, der Merkantilismus großartiger und wirksamer. Warum sollen nun gerade die deutschen Territorialstaaten, die der nationalen Einheit viel mehr ein Hindernis boten, der Ausgangspunkt der „volkswirtschaftlichen" Entwicklung sein? Und was soll man von den Zeiten und Völkern urteilen, die, nach dem gepriesenen 16. Jahrhundert, von den „Früchten der politischen Zentralisation" wenigstens auf wirtschaftspolitischem Gebiete gar wenig verspürten? Bücher fühlt offenbar selbst die Schwierigkeit, die sich von seinem Standpunkte aus für die Beurteilung des liberalen Zeitalters ergibt. Verbindet man nämlich den allgemeinen Begriff der Volkswirtschaft mit dem Begriff des „modernen" Staates, mit einer starken staatlichen Wirtschafts- und Handelspolitik, dann hat England, haben die andern Staaten, die sich nach den Grundsätzen der klassischen liberalen Nationalökonomie einrichteten, keine Volkswirtschaft gehabt.

[1] Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen und Preußens überhaupt von 1680 bis 1786, Jahrb. für Gesetzgebung 2c. VIII, 43. Vgl. auch Schmoller, Über einige Grundfragen der Volkswirtschaftslehre (1898) 319. Hier wird uns der Maßstab gegeben zur Unterscheidung „feststehender Wahrheiten im Bereich der Staats- und Sozialwissenschaften" von den „wechselnden Theorien". „Als Kriterium der vollen Wahrheit", sagt nämlich Schmoller, „hat es stets gegolten und erscheint es auch heute, wenn alle Beobachter und Forscher immer wieder zu demselben Resultat kommen, wenn aus den verschiedenen Theorien eine einheitliche, von allen anerkannte Wahrheit hervorgeht. Das ist allein vollendete Wissenschaft." An jenem Maßstabe gemessen, gehört, wie auch Oncken hervorhebt, die Schmoller-Büchersche Lehre zweifelsohne zu den „wechselnden Theorien".

Das wird Bücher nicht zugeben wollen. Aber konsequent gedacht wäre es doch, und die Art und Weise, wie Bücher diese Schwierigkeit zu beseitigen versucht, dürfte jedenfalls nicht als eine glückliche bezeichnet werden können. Hat der Liberalismus, sagt Bücher, die ganze Fortentwicklung der Volkswirtschaft auf den Boden der freien gesellschaftlichen Betätigung gestellt und darum vielfach eine geradezu staatsfeindliche Richtung eingehalten, so hat er doch nicht zu verhindern vermocht, daß der moderne Staat als solcher sich in der Richtung weiter ausgebildet hat, welche er seit dem 16. Jahrhundert eingeschlagen hatte: in der Richtung eines immer engeren Zusammenschlusses aller Teile des Volkes und des Staatsterritoriums zur Erfüllung immer größerer Kulturaufgaben. Glaubt Bücher damit wirklich die Schwierigkeit gelöst zu haben? Nicht um die Eröffnung der *Möglichkeit* einer weiteren Ausbildung des *modernen Staates* handelt es sich, sondern um das tatsächliche Verhalten des Staates gegenüber der *Volkswirtschaft*, — um die Frage, ob der in der Schmoller-Bücherschen Theorie eng mit ganz bestimmten *geschichtlichen* Staatsbildungen und einer geschichtlich genau charakterisierten *staatlichen Wirtschaftspolitik* verknüpfte Begriff der Volkswirtschaft auch auf jene modernen, mehr liberalen Staatswesen Anwendung finden könne, die mit den deutschen Territorialstaaten unter wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Rücksicht kaum irgendwelche Berührungspunkte aufweisen. Diese Frage aber ist nicht befriedigend beantwortet worden und kann auch von Büchers Standpunkt aus eine ausreichende Lösung niemals finden.

Es ist eben unmöglich, den *Begriff* der Volkswirtschaft rein *historisch* zu fassen. Ebensowenig wie der *Staatsbegriff* seine Verwirklichung erst in den deutschen Territorialstaaten bei Anfang der Neuzeit findet, beginnt der Begriff der *Volkswirtschaft* geschichtlich reale Form anzunehmen mit der politischen Zentralisation und der merkantilistischen Wirtschaftspolitik des absolutistischen Staates. Auch nicht die geschichtlich sich steigernde Weite oder Intensität des Verkehrs bildet das Formalprinzip der Volkswirtschaft, der Händler nicht ihr eigentliches konstitutives Element. Die Volkswirtschaft ist kein bloßer historischer Verkehrsbegriff, sondern vor allem ein *sozialrechtlicher Begriff*, der zur Bezeichnung des Wirtschaftslebens jedes staatlich verbundenen Volkes dient. Nur von diesem Standpunkte aus erledigt sich die Frage, warum die „Weltwirtschaft“ keine höhere, die Volkswirtschaft ablösende Entwicklungsstufe sei, ohne Schwierigkeit. Die Lösung, die Bücher bietet, dürfte dagegen kaum be-

friedigen. Er bezeichnet[1] es als einen Irrtum, wenn man aus der im liberalistischen Zeitalter erfolgten Erleichterung des internationalen Verkehrs schließen zu dürfen meine, die Periode der Volkswirtschaft gehe zur Neige und mache der Periode der Weltwirtschaft Platz. Gerade die neueste politische Entwicklung der europäischen Staaten habe ein Zurückgreifen auf die Ideen des Merkantilismus und teilweise der alten Stadtwirtschaft zur Folge gehabt. Das Wiederaufleben der Schutzzölle, das Festhalten an der nationalen Währung und der nationalen Arbeitsgesetzgebung, die schon vollzogene oder noch erstrebte Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, der Arbeiterversicherung, des Bankwesens, die wachsende Staatstätigkeit auf ökonomischem Gebiet überhaupt: alles dieses deute darauf hin, daß wir nach der absolutistischen und liberalistischen in eine dritte Periode der Volkswirtschaft eingetreten sind. — Wie aber, wenn die zweite, liberalistische Periode sich vollkommen ausgewirkt hätte, oder wenn nach der jetzigen, dritten Periode wieder eine neue, mehr liberale Periode käme und diese die heute so oft gepriesene „internationale Arbeitsteilung" zur vollen Geltung brächte, würde dann die Weltwirtschaft als eine höhere Entwicklungsstufe sich über die Volkswirtschaft als untere Entwicklungsstufe erhoben haben oder noch erheben? Keineswegs, und warum nicht? Weil eben der Begriff „Weltwirtschaft" ein bloßer Verkehrsbegriff, aber kein sozialrechtlicher Begriff wie die Volkswirtschaft ist. Mögen auch millionen- und milliardenfach die Fäden des Verkehrs die entferntesten Orte alle miteinander verbinden, aus der „Weltwirtschaft" wird nie ein der „Volkswirtschaft" gleichartiges oder ihr übergeordnetes sozialrechtliches Gebilde. Wenn man den Kaufmann in Indien schlägt, so schreit er in Paris, sagte einst Rousseau. Heute, bei viel intensiverem Verkehr, müßte der indische Schlag ein ganzes Konzert zu Paris, London, Berlin, Wien u. s. w. zur Folge haben. Aber die Sänger trennen sich alsbald und gruppieren sich immer wieder von neuem. Es fehlt eben das feste soziale Ganze, in dessen Rahmen die Weltwirtschaft sich dauernd einflechten könnte. Erblickt man dagegen in der Volkswirtschaft ganz allgemein das Wirtschaftsleben eines staatlich geeinten Volkes, so ist der soziale Rahmen, das soziale Band, und mag es noch so leicht und locker geschlungen sein, eben mit der staatlichen Verbindung, rechtlich und mehr oder minder zu allen Zeiten, im Altertum, im Mittelalter, in der Neuzeit in irgend einem Grade, in irgend einer Weise auch faktisch

[1] Entstehung der Volkswirtschaft [2] 162 ff.

gegeben. Man darf freilich nicht die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Volkswirtschaft schlechthin verwechseln, das Vorhandensein einer Volkswirtschaft an sich nicht gerade von einem nach Ausdehnung und Intensität höheren und höchsten Grade staatlicher Einflußnahme auf das Wirtschaftsleben abhängig machen, nicht die merkantilistische Wirtschafts-, Handels-, Kolonialpolitik zum begrifflichen Wesenselement der Volkswirtschaft überhaupt machen und hierfür immer und überall einen so innigen Zusammenschluß aller Einzelkräfte verlangen, wie sie nur der große Nationalstaat zu bieten vermag.

Zum Schlusse nur noch ein kurzes Wort! – Es ist der gemeinsame Fehler so ziemlich aller modernen Entwicklungstheoretiker, die Evolution nur bis zu einem gewissen Punkte gelangen zu lassen, der ihnen mehr oder minder als Glanz- und Höhepunkt der Entwicklung erscheint. Für Hegel war sein eigenes System die absolute Wahrheit und der preußische Staat seiner Zeit der präsente Gott. Auch die darwinistischen Naturforscher kleben fest an dem anthropozentrischen Standpunkte. Und doch, — man denke sich nur einmal einen Vogel mit menschlichem Geiste, — bemerkt treffend Kurt Grottewitz[1]: Um wie viel besser wäre ein solches Wesen ausgestattet, als der langsame, an der Scholle klebende, über Grenzsteine und Zollschranken stolpernde, unter zu dichtem Beieinanderwohnen leidende Mensch! Aber über den Menschen hinaus führt nun einmal die darwinistische Entwicklung nicht. Auch Marx gelangt in seiner materialistischen Geschichtsauffassung gerade noch bis zum Zukunftsstaate als Endstation. Dann hört die „naturnotwendige" Evolution auf. Ebenso ist für Schmoller und Bücher der moderne, von der Reformationszeit beginnende, im großen nationalen Einheitsstaate vollendete Staat das Höchste, gewissermaßen der Ziel- und Schlußpunkt einer tausendjährigen Entwicklung. Damit hört es auf; der Fortschritt besteht vielleicht noch in einem „Zurückgreifen auf die Ideen des Merkantilismus" u. s. w.

Würde es — wenn uns die bescheidene Frage gestattet ist —, würde es vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Wissenschaft und im Interesse praktischer Wirtschaftspolitik nicht besser und verdienstlicher sein, gerade den Schattenseiten in der modernen Entwicklung größere Aufmerksamkeit zu schenken, um uns eine bessere Zukunft zu sichern, statt durch Evolutionstheorien von zweifelhaftem Werte die Selbstzufriedenheit und vielleicht auch Selbstüberschätzung der Gegenwart zu fördern und zu nähren?

[1] A. a. O.

Heinrich Pesch S. J.

Eine Prinzessin von Bayern.

Daß Sprossen fürstlicher Geschlechter und sogar gekrönte Häupter als Schriftsteller hervorgetreten sind, ist im Verlauf der letzten hundert Jahre wiederholt geschehen. Um nicht zu reden von den in ihrer Art bedeutenden Reisewerken eines Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar (1828) oder des Prinzen Max zu Wied (1819—1822 und 1838—1841), haben selbst Namen wie König Ludwig I. von Bayern, König Johann von Sachsen, Kaiser Napoleon III. ihren Platz in den Bibliotheken. Ein eigener Ruhm des bayerischen und sächsischen Königshauses ist es in dieser Zeit gewesen, daß auch Prinzessinnen aus ihrer Mitte Talent und Wissen schriftstellerisch verwertet und in den Dienst der Mitwelt gestellt haben. Erst vor wenig Jahren waren diese Blätter stolz darauf, in ihrem LV. Bande (S. 330 f) ein wissenschaftliches Werk der Prinzessin Therese zur Anzeige bringen zu dürfen, und es ist bekannt, daß diese fürstliche Frau, wenn auch vielleicht als Gelehrte, doch als Schriftstellerin in ihrem erlauchten Hause keineswegs vereinzelt steht.

Jüngst hat nun eine Prinzessin desselben königlichen Hauses, die in der Geistesaristokratie Münchens einer besondern Hochachtung, unter den Katholiken Bayerns aber einer vorzüglichen Verehrung sich erfreut, als Geschichtsforscherin um zwei Jahrhunderte zurückgegriffen und aus den schlimmsten Sturmestagen des alten Wittelsbacher Geschlechtes eine Friedensgestalt zur Darstellung sich auserwählt, die bei aller Schlichtheit in der Erscheinung doch hochbedeutsam ist für unsere Zeit [1].

Sie zeichnet da eine Wittelsbacherin als Ordensfrau, ein Kind des prachtgewohnten Münchener Residenzschlosses als Büßerin in der armen Klarissenzelle und als stille Beterin am Fuße des Altares. Ergreifender konnte nicht an den historischen Beruf der Wittelsbacher erinnert werden und an die edelsten und größten Erscheinungen seiner Vergangenheit. Das alte Wittelsbacher Geschlecht war ein frommes und gläubiges Geschlecht,

[1] Emanuela Therese vom Orden der heiligen Klara, Tochter Kurfürst Max Emanuels von Bayern (1696—1750). Ihre Geschichte hauptsächlich nach ungedruckten Briefen und Schriftstücken zum ersten Male erzählt von Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Mit 2 farbigen Titelbildern, 5 Vollbildern, 43 Abbildungen im Text, Stammtafeln und 2 Musikbeilagen. (XII u. 118) gr. 8°, München 1902, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Preis geb. M. 10.

und Bayerns Beruf war es seit dem Niedergang der einstigen Kaisergewalt, die Vormauer und Schutzmacht der katholischen Kirche in Deutschland zu sein. Die Tage des Ruhmes und der Größe waren es, so oft und solange seine Herrscher diesem Berufe verständnisvoll sich hingaben, die Zeiten seiner Erniedrigung, wenn sie dieser ihrer heiligen Aufgabe vergaßen.

Ein solches Buch aus solcher Hand ist schon ein kleines Ereignis und, zumal in einer Zeit zunehmender Feindschaft gegen die Orden, für die Katholiken Gesamtdeutschlands einer näheren Beachtung wert.

Die hohe Verfasserin warnt S. 26 vor der „Überschwenglichkeit der Hofsprache, welche erheischt, daß man stets die Prinzessinnen liebenswürdig findet". Es kann diese Warnung nicht abhalten, das vorliegende Werk einer Königstochter über eine Prinzessin des Hauses Bayern als eine wirklich liebenswürdige Gabe zu begrüßen.

Als unbeachtete Blütenknospe am alten, ehrenreichen und erlauchten Stamm wird jene gotterwählte Prinzessin von den Geschichtschreibern kaum genannt, und auch dem Volke im großen war bisher ihr Name unbekannt. Und doch bleibt sie bewunderungswürdig durch die Hochherzigkeit, mit der sie einem erhabenen Berufe entsprach, und den Starkmut, mit welchem sie demselben treu geblieben ist. Wie und unter welchen Verhältnissen der höhere Ruf an die fürstliche Jungfrau herangetreten ist, wie sie denselben aufnahm in ihr Herz und durch die Tat ihm Folge gab, wird hier mit zarter, verständnisreicher Hand gezeichnet.

Als Quelle dienen hauptsächlich die vertrauten Briefe, welche die kurfürstliche Prinzessin teils mit ihren nächsten Anverwandten, teils mit einer befreundeten Ordensfrau gewechselt hat, ihre eigenhändigen Aufzeichnungen aus der Zeit ihres Ordenslebens, sowie Briefe und Berichte ihr nahestehender, wohlunterrichteter Zeitgenossen, mit einbegriffen der alten Chronik ihres Klosters. Eine besondere Zierde verleihen dem Buche, eine anziehende Erläuterung und Belebung dem Texte: 50 meisterlich gewählte und trefflich ausgeführte Abbildungen. Auf 6 derselben tritt die Titelheldin selbst dem Leser entgegen.

Das älteste der neun Kinder aus Max Emanuels zweiter Ehe und die einzige Tochter, war Prinzessin Maria Anna Karolina am 4. August 1696 zu Brüssel geboren. Während der Kinderjahre war sie von Körperschwäche und Kränklichkeit beständig heimgesucht, und ihre Jugend fiel in eine trübe Zeit. Ihr Vater, der Kurfürst, weilte seinem Lande fern als Geächteter

und Besiegter, vier ihrer jungen Brüder waren 1706 als Gefangene nach Österreich verbracht, Land und Hauptstadt waren in Feindeshand, und die Mutter lebte in der Fremde. Von den zwei kleinen Brüderchen, die mit der Prinzessin in München zurückblieben, wurde der jüngere, vier Jahre alt, 1709 vom Tod hinweggerafft, der ältere mußte 1712, kaum im neunten Jahre seines Alters, den Brüdern nach Österreich folgen.

Wohl konnten mit dem Frühling des Jahres 1715 wieder fröhlichere Zeiten in das Münchener Residenzschloß ihren Einzug halten. Die Prinzessin, bis dahin schwächlich und schüchtern, begann in den Körperformen wie in ihrem geselligen Auftreten unerwartet günstig sich zu entwickeln und selbst als vorzügliche Tänzerin aller Blicke auf sich zu ziehen. Musik hatte sie von frühen Jahren an mit Liebe gepflegt. Aber die Näherstehenden wußten, und die Prinzessin sprach es offen aus, daß „ihr Herz nicht nach dieser Welt stehe". Doch, so hieß es gleichzeitig in einem Berichte über die Achtzehnjährige an ihren Vater: „Ihre Neigungen sind auch bis jetzt noch nicht aufs Kloster gerichtet, dessen Strenge sie vielleicht zurückschreckt."

Ein ausgesprochener Zug zur Frömmigkeit war schon von zartem Kindesalter an bei der Prinzessin hervorgetreten. Sie nimmt gern teil an öffentlichen Gebetsfeierlichkeiten, und in ihren Anliegen wallfahrtet sie fromm nach Altötting. Brüder und Verwandte wissen, daß Maria Anna vorab durch Andachtsgegenstände erfreut werden könne. Da sie acht Jahre alt ist, beschert ihr der hl. Nikolaus ein „Kripperl"; zwei Jahre später, 1706, verzeichnen die „Hofzahlamtsrechnungen" [1] 18 fl. für einen Maler, „weil er für die Prinzessin die Geißelung, Krönung und Kreuztragung Christi in das Cabinet gemahlen". In der Fastenzeit 1712 veranstaltet P. Ignaz Ehrhardt S. J. „zur Auferbaulichkeit des Prinzen und der Prinzessin" ein kleines Passionsspiel [2]. Noch in dem gleichen Jahre schickt ihr der Oheim, der Kurfürst-Erzbischof von Köln, fromme Bücher, ein Jahr später sogar ein „Betrachtungsbuch für alle Tage des Jahres", in der sichern Voraussetzung, daß „sie damit zufrieden sein" werde. Scherzend nennt er die still heranwachsende Jungfrau seine „Pfaffenköchin". Von der Großmutter erhält die Achtzehnjährige zum Geschenk einen Rosenkranz mit Reliquien des hl. Nikolaus, und schon vier Jahre früher, zu

[1] Schmidt, Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher 455.
[2] A. a. O. 445.

Neujahr 1710, hatte der älteste ihrer Brüder von seiner Gefangenschaft in Klagenfurt aus ein ähnliches Angebinde mit den Worten bei ihr eingeführt: „Obgleich Sie, wie ich weiß, aus sich selbst schon einen großen Drang zur Frömmigkeit haben, so werden Sie es nicht mißverstehen, wenn ich meine Glückwünsche mit einer kleinen Gabe begleite, welche zur Belebung desselben vielleicht noch mehr beitragen kann.“

Mit Vorliebe besuchte die Prinzessin die Klöster und schloß Freundschaft mit verschiedenen Nonnen. Das Klarissenkloster auf dem Anger zu München und ein Frauenkonvent zu Augsburg werden besonders genannt. Zur Zeit ihres achtzehnten Lebensjahres stand sie in einer ganz vertraulichen Korrespondenz mit einer begnadigten Schwester des Angerklosters, ihrer nachmaligen Novizenmeisterin, und schüttete dieser über alles, was sie innerlich bewegte, das Herz aus. Schon ein Jahr zuvor, im Juni 1714, brachte sie sogar längere Zeit im Kloster zu, um einer todkranken Nonne in der letzten Stunde beistehen zu können. Sie hat ihr dabei öfter „die Pulß gegriffen“ und verlangte „mit ganzem Gewalt und höchsten Begierden“ die Schwester Antonie sterben zu sehen.

Mit dem Himmelsfrieden, dessen Zeugin die Fürstentochter in diesem weltabgeschiedenen Hause sein konnte, kontrastierten nur allzu grell die traurigen Zerwürfnisse in der eigenen Familie. Max Emanuel war kein treuer Ehegatte, und die tiefe Kluft, die sich zwischen Vater und Mutter aufgetan, war ein offenes Geheimnis. Die fromme Achtzehnjährige verstand es nur allzuwohl, als eine Nonne zu Augsburg ihr prophezeite, sie würde noch einmal „ins Kloster treten, um die Bekehrung ihres Vaters zu erwirken“. So erzählt denn auch einige Jahre später die alte Chronik des Angerklosters, unmittelbar nach Ablegung der Ordensprofeß am 29. Oktober 1720 habe die Prinzessin, und mit ihr die anwesenden Brüder, sich den Eltern zu Füßen geworfen „mit inniglicher Bitt, sie möchten hinfüro in besserer Verständnus mit einander leben.“

Hatte sich die Prinzessin nach des Vaters Rückkehr 1715 anfangs mit Eifer und zur Befriedigung ihrer Umgebung am Hofleben beteiligt, so hatte sie doch bald schon Ursachen genug gefunden, von dem bewegten Treiben sich wieder mehr und mehr zurückzuziehen. Ihr Vater Max Emanuel ließ in einem Schreiben an ihre Obersthofmeisterin Gräfin Fugger unter dem 30. Juni 1718 seinem Unmut hierüber freien Lauf. Seine an Heftigkeit grenzenden Äußerungen zeigen, wie geringes Verständnis der Kriegsheld und Lebemann für die ernsten Wandlungen hatte, die im Herzen der Tochter sich vollzogen.

Gerade in dieser Zeit, während ihr zweiundzwanzigstes Lebensjahr sich vollendete, war mitten unter dem Glanze des Münchener Hoflebens im innersten Herzen der Prinzessin ein Zug zum Ordensleben immer deutlicher hervorgetreten. Erhebende Beispiele solch opferfreudiger Selbstentsagung hatte sie im katholischen Stammhause von Bayern in beträchtlicher Zahl vor sich. Zumal das Klarissenkloster auf dem Anger zu München bewahrte mit den verehrten Gebeinen die Namen der Prinzessinnen Agnes (gest. 1352) und Barbara (gest. 1472) als geheiligtes Andenken verklärter Ordensschwestern. In dieses selbe strenge Kloster der armen Klarissen zog es immer mächtiger die verwöhnte Tochter Max Emanuels. Während des ganzen Jahres 1718 beschäftigte sie dieser Gedanke. Sie konnte ihn nicht mehr los werden. Selbst auf dem Balle, wo sie doch sonst so gern und nicht ohne Selbstgefälligkeit dem Tanze sich hingab, überfiel er sie.

Um zur Klarheit zu gelangen, zog sie sich die Woche vor Weihnachten 1718 zum Zwecke geistlicher Übungen ganz in das Angerkloster zurück. Da es sich direkt um den Eintritt in dieses Klarissenkloster handelte, so bestimmte der Kurfürst, daß nicht einer der dem Kloster nahestehenden Geistlichen, sondern der Rektor des Münchener Jesuitenkollegiums, als völlig Unbeteiligter, die Exerzitien leiten solle. Dieser sprach mit der Prinzessin sehr offen und sehr entschieden. Das Ergebnis war die völlige Klarheit und Sicherheit über einen göttlichen Ruf. Ein äußerer Umstand trat hinzu, um rasch die letzte Entscheidung herbeizuführen.

Am 18. März 1719 war unter fröhlichem Trompetenschall eine feierliche Gesandtschaft aus Paderborn in der Residenz von München eingefahren mit der Meldung, daß der Prinzessin jüngerer Bruder, Herzog Philipp Moritz, den der Papst kurz zuvor zum Bischof von Münster erhoben hatte, nun auch zum Bischof von Paderborn erwählt worden sei. Ein lang gehegter Wunsch der Eltern ging damit in Erfüllung, und einem innig geliebten Bruder öffnete sich eine glänzende fürstliche Stellung. Diesen Bruder, der zum Zweck der Vorbereitung auf den geistlichen Stand eben in Rom weilte, hatte die Prinzessin besonders lieb, und während seiner Reise und Abwesenheit war sie mit ihm im zärtlichsten Briefwechsel gestanden. Jetzt, in dem Augenblick, da nach den Anschauungen der Welt sein „Glück" gemacht schien, in der gleichen Stunde noch mit der festlichen Gesandtschaft von Paderborn, traf aus Rom die Nachricht ein, daß der lebensfrohe, blühende Jüngling einer jähen Krankheit erlegen sei. Der

Prinz war nicht ohne Mutwille und weltlichen Leichtsinn gewesen, aber ein christlich frommer Tod hatte sein Ende verklärt.

Unter solchen erschütternden Eindrücken zog die Prinzessin ihre Mutter ins Vertrauen, daß ihr Entschluß nunmehr unwiderruflich gefaßt sei. Die Mutter drängte auf nochmalige ernste Prüfung. Wieder wurden zehn Tage geistliche Übungen angestellt, im Mai 1719, aber auf ausdrückliche Weisung diesmal im Kloster der Salesianerinnen. Es blieb bei dem alten Entschluß. Noch bis zum 3. Juli sollte es währen, ehe die Prinzessin Mut und Gelegenheit fand, ihrem Vater gegenüber sich völlig auszusprechen. Am folgenden Tage erschien sie im Kloster, um in aller Demut sich die Aufnahme zu erbitten. Die Kurfürstin selbst gab ihrer Tochter das letzte Geleite, als diese am 25. Juli 1719 im Kloster dauernden Aufenthalt nahm. Anfangs lebte dieselbe hier als Postulantin noch völlig frei, um in den Übungen der strengen Tagesordnung und der harten Lebensweise sich erst zu versuchen. Wiederholt empfing sie in dieser Zeit die Besuche der kurfürstlichen Familie, und die Eltern suchten den mehrmals festgesetzten Termin der Einkleidung immer wieder hinauszuschieben. Endlich am 29. Oktober 1719 fand im Beisein der Eltern und Geschwister und ihres Gefolges die bedeutsame Zeremonie mit aller Feierlichkeit statt. Die neue Ordensfrau trug von da an den Namen Emanuela Therese vom Herzen Jesu, eine stete Erinnerung an ihre Eltern, Max Emanuel und Therese Kunigunde.

Die gesamte Familie, Eltern, Geschwister und insbesondere der geistliche Oheim, Kurfürst Joseph Klemens, ließen es an nichts fehlen, um die Novizin auch jetzt noch zu reiflicher Prüfung ihrer ernsten Lebenswahl anzuhalten, und ihr für den Fall ihres Wiederaustrittes die beruhigendsten Versicherungen und verlockendsten Anerbietungen zu machen. Emanuela Therese blieb standhaft. Am 29. Oktober 1720 legte die früher so zarte und schwächliche Jungfrau auf die strenge Regel der hl. Klara die Ordensprofeß ab. Seitdem pflegte sie im Schatten des Heiligtums die demütigen Tugenden der Armut und Selbstentsagung. Daß der verwöhnten Fürstentochter Kämpfe mit der rauhen Alltäglichkeit nicht ganz erspart blieben, zeigt das Wenige aus ihren Aufzeichnungen, das die Verfasserin mitzuteilen sich bewogen fand. Es zeigt aber auch, daß ihr ganzes ferneres Leben vom Geiste des Gebetes und der Gottvereinigung durchdrungen und auf heldenmütigen Kampf gegen das eigene ungeordnete Selbst hingerichtet war.

Die abermalige Besetzung Bayerns durch die feindlichen Scharen Österreichs brachten auch der frommen Heimstätte der gottgeweihten Fürstin schwere Zeiten der Prüfung, doppelt hart und schmerzlich für die Tochter aus dem Hause Bayern. Um diese Zeit geschah es, daß die Prinzessin einmal noch aus ihrem Dunkel etwas hervortrat[1]. Als die Kriegsgefahr geschwunden war, sollte das berühmte Gnadenbild der heiligen Familie, das man für die Zeit der Kriegsnot in die Stadt nach St. Peter übertragen hatte, seiner früheren Stätte, der Gruftkapelle in der Kapuzinerkirche außerhalb der Mauern, wiedergegeben werden. Da erinnerte sich die demütige Ordensfrau wieder, daß sie die Schwester des Kaisers Karl VII., des Landesfürsten von Bayern sei. Sie erwirkte ihrem Kloster die Gnade, daß das Bild drei Tage und drei Nächte in ihrem Chore zur Andacht und Verehrung aufgestellt werden durfte. Mit brennenden Kerzen zog sie und die Oberin dem ehrwürdigen Gnadenbild entgegen, und die drei Tage waren für die armen Klarissen ein fortgesetztes Freudenfest. Nicht lange war der Friede hergestellt, als am 24. April 1747 ein Schlagfluß die Schwester Emanuela Therese auf der rechten Seite lähmte. Seit August 1750 war sie bettlägerig; ein qualvolles Krebsleiden war hinzugetreten. Mit freudiger Gottergebung trug die erlauchte Klarisse ihre vielfältigen und heftigen Schmerzen. Am 9. Oktober 1750 gab sie fromm ihre Seele dem Schöpfer zurück. Sie hatte ein Alter von 54 Jahren erreicht; 31 Jahre hatte sie im Ordensstande Gott allein gedient.

Nur dem Scharfblick und der Welterfahrung einer hohen Dame konnte es möglich sein, in dieser so einfach verlaufenen Geschichte eines Ordensberufes doch noch, wenigstens vermutweise, ein „Stückchen Roman“ zu erspähen.

In dem Briefe, mit welchem der Kurfürst-Erzbischof von Köln 19. Januar 1720 die Novizin zu nochmaliger Selbstprüfung bestimmen will, bevor sie sich für immer unwiderruflich binde, läßt er der Nichte gegenüber die Bemerkung einfließen: „Seien Sie nicht überrascht, daß ich Sie [auch drei Monate nach geschehener Einkleidung] bis zur Vollendung des Opfers immer noch nicht als Klosterfrau behandle, da ich weiß, daß ein menschlicher Beweggrund Sie dahin geführt hat, diesen Entschluß zu fassen“ (que quelque motif humain vous a portée à embrasser ce parti).

[1] Vgl. Eberl, Geschichte der Bayr. Kapuziner-Ordensprovinz, Freiburg 1902, 320.

Den intimen Vorgängen am Münchener Hofe und den Bewegungen in der Brust der jugendlichen Verwandten stand der Kurfürst ziemlich fern. Was er mit dem „menschlichen Beweggrund" meinte, hat er selbst deutlich genug und gleich im nächsten Zusammenhang zu verstehen gegeben. Es war „die Verzweiflung infolge des Überdrusses am Treiben des Hofes" in München unter Max Emanuel, deutlicher gesagt, der schmerzliche Eindruck infolge des gestörten Verhältnisses zwischen Vater und Mutter.

Aber das Wort vom „menschlichen Beweggrund" steht einmal in der Warnungsepistel des kurfürstlichen Oheims, genug, um vor dem Scharfblick einer herzenskundigen hohen Frau romantische Mutmaßungen emporsteigen zu lassen. Vielleicht war die „weltflüchtige" Prinzessin „gründlich enttäuscht von der Welt infolge der fehlgeschlagenen Hoffnungen".

In der Tat waren zwei günstige Heiratsprojekte, welche die Eltern in bezug auf die Prinzessin eine Zeit lang gehegt hatten, ohne Ergebnis geblieben. Allein diese „Enttäuschungen" hatten die Fürstentochter, selbst wenn sie um die Verhandlungen gewußt haben sollte, persönlich kaum berührt. Sie stand noch in so jugendlichem Alter, daß die Aussicht auf eine ehrenvolle Verbindung noch auf Jahre hinaus offen blieb. Am allerwenigsten wäre deshalb für die nicht ohne Weichlichkeit erzogene fürstliche Jungfrau ein Grund gewesen, gerade einem so strengen Orden, so harter Armut und Entblößung von aller irdischen Annehmlichkeit sich unwiderruflich zu weihen. Es gab viele Klöster, die mehr Freiheit und Bequemlichkeit gestatteten; im Kurstaate ihres Oheims standen vier hochadelige Damenstifte mit reichen Pfründen ihr offen, wo sie ganz nach Belieben die Zurückgezogenheit und Frömmigkeit hätte pflegen können. In den wiederholten ausführlichen Schreiben, in welchen die Prinzessin den Eltern gegenüber ihren Beruf und ihre Beweggründe zum Eintritt bei den Klarissen darlegt, forscht man vergeblich nach dem „menschlichen Beweggrund", und es sind doch nicht genügende Momente vorhanden, um den Inhalt dieser Schreiben lediglich auf die „Anleitung des Beichtvaters" zurückzuführen. Prinzeß Maria Anna selbst hat zu einem „menschlichen Beweggrund" sich niemals bekannt, und ihr ganzes späteres Ordensleben von 31 prüfungsreichen Jahren hat ihr darin recht gegeben.

Aber einmal, im Herbste 1718, da sie 22 Jahre zählte und schon längst im Innern mit ihrem Berufe aufs ernsteste beschäftigt war, kommt ein Bruder ihrer Mutter, der 38jährige Prinz Konstantin, zum Verwandtenbesuche an ihren Hof. Es ist zum erstenmal, daß sie den Onkel

sieht, und sie ist entzückt von seiner Person, ganz eingenommen von seinen gewinnenden Eigenschaften. Im vertraulichen Briefe an eine arme Klarissin im Angerkloster erzählt sie mit Wärme von der Anwesenheit des lieben Verwandten. Dieser Brief an die vertraute Nonne ist mit einem Herzen gesiegelt, das eine Säule krönt, zu den Füßen der Säule der Liebesgott. Hier ist der Roman!

Vor dem Fachgutachten von so berufener Seite muß der Historiker sich beugen. Ohne den Fingerzeig von dieser Hand und nur gestützt auf den damaligen Gebrauch solcher Symbole, würde er Herz und Amor und Wahlspruch auf dem Siegel des Briefes an die Klarissin anders gedeutet und die Devise Constant et fidèle mit einer höheren Liebe und Treue in Verbindung gebracht haben, mit jener, in welcher die Prinzessin wirklich bis zum Ende „standhaft und treu" verblieben ist.

Nicht selten kommt es vor, daß brave Ordensleute über alles Maß der Gerechtigkeit hinaus streng beurteilt werden, wenn solche, die in der Welt nach dem Guten streben, auch nur den Schatten einer menschlichen Unvollkommenheit, das geringste Zurückbleiben hinter dem Ideal an ihnen bemerken. So wird es ohne Zweifel auch der wackern Schwester Emanuela Therese von seiten derer ergehen, welche die schroffe Zurechtweisung S. 82 lesen, die der Beichtvater des Klosters für die einstige Prinzessin niedergeschrieben hat.

Man wird in ihr eine nachlässige, mehr oder minder leichtfertige und launenhafte Ordensfrau erblicken, deren gehäufte Fehler endlich die Geduld ihrer Umgebung erschöpft und den Beichtvater zu energischem Einschreiten genötigt haben. Der im Ordensleben selbst Erfahrene hingegen kann an dieser Liste von Verweisen sich nur in hohem Maße erbauen, sowohl im Hinblick auf die Offenheit des Beichtvaters wie mit Rücksicht auf die Demut und Geduld der zunächst betroffenen Ordensfrau. Das muß eine Nonne von starker, männlicher Tugend sein, zu welcher der Beichtvater ohne Gefahr schlimmerer Übel so sprechen zu können glaubt, und ein sehr schuldloses Leben, dem auch von einem so unnachsichtigen Zensor nichts anderes zum Vorwurf gemacht werden konnte.

Es ist eine althergebrachte Übung in manchen Ordensfamilien, die bis in unsere Zeit hinein fortbestanden hat, daß den einzelnen vom geistlichen Obern das eine oder andere Mal eine Liste von Fehlern übergeben wird, die man an ihnen beobachtet hat und auf deren Ablegung sie bedacht sein sollen. Man bezeichnet ein solches vom Obern entworfenes

Fehlerverzeichnis wohl als Speculum, d. h. Seelenspiegel. Es kann zur Übung der Demut von dem einzelnen freiwillig erbeten werden, es kann aber auch für die Probezeit des Noviziates durch Gebrauch für alle eingeführt sein, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß der Vorgesetzte auch sonst einmal zur Rüge ein unerbetenes Speculum einem Untergebenen zubestimmen könnte. Von vornherein ist klar, daß ein solches Speculum, dessen Hauptzweck die Übung der Verdemütigung ist, und das eigentlich nur nebenbei die Abstellung oder Verminderung kleiner äußerer Mängel erstrebt, in etwas schärferem Tone abgefaßt zu sein pflegt als die Größe der gerügten Fehler oder die Bedeutung der Sache an sich es erheischen würde. Mit solchen Praxen der Verdemütigung durch den geistlichen Obern muß man vertraut sein, und solche Specula für wohlbekannte eifrige Ordenspersonen müssen einem durch die Hand gegangen sein, um die Tragweite der erteilten Rüge innerhalb der richtigen Dimensionen abzugrenzen. Allem Anscheine nach handelt es sich auch für Emanuela Therese um etwas von der Art eines solchen Speculum. Aus dem Inhalte möchte man schließen — falls nicht ein genau bestimmtes Datum entgegensteht — daß diese Liste von Fehlern der Zeit ihres Noviziatsjahres angehört.

Eine strenge Wahrheitsliebe hat die hohe Verfasserin veranlaßt, S. 90 der kleinen Schwierigkeiten zu gedenken, durch welche auch in einem eifrigen Ordenshause das liebevolle Einvernehmen unter den Mitschwestern so leicht auf die Probe gestellt werden kann. Erziehung und Angewöhnung wie ein von Jugend auf kränkliches und reizbares Naturell mochten für Emanuela Therese solche Proben beträchtlich erschweren. Die Verfasserin bezeugt aber der Nonne ausdrücklich, daß solche harmlose Zwischenfälle immer wieder zuletzt mit voller Versöhnung endeten.

Leider ist viel zu wenig von diesen Aufzeichnungen zur Mitteilung gekommen, um dem Leser ein eigenes Urteil mit Sicherheit zu gestatten. Aber soweit der Einblick möglich wird, sind weder die kleinen Notizen, welche die Gesundheitspflege betreffen, noch die Wetterkarte von Krieg und Frieden unter den Nönnchen von der Art, daß sie mit einem guten Maße religiösen Eifers, sittlichen Ernstes und erhabener Lebensauffassung bei einer Ordensfrau unvereinbar wären. Welches Andenken Schwester Emanuele Therese bei ihren Ordensobern und Mitschwestern hinterließ, zeigt ein ganz auf Ordensquellen sich stützendes neueres hagio-

graphisches Werk[1], das des 9. Oktobers als des Todestages der Schwester gedenkt:

„Es läßt sich in Kürze unmöglich beschreiben, mit welchem Eifer sie die Vollkommenheit in jeder der klösterlichen Tugenden zu erringen strebte; wie sehr sie sich dem Gebete hingab, wie sie ihren Leib mit Geißeln, Bußgürteln, Fasten und andern Bußwerken abtötete und mit welcher Geduld sie ihre letzte, drei Jahre andauernde Krankheit ertrug. Sie starb nach den Worten: „O für mich sterbender Jesus! In deine Hände, in deine Wunden, in dein durchstochenes Herz empfehle ich meinen Geist!"

Wenn das hübsche, so geschmackvoll illustrierte Buch, das über eine bayerische Fürstentochter so viel Neues und Schönes zu erzählen weiß, im Bayernlande den liebevollen Willkomm findet, den es verdient, und wenn dann die begierige Leserwelt ungeduldig auf neue Auflagen hindrängen wird, mag vielleicht die hohe Verfasserin sich bewegen lassen, etwas mehr vom Briefwechsel der Prinzessin mit der Schwester Maria Franziska Himmlin und von den täglichen Aufzeichnungen der Schwester Emanuela Therese aus ihrem Klosterleben im Anhange beizufügen. Erst dann wird es möglich sein, der weltabgeschiedenen fürstlichen Jungfrau tiefer ins Herz zu schauen. Was von ihrem Gebetsleben, ihren täglichen Andachtsübungen, ihren frommen Erwägungen und Stoßseufzern zur Mitteilung gelangt, ist überaus innig und fromm; es kann nur mit Verehrung und Hochachtung erfüllen. Diese kleinen Zettelchen und Buchzeichen, so zahlreich und verschieden, reden ganz dieselbe Sprache wie die engelgleiche Ergebenheit der sterbenden Ordensschwester auf dem Totenbett, die der vollendeten Hingabe an Gott.

Gerade die Mitteilung mancher vertrauten Briefe von den höchsten Persönlichkeiten des kurfürstlichen Hauses verleiht dem Buche einen so eigenen Reiz; sie gereichen der hochgestellten Familie nicht zur Unehre. Selbst Max Emanuel, der in dem Buche nicht genannt werden konnte, ohne der Schatten in seinem Leben wenigstens andeutungsweise zu gedenken, gewinnt an Achtung und Sympathie. Noch ehrenvoller tritt Joseph Klemens, der Kurfürst-Erzbischof von Köln, hervor, einnehmend auch Violante Beatrix, die Tochter Bayerns auf dem großherzoglichen Throne von Florenz. Solche

[1] P. P. P. Ausserer O. S. Fr., Seraphisches Martyrologium, enthaltend kurze Lebensumrisse jener geistlichen Söhne und Töchter des hl. Franziskus Seraphikus, welche von der Kirche der Zahl der Heiligen oder Seligen bereits eingereiht wurden oder welche im Rufe der Heiligkeit lebten und starben, Salzburg 1889. 865.

Menschen muß man lieb gewinnen, und man lernt die Innigkeit verstehen, mit der das Bayernvolk Jahrhunderte hindurch einem solchen Fürstenhause angehangen. Alles was dazu beitragen kann, diese alte Liebe der Bayern zu ihrem angestammten Herrscherhause neu zu festigen, und alles, was dazu angethan ist, Gottesfurcht und christliches Tugendstreben in den Herzen zu wecken oder zu nähren, ist Himmelsgabe in unsern schlimmen Tagen, da wie der religiöse Sinn so die dynastische Treue bei den Völkern so furchtbare Erschütterungen erlitten hat. Es ist ein hohes Verdienst der erlauchten Königstochter, daß sie gerade in dieser Zeit und nach so manchem, was die letzten Jahrzehnte gebracht haben, den katholischen Bayern dieses erhabene Beispiel im eigenen Herrscherhause vorgehalten hat. Sie tat es so schlicht, so wahr und herzlich, daß sie durch ihre gewinnende Art allein schon dem, was sie Schönes zu berichten wußte, den Zugang zu den Herzen weit geöffnet hat.

Noch zwei Worte aber finden sich auf den Seiten des so glänzend ausgestatteten Buches, welche hochbedeutungsvoll sind von solcher Hand, und welche der katholische Bayer der hohen Schreiberin mit ganz besonderer Wärme dankt. Es ist S. 99, wo sie erzählt: „Im Jahre 1803 wurde das Kloster ‚säkularisiert‘, wie man allgemein in der ganzen Welt sich auszudrücken pflegt, um ohne Erröten sagen zu können, daß man sich fremdes Gut angeeignet hat.“

Sogleich kann sie aber auch beifügen: „König Ludwig I. huldigte dem Grundsatze, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Wenn die Zeiten ihm nicht erlaubten, alle Klöster wieder erstehen zu lassen, so gab er wenigstens an andere Orden die Häuser, die für den Dienst Gottes erbaut waren.“

In Erinnerung hieran hat die hochgesinnte Verfasserin ihrem schönen Werke — auch ein Werk der Wiederherstellung und Auferweckung eines verschwundenen Heiligtums — die Widmung an die Spitze gestellt:

„Dem gesegneten Andenken des Neugründers des Klosters von St. Jakob auf dem Anger, König Ludwigs I. von Bayern.“

Dem unvergeßlichen Fürsten und der königlichen Frau, die zu solchem Buche solche Widmung schrieb, lohne es der ewige Vergelter!

O. Pfülf S. J.

Konstanztheorie oder Deszendenztheorie?

In einer früheren Abhandlung[1] wurden einige „Gedanken zur Entwicklungslehre" geboten, welche den Unterschied zwischen dem Darwinismus und der Entwicklungstheorie überhaupt darlegten und zugleich die letztere von einigen allgemeineren Gesichtspunkten aus beleuchteten. Insbesondere wurde auf den Zusammenhang zwischen dem Kopernikanischen Weltsystem und der Entwicklungslehre einerseits, und zwischen der letzteren und der Schöpfungstheorie anderseits aufmerksam gemacht. Jetzt wollen wir auf die sachliche Prüfung der Konstanztheorie und der Deszendenztheorie etwas näher eingehen. Wegen des großen Umfangs des wissenschaftlichen Beweismaterials werden wir uns dabei hauptsächlich auf einige jener Beispiele beschränken, die aus unserem eigenen fachwissenschaftlichen Spezialgebiete entnommen sind und bei denen wir uns deshalb nicht auf fremde Autoritäten zu verlassen brauchen.

Scheinbar spricht weitaus die größte Mehrzahl der Tatsachen der gesamten Zoologie und Botanik für die Konstanz der systematischen Arten. Die Konstanztheorie ist hierin ebenso günstig gestellt wie seinerzeit das Ptolemäische System, welches ebenfalls weitaus die meisten Tatsachen unserer Sinneswahrnehmung für sich zu haben schien. Es dürfte noch heute schwer fallen, ein Bäuerlein davon zu überzeugen, daß die Sonne stillstehe und die Erde sich um sie herum bewege, weil eben der Augenschein gar so sehr dagegen ist, und die wissenschaftlichen Beweise dafür dem Verstande des Bäuerleins „zu hoch" sind. Vielleicht geht es gegenwärtig mit der Entwicklungstheorie ähnlich. Auch gegen sie sind scheinbar die meisten Erscheinungen der organischen Welt; man kann daher ohne eine genaue Kenntnis und eine sorgfältige Prüfung der für sie sprechenden naturwissenschaftlichen Beweise nur allzuleicht in Gefahr kommen, ein Bauernurteil über sie zu fällen.

Selbst die Anhänger der Entwicklungstheorie, welche auf die Tatsachen gebührende Rücksicht nehmen, gestehen mehr oder minder unumwunden zu, daß die systematische Art in der Gegenwart eine morphologische und eine biologische Einheit bilde. Eine morphologische Einheit stellt

[1] Diese Zeitschrift LXIII, 281 ff.

sie dadurch dar, daß sie eine Individuengruppe ist, deren Glieder unter sich in sogenannten „wesentlichen" Merkmalen übereinstimmen und von andern Individuengruppen sich konstant unterscheiden. Eine biologische Einheit stellt sie dadurch dar, daß diese Individuengruppe zugleich ein genetisches Ganzes bildet, indem sie durch kontinuierliche Generationsreihen regelmäßig denselben Formenzyklus in den Erscheinungen der Keimesentwicklung, der Metamorphose und des Generationswechsels wiederholt, und indem ferner ihre Angehörigen nur unter sich, nicht aber mit denjenigen anderer Arten sich vollkommen fruchtbar kreuzen. Nur graue Theoretiker, denen es bei der Entwicklungslehre mehr um die Aufrechthaltung ihrer Theorie als um eine objektive Begründung derselben zu tun ist, können diese Tatsachen leugnen. Weitaus die meisten systematischen Arten der gegenwärtigen Tier- und Pflanzenwelt — und ebenso auch die meisten fossilen Arten — stellen anerkanntermaßen wirkliche morphologische und biologische Einheiten dar; für die fossilen Formen kann die biologische Einheit der Art selbstverständlich nicht direkt nachgewiesen, sondern nur aus der morphologischen Einheit gefolgert werden. Die Organismenwelt der Gegenwart wie der Vergangenheit bildet soweit keineswegs — wie die darwinistische Form der Deszendenztheorie mit ihren ganz allmählichen und unmerklich kleinen Variationen es verlangen würde — ein regelloses Chaos von minimalen Varietäten, welche der „Kampf ums Dasein" wegen ihrer durchschnittlichen biologischen Bedeutungslosigkeit nimmermehr in festbegrenzte Formengruppen anordnen konnte; sondern sie bildet vielmehr ein wohlgeordnetes System von Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen, Klassen und Kreisen. Das weiter beweisen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen; denn es ist eine jedem Kenner der Systematik geläufige Tatsache, die man als bekannt voraussetzen darf und muß. Jedes Lehrbuch der Zoologie wie der Botanik und der Paläontologie gibt darüber hinlänglichen Aufschluß. Um so befremdlicher ist es, daß gewisse allzueifrige Deszendenztheoretiker selbst heute noch wagen, diese Tatsache kühn zu leugnen. Ein Beispiel hierfür bietet Prof. L. Plate[1], der jüngst

[1] L. Plate, Ein moderner Gegner der Deszendenztheorie (Biologisches Zentralblatt XXI [1901], Nr 5 u. 6). Die zitierte Stelle findet sich S. 142. — Wir halten es für kaum nötig, hier zu bemerken, daß wir mit Fleischmanns absolut ablehnender Haltung gegenüber der Deszendenztheorie nicht einverstanden sind. Es ist außerordentlich gütig von Herrn Plate, wenn er (S. 172) warnend bemerkt: „Die orthodoxe Philosophie und Theologie wird sich des Fleischmannschen Buches

in einer Kritik des Fleischmannschen Buches über die Deszendenztheorie im „Biologischen Zentralblatt" folgenden Satz niederschrieb: „Die Erfahrungen der Systematiker lehren mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß eine Art überhaupt nicht scharf zu umgrenzen ist, weil die Variabilität eine Fundamentalerscheinung der Organismen ist." Aber gerade das Gegenteil von jener Behauptung Plates entspricht dem wirklichen Sachverhalt. Wir dürfen ihr ohne Gefahr, widerlegt zu werden, den folgenden Satz entgegenstellen: „Die Erfahrungen der Systematiker lehren mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß die Arten gewöhnlich scharf zu umgrenzen sind, weil die Variabilität der organischen Formen sich meist nur innerhalb der Artgrenzen bewegt." Plate hat in seinem Eifer für die Deszendenztheorie, die er gegen Fleischmann verteidigen will, die tatsächliche Ausnahme zur Regel gemacht und die tatsächliche Regel zur Ausnahme. Es gibt allerdings auch sogenannte „schlechte Arten", welche durch Varietäten untereinander verknüpft sind. Aber eben deshalb nennt man sie „schlechte Arten" im Gegensatz zu den „guten Arten", welche durch konstante Merkmale voneinander verschieden sind und keine Übergänge aufweisen. Wir müssen es deshalb im Interesse der Sache bedauern, wenn man es unternimmt, auch heutzutage noch, wo doch der Rausch des Darwinismus in den Köpfen der meisten Naturforscher längst verflogen ist, die Deszendenztheorie mit so morschen Argumenten zu verteidigen. Damit macht man jener Theorie nicht neue Freunde, sondern nur neue Gegner, die sich derartiger Pseudobeweise, um Plates eigene Worte zu gebrauchen, „mit großer Freude bemächtigen und darin ein Zeichen sehen, daß die Schöpfungslehre wieder in ihr Recht eintritt."

Wollen wir also aus der Konstanz der organischen Arten, welche in der Gegenwart die gewöhnliche Regel bildet, vielleicht den Schluß ziehen, daß die Arten absolut unveränderlich seien, und daß daher

mit großer Freude bemächtigen und darin ein Zeichen sehen, daß die Schöpfungslehre wieder in ihr Recht eintritt." Plate verwechselt hier die Konstanztheorie mit der Schöpfungslehre. Wenn erstere auch aufgegeben wird, bleibt die letztere dennoch unentbehrlich, um die Entstehung der ersten Stammformen zu erklären. Die Schöpfungslehre ist und bleibt daher, wie wir am Schlusse unserer letzten Abhandlung gezeigt haben, die notwendige Voraussetzung für jede vernünftige Entwicklungstheorie. — Vgl. auch unsere Ausführungen gegen Plate im Biologischen Zentralblatt XXI (1901), Nr 22, S. 689 ff.

auch keine Stammesentwicklung derselben stattgefunden haben könne? Dieser Schluß wäre übereilt; denn gesetzt den Fall, daß eine Entwicklung der Arten in früheren Erdepochen stattgefunden hätte, so könnte doch das Endergebnis derselben für die Alluvialperiode, in der wir gegenwärtig leben, trotzdem ganz dasselbe sein, wie wir es heute um uns sehen. Eine intelligente Eintagsfliege, die wegen der Kürze ihres Lebens nichts vom Wechsel der Jahreszeiten wüßte und nur die Bäume in ihrer Blüte ein paar Stunden lang beobachtete, könnte auf den Einfall kommen, die sie umgebende Welt befinde sich in dem unveränderlichen Zustande eines ewigen Frühlings und sei bereits in dieser Verfassung ursprünglich erschaffen worden; und doch würde sie sich schwer täuschen. Hüten wir uns also vor einem solchen Eintagsfliegenschlusse. Die paläontologischen Befunde deuten uns zur Genüge an, daß auch in früheren Erdepochen längere Perioden der Konstanz mit kürzeren Perioden der Umbildung der organischen Formen abwechselten [1]. Wenn wir uns daher gegenwärtig in einer Periode der relativen Unveränderlichkeit der organischen Formen befinden, so werden wir uns vergebens nach tatsächlichen Umwandlungen der uns umgebenden Arten umsehen; aber daraus folgt noch nichts gegen die Deszendenztheorie.

Immerhin bieten auch die Erscheinungen der Gegenwart manche Anhaltspunkte, aus denen wir teils direkt, teils indirekt auf eine Entwicklung der organischen Formen schließen dürfen. Die direkten Beweise, die allerdings nur sehr spärlich sind und sein können, wollen wir zuerst betrachten.

Hugo de Vries [2] hat kürzlich nachgewiesen, daß auch heutzutage noch manche Pflanzen in einer Periode der Stammesentwicklung sich befinden, in welcher sie neue Formen hervorbringen, die sich ebenso scharf begrenzt, ebenso selbständig und ebenso unveränderlich verhalten wie wirkliche systematische Arten. In einer solchen „Mutationsperiode" befindet sich nach de Vries die Nachtkerze Oenothera Lamarckiana. Von einer ursächlichen Beeinflussung dieser Mutationen durch die darwinistische Zuchtwahl zeigt sich keine Spur; die neuen Mutanten entstehen hier tatsächlich nicht durch

[1] Vgl. hierüber K. v. Zittel, Grundzüge der Paläontologie 15; ferner bereits O. Heer, Urwald der Schweiz, 18. Kap.

[2] Die Mutationstheorie. Versuche und Beobachtungen über die Entstehung von Arten im Pflanzenreiche, Leipzig 1901. Vgl. auch Biolog. Zentralblatt XXI (1901), Nr 9 u. 10.

die „Allmacht der Naturzüchtung“, sondern durch die inneren Entwicklungsgesetze der mutierenden Form. Hierdurch wird der Schluß nahegelegt, daß selbst in der Gegenwart der Prozeß der Stammesentwicklung noch nicht bei allen Arten abgeschlossen ist.

In der Tierwelt ist es viel schwieriger, dem Mutationsproblem auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments beizukommen, als in der Pflanzenwelt. Das erscheint vielleicht manchem befremdlich, weil die künstliche Zuchtwahl, die der Mensch seinen Haustieren gegenüber ausübt, gerade die allergrößten Erfolge zu verzeichnen hat. Aber diese Triumphe der Zuchtwahl sind völlig belanglos als Beweismomente für die Entstehung neuer Arten; denn all den zahllosen Varietäten und Rassen der Haustiere, die der Mensch durch seine Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch fortgesetzte Auslese erzeugt hat, fehlt eben das Eine, was ihnen für die Lösung jenes Problems eine positive Bedeutung verleihen würde: dieses Eine ist die Konstanz. Keine einzige künstliche Rasse, mag sie noch so scharf ausgeprägt sein und noch so weit von der Stammart sich entfernt haben, vermag ohne die Hilfe des Menschen sich in ihrer Eigenart zu erhalten: sich selbst überlassen kehrt sie stets wieder nach und nach zu den Charakteren der wilden Stammart zurück[1]. Für die Entstehung neuer Arten in freier Natur liefern sie daher gar keinen Beweis, weil eben die natürlichen Arten als konstante Größen sich erweisen müssen, alle künstlich erzielten Rassen dagegen inkonstant sind. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß die interessanten Studien Charles Darwins und seiner Nachfolger über die Wirkungsweise und die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl wertlos seien für die Deszendenzfrage; im Gegenteil, sie sind für dieselbe sehr wertvoll; aber sie beweisen eher das Gegenteil von dem, was sie nach der Absicht der Darwinisten beweisen sollten. Statt zu bestätigen, daß „neue Arten“ auf dem Wege der künstlichen Zuchtwahl sich bilden können, haben sie im Gegenteil bestätigt, daß dies niemals der Fall ist.

Man kommt deshalb gegenwärtig immer mehr zur Überzeugung, daß die Parallele, die von Darwin und seinen Anhängern zwischen der künstlichen Zuchtwahl und den Vorgängen der Artbildung in freier Natur aufgestellt worden ist, und die in der Selektionstheorie ihren wissenschaftlichen

[1] Eine gute Zusammenstellung und Kritik der diesbezüglichen Tatsachen und Behauptungen gibt Yves Delage in seinem Buche La structure du Protoplasma et les théories sur l'Hérédité (1895) 295—298.

Ausdruck gefunden hat, der Wirklichkeit keineswegs getreu entspricht. Wenn wir daher in den Erscheinungen der Gegenwart tatsächliche Anhaltspunkte für die Entwicklung neuer Arten finden wollen, so müssen wir sämtliche künstlich erzeugte Rassen von vornherein als unbrauchbares Beweismaterial ausscheiden und uns auf die Vorgänge der natürlichen, selbständigen Bildung neuer Formen beschränken. Aber da ist guter Rat teuer: wo werden wir derartige Vorgänge finden, da wir doch gegenwärtig in einer Periode der Konstanz der organischen Arten leben?

1. Dafür, daß es trotzdem solche Vorgänge gibt, obwohl sie sehr spärlich sind und sich nur bei einer ganz minutiösen Kenntnis der betreffenden Tatsachen als solche zuverlässig nachweisen lassen, wollen wir hier ein Beispiel aus eigener Erfahrung anführen. Da der eingehendere Beweis kürzlich im „Biologischen Zentralblatt" erbracht wurde[1], sollen im folgenden nur die wesentlichsten Punkte desselben kurz berührt werden.

In den Nestern unserer nord- und mitteleuropäischen *Formica*-Arten leben als indifferent geduldete Gäste verschiedene Käferarten der Gattung *Dinarda*, Kurzflügler aus der Unterfamilie der Aleocharinen. Die *Dinarda* gehören durch ihre vorn sehr breite und flach ausgebreitete, hinten scharf zugespitzte Gestalt zum „Trutztypus" der Ameisengäste, d. h. zu jenen Gesellschaftern, die wegen ihrer Unangreifbarkeit den Angriffen ihrer Wirte zu trotzen vermögen und deshalb von ihnen ruhig geduldet werden; die Kiefer der Ameisen finden nämlich keinen Angriffspunkt am Körper von *Dinarda*, wenn sie dieselbe packen wollen. Der allgemeine Trutztypus der Gattung *Dinarda* nimmt nun aber bei den verschiedenen *Dinarda*-Arten verschiedene Formen an, welche durch die Eigenart ihrer Wirte bedingt sind. Jede *Dinarda*-Art hat nämlich ihren bestimmten normalen Wirt. *D. dentata* lebt bei der blutroten Raubameise (*Formica sanguinea*), *D. Maerkeli* bei der Waldameise (*F. rufa*), *D. Hagensi* bei *F. exsecta*, *D. pygmaea* bei *F. rufibarbis*, und zwar speziell bei einer kleineren und dunkleren Rasse derselben, die *F. fusco-rufibarbis* heißt. Ich konnte nun durch vieljährige Beobachtungen und Experimente feststellen, daß die zwischen jenen *Dinarda*-Arten bestehenden Verschieden-

[1] Gibt es tatsächlich Arten, die heute noch in der Stammesentwicklung begriffen sind? Mit allgemeineren Bemerkungen über die Entwicklung der Myrmekophilie und Termitophilie und über das Wesen der Symphilie (Biol. Zentralbl. XXI [1901] Nr 22 u. 23).

heiten sich in ganz einfacher Weise auf folgende Gesetzmäßigkeit zurückführen lassen: bei der größeren *Formica*-Art und bei jener, welche große „Ameisenhaufen" baut, lebt stets auch die größere *Dinarda*-Art; bei der kleineren *Formica*-Art dagegen und bei jener, die meist nur einfache Erdnester bewohnt, lebt dagegen die kleinere *Dinarda*-Art. *F. rufa* und *exsecta* sind haufenbauende Arten, und zwar ist *rufa* bedeutend größer als *exsecta;* daher lebt bei *F. rufa* die größte und breiteste *Dinarda*-Art, *D. Maerkeli*, bei *F. exsecta* dagegen die kleinere *D. Hagensi*. Letztere *Dinarda* ist fast ebenso groß wie *D. dentata*, die bei *F. sanguinea* wohnt, obwohl diese Ameise bedeutend größer ist als *F. exsecta*, aber sie baut meist einfache Erdnester, die höchstens von einem kleinen Häufchen aus pflanzlichem Material überragt werden, während *F. exsecta* eigentliche Ameisenhaufen errichtet. *F. fusco-rufibarbis* ist endlich die kleinste und dunkelste der obigen *Formica* und baut stets einfache Erdnester; daher ist die bei ihr wohnende *D. pygmaea* auch die kleinste und dunkelste unter allen ihren Verwandten.

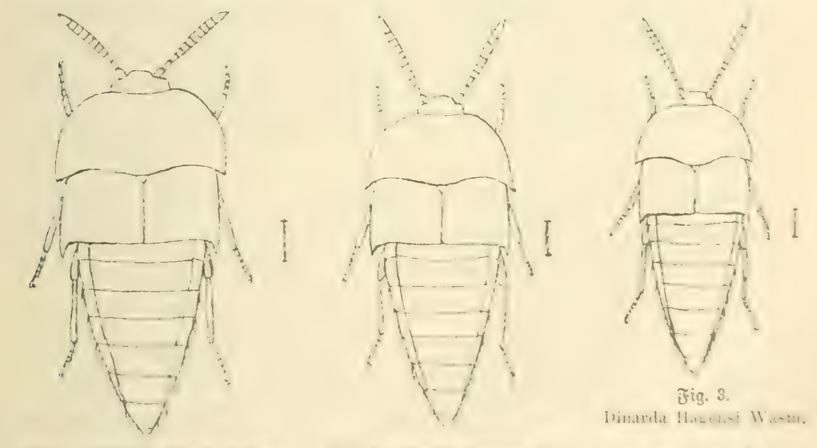


Fig. 1. Dinarda Maerkeli Ksw. Fig. 2. Dinarda dentata Gr. Fig. 3. Dinarda Hagensi Wasm.

Beifolgende Abbildungen geben die Größen- und Formverhältnisse unserer vier mitteleuropäischen Dinarda-Arten wieder. Ihre Färbung ist ähnlich jener der Wirte, rot und schwärzlich. Bei *D. Maerkeli* und *dentata* sind die Flügeldecken und die Seiten des Halsschildes rotbraun, bei *D. Hagensi* heller rot, und diese Färbung greift bei letzterer auch weiter auf die Basis der Fühler und des Hinterleibes über. Bei der kleineren *D. pygmaea* sind die Flügeldecken dunkel rotbraun, mit einem schwarzen Fleck um das Schildchen, die Halsschildseiten sind hier nur schmal bräunlich gerandet. Der übrige Körper ist mit Ausnahme der Beine schwärzlich.



Fig. 4. Dinarda pygmaea Wasm.

Da die *Dinarda* indifferent geduldete Gäste des Trutztypus sind, deren indifferente Duldung auf ihrer normalen Unerwischbarkeit beruht, deshalb kann bei der kleineren *Formica*-Art auch nur eine kleinere *Dinarda* vorkommen als bei der größeren *Formica*-Art; denn je größer die *Dinarda* ist im Vergleich zu ihren Wirten, desto leichter können diese sie, wie ich durch Experimente festgestellt habe, an den Fühlern oder Beinen erhaschen, sie festhalten, töten und auffressen. Ebenso kann bei der in einfachen Erdnestern lebenden *Formica* auch nur eine kleinere *Dinarda* fortkommen als bei jener, deren umfangreiche Ameisenhaufen zahlreiche bequeme Schlupfwinkel für die Verfolgten bieten. Aber warum lebt denn bei der dunkelsten *Formica* auch die dunkelste *Dinarda*? Aus demselben Grunde. Weil die *Dinarda* zu den größten Gästen des Trutztypus gehören und daher die Aufmerksamkeit der Wirte in höherem Grade auf sich ziehen, deshalb muß zwischen ihnen und ihren normalen Wirten noch eine gesetzmäßige Ähnlichkeit der Färbung bestehen, welche sie der Aufmerksamkeit derselben leichter entzieht. Nun sind aber sämtliche oben erwähnte *Formica*-Arten zweifarbig, rot und schwarz, daher tragen auch unsere vier entsprechenden *Dinarda*-Arten dieselbe Livree, und die dunkelste und der Einfarbigkeit sich am meisten nähernde *F. fusco-rufibarbis* beherbergt daher auch die dunkelste, der Einfarbigkeit am meisten sich nähernde *Dinarda*-Art (*D. pygmaea*).

Was wir eben darlegten, sind Tatsachen, für welche wir keine andere Erklärung geben können als die, daß unsere vier *Dinarda*-Arten vier verschiedene Anpassungsformen eines und desselben generischen Typus an die vier verschiedenen Wirtsameisen darstellen. Wenn wir annehmen, daß innerhalb der Gattung *Dinarda* eine Stammesentwicklung stattgefunden habe, so mußte die Richtung derselben durch die Eigenart der betreffenden Wirte bestimmt werden, und zwar genau in der von uns eben geschilderten Weise. Das Ergebnis einer Stammesentwicklung von *Dinarda* konnte kein anderes sein als dasjenige, das wir gegenwärtig vor uns sehen.

Hat aber denn wirklich eine solche Stammesentwicklung stattgefunden? Ja, denn wichtige Anzeichen sprechen dafür, daß jene Entwicklung noch nicht vollkommen abgeschlossen ist, sondern sich gegenwärtig noch unter unsern Augen weiter vollzieht.

Zum Beweise hierfür dienen folgende Tatsachen. Es gibt erstens bestimmte Gegenden in Mitteleuropa, in denen die oben erwähnten vier

Dinarda-Formen nach Art echter, konstant verschiedener systematischer Spezies nebeneinander wohnen, jede bei ihrer entsprechenden Wirtsameise. Es gibt zweitens andere Gegenden Nord- und Mitteleuropas, in denen nur zwei von jenen *Dinarda*-Formen (*dentata* und *Maerkeli*) bei ihren zwei Wirtsameisen (*F. sanguinea* und *rufa*) leben, während *F. exsecta* und *fusco-rufibarbis* ebendaselbst keine *Dinarda* als normalen Gast beherbergen. Es gibt drittens andere Gegenden Mitteleuropas, welche zwischen jenen beiden Extremen vermitteln, indem in ihnen nur *F. sanguinea* und *rufa* ihre eigene *Dinarda*-„Art" besitzen (*dentata* und *Maerkeli*), während bei *F. exsecta* eine Übergangsform von *dentata* zu *Hagensi*, und bei *F. fusco-rufibarbis* bestimmte Mittelglieder von *dentata* zu *pygmaea* leben. Besonders schön läßt sich dies für die bei *F. fusco-rufibarbis* vorkommenden *Dinarda* zeigen. Die sehr kleine, dunkle *D. pygmaea*, welche dieser Ameise vollkommen angepaßt ist, wird mit der bei *F. sanguinea* lebenden *D. dentata* durch eine Postenkette von Übergängen verbunden, die eine verschiedene geographische Verteilung haben. Während in manchen Gegenden Mitteleuropas und Nordeuropas bei *F. rufibarbis* gar keine eigene *Dinarda*-Form sich findet, lebt bei ihr in andern Gegenden eine Form, die von der typischen *D. dentata* kaum merkbar verschieden ist; in andern Gegenden wiederum die *D. dentata* var. *minor*, die bereits als eigene Varietät von *dentata* abgegrenzt ist; in andern dagegen die *D. pygmaea* var. *dentatoides*, die der typischen *pygmaea* sich nähert; in andern endlich die echte *D. pygmaea*, und zwar entweder allein, oder noch mit der var. *dentatoides* zusammen. Zum Verständnis dieser geographischen Verteilung ist ferner noch die Tatsache zu beachten, daß bei *F. fusco-rufibarbis* in einer Gegend um so regelmäßiger und häufiger *Dinarda* sich findet, je weiter die jener Ameise daselbst entsprechende *Dinarda*-Form von der typischen *dentata* sich entfernt, und je näher sie der typischen *pygmaea* steht.

Die Naturwissenschaft kann als Wissenschaft nicht umhin, „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" zu suchen; sie kann nicht umhin, die Gesetzmäßigkeiten zu erforschen, die der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu Grunde liegen. Die Gesetzmäßigkeit, die in der oben geschilderten Verteilung von *Dinarda* enthalten ist, lautet aber folgendermaßen: Die spezifische Entwicklung der *Dinarda*-Formen ist in verschiedenen Teilen ihres geographischen

Verbreitungsgebietes verschieden weit vorangeschritten. Die Anpassung von *D. dentata* an *F. sanguinea* und von *D. Märkeli* an *F. rufa* ist bereits in ganz Mittel- und Nordeuropa vollendet; nicht so die Anpassung von *D. Hagensi* an *F. exsecta* und von *D. pygmaea* an *F. fusco-rufibarbis*. Namentlich letztere stellt sich als eine erst im Werden begriffene Anpassung dar, die in einigen Gegenden bereits vollendet, in andern erst bis zur Mitte des Entwicklungsprozesses vorangeschritten, in andern endlich überhaupt noch kaum oder gar nicht begonnen hat.

Suchen wir die topographischen Gebiete näher zu bestimmen, welche den verschiedenen Stadien der Stammesentwicklung von *Dinarda* entsprechen, so müssen wir allgemeinere und besondere lokale Momente unterscheiden. Im allgemeinen zeigt sich, daß die scharfe Abgrenzung der vier *Dinarda*-Formen voneinander in jenen Gebieten von Mitteleuropa am weitesten fortgeschritten zu sein scheint, welche am Schluß der letzten Eiszeit des Diluviums zuerst eisfrei und meerfrei wurden, z. B. im Rheintal oberhalb des Siebengebirges, in Böhmen, Schlesien u. s. w. Hiermit stimmt auch der Umstand, daß in den Zentralalpen und im nördlichen Europa überhaupt nur zwei *Dinarda*-Arten vorzukommen scheinen. Anderseits können jedoch auch besondere örtliche Verhältnisse zur rascheren und schärferen Abgrenzung der bei *F. rufibarbis* lebenden *Dinarda* beitragen. So finde ich beispielsweise auf dem Glacis der ehemaligen Festung Luxemburg, auf einem schroff begrenzten Plateau, das sehr viele Nester von *F. rufibarbis*, aber keine von *F. sanguinea* enthält, in den *rufibarbis*-Nestern die *D. pygmaea* var. *dentatoides* vor, und zwar manchmal in Exemplaren, die der typischen *pygmaea* sehr nahe kommen. Dagegen traf ich auf dem langen Höhenrücken, der von Luxemburg allmählich gegen Trier hin abfällt, in den Nestern von *F. rufibarbis* bei Ober-Anven mehrere *Dinarda*, die sich von der typischen *dentata* kaum merklich unterscheiden: hier ist die Entwicklung einer eigenen *Dinarda*-Form bei *F. rufibarbis* wahrscheinlich deshalb so weit zurückgeblieben, weil die häufig zu Fuß von einem Ameisenneste zum andern laufenden *Dinarda* mit den in den benachbarten *sanguinea*-Nestern lebenden *D. dentata* sich kreuzen konnten. Die lokale Abschließung der betreffenden *rufibarbis*-Nester ist ein für die Entwicklung einer eigenen *Dinarda*-Form ohne Zweifel sehr günstiger Umstand, obwohl er nicht unumgänglich nötig erscheint; denn bei Exaeten in Holländisch-

Limburg fand ich viele Jahre hindurch in einem Neste der *F. rufibarbis* var. *fusco-rufibarbis* nur Exemplare der *D. dentata* var. *minor*, ohne Übergänge zur typischen *D. dentata*, trotzdem daß auf demselben flachen Terrain in einer Entfernung von nur 30 m zahlreiche *sanguinea*-Nester lagen, welche die typische *D. dentata* beherbergten.

Man könnte hierauf erwidern, diese Erscheinungen sprächen nur für eine Entwicklung innerhalb der Art, nicht für eine Entwicklung der Arten aus andern Arten. Was versteht man in diesem Falle unter „Art", eine natürliche oder eine systematische Art?[1] Daß unsere vier zweifarbigen *Dinarda*-Formen zu einer natürlichen Art gehören, ist selbstverständlich, sobald sie sich als stammesverwandt nachweisen lassen. Wenn wir jedoch fragen, ob sie auch zu einer systematischen Art zu rechnen seien, so ist die Antwort nicht so einfach. Falls man sie sämtlich nur als „systematische Rassen" von *D. dentata* erklärt, so stellen sie jedenfalls Rassen dar, die auf verschiedenen Stufen zur Bildung echter Arten stehen. *D. dentata*, die der hypothetischen Stammform am nächsten kommt, und *D. Maerkeli*, die sich von ihr am frühesten abgezweigt hat, stehen sich bereits ebenso scharf begrenzt gegenüber wie viele andere „systematische Arten"; minder weit entwickelt sind *D. Hagensi* und *pygmaea*, die erst auf gewissen Punkten des Verbreitungsgebietes ihrer Wirtsameisen zu selbständigen Formen sich abgegrenzt haben. Es bleibt sich jedoch für unsere Frage völlig gleich, ob wir die vier zweifarbigen *Dinarda*-Formen der nord- und mitteleuropäischen Fauna für wirkliche systematische „Arten" oder bloß für „Rassen einer Art" erklären, die auf verschiedenen Stufen zur Speziesbildung stehen; denn in beiden Fällen läßt sich die Annahme nicht umgehen, daß hier eine wirkliche Stammesentwicklung vorliegt, deren Ziel die Bildung von Anpassungsformen ist, die sich schließlich als echte „Arten" voneinander abtrennen. Diese Folgerung werden wir weiter unten durch den Vergleich mit der südeuropäischen *D. nigrita* noch näher begründen.

Aber, so wird man vielleicht sagen, zugegeben, daß innerhalb der Gattung *Dinarda* ein solcher Entwicklungsprozeß tatsächlich noch stattfinde; was folgt daraus für die Annahme der Entwicklungstheorie im allgemeinen? Handelt es sich in dem oben geschilderten Falle nicht etwa um eine bloße

[1] Über die Unterscheidung dieser beiden Begriffe vgl. die vorige Abhandlung LXIII 304 ff.

Ausnahme? Allerdings handelt es sich hier um eine Ausnahme von der gewöhnlichen Konstanz der systematischen Arten. Es wäre daher völlig verkehrt, wenn jemand behaupten würde, gerade so wie *Dinarda* seien auch alle übrigen Tiergattungen gegenwärtig noch in der Bildung neuer Arten begriffen. Ebenso verfehlt wäre es aber auch, wenn jemand den obigen Erscheinungen jegliche Beweiskraft für die Entwicklungstheorie absprechen wollte, unter dem Vorwande, man dürfe die „Ausnahme" nicht zur „Regel" machen. Gibt man einmal zu, daß die vier zweifarbigen *Dinarda*-„Arten" untereinander wirklich stammesverwandt seien, so kann man nicht mehr Halt machen vor einem Vergleiche derselben mit der südeuropäischen schwarzen *D. nigrita*, die bei einer schwarzen Myrmicide des Mittelmeergebietes (*Aphaenogaster testaceopilosa*) lebt. Die Verschiedenheit dieser Art von ihren nordischen Verwandten ist so groß, daß sie neuerdings von Casey mit Recht zu einer eigenen Gattung *Chitosa* erhoben wurde; und doch kann man an ihrer Stammesverwandtschaft mit unsern echten *Dinarda* nicht zweifeln; denn die wichtigsten morphologischen Unterscheidungsmerkmale von *D. nigrita* werden sich, wenn wir nur einmal ihre Lebensweise genau kennen, wahrscheinlich als Anpassungscharaktere herausstellen, gerade so wie wir dies für die Unterscheidungsmerkmale unserer zweifarbigen *Dinarda*-Arten bereits jetzt zu zeigen vermögen. Daß die Unterschiede im ersteren Falle bedeutend größer sein müssen als im letzteren, ist schon deshalb selbstverständlich, weil *D. nigrita* bei einer Ameise lebt, die nicht bloß generisch verschieden ist von *Formica*, sondern sogar zu einer andern Unterfamilie des Ameisenstammes gehört als diese, während unsere nordischen *Dinarda* sämtlich bei Arten ein und derselben Gattung *Formica* wohnen. Überdies stimmt *D. nigrita* in jenen systematischen Merkmalen, welche vom Trutztypus unabhängig sind, speziell in der Bildung der Mundteile und namentlich in der eigentümlichen Zungenform, vollkommen mit ihren nordischen Verwandten überein. Wir müssen daher annehmen, daß sie aus einer gemeinsamen Stammform mit unsern *Dinarda* hervorgegangen ist, und zwar auf einem ganz ähnlichen Wege wie derjenige ist, der zur Differenzierung unserer nordischen *Dinarda* durch Anpassung an ihre normalen Wirtsameisen geführt hat und heute noch führt. Es wäre daher eine offenbare Inkonsequenz, wenn man einerseits zugestehen würde, daß die Differenzierung unserer zweifarbigen *Dinarda* das Ergebnis eines wirklichen Entwicklungsprozesses sei, anderseits aber standhaft leugnen wollte, daß derselbe Ent-

wicklungsprozeß sehr wahrscheinlich auch zur Differenzierung der Gattungen *Dinarda* und *Chitosa* geführt habe. Hiermit ist aber bewiesen, daß das Entwicklungsprinzip in gewissen Fällen auch auf systematische Gattungen derselben Familie Anwendung finden kann und muß.

Um Mißverständnisse auszuschließen, die aus unserer Darlegung der *Dinarda*-Entwicklung vielleicht entstehen könnten, müssen wir noch einige Bemerkungen beifügen. Wenn auch im wesentlichen dieselben Anpassungsfaktoren, welche zur Differenzierung unserer zweifarbigen *Dinarda*-Formen voneinander geführt haben und noch führen, auch für die Differenzierung der Gattungen *Dinarda* und *Chitosa* aus einer gemeinsamen Stammform gelten, so wird doch die Entwicklung im letzteren Falle nicht eine so langsame und allmähliche gewesen sein wie im ersteren. Wegen der großen Verschiedenheit der beiden Wirtsameisengattungen *Formica* und *Aphaenogaster* muß auch eine raschere Scheidung der ihnen sich anpassenden *Dinardini* (*Dinarda*-Verwandten) stattgefunden haben. Dies ist um so eher anzunehmen, da in der Diluvialzeit, in welcher dieser hypothetische Entwicklungsprozeß stattgefunden haben muß, eine raschere Folge klimatischer Veränderungen sich ereignete, die zugleich eine raschere Verschiebung des Verbreitungsgebietes der Ameisengattungen bedingte. Wenn infolge eines derartigen Klimawechsels die südlichere Gattung *Aphaenogaster* ihr Verbreitungsgebiet weiter nach Norden ausdehnte und in ein bisher von *Formica* beherrschtes Gebiet eindrang, während letztere Gattung daselbst allmählich ausstarb und dadurch ihre Verbreitungszone weiter nach Norden zurückzog, so war für eine *Dinarda*-ähnliche Käferart, welche von den seltener werdenden *Formica* zu den häufiger werdenden *Aphaenogaster* überging und in deren Nestern Aufnahme suchte, eine dringende Notwendigkeit vorhanden, sich den neuen Wirten anzupassen, um nicht von ihnen vertilgt zu werden; dadurch wurde aber die raschere Bildung neuer Variationen in der für jene Anpassung günstigen Entwicklungsrichtung mächtig gefördert; ein neuer „Entwicklungsimpuls“ war hiermit gegeben. Ohne die Annahme innerer Entwicklungsgesetze, welche auf äußere Einwirkungen in zweckmäßiger Weise reagieren, kommen wir somit auch hier nicht aus; denn diese sind die notwendige Voraussetzung für jede zweckmäßige Anpassung. Das mechanische „Wie?“ jener Einwirkung der äußeren Verhältnisse auf die innere Anpassungsfähigkeit des Organismus vermögen wir allerdings nicht zu erklären, ebensowenig als wir zu erklären vermögen, wie das tierische

Protoplasma auf Lichtreize gerade durch Bildung von lichtempfindenden Pigmentflecken zu reagieren befähigt ist. In der Anpassungsfähigkeit des Organismus liegt eben das Grundgeheimnis des Lebens, das wir als gegeben annehmen müssen, nicht aber, wie der Darwinismus es tut, als „mechanisch unerklärbar" leugnen dürfen[1]. Sonst bleibt die erste Bildung neuer zweckmäßiger Abänderungen einfachhin dem Zufall überlassen; eine Zufallstheorie kann aber nie und nimmer die Grundlage einer Entwicklungstheorie bilden.

Wir werden daher zu der Annahme geführt, daß die ehemalige Differenzierung der Gattungen *Dinarda* und *Chitosa* aus einer gemeinsamen Stammform keine so allmähliche sein konnte, wie die spätere Differenzierung der zweifarbigen echten *Dinarda*, sondern daß sie wahrscheinlich eher sprungweise erfolgte. Noch dringender scheint dies gefordert für die erste Ausbildung des Trutztypus der Stammform der *Dinardini;* denn die nächsten systematischen Verwandten derselben aus der Gattung *Thiasophila* sind so weit verschieden von den *Dinardini*, daß zu einer Ausfüllung dieser Lücke durch eine darwinistische, ganz allmähliche Entwicklung bereits Hunderttausende von Jahren nötig wären; und doch muß die Entstehung der Stammform der *Dinardini* in verhältnismäßig kurzer Zeit am Ende der Tertiärepoche oder am Beginn der Diluvialepoche erfolgt sein. Dies läßt sich aus der geographischen Verbreitung von *Dinarda* ziemlich sicher nachweisen; denn die Gattung *Thiasophila* ist als *Formica*-Gast auch in Nordamerika vorhanden, während die Gattung *Dinarda* daselbst fehlt, obwohl die *Formica*-Arten in Nordamerika ebenso weit verbreitet und ebenso häufig, ja noch mannigfaltiger entwickelt sind als bei uns. Also kann die Stammform von *Dinarda* erst dann entstanden sein, nachdem Nordamerika bereits durch den Ozean von Europa und Nordasien völlig getrennt war, was frühestens in das Ende der Tertiärzeit fällt. Nur dadurch wird es verständlich, weshalb die Gattung *Dinarda* auf den nördlichen Teil der Alten Welt beschränkt ist, während sie in Nordamerika nicht vorkommt trotz der Häufigkeit der nordamerikanischen *Formica*-Arten, die großenteils mit den unsrigen spezifisch identisch sind.

[1] Man kann es deshalb nur bedauern, daß auch der so scharfsinnige August Weismann in seinen „Vorträgen über Deszendenztheorie" (Jena 1902) immer noch die Annahme einer inneren Anpassungsfähigkeit des Organismus als „mystisch", „wunderbar" usw. verwirft.

Was wird also durch obiges Beispiel der *Dinarda*-Entwicklung wirklich **bewiesen**? Daß es Fälle gibt, in denen eine entwicklungstheoretische Hypothese eine um so greifbarere Gestalt annimmt und sich um so unabweisbarer herausstellt, je mehr man in die tatsächlichen Einzelheiten eindringt. Je weiter wir aber zurückzugreifen versuchen in die ältere Stammesgeschichte der *Dinardini*, desto größer wird die Dunkelheit. Ähnlich geht es auch mit andern deszendenztheoretischen Problemen. Je mehr dieselben auf engbegrenzte Formenkreise sich beziehen, desto zuverlässiger erweisen sie sich, wenn sie überhaupt richtig sind; je mehr sie aber auf allgemeine Verwandtschaftsbeziehungen zwischen höheren Ordnungen, Klassen oder Kreisen des Tierreichs sich ausdehnen, desto vager und unsicherer werden sie gewöhnlich und bieten dann in der Tat oft nur jenen aus der Ferne bestechenden Reiz, von welchem Fleischmann in seinem Werke „Die Deszendenztheorie" spricht[1]. Wir dürfen daher ruhig die Entwicklungslehre annehmen, soweit sie sich für bestimmte Formenkreise mit einem hinreichenden Grade der Wahrscheinlichkeit naturwissenschaftlich begründen läßt; um so entschiedener dürfen wir aber auch die im Namen der monistischen Entwicklungstheorie an uns gestellten „Postulate" als naturwissenschaftlich unbewiesen ablehnen.

Was wird dagegen durch obiges Beispiel **nicht bewiesen**? Daß auf dieselbe Weise und durch dieselben Ursachen wie die zum Trutztypus gehörigen *Dinardini* auch die Ameisengäste anderer biologischer Typen sich entwickelt haben; denn eben weil letztere keine Gäste des Trutztypus sind, gelten für sie andere Anpassungsgesetze, auf die wir später noch kurz hinweisen werden. Völlig unbegründet aber wäre es, wollte jemand aus unserer obigen Darlegung den Schluß ziehen, **sämtliche Arten des Tierreichs** müßten sich auf dieselbe Weise und durch dieselben Ursachen entwickelt haben wie unsere *Dinarda*-Formen. Dieser Schluß wäre schon deshalb völlig unhaltbar, weil die größere Mehrzahl der systematischen Unterschiede, die zwischen Arten derselben Gattung bestehen, zu den **biologisch indifferenten** Eigenschaften gehören, welche für die Existenz ihrer Besitzer weder nützlich noch schädlich sind; an ihnen kann daher die Naturzüchtung keinen Anhaltspunkt für ihre „Auslese des Passendsten" finden. Die inneren Entwicklungsgesetze der Organismen,

[1] Vgl. **diese** Zeitschrift LXII 116 ff: „Eine Reaktion gegen die Deszendenztheorie."

die auch für die *Dinarda*-Entwicklung die unentbehrliche Grundlage bilden, erhalten deshalb auf andern Gebieten der Entwicklungslehre vielfach eine größere und allgemeinere Bedeutung als hier, obwohl dieselbe meist keine so unumschränkte ist, wie Eimer und andere Vertreter der Orthogenesis annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Das automatische Schreiben.

I.

Unter den Erscheinungen des anormalen Seelenlebens nimmt das sogen. automatische oder besser das „unwillkürliche" Schreiben eine ganz hervorragende Stelle ein. Der Ausdruck „automatisch" selbst ist irreleitend; denn man gewinnt aus demselben die Idee eines bloß mechanischen Vorgangs, eines maschinenmäßigen Geschehens, dem keinerlei psychologische Elemente als Wirkursachen zu Grunde liegen. Und doch wäre diese Auffassung ganz verfehlt. Nur ein charakteristisches Merkmal ist allen Fällen automatischen Schreibens eigen, daß nämlich die Schrift ohne die bewußte **Direktion des Willens zu stande kommt.**

Zunächst nun begegnen wir diesem unwillkürlichen Schreiben in der Hypnose.

Pierre Janet[1] berichtet aus seinen Studien über Léonie, die nachgerade in der experimentellen Psychologie eine Berühmtheit geworden, folgenden interessanten Fall: „Ich gebe ihr einen Bleistift in die Hand, und die Hand ergreift fest den Bleistift. . . . Ich stelle an sie eine Frage: ‚Wie alt sind Sie? In welcher Stadt sind wir hier?' und siehe da, die Hand bewegt sich und schreibt die Antwort auf das Papier, ohne daß Leonie während dieser Zeit aufhört, von andern Dingen zu sprechen. Ich habe sie so schriftlich arithmetische Operationen ausführen lassen, die ziemlich (assez) korrekt waren; ich ließ sie ziemlich lange Antworten niederschreiben, welche offenbar eine ziemlich entwickelte Intelligenz bekunden." Leider hat Janet es unterlassen, genauere Aufschlüsse über den letzteren Punkt zu geben.

[1] L'automatisme psychologique. Paris 1889. Alcan. 243.

Noch interessanter ist, was Dr. Moll[1] über das automatische Schreiben im Verlaufe der Hypnose und nach derselben berichtet. „Ich suggeriere X in Hypnose, trotzdem außer mir noch A und B anwesend sind, daß nur ich anwesend sei, A und B aber fortgegangen seien. X reagiert gar nicht mehr auf Anreden und andere Einflüsse von A und B; X sieht sie nicht und hört sie nicht. Auf meine Frage an X, wer anwesend sei, erfolgt die Antwort: ‚Nur Sie und ich.‘ Darauf gebe ich X einen Bleistift in die Hand, setze ihn auf ein Papier und befehle X, mir mit dem Bleistift die Frage zu beantworten, wer anwesend sei. X schreibt: ‚Herr Dr. Moll, Herr A, Herr B und ich.‘ Es hat mithin X automatisch wiederum, ohne sein eigenes Schreiben zu bemerken, eine ganz intelligente Antwort gegeben. Er hat dadurch sogar bewiesen, daß A und B zwar einen zentralen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß ihm dieser aber nicht bewußt war“ [d. h. vielmehr unbeachtet blieb]. Es ist sehr interessant zu sehen, wie hier inmitten der Hypnose selbst der Beweis geliefert wurde, daß eine sogen. negative Halluzination durchaus nicht den Mangel jeder Wahrnehmung besagt. In ähnlicher Weise zeigt nach Dr. Moll das posthypnotische, unwillkürliche Schreiben, daß auch die Amnesie, das Vergessen alles dessen, was in der Hypnose gesagt oder getan würde, keineswegs einem absoluten Verschwinden aus dem Gedächtnis gleichkommt. Ein Patient ist aus der Hypnose erwacht, er kann nicht angeben, was in der Zeit des künstlichen Schlafes sich abgespielt. Es ist, als ob alles aus seinem Gedächtnis ausgelöscht wäre oder vielleicht gar nie einen wirklich seelischen Eindruck auf ihn ausgeübt hätte. Da gibt ihm der hypnotisierende Arzt Papier, legt einen Bleistift in seine Hand und die Spitze desselben auf das Papier mit der Bitte, niederzuschreiben, was während der Hypnose getan oder gesprochen worden. Wirklich schreibt der Patient jetzt automatisch all das nieder, dessen er sich einige Augenblicke vorher gar nicht entsinnen konnte.

Auch bei anormalen Zuständen, welche auf wirklicher Verletzung einzelner Hirnteile beruhten, ward das automatische Schreiben gefunden.

Dr. Mesnet[2] erzählt folgenden Fall. Ein Soldat wurde bei Sedan durch eine Kanonenkugel am Kopfe verwundet. In der Folge verfiel er in bestimmten Zeitabschnitten in eine Art Somnambulismus, der jeden Monat etwa einen Tag lang dauert. Während dieser Anfälle hört, schmeckt und riecht er nichts; und er sieht kaum etwas. Nur wenn durch den Tastsinn die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände gelenkt wird, kann er sie, wie es scheint, deutlicher sehen. . . . Während dieser Anfälle scheinen seine Handlungen rein automatisch zu sein. . . . Einmal tastete er über den Tisch hin, fand die Handhabe einer Schublade, öffnete sie und zog eine Feder heraus, die ihm auf einmal die Anregung zum Schreiben gab. Er fühlte in der Schublade umher, nahm einige Zettel Papier heraus und ein Tintenfaß. Diese stellte er auf den Tisch, setzte sich nieder und begann einen Brief an seinen General. Er betonte darin sein gutes Betragen und seinen Mut und bat den General, für ihn die Militärmedaille zu erwirken. . . . Bei einer

[1] Hypnotismus[2], Berlin 1890, 202 f. Es scheint jedoch daß Dr. Moll in diesem Punkte nicht aus persönlicher Erfahrung spricht.

[2] De l'automatisme de la mémoire etc., Paris 1874. Vgl. Proceedings of the Society for psychical research IV 234 f.

andern Gelegenheit wurden wieder Federn auf seinen Weg gelegt, und sobald er sie fühlte, setzte er sich nieder und begann einen Brief an einen Freund, den er für den Abend nach einem Konzert zu einem Stelldichein im Café des Champs Elysées . . . einlud.

Während wir es in den vorausgehenden Berichten mit offenbar pathologischen Fällen zu tun hatten, scheinen sich die Anfänge des automatischen Schreibens auch bei Personen einzustellen, die äußerlich wenigstens kein Zeichen anormalen Seelenlebens an sich tragen. Zur Einübung und Entwicklung automatischen Schreibens bei sonst *normal veranlagten* Personen haben die spiritistischen Anschauungen viel beigetragen, wie denn umgekehrt die Botschaften aus dem Jenseits, welche anscheinend durch automatisches Schreiben erhalten werden, der Weiterverbreitung des Spiritismus den größten Vorschub leisten.

Vor uns liegt eine Broschüre aus dem Jahre 1896, betitelt: „Leben wir nach unserem Tode weiter?“ von H. v. Stern-Gwiazdowski. Da wird S. 12 vom Autor erzählt: „Es ereignete sich, daß ein Freund, den ich lange nicht gesehen, vor nicht gar langer Zeit auf der Durchreise durch meinen Wohnort mich besuchte. Dieser Freund hatte sich vor kurzem dem Spiritismus zugewendet und erzählte mir von den Kundgebungen, die ihm aus dem Jenseits bereits gemacht seien. Diese Kundgebungen fanden in der Weise statt, daß wenn er eine Weile mit Sammlung an einen Verstorbenen denke und diesen bäte, ihm durch seine (meines Freundes) Hand Mitteilungen zu machen, gewöhnlich sehr bald seine mit Bleistift oder Feder zum Schreiben bereit gehaltene Hand durch eine Kraft in Bewegung gesetzt und der Stift oder die Feder über das Papier geführt werde, so daß deutliche Buchstaben, Worte, Sätze entstünden.“ Erst lachte Herr v. Stern, dann aber, als er durch die Hand seines spiritistischen Freundes eine freilich wenig beweiskräftige „Kommunikation“ angeblich von seinem seit 14 Jahren verstorbenen Vater erhalten, ließ er sich dazu bewegen, selbst einen Versuch zu wagen. „Anfangs saß ich,“ erzählt er, „wohl eine Viertelstunde, ohne daß ich nur das geringste in meiner Hand verspürte, dann aber empfand ich endlich doch ein schwaches Zucken, dem ich, die Hand möglichst leicht haltend, nachgab, und zu meiner Überraschung und Freude nahm ich wahr, wie allmählich eine zwar sehr schwache und langsame, durch Pausen unterbrochene, aber deutlich genug von mir empfundene Führung meiner Hand und des von ihr gehaltenen, das Papier mit der Spitze berührenden Stifts stattfand, wodurch Buchstaben, Worte, endlich ein Satz entstand, durch welchen die von mir gestellte Frage sinngemäß beantwortet wurde. Es war wiederum mein Vater, der auf diese Weise sich mir mitteilte, und um jeden Zweifel zu beseitigen, daß ich es wirklich mit dem Geiste meines Vaters zu tun habe, bat ich ihn um die Mitteilung gewisser Vorgänge aus unserem Zusammenleben, die außer ihm und mir einem andern Wesen schwerlich bekannt sein konnten. Prompt erfolgte die Angabe der von mir gemeinten Vorgänge, wodurch für mich jeder Zweifel an der wirklichen Anwesenheit meins Vaters aufhörte, und habe ich seitdem zu öfteren Malen auf die eben beschriebene Weise von meinem Vater verschiedene Mitteilungen erhalten.“

Es war genug, um H. v. Stern-Gwiazdowski zum Spiritisten zu machen, ja zum Vorkämpfer des Spiritismus umzugestalten. Ähnliche Fälle sind in der spiritistischen Literatur zahlreich.

Höchst interessant ist eine Bemerkung des englischen Experimental-psychologen F. W. Myers[1] über die Beziehung zwischen automatischem Schreiben in der Hypnose und dem im wachen Zustande:

„In Fällen automatischen Schreibens, ganz außerhalb des Bereichs des Hypnotismus, sehen wir oft, wie der Schreiber von selbst in einen Zustand verfällt, der dem hypnotischen Schlafzustande (trance) ähnlich ist. Während dieses Zustandes wird das Schreiben bisweilen fortgesetzt, bisweilen durch ein noch tieferes Stadium scheinbarer Lethargie unterbrochen. Ich war zu wiederholten Malen Zeuge dieser Erscheinung bei Automatisten, die mir persönlich bekannt waren; sie ist einer der Punkte, auf welchem die Spiritisten insistieren, weil er gemäß ihrer Ansicht den Beweis liefert, daß der Schreiber von einem Einfluß in Besitz genommen ist, der außer ihm liegt. ‚Er ist von einem Geist mesmeriert', sagen sie."

Ehe wir nun an die Untersuchung der Ursachen gehen, welche dem automatischen Schreiben zu Grunde liegen, müssen wir noch einen Augenblick bei der wechselreichen Vielgestaltigkeit verweilen, in welcher diese eigentümliche Erscheinung auftritt.

Häufig beginnt das automatische Schreiben mit wirrem Gekritzel und sinnlosen Zügen. Ihnen reihen sich undeutliche, gleichsam im Werden begriffene Buchstaben an, dann schwer zu entziffernde Worte und Sätze, die aber doch den Stempel der gewöhnlichen Züge des Schreibenden tragen. Dann kommen fremdartige Handschriften mit Schnörkeln und Arabesken. Sie ändern von Zeit zu Zeit[2], um nachher, vielleicht nach Tagen und Wochen, in gleicher Form wieder aufzutauchen. F. W. Myers fügt hinzu, daß bisweilen in der Richtung von rechts nach links geschrieben werde und somit das Phänomen der „Spiegelschrift" (miror writing) zu stande komme. Allein er führt[3] bloß ein einziges und dazu noch zweifelhaftes Beispiel an. Pierre Janet bemerkt[4] dagegen, daß ihm kein einziger Fall dieser Art vorgekommen sei.

Ebenso wechselreich wie die Form ist auch der Inhalt der verschiedenen Arten des automatischen Schreibens. Zuweilen fehlt jeglicher psychologische Gehalt, wie in jenen Fällen, in denen einzelne Buchstaben ohne Aufhören wiederholt werden oder immer ein und dasselbe Wort hingeschrieben wird.

[1] Proceed. IV 235 f.

[2] Vgl. die diesbezüglichen Aufstellungen von F. W. Myers, Proceed. IV 212.

[3] Proceed. III 39. [4] L'automatisme psychologique 417.

Sehr oft sind es sinnlose Sätze, abgerissene Ausdrücke, mitunter fremdländischen Charakters[1], dann vorgebliche Anagramme und Späße. Sehr häufig kehren moralische Maximen und Reflexionen oft der allergewöhnlichsten Art wieder. Bei den Spiritisten kleiden sie sich in Form von Mitteilungen, von „Botschaften aus dem Jenseits". Dann nehmen die „Geister" auch wohl mit dem eigenen Namen eine eigene Handschrift an, an der man sie wieder erkennen soll. Über den Gehalt dieser Mitteilungen besitzen wir ein sehr beherzigenswertes Geständnis Aksakows[2]:

„Es ist notwendig, zu sagen, daß in Wirklichkeit die Mehrzahl der spiritistischen Kommunikationen Gemeinplätze, ganz gewöhnliche Antworten oder Schlußfolgerungen, welche die normalen Fähigkeiten des Mediums nicht übersteigen, und sehr oft reine Abgedroschenheiten enthält. Diese Art von Kommunikation erklärt und rechtfertigt zum Teil diese von seiten der Kritiker des Spiritismus sehr gewöhnliche Behauptung, daß diese Kundgebungen niemals über den moralischen und intellektuellen Inhalt des Mediums hinausgehen. Aber das Wort ‚niemals' ist in dieser Beziehung zu viel . . .; denn die spiritistische Literatur besitzt hinreichende Tatsachen, welche beweisen, daß die erhaltenen Kommunikationen auch über dem intellektuellen Niveau des Mediums stehen können, und jeder erfahrene Spiritist hat Gelegenheit gehabt, sich davon persönlich zu überzeugen."

Diese letzte Behauptung wird von Spiritisten immer wiederholt. Aber sie bleibt eine leere Behauptung, bis endlich einmal ein eigentlicher, stichhaltiger Beweis vorgebracht wird. „Die objektive Feststellung dieser Tatsachen bietet Schwierigkeiten", sagt Aksakow.

Vieles von dem, was wir über die wechselvolle Gestaltung des automatischen Schreibens gesagt, erhält seine Beleuchtung durch die folgenden Notizen, die Adolf Graf v. Spreti im Jahre 1891 veröffentlicht hat[3] und die seine eigenen Erfahrungen schildern: „. . . Meine Geduld wurde auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Anderthalb, ja mitunter sogar zwei Stunden hielt ich jeden Abend standhaft aus; doch es wollte sich keine Bewegung zeigen, und ich war schon daran, die Sache aufzugeben, als sich am 18. Abend eine ungewöhnliche Unruhe in Hand und Arm bemerkbar machte, ohne daß ein Buchstabe geschrieben wurde. Am folgenden Abend aber wurden diese Erscheinungen heftiger, es entstanden Zuckungen und Schmerzen in Hand und Arm bis zur Achsel empor; der Bleistift begann sich zu bewegen; es entstanden Striche und Kreise, bis endlich am 21. Tage mit großen, mächtigen Zügen, in einer mir völlig fremden Handschrift und ganz schief über das Papier ein Name geschrieben und mit sonderbaren Arabesken eingefaßt wurde. — Von nun an ging es rasch vorwärts. . . . Meine Hand schrieb ohne mein bewußtes Zutun in den mannigfaltigsten Handschriften, bald mit fließender Leichtigkeit, bald mit einem solchen Gefühle der Schwere und Unbeholfenheit, daß manchmal Minuten erforderlich waren, um ein einziges Wort zu stande zu bringen, ohne daß ich in solchen Fällen im stande gewesen wäre, aus eigener Kraft einen begonnenen Buchstaben zu vollenden oder auch den Bleistift loszu-

[1] Proceed. III 26. [2] Animismus und Spiritismus II 384 f.
[3] Sphinx 1891, Febr.

lassen, der mitsamt der Hand oftmals in die unnatürlichsten, selbst schmerzhaften Stellungen gebracht wurde, ohne daß ich dies verhindern konnte. . . . Die Fälle waren nicht vereinzelt, daß mitten in einem Satz plötzlich die Schrift wechselte; ja es kam sogar vor, daß Sätze abgebrochen und nach mehreren Wochen genau bei der abgebrochenen Stelle und in genau derselben Handschrift fortgesetzt wurden. Ich muß erwähnen, daß ich nie Fragen stellte, sondern einfach meine Hand zur Verfügung stellte, um so jeden persönlichen Einfluß von vornherein fernzuhalten. Ich wußte nie vorher, was ich schrieb, und wenn ich so bisweilen besonders bei sehr schwerem Schreiben, ein Wort ergänzen oder vollenden wollte, so war ich nicht nur dazu nicht fähig, sondern wurde dann meist durch Substituierung eines ganz andern, mir fern liegenden, überrascht. — Die Mitteilungen selbst bewegten sich meist in einem ermahnenden Tone, wechselten aber auch mit ganz gleichgültigen Phrasen. Vorhersagungen erhielt ich nie, dagegen mancherlei Spaßhaftes. Immerhin war der Gesamtinhalt nicht danach angetan, mich lange zu fesseln."

Ein Mann, der auf dem gesamten Grenzgebiete eine lange Erfahrung besitzt[1], schildert seine Anschauungen folgendermaßen:

„Der erste Eindruck, den ein automatischer Schreiber von solchen Botschaften gewinnt, ist gewöhnlich, daß sie von einer Intelligenz herrühren, die außer ihm ist. Und abgesehen von der Diskussion über Fakta, die in jenen Botschaften enthalten sein mögen und welche dem Schreiber unbekannt wären, wird er wahrscheinlich seine Annahme, daß eine äußere Ursache im Spiele sei, auf folgende Betrachtungen stützen:

1. Er (der Schreiber) ist bei normaler Gesundheit, und es zeigt sich keine Spur einer krankhaften oder hysterischen Störung in seinem psychischen Sein[2].

2. Die Botschaften sind untereinander zu stetigen Reihen verknüpft.

3. Sie werden geschrieben, während der Schreiber sich wie gewöhnlich seiner selbst bewußt ist, ja vielleicht über einen ganz verschiedenen Gegenstand spricht.

4. Die Botschaften selbst liegen völlig außerhalb seines Bewußtseins. Weder zur Zeit, wo er sie erhält, noch nachher vermag er die Quelle ihres Ursprunges zu finden."

Die letzten beiden Punkte, welche sich mit dem Zustand des Bewußtseins während des automatischen Schreibens beschäftigen, fordern noch einige Gegenbemerkungen.

---

[1] F. W. Myers, On automatic Writing (Proceed. IV 253).

[2] Diese Annahme läßt sich mit einer andern Notiz, die er S. 235 gibt, nur dadurch in Einklang bringen, daß Myers den hypnotischen Zustand nicht für eine krankhafte Erscheinung hält.

Beim „mediumistischen" oder automatischen Schreiben der Spiritisten haben wir hauptsächlich zwei Fälle zu unterscheiden. Nicht selten finden wir neben dem klaren Bewußtsein der äußeren Handlung des Schreibens die Erkenntnis dessen, was niedergeschrieben wird. Herr v. Stern-Gwiazdowski wußte ganz wohl, daß er schrieb, und er schrieb nur, was er selber wußte. Solchen Fällen stehen aber andere gegenüber, in welchen der eigentliche Inhalt des zu Schreibenden vor dem Schreiben, ja im Momente des Schreibens selbst dem Schreiber unbekannt zu sein scheint. Der Inhalt entziffert sich ihm nur in dem Maße, als er aus den eigenen Bewegungen seiner Finger die Buchstaben herauslesen und aus dem Geschriebenen erkennen, beziehungsweise mühsam entziffern kann. So lautet die Erfahrung A. v. Spretis [1], so der berühmte Fall Clelia [2], auf den wir später zurückkommen werden. Allein es kann sich auch um einen bloßen Mangel an Aufmerksamkeit und Selbstbeobachtung handeln. Schon der eine Umstand, daß das „Niedergeschriebene" den habituellen Vorstellungskreis des Automatisten nicht überschreitet, müßte vor der Behauptung warnen, der Inhalt der „Kommunikationen" stamme nicht aus dessen eigenem Denken oder Phantasieren.

Der Mangel an Bewußtsein beim automatischen Schreiben ist also sehr wenig erwiesen.

Zur Beurteilung der Faktoren, welche beim automatischen Schreiben wirksam sind, würde es vom größten Nutzen sein, wenn es uns gelingen sollte, auch außerhalb der pathologischen, sei es natürlich bestehenden oder künstlich hervorgerufenen, Zustände bereits die Analogien des unwillkürlichen Schreibens zu entdecken.

II.

In der Tat ist das automatische Schreiben nicht ausschließlich dem anormalen Seelenleben eigen. Seine Analogien und ersten Anfänge reichen vielmehr tief hinein in die Zustände des Schlafes und Traumes und selbst in manche *Vorgänge des wachen Wirkens und Schaffens*. Vor allem ist zu beachten, daß das Schreiben nach seiner materiellen Seite gerade so die Betätigung gewisser Muskelgruppen ist, wie die Ortsbewegung, das Schreien, die Gestikulationen, das Sprechen. Demnach entspricht das automatische Schreiben einer ganzen Reihe von andern unwillkürlichen Funktionen. Oft bemerkt man in einer Schule, auch wenn der Lehrer gerade einen inter-

[1] Vgl. oben S. 48. [2] Proceed. II 226 ff.

essanten Vortrag hält oder eine schwierige Aufgabe erklärt, Knaben dasitzen, von denen der eine immerwährend am Knopfe seines Wamses dreht, der andere mit den Fingern leise, ohne zu stören, trommelt, ein dritter mit den Füßen den Takt schlägt. Da reiht einer Strich an Strich auf jeden leeren Flecken seiner Bücher, sein Nachbar zeichnet allerlei wunderliche Figuren, und noch ein dritter schreibt gar die Formen einer Konjugation. Es sind durchaus nicht alle unaufmerksame Schüler. Manche von diesen scheinbar so Zerstreuten gehören vielleicht zu den Besseren der Klasse, und gerade während sie trommeln, Takt schlagen, Knöpfe drehen, zeichnen und kritzeln, folgen sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Vortrag ihres Lehrers, und kein Wort geht ihnen verloren. Unterbricht der Lehrer auf einmal seinen Vortrag und fragt plötzlich einen der Künstler: „Was zeichnest du da?", so ist dieser anfangs ganz verdutzt und scheint jetzt erst zu bemerken, wie er sein Heft bemalt. Freilich hat er vielleicht die ersten Striche ganz bewußt frei hingezeichnet, aber nach einigen Minuten schon war alles in spontane Bewegung übergegangen und mechanisch reiht sich nunmehr Strich an Strich. Es kann so weit kommen, daß er im guten Glauben in Abrede stellt, irgendwie die Hand bewegt zu haben, und unter Umständen gelingt es eher, sein Talent zu untergraben und ihn für zeitlebens unbrauchbar zu machen, als ihm mit Diktatorworten seine Nebenbeschäftigung abzugewöhnen.

In Frankreich wurden die automatischen, oder besser gesagt, die unwillkürlichen Bewegungen zum Gegenstand mehr wissenschaftlicher Experimente gemacht. In dieser Beziehung ragt besonders Alfred Binet hervor.

Seine Methode und ihre Resultate faßt er in seinem Werke über die Suggestibilität [1] folgendermaßen kurz zusammen: „Man setzt sich neben die Versuchsperson an einen Tisch und bittet dieselbe, in eine interessante Lektüre oder eine komplizierte Kopfrechnung sich zu vertiefen, besonders aber den Geist abzulenken, die Hand freizugeben und sich nicht darum zu kümmern, was man mit dieser Hand tun werde. Die Hand hält einen Bleistift und ist der Versuchsperson durch eine Scheidewand verborgen. Man faßt dann die Hand ganz ruhig und setzt sie sanft in Bewegung und läßt z. B. Striche und Schleifen oder kleine Punkte zeichnen. Beim ersten Versuch merkt ein gewandter Experimentator schon, mit wem er es zu tun hat. Einige Personen steifen ihre Hand; sie ist wie von Holz und widerstrebt allen Anstrengungen; obgleich man ihnen empfiehlt, sich gehen zu lassen, nicht an ihre Hand zu denken, gehorcht diese doch keineswegs den Bewegungsantrieben. . . . Andere können, sobald man ihre Hand faßt, nicht fortfahren zu lesen, ihre Auf-

[1] La suggestibilité, Paris 1900, Schleicher.

merksamkeit verläßt das Buch und beschäftigt sich mit dem, was sie an ihrer Hand fühlen. . . . Um das Aufmerken auf die Hand zu hindern, wende ich oft einen kleinen Kunstgriff an. . . . Ich mache denjenigen, mit welchem ich einen Versuch vornehme, glauben, seine Hand bleibe während der ganzen Dauer des Experimentes träg und passiv, nur der Experimentator gebe von Zeit zu Zeit der Hand eine kleine Bewegung zum Zweck einer besondern Untersuchung, die man nicht erklärt. Dies genügt, um die Versuchsperson zu beruhigen. Von da an überläßt sie ohne Widerstand ihre Hand. . . . Nach einiger Zeit, wenn die Zerstreuung [d. h. die Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Hand] anhaltender und tiefer geworden, lassen sich folgende Wahrzeichen erblicken. Vorerst zeigt sich eine Anästhesie infolge der Zerstreuung. Die zerstreute Person ist zwar nicht wie eine Hysterische gefühllos geworden . . ., aber die Feinheit gewisser Sinnesperzeptionen ist bedeutend vermindert. Was sich am leichtesten hervorbringen läßt, sind passive Wiederholungsbewegungen. . . Nachdem man während einiger Minuten der Hand eine Bewegung mitgeteilt, läßt man sie sachte los oder bleibt noch in leisem Kontakt, damit die Versuchsperson nichts merke, aber man hört auf, einen leitenden Einfluß auszuüben. . . . Die sich selbst überlassene Hand macht noch einige leichte Bewegungen. Man nimmt den Versuch mit erneutem Eifer auf, wiederholt ihn mit Geduld während mehrerer Minuten; die Wiederholungsbewegung wird vollkommener [1]. Nach vier Sitzungen sah ich bei einem jungen Mädchen die Wiederholung so ausgesprochen und klar, daß die Hand nicht weniger als 80 Häkchen zog, ohne anzuhalten. Dann machte das Mädchen eine rasche Bewegung, schüttelte die Schultern und sprach: ‚Es scheint mir, daß ich daran war einzuschlafen.'"

An die vorgenannten Versuche französischer Pädagogen und Experimentalpsychologen reihen sich organisch die Versuche des sogenannten Muskellesens (muscle reading) [2] an. Richtet der „Aufgeber" mit ganzer Anstrengung seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellung einer Zahl, eines Namens usw., während er seine Rechte sachte auf die Hand des „Gedankenlesers" legt, welche den Stift hält, so gelingt es dem erfahrenen Muskelleser, den Namen, die Zahl usw. niederzuschreiben. In Wirklichkeit war der „Aufgeber" der eigentliche Schreiber. Er lenkte, ohne zu wollen, ja ohne darauf zu achten, durch seine eigenen Muskelbewegungen die Hand des „Muskellesers", ähnlich wie der Lehrer die Rechte des Kindes lenkt. Wir haben also hier eine wahre Art unwillkürlicher Schreibbewegungen. Doch tritt dabei, scheinbar wenigstens, ein merkwürdiger Gegensatz gegen das unwillkürliche Schreiben und Zeichnen in der Schule hervor.

[1] In diesen unwillkürlichen, unbemerkten und hier vielleicht wirklich zum Teil unbewußten Wiederholungsbewegungen haben wir eine klare Parallele zu den automatischen oder Wiederholungsbewegungen der Hypnose. Denn auch der Hypnotisierte setzt die Drehbewegung, welche der Hypnotiseur seinen Armen erteilt, ruhig fort, obgleich dieser schon lang zu drehen aufgehört hat. Vgl. Dr. Moll, Hypnotismus [2], Berlin 1890, 53.

[2] Vgl. den Art. „Gedankenübertragung" in dieser Zeitschrift LXII 505 ff.

Bei den Kindern scheint die Zerstreuung, bei den Experimenten der Psychologen die Aufmerksamkeit unwillkürliche Schreibbewegungen auszulösen. Allein der Gegensatz ist mehr scheinbar als wirklich, denn in beiden Fällen ist die Aufmerksamkeit von der schreibenden Hand abgelenkt.

Auch im Traumleben, besonders im natürlichen Somnambulismus, begegnen wir dem automatischen Schreiben. Nicht selten erzählt man von Fällen, in denen ein Schlafwandler sich von seinem Lager erhoben, an den Tisch gesetzt und eine begonnene Rechnung zu Ende geführt. Allerdings sind Erzählungen dieser Art, wie Wundt[1] sehr richtig bemerkt, mit Behutsamkeit aufzunehmen. Denn der geheimnisvolle Zauber, der solche außergewöhnliche Vorgänge umgibt, hat oft genug Übertreibungen veranlaßt. Bedenkt man aber, wie oft wir im Traume sprechen und selbst gestikulieren, so sieht man keine Schwierigkeit darin anzunehmen, daß ein schlafwandelnder Schüler, dem ja das Schreiben fast zur zweiten Natur geworden, seinen Aufsatz zu Ende führe.

III.

Das hier vorgelegte Material genügt zwar keineswegs, um ein abschließendes Urteil über die beim automatischen Schreiben tätigen Faktoren zu bilden. Aber immerhin ist es möglich, der Lösung dieses Problems näher zu treten. Denn jene Ursachen, welche ähnlichen unwillkürlichen Bewegungen, besonders aber den Schreibebewegungen der Kinder, den Muskelzuckungen beim Gedankenlesen, der Tätigkeit der Schlafwandler zu Grunde liegen, werden offenbar auch das automatische Schreiben hervorgebracht haben.

Fassen wir zuerst die sogenannten Wiederholungsbewegungen ins Auge, wie wir sie aus den Experimenten Binets kennen gelernt haben. Ein psychologisches Moment macht sich hier zunächst nicht geltend, alles scheint rein nach den Gesetzen der Nervenmechanik sich zu vollziehen. Der erste Anstoß kommt von außen; die Fortsetzung und Weiterführung der begonnenen Bewegung erklärt sich bei kurzer Dauer schon durch das Gesetz der Trägheit. Hält dieselbe länger an, so wird es sehr wahrscheinlich, daß das Gefühl der einmal begonnenen Bewegung, der von außen erzeugte Reiz noch weiter erregend einwirkt und die Fortsetzung der Bewegung herbeiführt. Hier liegen also peripherische, d. h. von außen kommende Reize vor, welche den motorischen Apparat in Tätigkeit versetzen.

[1] Grundlagen der physiologischen Psychologie II⁴ 541.

Etwas anders liegt die Sache bei den unwillkürlichen Bewegungen, von denen wir S. 6 f sprachen. Wir wissen, daß die bewegliche Jugend in ihrer Lebensfrische nicht ruhig sein kann. Es scheint, daß die im Nervensystem gehäufte Energie sich zu äußern strebt und in Bewegung umzusetzen sucht. Diese Bewegungen werden also zunächst durch innere Reizzustände ausgelöst und können im physiologischen Sinne des Wortes automatisch sein.

Es möchte allerdings scheinen, die eigentlichen Schreibbewegungen seien auch ihrer materiellen Seite nach von zu komplizierter Natur, als daß man in ihnen je das mechanische Resultat rein physiologischer Reize erblicken könnte. Allein die Schwierigkeit ist nicht so groß. Bewegungen selbst komplizierter Natur, zu welchen es am Anfang der ganzen Aufmerksamkeit und Überlegung, sowie der bewußten Leitung des Willens bedurfte, werden allmählich so leicht, daß ein einziger Anstoß genügt, den physiologischen Mechanismus in Tätigkeit zu setzen. Der geübte Violinist wirft einen Blick auf die Noten, und dann gleiten seine Finger mit bewundernswerter Sicherheit über die Saiten hin, um die schwierigsten Klänge zur harmonischen Einheit zu binden. Zu solchen durch lange Übung automatisch koordinierten Bewegungen komplizierterer Natur gehört nun vor allem das Schreiben.

Wenn wir indessen behaupten, die materiellen Schreibbewegungen lassen sich als Resultat physiologischer Reize betrachten, so wollen wir keineswegs sagen, das wirkliche Schreiben komme ohne die Mitwirkung psychologischer Faktoren zu stande. Fast immer liegt eine Vorstellung zu Grunde, wenigstens dann, wenn nicht ein einzelner Buchstabe, sondern eine wechselnde Reihe derselben niedergeschrieben wird. Lebhafte Vorstellungen vermögen einen Bewegungsimpuls zu geben, wie aus dem Alltagsleben genügend bekannt ist. Wer überdies den innigen Zusammenhang der sinnlichen Erkenntnis mit dem sinnlichen Begehrungsvermögen und durch dieses mit dem motorischen Apparat beachtet, wird keineswegs staunen, daß Erinnerungsbilder und Phantasmen eine Bewegung auslösen können. Dann aber ist es nicht schwerer zu begreifen, daß die Schreibmuskeln, als daß die Sprechmuskeln in Tätigkeit versetzt werden, besonders bei Personen, welche nicht weniger schreibselig als andere redselig sind. Das Wirken der sinnlichen Erinnerung verbunden mit dem Treiben der Phantasie kann eine zweite Ursache automatischen Schreibens werden.

Beim Schreiben der Schlafwandler tritt ein weiterer Faktor zu Tage, nämlich die Tätigkeit des Verstandes. Der Verstand kann im Traume

tätig sein, und wie er das Sprechen des Schlafwandlers zu beeinflussen vermag, so ist er auch im stande, seine Schreibbewegungen zu lenken. Freilich kann unter diesen Umständen der Intellekt sich nicht voll und ganz betätigen, denn es fehlt an der Aufmerksamkeit, an Überwachung des Verlaufes der Vorstellungen und an der Regelung der Assoziationen. So ist es erklärlich, daß die Erzeugnisse automatischen Schreibens ein geringes Mittelmaß intellektueller Leistung nicht überschreiten. Zum großen Teil sind es Ideen, die so oft ausgesprochen, Phrasen, die so oft gehört und wiederholt worden sind, daß sie sich im Geiste automatisch koordiniert haben und nun nach Anregung des ersten Elementes sich abwickeln wie beim Schüler die Formen einer Konjugation oder die Aufeinanderfolge mathematischer Formeln. Es ist auch von großem Interesse, zu bemerken, wie beim Traumwandler die physiologischen Reize und die Tätigkeit der Phantasie mitspielen. Automatische Reize sensorischer Teile der Großhirnrinde erzeugen die lebhaftesten Halluzinationen; peripherische Sinnenreize, die nicht genügend verifiziert werden, bringen mannigfaltige Illusionen hervor; die Phantasie verwebt längst entschwundene Zeiten und die Augenblicke der Gegenwart zu einem bunten Bilde, in welches die Verstandestätigkeit, so gut es geht, Ordnung zu bringen sucht.

Physiologische Reize, seien sie peripherischer oder rein zentraler Natur, die Tätigkeit des inneren Sinnes, des Gedächtnisses und der Phantasie, endlich auch das Wirken des Verstandes sind die drei großen Faktoren, welche zur Erklärung jeglichen automatischen Schreibens dienen.

Physiologische Reize peripherischer Natur lösten beim Kranken des Dr. Mesnet wie bei den Hypnotisierten des Dr. Moll und Dr. P. Janet die Schreibversuche aus.

Das Wirken der Phantasie beim „mediumistischen" Schreiben der Spiritisten zeigt uns der Fall „Clelia" [1]. Mr. A, ein Freund des schon oft zitierten F. W. Myers, hatte begonnen, im automatischen Schreiben sich zu versuchen. Schon bald ging er ins spiritistische Lager über. Er fragte den vermeintlichen Geist, der durch seine Hand schrieb: „Wer bist du?" A: ‚Clelia.' „Bist du ein Weib?" A: ‚Ja.' „Hast du je auf Erden gelebt?" A: ‚Nein.' „Wirst du es in Zukunft tun?" A: ‚Ja.' „Wann?" A: ‚Sechs Jahr.' „Weshalb sprichst du mit mir?" A: ‚E if Clelia e l.' Auf neues Fragen A: ‚E if Clelia e l.' „Ist zwanzig dein Alter?" A: ∞ (Unendlich.) (Mr. A interpretiert „ewig".) „Also zwanzig was?" A: ‚Worte.'

Der vierte Tag brachte die Enttäuschung: denn ‚Clelia' repetierte erst genau die Fragen des Mr. A. Da fragte dieser: „Antworte ich mir selbst?" Seine

[1] Proceed. II 226 ff.

Feder antwortet: ‚Ja.‘ „Ist Clelia hier?“ A: ‚Nein.‘ „Wer ist denn hier?“ A: ‚Niemand.‘ „Existiert Clelia?“ A: ‚Nein.‘ „Mit wem sprach ich denn gestern abend?“ ‚Niemand.‘ „Meine Feder wurde ganz wild und behauptete bald und leugnete wieder die Existenz einer Clelia.“

Wir brauchen hier nicht nach einem „Geist“ zu suchen. Es liegt auf der Hand, daß es sich um ein Produkt einer müßig wandernden Hand und einer träumenden Phantasie handelt. Solange beim Automatisten nur ein sinnloses Wiederholen einzelner Worte, ein kunterbuntes Gemisch von Wortelementen zu Tage tritt, wo bloß Alltagsphrasen mit den allergewöhnlichsten Sentenzen wechseln, spielt die Phantasie.

Bei manchen spiritistischen Botschaften und Kommunikationen offenbart sich dagegen ein gewisser, wenn auch beschränkter intellektueller Gehalt. Hier muß also der Verstand mit tätig gewesen sein. Übrigens wird sich naturgemäß beim automatischen Schreiben eine reiche Abstufung einzelner Zustände ergeben, je nachdem das physiologische oder das psychologische Element überwiegt, die Phantasie oder der Einfluß des Verstandes die Oberhand gewinnt. In dieser Beziehung finden die verschiedenen Grade intellektuellen Gehaltes des unwillkürlichen Schreibens ihre natürliche Analogie [1] in dem verschiedenen intellektuellen Gehalt des Traumlebens.

Wir sehen demnach keine zwingenden Gründe, für die Erklärung des automatischen Schreibens an und für sich Einflüsse anzunehmen, die außerhalb des Schreibers selber liegen.

Anderer Ansicht sind freilich die Vertreter der spiritistischen Theorie. Ihre Beweisgründe [2] lassen sich folgendermaßen gruppieren: a) Es gibt sich ein Einfluß kund, welcher vom Willen des Schreibenden unabhängig und demselben unbewußt ist. b) Dieser Einfluß erweist sich als ein fremder durch sein gebieterisches Auftreten, durch die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Schrift, welche ganz andere Züge aufweist als die gewöhnliche Handschrift des Automatisten. c) Das Niedergeschriebene setzt den Schreiber selbst in Staunen und tritt zuweilen in schroffen Gegensatz zu dessen Anschauungen und Wünschen. d) Endlich überschreiten die Kommunikationen nicht selten die Grenzen dessen, was der Schreiber wissen konnte. Ohne auf das einzelne einzugehen, erlauben wir uns einige Bemerkungen allgemeiner Natur. Es kann sich bei dieser Beweisführung offenbar bloß um jene Fälle automatischen Schreibens handeln, bei denen irgend ein psychologischer Gehalt sich zeigt. Aber auch hier kann der Mangel an reflexem Bewußtsein oder die Unabhängigkeit vom freien Willen nicht als Beweis geltend gemacht werden. Es gibt eine Reihe von Erkenntnis- und Strebeakten, welche nicht vom freien Willen abhängig sind, und neben dem reflexen Bewußtsein gibt es höchstwahrscheinlich für

[1] Vgl. in Bezug auf die wechselnden Formen des Traumes S. Thom. 1, q. 84, a. 8 ad 2.

[2] Vgl. besonders Aksakow, Animismus und Spiritismus II 351 ff.

den Erkenntnis- und Strebeakt ein begleitendes Bewußtsein. Daß dieses letztere beim automatischen Schreiben je gefehlt, haben die Spiritisten bis jetzt keineswegs nachgewiesen. Daß gewisse Akte uns auf den ersten Blick als fremd erscheinen, kann rein vom Mangel an Aufmerksamkeit und kritischer Selbstprüfung herrühren, und ebenso können wir über Gedanken erstaunt sein, die uns plötzlich kommen, ohne daß irgend ein Grund vorliegt, zu sagen, sie seien nicht das Produkt unserer Selbsttätigkeit. Die Fremdartigkeit, der Gegensatz zu eigenen Anschauungen und Wünschen, das Gebieterische gewisser Vorstellungen zeigt nur, wie leicht der Mensch zu Zwangsideen hinneigt, in keiner Weise aber, daß diese nicht in seinem eigenen Innern ihre psychologische Ursache besäßen. Der veränderte Charakter der Schriftzüge endlich ist ein allzu problematisches Zeichen, als daß so gewagte Schlüsse darauf gebaut werden könnten. Die Suggestion in der Hypnose kann die Schrift des Hypnotisierten, wie seine Aussprache und den Laut seiner Stimme verändern, und doch ist es dieselbe Person, welche schreibt. Selbst den Experten kostet es oft Mühe zu unterscheiden, ob eine Schrift einer bestimmten Person abgesprochen werden kann oder nicht. Die auf Betrug ertappte Theosophistin Mme. Blavatsky verstand es, ihrer Schrift die verschiedensten Züge zu verleihen.

Die Beweise der Spiritisten sind also keineswegs durchschlagend, solange sie die letzte Behauptung nicht zu erhärten vermögen: nämlich daß der Inhalt gewisser Kommunikationen den intellektuellen Wissensstand des automatischen Schreibers überschreite. Dabei leugnen wir die Möglichkeit eines dämonischen Einflusses nicht, wir behalten uns sogar die Freiheit vor, bei gewissen Fällen aus den moralischen Kriterien einen solchen als wahrscheinlich anzunehmen.

IV.

Das automatische Schreiben darf keineswegs als harmlose Spielerei angesehen werden. Die ersten Anfänge mögen harmlos sein; dasselbe weiter ausbilden wollen, wäre ein sehr gefährliches Treiben.

Das wahre Gedeihen des geistigen Lebens hängt wesentlich davon ab, daß die vom Schöpfer gewollte Unterordnung der Seelenkräfte gewahrt bleibe. Der freie Wille soll die Oberherrschaft ausüben. Despotisch verfahren kann er freilich nicht; eine gewisse Unabhängigkeit des Verstandes und vor allem der niederen Seelenkräfte bleibt bestehen. Allein es hieße sich selbst erniedrigen, wollte der Wille die Zügel der Regierung sinken lassen. Bald würde der Intellekt selbst nicht mehr die Kontrolle ausüben können. Zügellose Phantasie, emanzipiertes sinnliches Begehrungsvermögen, krankhaft sich steigernde physiologische Reize würden ihr tolles Spiel treiben. Konsequent durchgebildeter Automatismus bedeutet für das psychische Leben, wie Pierre Janet ganz richtig sagt, einen Zersetzungsprozeß. Es geht nicht dem Genie, es geht dem Irrenhause zu.

Dies zeigen auch die traurigen Erfahrungen eines gewissen M. Til, welche Binet in seinem Buch über die Suggestibilität[1] aufbewahrt hat. Der eigene Bericht des

[1] La suggestibilité 44 ff.

Herrn Til. der sich sonst einer guten Gesundheit erfreut, lautet folgendermaßen: „Die für mich so starken Eindrücke dieses Abends (es war erst der dritte Versuchstag) nahmen für mich bald den Charakter einer beunruhigenden Umlagerung (obsession) an. Als ich mich zur Ruhe legte, machte ich die größten Anstrengungen, um einzuschlafen, aber vergebens. Ich hörte eine innere Stimme, die zu mir sprach, mir die schönsten Freundschaftsbeteuerungen machte, mir schmeichelte und mich eine herrliche Zukunft schauen ließ ꝛc. Im Zustand der Aufregung, in dem ich mich befand, ließ ich mich in diesen süßen Gaukelbildern wiegen. . . . Dann kam mir die Idee, es wäre genug, wenn ich meinen Finger auf die Mauer setze, damit er die Stelle eines Bleistiftes versehe; wirklich begann mein Finger an die Wand gelehnt, Sätze, Antworten, Ermahnungen zu schreiben, welche ich las, indem ich den Umrissen folgte, welche mein Finger auf der Mauer ausführte. ‚Michael', so ließ mich der Geist schreiben, ‚deine Geschicke sind gesegnet, ich werde dein Führer und dein Halt sein.' Immer diese sonderbare Schrift mit ihren Schlingen und höchst bizarren Formen. Zwanzigmal wollte ich einschlafen, umsonst . . ., erst gegen Morgen gelang es mir, einige Augenblicke Ruhe zu erhalten." Diese Belagerung seines Geistes verfolgte ihn am Vormittag auf dem Weg, als er zu seinen verschiedenen Schulstunden ging: „Auf der ganzen Tramwaystrecke fuhr der Geist fort, mich zu belagern; er ließ mich auf mein Taschentuch, auf die Bank der Trambahn, selbst in die Tasche meines Überrockes Phrasen, Ratschläge, Maximen u. s. w. schreiben. Ich machte wahre Anstrengungen, damit die Personen, die mich umgaben, nichts von der Unruhe merken, in welcher ich war. Denn ich lebte sozusagen nicht mehr in der wirklichen Welt, ich war ganz ins Innerste jener Gewalt versenkt, die sich meiner bemächtigt hatte." Trotz seines gefährlichen Zustandes und ungeachtet der Mahnungen eines Freundes folgte er wieder dem Drang zum Schreiben. Nach einigen vagen Verdächtigungen gegen seinen Sohn Eduard, der in einem Geschäftsbureau angestellt war, kam folgende klare Anklage heraus: „Eduard hat Zigaretten aus der Schachtel seines Herrn M. entwendet; . . . dieser hat es bemerkt, und in seinem Mißmut richtete er an ihn ein Absageschreiben, indem er ihm mitteilte, er werde nächstens durch einen andern ersetzt werden. Aber Eduard und sein Freund B . . . haben schon nicht übel in einer giftigen (vermineuse [sic!]) Epistel die Sache ins reine gebracht." Man kann sich den Schrecken des Vaters vorstellen. Zum Glück stellte sich heraus, daß kein wahres Wort daran war.

Es war unerklärlicher Optimismus, wenn F. W. Myers schrieb: „Um zu verhindern, daß der Schreibeautomatismus zu einer geistigen Gefahr werde, ist es notwendig, nicht daß man ihn unterdrücke und über ihn spotte, sondern daß er offen geübt und verstanden werde." Aber der englische Experimentalpsychologe sieht auch keinerlei Gefahren im Gebrauch der Hypnose trotz der energischen Warnungen so vieler großer Ärzte und Physiologen, und wo nach dem Urteil einer gesunden Philosophie krankhafte Zustände vorliegen, glaubt Myers unter Umständen bisher nicht geahnte Fähigkeiten, Ansätze zur Erweiterung menschlicher Kräfte, Eingänge zur Quelle objektiver Wahrheit erblicken zu dürfen [1].

Julius Beßmer S. J.

[1] Proceed. III, 32 f.

Die Tote Hand der Ordensgenossenschaften.

Die sogen. Tote Hand bildet eines der beliebtesten Themata, welche die Gegner der Ordensgenossenschaften abzuwandeln pflegen, wenn sie deren Gefährlichkeit und die Notwendigkeit von Ausnahmsmaßregeln gegen sie darzutun suchen. Da Frankreich das Land ist, in welchem die katholischen Ordensgenossenschaften in neuerer Zeit sich am mächtigsten entfaltet haben und in welchem daher auch die Gefahren der Toten Hand, insofern ihrerseits solche in unsern Tagen noch vorhanden sein sollten, am augenscheinlichsten hervortreten mußten, so hat es sein Interesse, aus den jüngsten umfassenden Erörterungen und Ermittlungen anläßlich des französischen Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 die einschlägigen Momente kurz und übersichtlich zusammenzustellen.

Der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau, der Haupturheber dieses Gesetzes, dessen Reden auch die demselben vorhergehenden Beratungen in der maßgebendsten Weise beherrschten, führte bezüglich der sogen. Toten Hand der katholischen Ordensgenossenschaften aus:

„Es ist hier nicht der Ort noch die Zeit, eine Statistik aufzustellen; um aber zu zeigen, daß wir uns nicht von unbegründeten Befürchtungen leiten ließen, als wir von der Parlamentstribüne herab auf die Gefahr einer immer größeren Umfang annehmenden Toten Hand hinwiesen, welche das Prinzip des Güterverkehrs (circulation des biens) bedroht, wird es, wie ich glaube, genügen zu bemerken, daß der Wert der in den Händen oder im Besitz der Ordensgenossenschaften befindlichen Immobilien (immeubles occupés ou possédés par les Congrégations), welcher sich 1880 bereits auf 700 Millionen belief, gegenwärtig eine Milliarde übersteigt. Welche Summe mag unter Zugrundelegung dieser Ziffer erst die Tote Hand an beweglichen Gütern ausmachen![1] (Bewegung.)

„Die beweglichen Werte werden Ihnen vielleicht weniger bedenklich erscheinen als die unbeweglichen; indes hat der Unterschied zwischen beiden nicht mehr dieselbe Bedeutung wie zur Zeit unserer früheren Gesetzgebung; und schließlich und letztlich ist es der bewegliche Reichtum, welcher die Entfaltung einer Institution am meisten zu fördern vermag."[2]

„Die Votierung" des Vereinsgesetzentwurfes erscheint der Regierung notwendig, „weil alle Maßnahmen, welche eine ohne Unterlaß anwachsende Tote Hand un-

[1] Programmrede zu Toulouse am 28. Oktober 1900, Waldeck-Rousseau: Associations et Congrégations, Discours, 1901, 40 f.

[2] Rede im Senat vom 17. Juni 1901: ebd. 357.

angetastet lassen, die heute ein Werkzeug der Herrschaft und morgen einen Kriegsschatz bildet, und welche sich darauf beschränken, scheinbar das gemeinsame Zusammenleben unmöglich zu machen, wirkungslos und unfruchtbar bleiben."[1]

„Das Wort Tote Hand in meinem Munde ist nicht ein Schreckgespenst (epouvantail), wie Herr Piou eben andeutete; ich wende dieses Wort in demselben Sinne an, in welchem es alle Nationalökonomen, jene seiner Schule sowohl als die meiner, verstanden; es gibt in der Tat keinen, welcher die Gefahren verkannt hätte, die aus der Immobilisierung eines zu großen Güterbesitzes in einer Hand, zu Nutzen einer und derselben moralischen Person, für das wirtschaftliche und soziale Gleichgewicht entstehen können."[2]

„Die Frage, die ich stelle, ist folgende: Findet sich irgend jemand, der aus voller Überzeugung und in aller Aufrichtigkeit versichern könnte, daß das Vermögen der Ordensgenossenschaften, zur Stunde da ich spreche, besonders wenn das bewegliche Vermögen mit in Rechnung gezogen wird, sich nicht in erschreckendem Maße vermehrt und angehäuft hat?" Sollte das Vermögen der Ordensgenossenschaften an liegenden Gütern auch nur eine halbe Milliarde betragen, würde dann das Anwachsen desselben seit 40 oder 50 Jahren, wo es nur 50 Millionen betrug, „eine Erscheinung sein, welche Staatsmänner und Politiker gleichgültig lassen könnte? Wenn es wahr ist, daß die notwendige Erhaltung des wirtschaftlichen Gleichgewichts das Verbot der Toten Hand erheischt, kann man dann gleichgültig zusehen, wie sich ein derartiges Vermögen bildet? Man denke doch daran, was Tausende von betriebsamen, emsigen, gewandten und sparsamen französischen Händen damit an wirtschaftlichen Werten geschaffen hätten!"[3] (Beifall links.)

Der Freimaurer Br.·. Henri Brisson, der hauptsächlichste geistige Urheber der vermögensrechtlichen Bestimmungen des französischen Vereinsgesetzes gegen die Ordensgenossenschaften, schätzte das unbewegliche Vermögen der letzteren auf „wahrscheinlich weit mehr als eine Milliarde" und ihr bewegliches Vermögen auf „wenigstens zehn Millarden"[4]. Von den angeblichen Gefahren dieser Toten Hand betonte er besonders die politische. Er äußert hierüber:

„Meine Herren! In der Tat bildet die Tote Hand nicht nur ein Hindernis für den freien Güterverkehr, eine Beeinträchtigung des sozialen Kredits, des Familienrechts und des Familieneigentums, wie es die französische Revolution und der Code civil begründet haben; dieselbe hat eine noch viel unheilvollere Seite: sie richtet inmitten einer lebendigen Gesellschaft eine Gesellschaft wieder auf, die tot ist. Sie bildet für uns die enorme Gefahr, daß sie in Wirklichkeit die Dotation einer dahingeschwundenen Welt ist"... (sehr gut! links), „daß sie künstliche Hindernisse und Elemente des Kampfes vor uns auftürmt, die ohne sie nicht vorhanden wären und die sich leicht in Werkzeuge des Bürgerkrieges verwandeln können. (Beifall links.)

[1] Kammerrede vom 14. Januar 1901: ebd. 44.
[2] Kammerrede vom 6. Februar 1901: ebd. 168.
[3] Kammerrede vom 21. Januar 1901: ebd. 102 f.
[4] Kammerrede v. 27. Januar 1901: Brisson, La Congrégation, 1902, 416 f.

„Ja, meine Herren, bedenken Sie gefälligst, wie gering der Einfluß veralteter Vorstellungen in einer gelehrten (savante) Gesellschaft, wie der unsrigen, . . . und wie leicht der Gang dieser Gesellschaft sein würde, wenn die Tote Hand nicht da wäre, welche, ich wiederhole es, die Zivilliste jener dahingeschwundenen Welt darstellt! Hunderte von Millionen, ich habe es Ihnen bewiesen, ja fast sicher Milliarden werden dazu verwendet, Intelligenzen, welche frei sein würden, wenn sie in ihrem Milieu [d. i. in der geistigen Atmosphäre der Neuzeit] blieben, . . . in den Banden der Vergangenheit festzuhalten und zu fanatisieren. (Beifall links.) Die Tote Hand hält diesen friedlichen Fortschritt auf; sie ist eine Macht im Staate und notwendigerweise im Zustande der Auflehnung gegen den Staat. (Sehr gut! links.) . . . Nein, nein, meine Herren, eine religiöse Tote Hand, besonders von solcher Ausdehnung, . . . kann mit einer demokratischen Republik nicht zusammenbestehen; beide sind miteinander unvereinbar." [1] (Erneuter Beifall links.)

Brisson empfiehlt dann namentlich auch die Ausführungen des Rechtsprofessors Planiol in Paris (Traité élémentaire de Droit civil I 271) über die Gefahren des „Kollektivreichtums" überhaupt zur Benutzung. Dieser Rechtsgelehrte schreibt:

„Vom wirtschaftlichen Standpunkte ist das Anwachsen der Kollektivreichtümer nicht unbedenklich. Das individuelle Eigentum ist frei, tätig, lebendig, fruchtbar; es wechselt häufig seinen Besitzer; es findet leicht den Besitzer, der es am besten und vorteilhaftesten zu verwerten weiß; es bildet für den Fiskus eine mächtige Hilfsquelle, deren Fruchtbarkeit fast unbegrenzt ist. Der Kollektivreichtum ist ganz anders geartet; sein Name Tote Hand bringt den Zustand der Unbeweglichkeit und Stagnation treffend zum Ausdruck, in dem er sich befindet. Der größte Teil der mit juristischer Persönlichkeit ausgestatteten Institutionen und Anstalten haben eine unbegrenzte Dauer. Sie haben überdies eine Neigung, stets zu erwerben und nie zu veräußern. Manche von ihnen üben auf die Privatvermögen eine unablässige aufsaugende Wirkung aus. Sie sind so danach angetan, sich auf die Dauer unermeßliche Reichtümer zu verschaffen. — Nicht geringer ist die politische Gefahr der Toten Hand. Die absolute Freigebung derselben würde das Entstehen von privaten Gewalten im Staate begünstigen, welche große Reichtümer und einen furchtbaren Einfluß an sich reißen und rasch zu Rivalen der öffentlichen Gewalten werden würden, — Rivalen, welche den Kampf gegen letztere mit annähernd gleichen Waffen zu führen im stande wären." [2]

Der Berichterstatter der Kammer, Trouillot, führte aus, „trotz der ohnmächtigen Strenge der Gesetzgebung" seien auf dem Boden der französischen Republik religiöse Ordensgenossenschaften in solcher Menge entstanden, „wie sie noch keine Zeit und kein Land gesehen hat". „Ihre finanzielle Macht", fährt er fort, „ihr beweglicher und unbeweglicher Reichtum hat sich . . . seit dreißig Jahren verdreifacht und bildet offenkundiger als jemals eine wirtschaft-

[1] Rede Brissons in der Kammer vom 9. Dezember 1880: Brisson, La Congrégation, 1902, 211—213; vgl. noch ebd. 397—400 u. 304.

[2] Brisson, La Congrégation 395 f.

liche und soziale Gefahr, der gegenüber niemand das Recht hat, seine Augen zu verschließen."[1] Die Zahl der Ordensleute beträgt heute 200 000 gegen 100 000 vor der französischen Revolution. Der „Konkordatsklerus", d. h. Weltklerus, zählt dagegen nur 40 000 Mitglieder. Das Vermögen der Ordensgenossenschaften beträgt fünf oder sechs Milliarden[2].

Der Berichterstatter im Senat, der jetzige Justizminister Vallé, sah sich nach den in der Kammer vorausgegangenen Debatten schon genötigt, mehr Vorsicht walten zu lassen. Er bemerkte:

„Man hat viel vom Reichtum der Ordensgenossenschaften gesprochen. Die Ziffer einer Milliarde, auf welche man ihr unbewegliches Vermögen schätzte, ist bestritten worden. Welches immer aber die Ziffer sein möge, soviel steht fest, daß dieses Vermögen ein ungeheures (énorme) ist. Die in den Händen der Ordensgenossenschaften befindlichen Gebäude (immeubles), welche sich allerwärts erheben, legen dafür Zeugnis ab, ganz abgesehen von den beweglichen Werten, die sich den Blicken so leicht entziehen lassen. Man schreckt heute auch vor keinem Mittel mehr zurück, dieses Vermögen zu vermehren; alle oder doch nahezu alle Arten von Handel werden von ihnen betrieben; ein Beleg hierfür ist die Tatsache, daß einschließlich der Erziehungsanstalten 5613 religiöse Häuser die Patentsteuer entrichten[3]. Die Liste der von den Ordensgenossenschaften geleiteten oder herausgegebenen Zeitungen ist nicht minder lehrreich." „Bedenkt man nun, daß diese furchtbare Macht sich in den Händen von Leuten befindet, die unter das Joch einer unerbittlichen Disziplin gebeugt sind — haben sie doch eine quasi militärische hierarchische Organisation — und daß die Ordensgenossenschaften aller Länder der absoluten Autorität eines Oberhauptes unterstehen, das, wie sie sich selbst ausdrücken, ein General, und zwar ein ausländischer General, ist, so begreift man, daß die bürgerliche Gewalt mehr als genug Anlaß hat, auf ihrer Hut zu sein und von den Ordensleuten, wie von den übrigen Bürgern, Unterwerfung unter das Gesetz zu verlangen."[4]

In vorstehenden Äußerungen ist so ziemlich alles enthalten, was die Gegner der Ordensgenossenschaften anläßlich der Debatten über das französische Vereinsgesetz gegen die Tote Hand dieser Genossenschaften vorzubringen vermochten. Um die von ihnen vorgelegten Gründe nach Gebühr zu würdigen, haben wir vor allem zu untersuchen, ob ihre Einschätzung des Ordensvermögens in Frankreich (auf eine Milliarde und mehr) einer nüchternen Prüfung stand hält. Wir haben dann weiter fest-

[1] Bericht v. 8. Juni 1900: Journ. Officiel, Chambre, Annexe Nr 1692, S. 18.

[2] Kammerrede vom 17. Januar 1901: Questions Actuelles LVII 207.

[3] Vallé nimmt hier offenbar auf die bezügliche, schwer kontrollierbare Tabelle XI in der von der französischen Regierung vorgelegten statistischen Übersicht Bezug. Vgl. Tableau des immeubles possédés et occupés par les Congrégations, Communautes et Associations religieuses au 1er janv. 1900. Chambre des députés, Annexe Nr 2002 au procès-verbal de la 2e Séance du 4 déc. 1900 II 1150—1156 u. I 5 ff.

[4] Bericht vom 6. Juni 1901: Journal Officiel, Sénat 788.

zustellen, ob man überhaupt von einem in wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Hinsicht „bedrohlichen" Anwachsen der Toten Hand der Ordensgenossenschaften reden und ob man endlich auch nur den Begriff Tote Hand in seiner herkömmlichen alarmierenden Bedeutung auf das Vermögen dieser Genossenschaften in dem Umfange anwenden kann, wie es in den angeführten Auslassungen tatsächlich geschehen ist und auch sonst zu geschehen pflegt.

Staatsmännern und Politikern, welche, wie Waldeck-Rousseau, Brisson, Trouillot und Genossen, mit ihren Anklagen gegen große Klassen ehrenwerter Bürger monate-, ja jahrelang ein ganzes Land in Aufregung versetzen, liegt selbstverständlich die strenge Pflicht ob, für ihre Behauptungen vollgültige Beweise zu erbringen. Sind sie dazu nicht im stande oder erweisen sich ihre Behauptungen gar als offenbar falsch und ihre vorgeblichen Beweise als wohlberechnete Entstellungen und Fälschungen des wirklichen Tatbestandes, so kann ihnen der Vorwurf sträflicher Leichtfertigkeit bezw. sogar verbrecherischer Gewissenlosigkeit und schmachwürdiger Gaunerhaftigkeit nicht erspart werden.

In der Tat kündigten Waldeck-Rousseau und Genossen pompös an, die von ihnen veranlaßten Erhebungen des Finanzdepartements würden den unwiderleglichen Beweis für ihre Behauptung erbringen, daß das unbewegliche Vermögen der Ordensgenossenschaften allein schon mindestens eine Milliarde betrage, woraus man dann, da das bewegliche Vermögen als weit höher angenommen werden müsse, auf die erschreckende Höhe der Reichtümer der Ordensgenossenschaften überhaupt schließen könne. Als Ergebnis dieser Erhebungen wurde der Kammer eine zweibändige, nicht weniger als 2221 Seiten in 4° umfassende statistische Übersicht[1] überreicht.

Bei näherer Prüfung dieser statistischen Übersicht entdeckt man aber, daß dieselbe nicht nur zahlreiche haarsträubende Verstöße gegen die elementarsten Regeln eines unparteiischen und loyalen Verfahrens enthält, wie man es von einer öffentlichen Verwaltung zu erwarten berechtigt war, sondern bewußt und systematisch darauf angelegt ist, dem

[1] Tableau des immeubles possédés et occupés par les Congrégations, Communautés et Associations religieuses au 1er janv. 1900. Chambre des députés. Annexe Nr 2002 au procès-verbal de la 2e Séance du 4 déc. 1900. Zu bemerken ist, daß der zweite Band dieser Enquete erst am 24. Januar 1901 den Kammermitgliedern zugestellt wurde.

Leser Sand in die Augen zu streuen und den wahren Sachverhalt zu Ungunsten der Ordensgenossenschaften aufs gröblichste zu entstellen. Zum Beweise hierfür genügt es, auf folgende Tatsachen zu verweisen, welche in der französischen Kammer selbst festgenagelt wurden:

In die statistische Übersicht, welche ausgesprochenermaßen den Zweck verfolgte, die Höhe des Vermögens der katholischen Ordensgenossenschaften darzutun, sind nicht nur Besitztümer zahlreicher katholischer Institute und Vereine oder Gesellschaften mit aufgenommen, die mit katholischen Ordensgenossenschaften nicht das geringste zu tun haben [1], sondern sogar liegende Güter vieler protestantischen, griechisch-russischen und israelitischen Genossenschaften und Stiftungen, und unter diesen auch solche, die nicht einmal in deren Besitze, sondern von ihnen nur gemietet sind [2]. Dem Vermögen der Ordensgenossenschaften werden ferner Kategorien von Gütern beigezählt, welche entweder sicher nicht Eigentum dieser Genossenschaften sind oder von denen es, nach den ausdrücklichen Angaben der Übersicht selbst, zum mindesten überaus zweifelhaft und unwahrscheinlich ist, daß sie es sind. Ja selbst Schulden, welche auf dem von Ordensgenossenschaften besessenen oder bloß mietweise oder kommissarisch innegehabten Liegenschaften haften, werden dem Aktivvermögen der Ordensgenossenschaften zugezählt. So und nur so gelangt die statistische Übersicht zur Milliarde, welche die Ordensgenossenschaften an unbeweglichen Gütern besitzen sollen.

Die bezügliche zusammenfassende Tabelle am Schlusse des ersten Bandes verzeichnet in der Tat folgende Güterkategorien:

1. Im Besitze der Ordensgenossenschaften befindliche Güter:

a)	Direkt im Besitze der Ordensgenossenschaften	435 315 862 Fr.
b)	Im Besitze von einem oder mehreren Ordensmitgliedern	2 907 420 „
c)	Im Besitze einer Gruppe von Eigentümern, Mitgliedern oder Nichtmitgliedern der Ordensgenossenschaften	45 492 170 „
d)	Im Besitze einer Zivil- oder Handelsgesellschaft	75 221 109 „
	Summa	558 936 561 Fr.

[1] Vgl. z. B. Tableau I 750; II 772—776 und die Kammerreden des Grafen de Mun vom 21. Januar 1901: Questions Actuelles LVII 222, und des Rechtsgelehrten Beauregard vom 27. März 1901: Questions Actuelles LVIII 745.

[2] Vgl. Tableau I 56—63 164 188 204 216 228 236 248 264 276 288 320 344 420 456 476 600 644 656 672 688 704 732 924 940; II 1030 f und die Reden Plichons vom 12. März 1901 und Beauregards vom 27. März 1901 in der Kammer: Questions Actuelles LVIII 359 745.

2. Bloß okkupierte Güter, die nur der Einkommensteuer unterliegen . . . . 217 093 598 Fr.
3. Güter, deren rechtlicher für die Besteuerung in Betracht kommender Charakter noch unbestimmt ist (Biens pour lesquels le fait générateur des taxes est encore indéterminé) 295 745 301 Fr.
Gesamtwert 1 071 775 269 Fr.[1]

Von diesen Güterkategorien müssen vor allem die dritte und zweite ausgeschieden werden. Denn die dritte umfaßt Güter, bei welchen selbst die in den vorausgehenden Kategorien bezeichneten Titel fehlen oder der Finanzverwaltung doch unbekannt waren, um sie auf Grund irgend eines positiven Anhaltspunktes dem Vermögen der Ordensgenossenschaften beizuzählen, und welche diesem Vermögen daher in rein willkürlicher und phantastischer Weise beigezählt sind[2]; die zweite Gruppe von Gütern kann, da es sich dabei nur um Güter handelt, die von Ordensgenossenschaften gemietet sind oder deren Nutznießung ihnen von Privaten oder Gemeinde-, Provinz- und Staatsbehörden zu gemeinnützigen Zwecken überlassen ist, ebensowenig dem Vermögen der Ordensgenossenschaften zugerechnet werden[3].

Auch die Gruppe d der ersten Güterkategorie kann nicht ohne weiteres dem Vermögen der Ordensgenossenschaften beigezählt werden, da die unter dieselbe fallenden Güter, in den meisten Fällen wenigstens, durchaus nicht bloß zum Scheine, sondern wirklich im Besitze der betreffenden Zivil- oder Handelsgesellschaften sind. Auf alle Fälle ist es seitens der „staatlichen" Behörde gänzlich unstatthaft, die Gruppen b, c und d der ersten Güterkategorie einfach als Eigentum der Ordensgenossenschaften zu registrieren[4]. Denn eine staatliche Behörde hat die Eigentumstitel offenbar auf Grund des für sie maßgebenden bestehenden bürgerlichen Rechts zu beurteilen. Unter Bezugnahme auf den von ihren Vertretern und Parteigängern den Ordensgenossenschaften in völlig sinnloser und frivoler Weise gemachten Vorwurf der Auflehnung gegen die Gesetze könnte man mit viel mehr Recht ihr eine solche „Auflehnung gegen die Gesetze" nachsagen, weil sie, unter völliger Mißkennung der durch das französische bürgerliche Recht geschützten Eigentumstitel, die besagten Güter einfach als Eigentum von Ordensgenossenschaften registriert, von Ordensgenossenschaften, welche überdies, sofern sie nicht als gemeinnützig genehmigt und so mit Korporationsrechten ausgestattet sind, nach eben demselben bürgerlichen Rechte nicht nur nicht besitzen können, sondern nicht einmal existieren. Bezüglich der Gruppe a der ersten Güterkategorie endlich bemerkte Graf de Mun zutreffend:

[1] Vgl. Tableau I 1042 u. 1043.

[2] Vgl. die Reden des Grafen de Mun vom 21. Januar 1901 und des Pariser Rechtsprofessors Beauregard vom 27. März 1901 in der Kammer. Questions Actuelles LVII 224 und LVIII 744 f.

[3] Ebd. LVII 224 f; LVIII 743.

[4] Rede des Grafen de Mun: ebd. LVII 225; des Abg. Plichon vom 12. März 1901: ebd. LVIII 355 f.

„Unter diesen 435 Millionen *direkt* besessener Güter befinden sich die Güter der *genehmigten* Ordensgenossenschaften, und letztere bilden fast die Gesamtheit dieser direkt besessenen Güter. Die genehmigten Ordensgenossenschaften sind aber moralische Personen, die unter der Vormundschaft der Regierung, in Kraft einer Ermächtigung derselben besitzen und verwalten und nichts ohne die Genehmigung tun können. Und da möchte ich die Frage an Sie [Waldeck-Rousseau] stellen, wie Sie als Chef der Regierung, unter deren Kontrolle und Vormundschaft dieses Eigentum steht, letzteres dem Lande gegenüber als eine Gefahr, als ein Übel denunzieren können, das um jeden Preis beseitigt werden muß." [1] (Beifall rechts.)

Das im korporativen Besitze der *genehmigten* Ordensgenossenschaften befindliche Vermögen in die statistische Übersicht aufzunehmen, erweist sich auch deswegen als ein der Regierung übelanstehender unehrlicher Kniff, weil das Vereinsgesetz diesen Besitz ja unangetastet ließ und anerkannte, und weil es deshalb ein völlig illoyales Verfahren war, denselben in die „Milliarde" einzurechnen, mit welcher man *zu Ungunsten der nichtgenehmigten* Ordensgenossenschaften das Land in Aufregung versetzte und den sozialistischen Arbeitern den Mund wässerig machte.

Bezüglich der *Einschätzung* des Vermögens der Ordensgenossenschaften selbst wurden ferner in der Kammer so zahlreiche und grobe Ungehörigkeiten nachgewiesen, daß der statistischen Übersicht schon aus diesem Grunde wieder alle Beweiskraft abgesprochen werden muß. So figuriert z. B. ein Teil einer im ganzen um 36 000 Franken gekauften Liegenschaft, welcher überdies von Karmeliterinnen für 400 Fr. nur gemietet war, in der Übersicht als Eigentum der Karmeliterinnen mit einem Werte von 45 000 Fr.; ein anderes von Ordensleuten ebenfalls nur gemietetes Besitztum im Werte von 75 000 Fr. ist als Eigentum derselben mit einem Werte von 130 000 Fr. registriert, ein auf 1 050 000 Fr. bewerteter, im Eigentum der Stadt Paris stehender Teil des Spitals Hotel Dieu ist fälschlich als Bestandteil des Vermögens der Augustinerinnen aufgeführt; desgleichen ist ein auf 1 768 390 Fr. bewertetes, dem Staate gehöriges und von den Kartäusern nur gemietetes Besitztum als Eigentum dieser letzteren registriert [2] usw. *Hypotheken*, mit welchen Liegenschaften belastet sind, werden ferner dem Aktivvermögen der Ordensgenossenschaften zugerechnet, in deren Besitz diese Liegenschaften sind [3] oder von denen sie bloß gemietet sind [4]. Die Hypotheken selbst werden in der Übersicht wieder als bloß fiktive ausgegeben. Zu welchen Ungereimtheiten sich diese Übersicht versteigt, dafür ist ein bezeichnender Beleg, daß für Güter im deklarierten Werte von 45 bis 50 Millionen eine Hypothekenlast von 75 Millionen [5] und für Güter im Werte von 46 000 und 83 700 Fr. eine Hypothekenlast von 2 Millionen [6] verzeichnet ist. Die Unzuverlässigkeit der ganzen Einschätzung in der statistischen Übersicht, welche die

[1] Ebd. LVII 228.

[2] Rede des Abg. *Plichon*: ebd. LVIII 359 f.

[3] *Beauregard*: ebd. LVIII 743 f.

[4] Ebd. LVIII 745 f.

[5] Ebd. LVIII 745.

[6] Ebd. 746.

„Milliarde" dartun sollte, wurde tatsächlich von der Finanzbehörde selbst anerkannt; denn der Generaldirektor der direkten Steuern sah sich veranlaßt, in einem Zirkular vom 30. April 1900 seinen Untergebenen einzuschärfen, daß diese Einschätzungen nicht als Grundlage für die Besteuerung dienen sollten [1]. Gemäß den amtlichen Steuerlisten, in welchen, wie manche gerichtliche Entscheidungen wahrscheinlich machen, das Vermögen der Ordensgenossenschaften immer noch weit eher über= als unterschätzt ist, beziffert sich der Gesamtwert aller unbeweglichen Güter sämtlicher Ordens= und sonstiger auch nichtkatholischer religiöser Genossenschaften nur auf 486 423 779,61 Fr. [2]

Bei diesem Sachverhalte ist es nicht zu verwundern, wenn Abgeordnete, welche die offenbaren Übertreibungen und Entstellungen Waldeck=Rousseaus und seiner Genossen nicht, weil es so im Parteiinteresse lag, unbesehen als bare Münze hinnahmen, ihr Urteil über diese „statistische Übersicht" in die Worte zusammenfaßten:

„Wenn man die Übersicht im einzelnen prüft," entdeckt man „ganze Haufen von Unrichtigkeiten" [3]. Dieselbe ist „ein Gewebe von Irrtümern" [4]. Dabei ist es, da die Aufstellungen nur nach Departementen und Genossenschaften gemacht und nicht die einzelnen Anstalten aufgeführt und bewertet werden, äußerst erschwert und vielfach unmöglich gemacht, die Angaben zu kontrollieren [5]. Damit erscheint der ganze Zweck der Übersicht verfehlt. „Der erste Band der Übersicht ist einer großen öffentlichen Verwaltung unwürdig, weil derselbe so abgefaßt ist, daß er die Kontrolle unmöglich macht, und weil eine statistische Übersicht, die unkontrollierbar ist, auch wertlos ist." [6] Die Übersicht ist eine „Dilettantenarbeit" [7] und „hätte nie der Öffentlichkeit unterbreitet werden dürfen. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß diese Veröffentlichung seitens der Regierung einen Akt der Leichtfertigkeit darstellt und daß diese Übersicht nicht in den über die Frage entbrannten Meinungsstreit hätte hineingeworfen werden sollen. (Beifall rechts und im Zentrum.) . . . Die zwei ungeschlachten Bände, welche das Ergebnis der Erhebungen bilden, stellen ein Kapital von 120 000 bis 130 000 Fr. dar, welche ihr Druck und ihre Verteilung erforderten; in der Tat, Herr Ministerpräsident, sind sie, frei herausgesagt, das Geld nicht wert, das sie gekostet haben!" (Gelächter.)

Unter dem Gesichtspunkte, unter dem sie vorgelegt wurde, nämlich als durchschlagender Beweis für den Milliardenbesitz der Ordensgenossenschaften, muß daher die „statistische Übersicht" der französischen Regierung

[1] Graf de Mun: ebd. LVII 223.

[2] Tableau I 1043; Abg. Plichon: Questions Actuelles LVIII 359.

[3] Beauregard: Questions Actuelles LVIII 745.

[4] Abg. Gayraud: ebd. LVIII 358.

[5] de Mun und Plichon: ebd. LVII 280; LVIII 359.

[6] de Mun: ebd. LVII 221 f. — Am 21. Januar 1901, als de Mun dieses Urteil abgab, lag nur der I. Band vor. Der am 24. Januar 1901 vorgelegte II. Band rechtfertigt kein besseres Urteil.

[7] Beauregard: ebd. LVIII 746.

als völlig mißglückt bezeichnet werden. Ihre hauptsächlichste Bedeutung liegt vielmehr darin, daß sie eine nichts weniger als schmeichelhafte amtliche Selbstcharakteristik der französischen Regierung bei ihrem Vorgehen gegen die Ordensgenossenschaften darstellt, — eine Selbstcharakteristik, welche im Vereine mit so vielen andern teilweise bereits erwähnten und teilweise noch zu erwähnenden Tatsachen und Umständen die von uns oben angewandten scharfen Ausdrücke zur Kennzeichnung ihres Gebarens vom Standpunkte der öffentlichen Moral und Ehrenhaftigkeit aus als völlig gerechtfertigt erscheinen läßt.

Den wahren Wert der in den Händen sämtlicher Ordensgenossenschaften befindlichen liegenden Güter schätzte der frühere Ministerpräsident Ribot, einer der angesehensten, erfahrensten und urteilsfähigsten republikanischen Staatsmänner Frankreichs, — die bloß mietweise und kommissarisch innegehabten oder „okkupierten" Güter mitinbegriffen — auf Grund der amtlichen Steuerlisten für 1899 auf 379 Millionen Franken und den Wert der beweglichen Güter der Ordensgenossenschaften auf 110 Millionen Franken[1].

Gesetzt aber selbst, das gesamte Vermögen der Ordensgenossenschaften in Frankreich betrage eine Milliarde, so wäre damit eine bedrohliche oder ärgerniserregende Anhäufung von Reichtümern in den Händen dieser Ordensgenossenschaften immer noch nicht nachgewiesen. Denn auf 190 000 französische Ordensleute, die Waldeck-Rousseau selbst zählte, verteilt, würde diese Summe nur etwa ein Kapital von 5263 Fr. oder, zu 3 Prozent gerechnet, ein jährliches Einkommen von etwa 158 Fr. per Kopf darstellen. Wenn man bedenkt, daß in Frankreich durchschnittlich auf den Kopf der Bevölkerung, die unmündigen Kinder mit eingerechnet, 6150 bis 6300 Fr. an Privatvermögen[2] bzw. unter Zugrundelegung desselben Zinsfußes von 3 Prozent 184½ bis 189 Fr. an jährlicher Rente entfallen, so würde man in diesem Milliardenreichtum der Ordensgenossenschaften, selbst wenn er wirklich existierte, nichts Erschreckendes oder Bedrohliches finden können.

Um sich ein richtiges Urteil über den Gegenstand zu bilden, sind überdies noch folgende Tatsachen mit in Rechnung zu ziehen:

[1] Rede Ribots in der Kammer vom 22. Januar 1901: ebd. LVII 320; vgl. auch H. Barboux, Le projet de loi etc. 1901, 34 f.

[2] Vgl. Revue de statistique, 21 jan. et 11 févr. 1900, zitiert bei A. Belanger, Les Mecomptes 1901, 72 f. 2.

Die liegenden Güter der heutigen französischen Ordensgenossenschaften bestehen nicht, wie etwa der Grundbesitz eines Rothschild und anderer jüdischer und nichtjüdischer vielfachen Millionäre und Milliardäre, in prächtigen Schlössern und mit allem Prunke und Luxus ausgestatteten Villen und Palästen, in herrlichen, weitausgedehnten Waldungen und Jagdgründen und Tausenden von Morgen der bestgelegenen und einträglichsten Weinberge und Ländereien, sondern fast ausschließlich in Kirchen, Spitälern, Waisenhäusern, Greisen- und Armenaiylen, Schulen und Unterrichtsanstalten, — also Anstalten und Gebäuden, welche nicht nur wenig oder nichts einbringen, sondern überdies große Unterhaltungskosten erfordern; und die Liegenschaften und Einkünfte der Ordensleute dienen nicht nur für diese selbst, sondern vor allem auch für ihre zahlreichen erwerbsunfähigen Pfleglinge und für die ihrer Obhut anvertraute Jugend. Die Zahl der von den französischen Ordensgenossenschaften versorgten hilflosen Pfleglinge (Greise, Kranke und verlassene Kinder) schätzte der Abg. Georges Berry auf Grund sorgfältig aufgestellter Statistiken — indem er die viel zu niedrige Ziffer 90 000, welche Waldeck-Rousseau vorgelegt hatte, korrigierte — auf annähernd 300 000 [1]. Hauptsächlich der charitativen Wirksamkeit der Ordensleute ist es zu verdanken, daß, abgesehen von Paris, welches ungefähr 48 Millionen für die öffentliche Armenpflege aufzubringen hat, Frankreich hierfür nur 14 Millionen aus Gemeindemitteln beizusteuern braucht, während in England die Armensteuer jährlich gegen 250 Millionen beträgt [2]. Die Zahl der Kinder, welche in Frankreich von Ordensleuten Erziehung und Unterricht erhalten, veranschlagte der jetzige Justizminister Vallé, als Berichterstatter des Senats, gemäß den amtlichen Statistiken auf 1 650 672, von welchen 1 177 142 Mädchen und 440 766 Knaben Elementar-, und 32 764 Kinder Mittelschulunterricht erhalten [3]. Mit den Mittelschulen sind in Frankreich häufig Pensionate verbunden, welche mit dem unentbehrlichen Zubehör, selbst wenn ihre Ausstattung eine sehr bescheidene ist, besonders in größeren Städten, bedeutende unbewegliche Werte darstellen. Viele Ordensanstalten dienen ferner zur Heranbildung von französischen Missionären, deren Zahl auf etwa 19 000 (4500 Priester, 4500 Brüder und 10 000 Ordensschwestern) geschätzt wird [4]. Die für die internationale Stellung Frankreichs so sehr ins Gewicht

[1] Rede in der Kammer vom 18. März 1901: Questions Actuelles LVIII 469.

[2] Abg. Aynard in der Kammerrede vom 20. März 1901: Questions Actuelles LVIII 555.

[3] Im Senatsbericht, Journal Officiel, Sénat 1901, 788. — Der Berichterstatter der Kammer, Trouillot, erklärte diese Ziffern, da die Ordensleute neuerdings ein Interesse daran hätten, die Zahl ihrer Schüler kleiner erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit sei, sogar für zu niedrig. Er glaubte seinerseits auf Grund eines älteren Dokumentes die Gesamtzahl der Schüler, welche bei Ordensleuten Unterricht und Erziehung erhalten, auf 2½ oder doch mindestens auf 2 Millionen einschätzen zu müssen. Kammerrede vom 17. Januar 1901: Questions Actuelles LVII 207. Auch katholische Abgeordnete legten in ihren Reden die Schätzung von 2 Millionen zu Grunde.

[4] du Lac S. J., Jésuites [23], 1901, 345.

fallende großartige Tätigkeit der Missionäre selbst im näheren und ferneren Orient, bei welcher noch zahlreiche einheimische Hilfskräfte von den Missionären unterhalten werden müssen, wäre ferner ohne sehr bedeutende Unterstützungen, welche den Missionären durch Vermittlung ihrer Ordensgenossen in Frankreich beständig zufließen, nicht denkbar. Der französische Staat steuert für diese Missionstätigkeit im ganzen nur 700 000—800 000 Fr. jährlich bei [1]. Wie winzig diese Summe in Wirklichkeit ist, geht schon daraus hervor, daß die französischen Missionäre — abgesehen von zahlreichen andern Anstalten — Schulen und Waisenhäuser versehen, in denen nicht weniger als 600 000—700 000 Kinder Unterricht und Erziehung erhalten [2]. Wie günstig Frankreich, dank der opferwilligen Mitwirkung der französischen Ordensgenossenschaften, diesbezüglich gestellt ist, erhellt z. B. aus einem Vergleich mit Italien, welchem jedes in italienischen Schulen des Orients unterrichtete Kind nicht weniger als 100 Fr. kostet [3].

Angesichts dieser Tatsachen erscheinen die lärmenden Deklamationen Waldeck-Rousseaus und seiner Gesinnungsgenossen gegen die angebliche „Milliarde" der Ordensgenossenschaften als nichtswürdige Verhetzungen, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß Waldeck-Rousseau gegen die vorwiegend oder ausschließlich egoistischen Zwecken der Habsucht und dem Luxus dienenden Hundertmillionen- und Milliardenvermögen in den Händen einzelner Börsenkönige und Massen-Großgrundbesitzer [4] nicht das geringste einzuwenden hat. Und diese Vermögen üben auf die kleineren Vermögen doch eine in ganz anderem Maße „aufsaugende Wirkung" aus als die in Frankreich seit der französischen Revolution nur allzu engherzig und selbst ungerecht beschränkte und überwachte sogen. Tote Hand der Ordensgenossenschaften. Die hetzerische Bemerkung Waldeck-Rousseaus: „Man denke daran, was Tausende von betriebsamen, gewandten und sparsamen französischen Händen mit dem Milliardenvermögen der Ordensgenossenschaften an wirtschaftlichen Werten geschaffen haben würden," kann im Lichte vorstehender Tatsachen nur ihren Urheber schänden.

Wie der Abg. Gayraud [5] und der Senator de Lamarzelle [6] mit Recht betonten, ist daher mit dem Satze: „Die Ordensgenossenschaften besitzen

[1] Abg. Gayraud, Rede vom 11. März 1901: Questions Actuelles LVIII 307.

[2] de Mun, Rede vom 21. Januar 1901: ebd. LVII 241; Rede Gayrauds: ebd. LVIII 331; du Lac a. a. O. 351 337—355.

[3] Vgl. Rede Mézières im Senat vom 20. Juni 1901: Journal Officiel 975.

[4] Vgl. die Reden de Lamarzelles vom 11. Juni 1901 im Senat: Journal Officiel 823, und Lasies' vom 24. Januar 1901 in der Kammer: Questions Actuelles LVII 375 f, und Belanger a. a. O. 57.

[5] Rede vom 11. März 1901: Questions Actuelles LVIII 333.

[6] Rede vom 11. Juni 1901: Journal Officiel 823.

eine Milliarde und 70 Millionen an unbeweglichen Gütern", noch nicht das geringste zu Ungunsten der Ordensgenossenschaften festgestellt. Es kommt vielmehr einzig und allein darauf an, ob sie ihren Besitz gut verwenden und ob ihre Leistungen zum Besten der Gesamtheit zur Höhe dieses Besitzes im richtigen Verhältnisse stehen. Und unter diesem allein maßgebenden Gesichtspunkt bestehen die heutigen französischen Ordensgenossenschaften die Prüfung nicht nur ehrenvoll, sondern aufs glänzendste. Kein sachverständiger, unparteiischer Beurteiler wird ihnen das Zeugnis versagen können, daß sie mit durchweg knappen und vielfach überaus ärmlichen Mitteln, dank ihrer Opferwilligkeit und Hingebung, Erstaunliches zum Besten ihrer Mitmenschen leisten, wie es Staat, Gemeinden und Laienvereine mit gleich geringen Mitteln auch nicht von ferne vermöchten. Sogar Freidenker, wie Maxime du Camp[1], haben rührende Schilderungen von der Selbstverleugnung und Genügsamkeit entworfen, welche Ordensleute im Dienste der leidenden Menschheit entfalten. H. Taine bezeugte 1894:

Ungefähr 4000 Ordensschwestern obliegen ganz und ungefähr 1800 Ordensmänner vorwiegend dem kontemplativen Leben. Alle übrigen Ordensleute widmen sich kraft ihres Institutes freiwillig Wohltätigkeitszwecken, welche mit Gefahren verbunden und abstoßend oder doch wenig lohnend sind. Solche Wohltätigkeitswerke sind „Missionsarbeiten unter Wilden und Unzivilisierten, Pflege von Kranken, Idioten, Irren, Gebrechlichen, Unheilbaren, Verpflegung armer Greise und verlassener Kinder, unzählige charitative und Unterrichtsanstalten, Volksschulen, Dienst in Waisenhäusern, Asylen, Arbeits- und Zufluchtshäusern, Gefängnissen. Alle diese Wohltätigkeitswerke verrichten die Ordensleute entweder ganz unentgeltlich oder gegen eine minimale Entschädigung, indem sie ihre körperlichen Bedürfnisse und ihre persönlichen Ausgaben auf das Mindestmaß beschränken". „In manchen Ordensgenossenschaften von Männern und Frauen übersteigen die persönlichen Ausgaben der Ordensleute pro Kopf nicht 300 Fr. jährlich." Dabei beträgt der Wert der durchschnittlich von ihnen geleisteten Arbeit mindestens 1000 Fr. im Jahre[2]. Wie wenig die Entfernung der Ordensleute aus Spitälern und Schulen im Interesse der Gesamtheit liegt, beweisen z. B. die Ergebnisse der Laisierung der Spitäler und Schulen in Paris, welchem nun „ein minder guter Spital- und Schuldienst doppelt so teuer zu stehen kommt"[3].

Der Abg. Gayraud konnte denn auch in der Kammer selbst, ohne Widerspruch zu finden, sagen:

„Wohlan, ich trage kein Bedenken, die öffentliche staatliche Armenverwaltung herauszufordern, daß sie mit den finanziellen Hilfsmitteln und den liegenden Gütern der Ordensgenossenschaften eine ebenso große Menge von Wohltätigkeitsanstalten unterhalte und ebenso große Leistungen im Dienste der Armen- und Krankenpflege vollbringe."[4] (Beifall rechts.)

---

[1] Max. du Camp, La Charité privée 71 144 367; vgl. Questions Actuelles LVIII 335 f; Belanger a. a. O. 65.

[2] H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Le Régime moderne II 112; vgl. auch Émile Keller, Les Congrégations religieuses en France, 1880.

[3] Taine a. a. O. 149.

[4] Questions Actuelles LVIII 334.

Um ein wahrheitsgetreues Bild von der sogen. Toten Hand der Ordensgenossenschaften zu bieten, hätte die Regierung eine unparteiische statistische Übersicht vorlegen müssen einerseits der Mittel und Leistungen der Ordensgenossenschaften und anderseits der Mittel und Leistungen der öffentlichen Gemeinde-, Provinzial- und staatlichen Veranstaltungen zu den gleichen gemeinnützigen Zwecken. Eine solche Übersicht würde aber selbstverständlich den ordensfeindlichen Absichten der französischen Regierung und Parlamentsmehrheit nicht haben dienen können. Diese Absichten konnte nur ein Zerrbild fördern, wie es in der „statistischen Übersicht" Waldeck-Rousseaus tatsächlich vorliegt.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich endlich auch schon, daß selbst die Anwendung des Begriffes „Tote Hand" im hergebrachten Sinne auf das Vermögen der Ordensgenossenschaften nicht oder doch nur teilweise und mit so großen Einschränkungen zulässig ist, daß dadurch der mit diesem Stichwort betriebenen Verhetzung jeder ernsthafte Anhaltspunkt entzogen wird.

„Was die Klöster des alten Frankreichs in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet hat", führte der ehemalige Ministerpräsident Ribot aus, „. . . war, daß die Ordensgenossenschaften ganz andere Dinge besaßen als Spitäler, Arbeitshäuser und Schulen. Sie besaßen einen beträchtlichen Teil des Grundes und Bodens von Frankreich und bezogen Einkünfte daraus, welche nicht einmal den Ordensleuten, sondern großenteils Kommendataräbten zuflossen." So verlangten die Ordensleute von St Martin-des-Champs selbst die Aufhebung ihres Ordens mit der Begründung, daß ihrer 286, in 36 Häusern wohnhaft, eine Jahresrente von 1 800 000 Livres oder 5 Millionen Franken nach heutigem Geldwert bezögen, wovon die Hälfte Kommendataräbten zufließe, die nie in der Abtei residierten. „Das ist die Tote Hand, welche im Lande eine, ich darf wohl sagen, allgemeine Entrüstung hervorgerufen hat und einstimmig verurteilt worden ist. Wenn diese Tote Hand sich heute wieder bildet, wie Herr Trouillot behauptet, bin ich sofort dabei, um gemeinsam mit ihm Maßregeln gegen dieselbe zu ergreifen. Niemand von uns, denke ich, will, daß die Ordensgenossenschaften sich ihre Einkünfte in einer Weise bilden, welche den wirtschaftlichen Güterverkehr beeinträchtigt. Wenn ihre Immobilien aber sämtlich Wohltätigkeits- oder Unterrichts- oder sonstigen gemeinnützigen Zwecken dienen, kann man da von Toter Hand reden? Auf alle Fälle ist das nicht die bedrohliche Tote Hand im Sinne der Ausführungen des Ministerpräsidenten. Oder wie könnte man mit Spitälern, Arbeitshäusern, Greisen- und Armenasylen Verschwörungen anzetteln und unterhalten? Der Herr Ministerpräsident hat dann vom Kriegsschatz gesprochen, den die Ordensgenossenschaften bildeten. Derselbe liegt aber nicht in unbeweglichem Besitz der Ordensgenossenschaften, welcher im Gegenteil ein Unterpfand für ihre Neutralität und für ihr Wohlverhalten sein würde. (Sehr gut!) Wenn

ein solcher Kriegsschatz überhaupt vorhanden wäre, wäre er in den beweglichen Werten zu suchen ..., über welche uns keine Aufschlüsse vorliegen." [1]

Zur Ergänzung dieser Ausführungen sei beigefügt, daß der Klerus in Frankreich 1740 nach der Schätzung des Advokaten Barbier mehr als ein Drittel des gesamten Landbesitzes innehatte, wobei überdies die fetten Pfründen mehr und mehr den Charakter von Sinekuren [2] für unwürdige Günstlinge eines entarteten Hofes angenommen hatten. H. Taine zufolge hätte der Grundbesitz des Klerus in Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution von 1789 nur ein Fünftel des gesamten Landbesitzes betragen [3]. Dabei gibt Taine allerdings an, es habe eine Zeit gegeben, zu welcher „ein Drittel des Landbesitzes, die Hälfte der Einkünfte und zwei Drittel des Kapitals von Europa" in den Händen des Klerus gewesen seien [4]. Die charakteristischen Merkmale dieser Toten Hand waren, daß sie das Privileg der Steuerfreiheit bzw. autonomer Selbstbesteuerung genoß und infolge der damaligen staatlichen und der kirchlichen Gesetzgebung die Güter nur schwer veräußerlich und so tatsächlich dem wirtschaftlichen Verkehr entzogen waren [5]. Daß ein Grundbesitz von solcher Ausdehnung und solchem Charakter unter den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen [6] um so mehr Anstoß erregte, als er nicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß wichtigen religiösen und gemeinnützigen, sondern habsüchtigen und eigennützigen Zwecken diente und vielfach selbst einem ärgerlichen Wohlleben und schnödem, weltlichem Treiben Vorschub leistete, ist begreiflich.

Beim Grundbesitze der neueren französischen Ordensgenossenschaften findet sich aber von allen diesen bedenklichen Eigentümlichkeiten der alten Toten Hand keine einzige. Der Landbesitz der Ordensgenossenschaften ist ein verhältnismäßig ganz verschwindend kleiner. Während z. B. das Territorium Frankreichs 528576 qkm oder 52857600 ha beträgt und der Grundbesitz der Gemeinden in Frankreich 1900 nicht weniger als 4816000 ha umfaßte [7], erstreckte sich, zur gleichen Zeit,

[1] Kammerrede vom 22. Januar 1901: ebd. LVII 320.

[2] Vgl. Barboux, Le projet de loi etc. 1901, 36.

[3] Taine, Les origines de la France contemp. Ancien regime [11], 1885, 18.

[4] Ebd. 8.

[5] Vgl. Revue des deux mondes 1901, 15 janv., 405 ff.

[6] Vgl. darüber z. B. Taine a. a. O. 3 9 17—99.

[7] Vgl. Barboux a. a. O. 35.

der direkte Grundbesitz der Ordensgenossenschaften auf nur 20900 ha 61 ar und 60 qm und der gesamte in der statistischen Übersicht Waldeck-Rousseaus großenteils fälschlich zugeschriebene Grundbesitz sämtlicher religiöser Genossenschaften auf nur 48757 ha 38 ar und 57 qm[1]. Die Güter der Ordensgenossenschaften genießen ferner nicht mehr das Privileg der Steuerfreiheit, sondern haben im Gegenteil sogar ausnahmsweise hohe und teilweise ganz exorbitante Steuern zu entrichten. Sie unterliegen auch keinem staatsgesetzlichen Verbote der Veräußerung mehr; abgesehen vom staatlich anerkannten korporativen Besitze der als „gemeinnützig" genehmigten und dadurch mit der juristischen Persönlichkeit ausgestatteten Genossenschaften, sind diese Güter ferner ganz denselben Wechselfällen ausgesetzt wie jeder andere Besitz.

Daß der unbewegliche Besitz der Ordensgenossenschaften tatsächlich eine gewisse Stetigkeit aufweist, ist in seiner Natur begründet, und diese Stetigkeit desselben verstößt in Wirklichkeit so wenig gegen das volkswirtschaftliche Interesse Frankreichs, wie Waldeck-Rousseau und Genossen in kläglich sophistischer Weise darzutun versuchten, daß sie vielmehr in diesem volkswirtschaftlichen Interesse selbst durchaus geboten ist. Denn da der unbewegliche Besitz der Ordensgenossenschaften, wie schon bemerkt, sozusagen ausschließlich in Kirchen, Spitälern, Schulgebäuden und sonstigen gemeinnützigen Anstalten besteht, welche notwendigen sozialen Zwecken dienen, und da diese Zwecke anerkanntermaßen durch Verwendung von Ordensmitgliedern in diesen Anstalten zugleich in der wirtschaftlich vorteilhaftesten Weise erreicht werden, so liegt es auch im wohlverstandenen volkswirtschaftlichen Interesse, daß der genannte Besitz nicht ohne anderweitige zwingende Gründe seiner Bestimmung entfremdet werde und seine Inhaber wechsle. Oder wer wollte im Ernste und aus Überzeugung den Satz vertreten, das volkswirtschaftliche Interesse eines Landes erfordere es, daß Kirchen, Spitäler, Schulgebäude, Greisenasyle usw. möglichst häufig Herrn und Bestimmung wechseln und demgemäß der Reihe nach in Magazine, Wohnhäuser, öffentliche Ver-

[1] Tableau des immeubles possédés et occupés par les Congrégations, Communautés et Associations religieuses. Déc. 1900. 1042 f; vgl. auch die Rede des Grafen de Mun in der Kammer vom 21. Januar 1901: Questions Actuelles LVII 228. — Nach Taine (a. a. O. 18) besaß einstmals der Abt von Saint Germain-des-Prés allein nicht weniger als 430000 ha Grund und Boden.

waltungsgebäude, Fabriken und darauf wieder in Greisenasyle, Schulgebäude, Spitäler und Kirchen umgewandelt würden und daß an die Stelle des notorisch billigeren und den Interessenten zusagenderen Personals, welches den Dienst in diesen Anstalten aus idealen Beweggründen versieht, ein unvergleichlich kostspieligeres und den Interessenten weniger zusagendes Personal trete, welches sich aus wesentlich egoistischen Beweggründen zu diesem Dienste bereit finden läßt?

Wenn ferner die Anstalten der Ordensleute in Frankreich seit 1870 einen beträchtlichen Zuwachs aufzuweisen haben, so liegt auch in dieser Erscheinung nichts Befremdliches oder Bedrohliches. Dieselbe ist vielmehr die naturgemäße Folge der seit dieser Zeit mit Hochdruck betriebenen „Verweltlichung“ (Laisierung) oder Entchristlichung der öffentlichen Armen- und Krankenpflege und des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Frankreich. Unter diesen Umständen im Zuwachs der Ordensanstalten etwas Anstößiges finden kann nur derjenige, welcher den herrschenden antiklerikalen Parteien das Recht einräumt, ihre atheistischen und religionsfeindlichen Anschauungen allen Bürgern als Staatsorthodoxie aufzuzwängen, und welcher es den in ihren religiösen Interessen schwer bedrohten und geschädigten Katholiken zum Verbrechen anrechnet, wenn sie zur Wahrung dieser ihrer höchsten und teuersten Interessen unter schweren Opfern von ihren bürgerlichen Rechten Gebrauch machen. Darauf zielt die gegenwärige antiklerikale Politik in Frankreich tatsächlich ab.

Angeblich aus zärtlicher Fürsorge für das Wohl der Familien, deren Vermögen durch das „erschreckende“ Anwachsen der Toten Hand aufgesaugt werde, suchen die antiklerikalen Jakobiner Frankreichs alle Zuwendungen zu Gunsten von Ordensgenossenschaften nach Kräften zu beschränken und unmöglich zu machen. Vorgeblich ebenso zärtliche Fürsorge für die Gewerbe- und Handeltreibenden bestimmt sie, auch die gewerbliche und industrielle Tätigkeit in Anstalten von Ordensgenossenschaften der öffentlichen Meinung als ärgerniserregend zu denunzieren. Würden die Ordensgenossenschaften durch Anrufung der Mildtätigkeit ihrer Nebenmenschen sich die unentbehrlichen materiellen Mittel zu verschaffen suchen, so würde eine solche Erwerbsart natürlich erst recht nicht den Beifall ihrer Gegner finden, welche, obgleich sie selbst oft genug dem Müßiggang und Wohlleben frönen, bereits jetzt schon gewohnt sind, über die Ordensleute als über ein „träges und arbeitsscheues Bettelvolk“

pharisäisch die Nase zu rümpfen. So laufen die Bemängelungen der Art und Weise, wie die Ordensgenossenschaften die für ihre gemeinnützigen genossenschaftlichen Zwecke nötigen Mittel aufbringen, offenbar darauf hinaus, ihnen die Existenz selbst unmöglich zu machen. Denn wie kann eine Ordensgenossenschaft überhaupt anders in den Besitz dieser Mittel gelangen, als entweder durch Entgegennahme von freiwilligen Gaben oder durch irgend eine gewerbliche Tätigkeit?

In Wirklichkeit schädigen nicht die Ordensgenossenschaften, sondern gerade im Gegenteile die sie verfolgenden Antiklerikalen in der ungerechtesten und ruchlosesten Weise die hier vor allem in Betracht kommenden katholischen Familien und die Steuerzahler überhaupt. Die katholischen Familien schädigen sie aufs schwerste, indem sie dieselben durch ihre sektiererische antiklerikale Politik in die Zwangslage bringen, einerseits durch ihre Steuern Bestrebungen auf dem Unterrichtsgebiete und im öffentlichen Leben überhaupt zu unterstützen, welche mit ihren religiösen Überzeugungen im schroffsten Widerspruche stehen, und anderseits sich im Interesse dieser ihrer selben Überzeugungen für dieselben Zwecke auch noch besondere schwere finanzielle Opfer aufzuerlegen, und indem sie ferner, nachdem diese Opfer gebracht sind, die damit gemäß den bestehenden Gesetzen geschaffenen Werke, mittels neuer, eigens zu diesem Zwecke erlassener Gesetze und getroffener Maßnahmen in erbarmungslosem, gefühlsrohem Fanatismus kurz darauf wieder zerstören und selbst den Toten[1] dadurch, daß sie die stiftungsgemäße Verwendung ihrer Gaben und Vermächtnisse unmöglich machen, schweres Unrecht tun. Sämtliche Steuerzahler schädigen sie empfindlich, indem sie dieselben in die Notwendigkeit versetzen, für die sehr bedeutenden Auslagen, welche die Übernahme der bisher ohne oder mit minimaler Belastung der Steuerzahler von Ordensgenossenschaften besorgten notwendigen gemeinnützigen Werke auf Rechnung des Staates oder der Gemeinden bedingt, nunmehr aus eigenen Mitteln aufzukommen.

Sämtliche Einwendungen der französischen Ordensfeinde gegen die Tote Hand der Ordensgenossenschaften erweisen sich demnach nur als ebensoviele betrügerische und heuchlerische Vorwände, mit denen der wahre und höchst schimpfliche Grund ihrer Feindseligkeit gegen diese Ordensgenossenschaften, nämlich ihre sektiererische Unduldsamkeit gegen

[1] Vgl. darüber die ernsten Ausführungen bei Taine, Les origines de la France contemp. La Révolution I[14], 1885, 219 f.

fremde religiöse Überzeugungen, verdeckt werden soll. In der Tat ist diese Unduldsamkeit um so schimpflicher, als die Überzeugungen, welche sie betrifft, in Frankreich, das doch seiner ganzen Vergangenheit nach ein wesentlich katholisches Land ist und sich auch heute noch so gerne als Vormacht des Katholizismus in der Welt aufspielt und welches im Staatsgrundgesetze des Konkordats die freie Ausübung der katholischen Religion als der Religion der großen Mehrheit der Franzosen feierlich gewährleistet, ganz besonders heilig gehalten werden sollten.

H. Gruber S. J.

Die Kongreßbibliothek in Washington.

Es ist bekannt, welch ungeheure Summen von reichen Amerikanern für „Bildungszwecke", d. h. für Schulen, Lehrstühle an Universitäten, Museen und Bibliotheken, verausgabt werden. Fast jede Woche wird von großen Schenkungen berichtet. So hat der amerikanische „Stahlkönig" Carnegie im Januar dieses Jahres den Vereinigten Staaten 10 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt, „um wissenschaftliche Forschungen zu fördern, um den außergewöhnlichen Mann auf jedem Gebiete ausfindig zu machen und ihn zu unterstützen, damit er das zum Lebenswerk mache, wozu er besonders befähigt ist usw." [1] Mr. Carnegie hat schon früher außerordentliche Summen zu ähnlichen Zwecken geschenkt. Bis 1901 betrug die Gesamtsumme seiner Schenkungen für Schulen und Bibliotheken 42 964 552 Dollar, also etwa 172 Millionen Mark. Davon wurden in Amerika 31 070 052 Dollar verteilt; über 11 Millionen hauptsächlich in Schottland, von wo Mr. Carnegie im Jahre 1845 als zehnjähriger Sohn eines armen Webers nach Amerika auswanderte. Für Bibliotheken in Amerika hat Mr. Carnegie 11 799 000 Dollar ausgegeben; die städtischen Bibliotheken in New York allein erhielten 5 200 000 Dollar, die Bibliothek in St Louis 1 000 000 [2]. Das Beispiel Mr. Carnegies steht keineswegs vereinzelt da, obgleich es von keinem übertroffen wird. Der Amerikaner sieht in den Bibliotheken eines der wichtigsten Bildungsmittel. Kleine Städte haben ihre öffentlichen Bibliotheken, die fast alle frei sind und von allen unentgeltlich benutzt werden können. Selbst zahlreiche Dörfer besitzen gut ausgestattete Bibliotheken, und man tut alles, um jedem Dorf eine freie, öffentliche Bibliothek zu verschaffen. „Eine öffentliche Bibliothek",

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIII 241.

[2] The Sun Almanac. Baltimore 1902, 26—27.

schrieb vor nicht langer Zeit ein Amerikaner, „soll eine öffentliche Anstalt sein, gerade wie die öffentliche Schule (Public School), und soll aus denselben Gründen unterhalten werden.“ [1] In der Tat spielen die öffentlichen Bibliotheken im amerikanischen Bildungswesen eine Rolle, von der man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Der frühere Bibliothekar der Kongreßbibliothek in Washington, Mr. Spofford, sagt: „Die endgültige Verbindung zwischen Bibliotheken und Schulen ist von nationaler Bedeutung; denn wenige Schulen haben Bücher genug“ [2]. Die Schüler der höheren Unterrichtsanstalten haben den freiesten Gebrauch der öffentlichen Bibliotheken. Bibliothekare haben für die einzelnen Schulklassen Listen von Büchern aufgestellt, welche man den Schülern der betreffenden Klassen besonders empfiehlt. Schreiber dieses war bei einer Versammlung von 50 Bibliothekaren zugegen, die berieten, wie sie der Jugend gute Lektüre — „gut“ natürlich nach den Begriffen der Bibliothekare — empfehlen könnten. In derselben Stadt wurden ganze Abteilungen Bücher von der öffentlichen Bibliothek in die einzelnen Schulen geschickt, um dort von den Lehrern ausgeliehen zu werden. Von Zeit zu Zeit werden diese Bücher dann von der Bibliothek abgeholt und durch andere ersetzt. Man sieht, der Amerikaner will seine öffentliche Bibliothek in engste Verbindung mit einer öffentlichen Schule setzen. Auf diesem Gebiete wird sehr viel Eifer entfaltet; ob immer in der rechten Richtung, ist sehr fraglich. So wurde in der obenerwähnten Versammlung von Bibliothekaren gesagt, man solle der Jugend Gibbons Decline and Fall of the Roman Empire besonders empfehlen, ein Buch, das vom Christentum bloß eine häßliche Karikatur gibt. Selbst für Kinder hat man in den Städten eigene Abteilungen mit besondern Lesezimmern. In den größeren Städten gibt es auch Bibliotheken für Blinde. Vor allem aber sind die Bibliotheken ein äußerst wichtiger Faktor in der Verbreitung der Literatur und Popularisierung der Wissenschaft unter den weitesten Schichten des Volkes. Es wird dies jedem klar, der am Abend zwischen 5 und 10 Uhr die Lesesäle der öffentlichen Bibliotheken besucht, vor allem die Abteilungen, wo die Zeitschriften aufliegen. Unter den Hunderten von Lesern finden sich nicht wenige, die dem Arbeiterstande zugehören. Danach wird man verstehen, was der Amerikaner von den Bibliotheken erwartet. Professor Herbert B. Adams von der John Hopkins-Universität drückt es sehr bezeichnend in den folgenden Worten aus: „Die öffentliche Bibliothek ist die Universität des Volkes, die höchste von seinen höheren Schulen.“ [3]

Einige Zahlen dürften genügen, um die Entwicklung des amerikanischen Bibliothekswesens zu kennzeichnen. Lassen wir einen Bibliothekar reden: „Im ersten Jahre des 19. Jahrhunderts gab es in den Vereinigten Staaten 64 Bibliotheken mit kaum 50 000 Bänden für den allgemeinen Gebrauch. Im letzten Jahre des Jahrhunderts waren es über 10 000 Bibliotheken mit

[1] F. A. Hutchinß im Report of the Commissioner of Education for the year 1899—1900 I, Washington 1901, 696.

[2] Report of the Comm. of Ed. a. a. O. 367. [3] Ebd.

40 000 000 Bänden; die Hälfte dieser Bibliotheken haben je über 1000 Bände. Während unser Gebiet weniger als viermal so groß ist als 1801, und die Bevölkerung etwa vierzehn- oder fünfzehnmal größer ist, ist die Zahl der Bibliotheken hundertmal größer mit achthundertmal mehr Büchern. Wir sind nicht im stande anzugeben, wie viele Bücher im Jahre 1801 den Lesern zugestellt wurden, aber es ist unwahrscheinlich, daß sie größer war als die der Bücher. . . . Im Jahre 1900 wurden 50 000 000 Bücher ausgeliehen, d. h. die Zirkulation war tausendmal größer als 1801." [1] Die Bibliotheken im Anfang des 19. Jahrhunderts waren klein und unbedeutend. Die älteste, im Harvard College, besaß 1790 bloß 12 000 Bände; die größte, die Philadelphia Library Company, nachdem sie drei andere Bibliotheken in sich vereinigt hatte, besaß im Jahre 1807 18 391 Bände; 1809 meldete das Boston Athenaeum, daß es 5750 Bände zähle; die New York Society Library hatte 1793 bloß 5000 Bände. Und das waren die „großen" Bibliotheken [2]. Im Jahre 1900 gab es nach dem Bericht des Bureau of Education an öffentlichen und Schulbibliotheken 5383, die je über 1000 Bände zählten, darunter waren 1357, die erst in den letzten Jahren zu dieser Zahl gestiegen waren. In den 4026 Bibliotheken, die 1896 je 1000 besaßen, befanden sich 33 051 872 Bände; die 5383 im Jahre 1900 hatten 44 591 851 Bände, also in fünf Jahren einen Zuwachs von 11 539 979 Bänden, d. h. nahezu 35 Prozent der Gesamtsumme [3]. Der Zuwachs in 4000 Bibliotheken, zwischen 1891 und 1896, war 7 000 000 [4]. Unter den 5383 Bibliotheken sind 4 mit je über 500 000 Bänden, 3 mit 300 000—5 000 000 und 47 mit 100 000—300 000. Was in einzelnen Städten angehäuft ist, mag man aus folgenden Zahlen ersehen: New York: Tam's Music Library 500 000, Columbia University 295 000, Free Circulating Library 163 465, Free Library of Society of Mechanics and Tradesmen 109 955, Mercantile Library Association 262 043, New York Historical Society 100 000, New York Public Library 500 000, New York Society Library 100 000, nebst 133 andern Bibliotheken mit über je 1000 Bänden; darunter 31 mit 10 000 bis 100 000. — Boston: Boston Athenaeum 196 000, Public Library 772 432, State Library of Massachusetts 106 351. — Philadelphia: Free Library of Philadelphia 207 585, Library Company 201 184, Mercantile Library 185 000, University of Pennsylvania 160 000, nebst 112 Bibliotheken mit über 1000, darunter 31 mit 10 000—100 000.

Die bedeutendsten Universitätsbibliotheken sind: Harvard mit 560 000, New York State University (Albany) mit 423 290, Chicago mit 329 778, Columbia University (New York) mit 295 000, Yale mit 285 000, Cornell University mit 225 022, University of Pennsylvania (Philadelphia) mit

[1] C. A. Cutter, of Forbes Library, Northampton, Mass., in der New York Evening Post, 12. Januar 1901, und im Report of the Comm. of Ed. for 1899—1900 II 1352.

[2] Ebd. 1353. [3] Ebd. 923.

[4] Report of the Librarian of Congress 1900—1901, 34.

160 000, University of Michigan mit 145 460, Princetown mit 126 149, John Hopkins (Baltimore) mit 93 000 Bänden[1].

Die Krone aller amerikanischen Bibliotheken ist die Kongreßbibliothek (Library of Congress) in der Bundeshauptstadt Washington. Dieselbe ist aus vielen Gründen sehr merkwürdig, und es möchten manche Einzelheiten auch für deutsche Leser von Interesse sein. Das Material zu diesen Aufzeichnungen wurde während eines längeren Aufenthaltes in Washington in der Bibliothek selbst gesammelt. Zahlen und Maße sind den zuverlässigsten Werken entnommen[2].

Die Library of Congress ist nicht wie etwa die Reichstagsbibliothek und was der Name zu besagen scheint, eine bloße Nachschlagebibliothek für den Kongreß. Sie war freilich anfänglich als solche geplant; in letzter Zeit aber ist sie dem weiteren Publikum zugänglich; doch können auch jetzt nur Senatoren, Kongreßmitglieder, Gesandte und höhere Beamte Bücher nach Hause nehmen. Alle aber dürfen die Bücher in der Bibliothek selbst benutzen, und zwar ohne Erlaubniskarte (ticket) oder irgend eine Formalität. Weder das British Museum in London, noch die Bibliothèque Nationale in Paris, noch die Kaiserliche Bibliothek in Wien gewähren einen so freien Gebrauch wie die Library of Congress.

Die Kongreßbibliothek wurde im Jahre 1800 gegründet und im Kapitol untergebracht. Im Jahre 1814 wurde sie von den englischen Truppen bei der Einnahme von Washington verbrannt. Im Jahre 1850 besaß sie wieder 55 000 Bände; im Dezember 1851 jedoch brach Feuer in der Bibliothek aus und zerstörte drei Fünftel der Bücher. Seit der Zeit wuchs sie sehr schnell und besitzt gegenwärtig über 1 000 000 Bände. Diesen rapiden Zuwachs verdankt sie, hauptsächlich seit 1870, dem Copyright Law: danach müssen von jedem Werk, das copyright erhält, zwei Exemplare dem Librarian of Congress zugestellt werden, der von allen Werken, die der Aufbewahrung wert sind, ein Exemplar der Bibliothek einverleibt. Demgemäß besitzt sie so ziemlich die gesamte amerikanische Literatur, wodurch sie einen besondern nationalen Charakter und Wert erhält. Natürlich fehlen ihr noch viele wichtige europäische, besonders wissenschaftliche Werke. Diese werden ihr jetzt teils durch die Smithsonian Institution teils durch Geldbewilligungen des Kongresses verschafft. Vor 1897 betrugen die Geldbeiträge kaum 10 000 Dollar jährlich, seit der Zeit aber sind sie bedeutend gewachsen; so wurden im Jahre 1900—1901 513 605 Dollar auf die Bibliothek verwandt, also über 2 Millionen Mark; davon dienten 61 180 Dollar (etwa eine Viertel Million Mark) zum Ankauf von meist europäischen Werken. Die Bibliothèque Nationale in Paris gibt 100 000 Franken jährlich zum Anschaffen von Büchern aus, die Königliche Bibliothek zu Berlin 150 000 Mark. Wenn der Kongreß fortfährt, so reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen

[1] Die vorstehenden Zahlen sind aus dem Report of the Comm. of Ed. 1891—1900, I 923—1165.

[2] Wo nicht anders angegeben ist, sind die statistischen Angaben aus dem Handbook of the New Library of Congress in Washington. Boston 1901.

— und er scheint dazu entschlossen zu sein —, so wird in nicht ferner Zeit diese Bibliothek die größte, wenn auch nicht die wertvollste Büchersammlung besitzen, die existiert. Die Amerikaner wollen es eben den Nationen des „alten" Europa zuvortun. Die Mittel haben sie.

Allein schon jetzt dürfen sich die Amerikaner rühmen, wohl das schönste Bibliotheksgebäude der Welt zu besitzen. Bis 1897 befand sich die Büchersammlung im Kapitol. In den achtziger Jahren beschloß man, dafür ein eigenes Gebäude aufzuführen. Die erste Kongreßakte, die diesen Plan billigte, ging 1886 durch. In den folgenden Jahren wurde der Bauplatz erworben, der Plan festgestellt und endlich 1889 das Werk begonnen. Im Frühjahr 1897 war der Bau fertig; die Gesamtkosten betrugen 6 344 585 Dollar, also über 25 Millionen Mark, gewiß keine kleine Summe. Allein das Gebäude ist auch großartig und in mehr als einer Beziehung einzig. Die Bibliothek befindet sich östlich vom Kapitol, von diesem nur durch schöne Parkanlagen getrennt. Das Gebäude ist in italienischem Renaissancestil aufgeführt, drei Stockwerk über dem Erdgeschoß hoch, 470 Fuß lang, 340 Fuß breit; die Mauern sind 69 Fuß hoch und von einer prächtigen Balustrade überragt. Vier Höfe im Innern ermöglichen es, Fenster von allen Seiten anzubringen. Das Gebäude besitzt 2165 Fenster, die es zur bestbeleuchteten Bibliothek der Welt machen.

Im Zentrum befindet sich die Rotunde mit der Kuppel. Sie ist überragt von einer gewaltigen Fackel mit vergoldeter Flamme. Die symbolische Fackel der Wissenschaft! Diese Flamme ist 195 Fuß über dem Boden. Die Kuppel ist mit Kupferplatten gedeckt, deren Oberfläche vergoldet ist. Die nicht vergoldeten Rippen dagegen bringen durch ihre dunkle Farbe den Bau der Kuppel zur Geltung. Diese vergoldete Kuppel macht einen überaus prächtigen Eindruck, und trotzdem hat die ganze Vergoldung, einschließlich der Flamme, nur 3800 Dollar, etwas über 15 000 Mark, gekostet. Da die Vergoldung nur selten erneuert zu werden braucht, glaubt man, daß es auf die Dauer billiger ist, als wenn man der Kuppel einen Farbenanstrich gegeben hätte. Das Baumaterial ist sehr mannigfaltig und ausgesucht; die Außenmauern sind aus weißem New-Hampshiregranit, das Innere zeigt nur Marmor, teils amerikanischen teils europäischen und afrikanischen. Die Wände des Erdgeschosses im Westkorridor sind aus bläulichem Marmor (Vermont), im Südkorridor aus weiß-rotem (Vermont), im Ostkorridor aus weiß-schwarzem (Georgia), im Nordkorridor aus schokoladefarbigem (Tennessee). Am großartigsten ist die Entfaltung von Marmor in der Eingangshalle. Man hat dieselbe eine vision in polished stone genannt, d. h. „ein Traumbild in Stein", und diesen Namen verdient sie vollauf. Wände und Säulen bestehen aus poliertem, weißem italienischen Marmor. Die Halle ist 72 Fuß hoch und ist mit reich dekoriertem Gewölbe gedeckt. An beiden Seiten führt eine großartige Marmortreppe in die oberen Stockwerke; an diesen Treppen befinden sich 26 Marmorfiguren, welche die verschiedenen Künste und Wissenschaften darstellen. Ein Wald von Marmorsäulen mit reichen korinthischen Kapitälen umgibt die Halle an den Seiten. Der Fußboden ist aus weißem italienischen Marmor, von geometrischen Mustern aus braunem Tennessee-

Marmor durchbrochen und mit gelber Mosaik gesäumt. Im Zentrum des Fußbodens ist die Sonne mit zahlreichen Strahlen, und rings herum die Zeichen des Tierkreises; alles aus glänzendem Messing. Der Anblick der Halle ist imposant, vor allem am Abend, wenn Hunderte von elektrischen Glühlampen dieselbe erleuchten und ein zartes Licht von dem polierten Marmor reflektiert wird. Im untersten Stock der Eingangshalle ziehen die Mosaikdecken der Gewölbe im Nord-, Ost- und Südkorridor die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Umgeben von den verschiedensten Figuren befinden sich darin Tafeln, auch Mosaik, mit den Namen von berühmten Männern, Gelehrten, Dichtern und Künstlern.

Überhaupt ist es nicht so sehr das Gebäude als die überaus prächtigen Dekorationen, welche die Besucher in Staunen setzen. Schon die Außenseite, besonders die Westfassade, zeigt einen großen Reichtum. Die Schlußsteine von 33 Fenstern tragen die Köpfe von ebensovielen ethnologischen Menschentypen. Über dem Eingangsportikus stehen neun Kolossalbüsten von Emerson, Irving, Goethe, Franklin, Macaulay, Hawthorne, Scott, Demosthenes und Dante. Auch die drei Bronzetüren mit Figuren, welche die „Buchdruckerkunst“, „mündliche Tradition“ und „Schrift“ darstellen, sind wahre Kunstwerke; jedoch die Hauptanziehungskraft liegt in den Dekorationen des Innern: es sind etwa hundert größere Gemälde (Fresken) und eine Unzahl kleinerer. Die Fresken sind größtenteils allegorische oder mythologische Darstellungen; einige sind außerordentlich sinnreich, z. B. die Familie, der Krieg, die Anfertigung des Manuskripts, die ersten Drucke. An einigen muß man die Darstellung als allzu frei und allzu „modern realistisch“ bezeichnen. Drei Mosaikbilder verdienen eine besondere Erwähnung: eine 10 Fuß hohe Minerva, eine symbolische Darstellung des „Gesetzes“, mit den Nebenfiguren von „Wahrheit“, „Frieden“, „Industrie“ zur Rechten; „Betrug“, „Zwist“ und „Gewalt“ zur Linken; sodann die „Geschichte“ mit den Nebenfiguren „Mythologie“ und „Tradition“; im Hintergrund die Pyramiden, das Parthenon und das Kolosseum. Zur Rechten und Linken von „Geschichte“ sind Tafeln mit den Namen von Herodot, Thucydides, Polybios, Livius, Tacitus, Beda, Comines, Hume, Gibbon, Niebuhr, Guizot, Ranke, Bancroft, Motley. Doch das genüge, um eine Idee zu geben von der Pracht, mit der diese Bibliothek ausgestattet ist. Sie ist zu gleicher Zeit eine reiche Bücherei und eine wahre Kunstgalerie. Nun zur eigentlichen Bibliothek.

Die Rotunde, eigentlich ein Oktogon, welche als Hauptlesesaal dient, ist in jeder Beziehung der Mittelpunkt der Bibliothek [1]. Schon die verschwenderische Architektur und Dekoration kennzeichnet sie als solchen. Feineres Material, kostbarerer Marmor, reichere Dekoration machen die Rotunde zum schönsten Teil des ganzen Gebäudes. Sie hat einen Durchmesser von 100 Fuß und ist 125 Fuß hoch; acht gewaltige Fenster, je 32 Fuß breit, lassen reichliches Licht

[1] „Köln. Volkszeitung“, Wochenausgabe, 6. März 1902: „Die Kongreßbibliothek erinnert mit ihrer großen, auf einem Oktogon ruhenden Kuppel an den Lesesaal des Britischen Museums. Aber alles ist ungleich prächtiger.“

hineinströmen. Acht mächtige Säulen, deren Schaft 40 Fuß hoch ist, zeigen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Farben: dunkler Marmor von Tennessee, roter aus Numidien, verschiedene Schattierungen von gelbem von Siena. Die Stuccodekorationen der Kuppel bestehen aus den verschiedensten Gruppen von Genien mit Kränzen, Girlanden, Fackeln und Lampen; ferner aus Schwänen, Delphinen und Arabesken. Auf den reichen Kapitälen der Säulen ruht ein 7 Fuß hoher Fries, der sich von Säule zu Säule unter den Fenstern rings um die Rotunde hinzieht. Über diesem Fries, direkt über den Säulen, stehen acht symbolische weibliche Statuen, jede 10 ½ Fuß hoch. Sie stellen acht Faktoren der Zivilisation dar: Religion, Handel, Geschichte, Kunst, Philosophie, Dichtung, Gesetz und Wissenschaft. Jede dieser Statuen ist von einer Tafel überragt, welche von Genien getragen wird. Auf den Tafeln sind Inschriften, die mit der symbolischen Figur in Beziehung stehen. Die Inschriften sind von Präsident Eliot von der Harvard-Universität ausgewählt und sind meist recht treffend. So liest man über der Statue der „Religion": „Was anders verlangt der Herr von dir, als recht zu tun, Barmherzigkeit zu lieben und sorgfältig mit deinem Gott zu wandeln" (Mich 6, 8); über der der „Wissenschaft": „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände" (Ps 18 [19], 2).

Einige Fuß unterhalb der Säulenkapitäle läuft eine Galerie rund um die Rotunde. Dieselbe ist für solche Besucher, die nur die Rotunde besichtigen wollen; denn unten, in der eigentlichen Lesehalle, haben nur solche Zutritt, die lesen und arbeiten. Auf der Galerie können die Besucher umherwandeln und alles mit Muße betrachten, ohne die Leser unten im geringsten zu stören. Auf der Marmorbalustrade dieser Galerie stehen 16 Bronzestatuen von Männern, die sich auf den Gebieten ausgezeichnet haben, welche durch die acht symbolischen Figuren über den Kapitälen dargestellt sind. Je zwei gehören zu einer symbolischen Figur. Unter „Religion" steht Moses mit den Gesetzestafeln und der hl. Paulus, die eine Hand auf das zweischneidige Schwert gestützt, in der andern eine Schriftrolle haltend. Unter „Handel" steht Columbus und Fulton mit dem Modell eines Dampfschiffes. Zu „Geschichte" gehört Herodot, in der Linken einen Wanderstab, in der Rechten ein Manuskript, und Gibbon; zu „Kunst" Michelangelo und Beethoven, die Hand wie zum Taktschlagen erhoben; zu „Philosophie" Plato und Baco; zu „Poesie" Homer, der „wandernde Barde" mit dem Stab in der Hand und einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, und Shakespeare; zu „Gesetz" Solon mit einem Pergament, auf dem Οἱ Νόμοι (die Gesetze) zu lesen ist, und Kent, der bedeutendste amerikanische Rechtsgelehrte; zu „Wissenschaft" Newton und Professor Henry mit einem Elektromagneten.

Die sinnigsten Fresken befinden sich oben im Unterbau der Kuppel, der 150 Fuß im Umfang mißt. Die Fresken stellen den „Fortschritt der Zivilisation" dar und bestehen aus symbolischen Figuren der 12 Nationen, welche am meisten zum Fortschritt der Zivilisation beigetragen haben. Die 12 Figuren, männliche und weibliche, sind sitzend dargestellt und sind über

10 Fuß hoch. Neben jeder Figur ist eine Tafel, von Palmen überragt, mit dem Namen des Landes, darunter der Titel des Typus, den das Land vertritt. Die Figuren sind chronologisch geordnet. Die erste Figur, „Ägypten“, als Repräsentant der „geschriebenen Urkunden“, ist ein Mann in der bekannten ägyptischen Tracht, wie sie auf alten Monumenten so häufig erscheint. In der Linken hält er eine Tafel mit Hieroglyphen, welche auf Mena, den ersten historisch erwähnten König von Ägypten, Bezug nehmen; zu den Füßen der Figur steht ein Buchbehälter mit Papyrusrollen. In der Rechten hält die Figur einen Stab, der die Form eines Tau (T) hat, das Symbol der Unsterblichkeit; dahinter schwebt eine geflügelte Kugel, welche dieselbe Bedeutung hat. Diese Symbole sind angebracht, weil die Unsterblichkeit der Seele in den ägyptischen Literaturdenkmalern so klar ausgesprochen ist. Auf Ägypten folgt „Judäa“ als Repräsentant der „Religion“. Die Figur, bekleidet mit dem Ephod und dem Brustschild mit den Namen der zwölf Stämme, erhebt die Hände im Gebet zu Jehovah. Auf einer Steinsäule, zur Seite, ist der hebräische Text aus Ex 19, 18 eingegraben: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Im Schoße der Figur liegt eine Rolle der Heiligen Schrift und zu ihren Füßen steht das Rauchfaß. Die nächste Figur ist „Griechenland“, eine Figur, welche an bekante Terracotten aus Tanagra erinnert. Eine Bronzelampe steht an ihrer Seite, und in ihrem Schoße liegt eine Schriftrolle als Symbol der „Philosophie“. Naturgemäß erwarten wir jetzt „Rom“, den Typus der „Verwaltung“. Ein römischer Centurio, ein Löwenfell über die Schultern geworfen, den rechten Arm auf die Fasces gestützt, den Kommandostab in der Hand, das ist der treffende Ausdruck der römischen Weltherrschaft, des Vergilschen Tu regere imperio. Darauf folgt der „Islam“, oder richtiger die arabische Rasse als Repräsentant der „Physik, Mathematik und Astronomie“. Die Embleme sind eine Glasretorte und ein mathematisches Buch. Daran schließt sich das „Mittelalter“ an, eine sehr bezeichnende Figur. Eine Frauengestalt, mit ernstem und zugleich leidenschaftlichem Gesichtsausdruck, hält in der Rechten das mächtige Ritterschwert, während die Linke auf dem Modell eines gotischen Domes ruht; zur Linken steht die päpstliche Tiara mit den Schlüsseln des hl. Petrus, als Zeichen der Macht des Papsttums im Mittelalter. Das Ganze soll die innige Verbindung zwischen Sacerdotium und Imperium darstellen. An das „Mittelalter“ reiht sich „Italien“ an, das die „Künste“ darstellt; man könnte es auch die „Renaissance“ nennen. Eine jugendliche Gestalt hat Pinsel und Palette in den Händen. Zur Linken liegt ein Renaissancekapitäl, darüber steht eine kleine Statue, eine Nachahmung von Michelangelos David; zur Rechten steht eine Violine. So ist Malerei, Architektur, Skulptur und Musik versinnbildet. „Deutschland“ ist der „Buchdrucker“; er wendet sich eben von der Presse — eine Handpresse, die eine treue Kopie der ältesten Pressen darstellt —, um den gerade vollendeten Probebogen zu prüfen; zu Füßen liegt ein Haufen bedruckter Bogen. An „Deutschland“ schließt sich „Spanien“ an, das „Entdeckung“ versinnbildet. Es ist der Abenteurer des 16. Jahrhunderts mit Stahlhelm und Lederjacke; seine Rechte hält ein Steuer, und er schaut forschend in die Ferne, als ob er nach Land ausspähe. Zur Linken schwebt

ein Globus, und zu seinen Füßen liegt das Modell eines Schiffes von der Art jener, mit denen Columbus zur Entdeckung Amerikas ausfuhr. Die spanische Herrschaft zur See wurde von England gebrochen. So schließt sich auch hier „England“ an; eine Frau in der Tracht der Elisabethschen Periode, der Glanzperiode der englischen Literatur, hält auf dem Schoße ein geöffnetes Buch mit dem Faksimile des Titelblattes von der ersten Ausgabe von Shakespeares A Midsummer Night's Dream, datiert 1600. Die Figur, mit Lorbeer bekränzt, stellt die „Literatur“ dar. Jetzt kommen wir zu „Frankreich“, dem Symbol der „Emanzipation“. Eine Frau in der charakteristischen Tracht der Revolution: farbige Jacke, Trikolorschärpe und Freiheitsmütze mit Trikolorkokarde, sitzt auf einer Kanone; zur Rechten und Linken sind Trommel, Trompete und Säbel, alles „Embleme der Kreuzzüge, welche Frankreich für die Freiheit unternommen hat“, behauptet der Führer durch die Bibliothek; in der Linken hält sie ein Papier in die Höhe, auf dem man das bekannte Les Droits de l'Homme von 1789 liest. Die zwölfte und letzte Figur ist „Amerika“, unter der geschrieben steht: „Wissenschaft“, richtiger wäre wohl „Technik“. Ein Maschinist in einfacher Arbeiterkleidung sitzt gedankenvoll da, als ob er über ein eben auftauchendes technisches Problem nachsinne. Sein Kinn ruht auf der einen Hand, während die andere ein Buch hält, das er eben konsultiert hat. Vor ihm steht eine elektrische Dynamomaschine — ein passendes Symbol für die Rolle, welche Amerika in der Entwicklung oder besser der praktischen Anwendung der Elektrizität gespielt hat. Auf den Fuß der Dynamomaschine hat der Maler dieser höchst sinnigen Fresken, Mr. Blashfield, die folgende Inschrift eingetragen: „Diese Dekorationen wurden entworfen und ausgeführt von Edwin Howland Blashfield, unterstützt von Arthur Reginald Willett, A. D. MDCCCLXXXXVI.“ Nebenbei sei noch erwähnt, daß die Gesichter von mehreren symbolischen Figuren mehr oder weniger Porträts von bekannten Persönlichkeiten sind. Der „Amerikaner“ ist Abraham Lincoln, der vielgefeierte Präsident, der sich vom armen backwoodsman (Hinterwäldler) zur höchsten Stelle in der Union oder, wie der Amerikaner sich ausdrückt, „zur höchsten Stelle in der Welt“ emporarbeitete. „Frankreich“ zeigt das Antlitz der Frau des Malers, und „Deutschland“ trägt die Züge des Generals Casey, des obersten Leiters des Baues.

Nachdem wir so einige Hauptsehenswürdigkeiten des Gebäudes betrachtet haben, wollen wir uns in der eigentlichen Bibliothek umsehen. Gehen wir also zuerst in den Hauptlesesaal, der sich, wie schon gesagt, unten in der Rotunde befindet. Die Rotunde und die Flügel, welche die Büchergestelle (stacks) bergen, sind der eigentliche und wesentliche Teil der Bibliothek. In der Mitte befindet sich der Distributing Desk, d. h. die Vorrichtungen zur Verteilung der Bücher. Das Zentrum zeigt einen schrankartigen Bau, dessen Bedeutung später erklärt wird. Ein kreisförmiger Tisch zum Austeilen und Empfang der Bücher läuft rings um diesen Schrank. Innerhalb dieses Kreises ist eine erhöhte Stelle für den Superintendenten, d. h. den Beamten, der die Oberaufsicht über den Lesesaal hat; er ist so im stande, den ganzen Saal bequem zu übersehen. Durch einen breiten Gang getrennt, befindet sich ein zweiter Kreis von Tischen, deren

unterer Teil in Fächern alle möglichen Nachschlagewerke enthält: Lexika, Enzyklopädien, Kataloge u. dgl. Die Lesetische sind in drei weiteren Kreisen zwischen dem vorgenannten Kreise und den Säulen angeordnet. Jeder dieser Kreise besteht aus acht Tischen aus schwerem dunkeln Mahagoni. Acht Gänge laufen vom Zentraltisch nach den Wänden. Der innere Kreis lehnt sich an die Tische mit den Nachschlagewerken an; die zwei äußeren Kreise bestehen aus zwei Reihen von Tischen. Die Leser an der einen Seite kehren dem Zentraltisch den Rücken zu, die auf der andern Seite das Gesicht. Für jeden Leser sind 4 Fuß Tisch berechnet; demnach ist Platz für 246 Leser. Zwischen den Säulen befinden sich gegen die Außenwand hin die sogen. Alcoves, d. h. Zimmer, von dem Lesesaal nur durch ein Marmorgitter getrennt. Dieselben enthalten die wichtigsten, öfter gebrauchten Werke und fassen etwa 130000 Bände. In diesen Alkoven dürfen solche arbeiten, die eine größere Anzahl Werke zu gleicher Zeit benutzen wollen. Über 40 Personen können in diesen Räumen sich aufhalten, so daß die Rotunde 289 Lesern Sitzplatz bietet.

Für Licht ist in der besten Weise gesorgt. Es kommt hauptsächlich durch die acht großen, halbkreisförmigen Fenster zwischen den Säulen über der Galerie und dem Fries. Jedes ist 32 Fuß breit. Das Glas ist schwach bemalt — bloß ein Achtel des Lichtes geht durch die Bemalung verloren; um die Peripherie des Halbkreises herum sind die Wappen der verschiedenen Staaten gemalt, getrennt durch Fackeln und andere Dekorationen. Weil die Fenster sich so hoch über dem Boden befinden — die untere Linie der Fenster ist fast 60 Fuß vom Boden entfernt —, so fällt das Licht praktisch von oben herab, was viel angenehmer für das Auge ist, als wenn die Fenster tiefer wären. Es ist verschiedentlich bemerkt worden, daß kein großes Lesezimmer in der Welt ein so gutes, ständiges und reichliches Licht hat wie die Rotunde; selbst an trüben Tagen ist es vollständig hinreichend. Außerdem fällt noch reichliches Licht ein durch zahlreiche Fenster in der Außenwand hinter den Alkoven. Die Beleuchtungsvorrichtungen am Abend sind so vollkommen, daß man kaum weniger angenehm als bei Tage liest; nicht weniger als 1458 elektrische Glühlampen erleuchten dann die Rotunde [1]. Diese Lampen sind fast alle in beträchtlicher Höhe angebracht: 424 sind in Sternen angeordnet, höher hinauf 308 in Ringen, dann je 50 in Reihen unter den acht großen Fenstern, ein Ring von 46 hoch oben in der Kuppel. Auf den Lesetischen sind 68 Bronzekandelaber mit je drei elektrischen Lampen angebracht, die von den Lesern gegen Abend nach Belieben benutzt werden können. Weil die Lampen fast alle in solcher Höhe sich befinden, wird das Auge des Lesers nicht im geringsten durch das außerordentlich starke Licht belästigt.

[1] Im ganzen Gebäude befinden sich 7621 elektrische Lampen.

(Schluß folgt.)

Rob. Schwickerath S. J.

Rezensionen.

Der jüngst wiederaufgefundene hebräische Text des Buches Ecclesiasticus untersucht, herausgegeben, übersetzt und mit kritischen Noten versehen von Dr. theol. **Norbert Peters**, Professor der Theologie an der b. philos.-theol. Fakultät zu Paderborn. gr. 8⁰ (XVI u. 92, Prolegomena u. 448) Freiburg 1902, Herder. *M* 10.—

Ein reichhaltiges, mit ausdauerndem Fleiß, großer Umsicht und kritischem Scharfsinn gearbeitetes Werk ist uns hier geboten. Die Prolegomena (S. 1*—92*) bringen das Nötige und Wünschenswerte über die Wiederauffindung eines großen Teiles des hebräischen Textes, über die Handschriften, den Zustand des Textes und dessen Wert und über die hebräischen und aramäischen Zitate; ferner wird eingehend die griechische und syrische Übersetzung, deren Überlieferung und textkritischer Wert besprochen und schließlich die textkritische Methode des weiteren dargelegt. Von allgemeinerem Interesse dürften mit Rücksicht auf neuere Streitfragen folgende Ergebnisse der Studien des Herrn Verfassers sein: Der hebräische Text ist nicht Rückübersetzung; er ist relativ original, d. h. sein Verhältnis zu dem Urtext ist ebenso zu beurteilen wie das Verhältnis des massoretischen Textes zu dem Urtexte der protokanonischen Bücher, nur daß jener noch zahlreiche Veränderungen erlitten hat, als der massoretische bereits fixiert war; Jesus Sirach schrieb in Distichen und nur in solchen; in der Frage nach dem Metrum wird die Begünstigung irgend einer Hypothese (Grimme, Sievers) wegen der zahlreichen Änderungen und notwendigen Eingriffe in den Text entschieden abgelehnt; ebenso die Annahme des Reimes für einzelne Partien. In betreff der strophischen Gliederung lesen wir den einzig richtigen und gesunden Grundsatz: „Mein Grundsatz war, erst den Text zu restituieren und dann zuzusehen, ob irgend eine strophische Gliederung sich findet; auf eine solche schon bei der Feststellung des Textes Rücksicht zu nehmen, wie das öfter seitens mehrerer Bearbeiter des Ekklesiastikus geschehen ist, halte ich mit Zenner für einen methodischen Fehler."

Nach den Prolegomena folgen reichhaltige „kritische Noten und Untersuchungen" zu den aufgefundenen Textteilen — welche Bruchstücke bisher gefunden wurden, ist kürzlich in dieser Zeitschrift (LXII 529) dargelegt worden — sodann „Text und Übersetzung" (S. 3—317; 321—434); es mag hier gleich bemerkt werden, daß der S. 321 f gebotene Text nicht einfachhin der Text der gefundenen Bruchstücke ist; es ist der von Dr. Peters kritisch besonders nach

dem Griechischen hergestellte und manchmal ergänzte Text; will man wissen, was in den einzelnen Versen wirklich in den Bruchstücken überliefert ist, was daselbst mehr ist und was fehlt, so muß man in den kritischen Noten und Untersuchungen die betreffende Stelle nachsehen. Übrigens will der Herr Verfasser seinen so hergestellten Text nicht als endgültig feststehend betrachtet wissen; er soll vielmehr „so wie so nur als Etappe auf dem Wege zu einem festen, allgemein rezipierten Text" (S. 89*) angesehen werden.

In den kritischen Noten und Untersuchungen ist zu den einzelnen Versen ein reichhaltiges Material enthalten. Die irgendwie bedeutenden Lesearten der verschiedenen Texteszeugen sind angeführt — und wie zahlreiche Zeugen da verhört werden, zeigt S. xii ff das Verzeichnis der Kodizes, der Übersetzungen und ihrer wiederum mannigfaltigen Überlieferung —; die verschiedenen Lesearten und Übersetzungen werden geprüft, die mutmaßlichen Gründe und Ursachen der Verschiedenheit erforscht — Verwechslung ähnlicher Buchstaben, andere Worttrennung, unrichtig gefaßte Abkürzungen, verblaßter, unleserlicher Text der Vorlage, Schreibversehen, innergriechische, innersyrische und dergleichen Verderbnisse usf. —, die von andern aufgestellten Vermutungen zur Verbesserung des Textes, welche in zahlreichen Einzelabhandlungen verschiedener Zeitschriften und Werke (S. xiii ff) sich finden, sind berücksichtigt und gewürdigt; ebenso finden die vom Herrn Verfasser vorgenommenen Änderungen, Verbesserungen, Ergänzungen des lückenhaften Textes, Ausscheidungen von Zusätzen usf. durch Angabe der bestimmenden Gründe ihre Berechtigung.

Was nun die Änderungen im überlieferten Text der hebräischen Bruchstücke anbetrifft, so wird dem griechischen Texte eine überwiegend große Bevorzugung zuerkannt. Die Folge davon ist, daß in einer ungemein großen Zahl von Versen Änderungen eines Wortes, eines Ausdruckes, eines halben oder ganzen Stichus nach dem Griechischen vorgenommen werden; so bemerkt man dergleichen kleinere Änderungen z. B. 3, 11. 16. 20. 21. 22. 23. 24. 26. 28. 29. 30. 31; 4, 1. 2. 3. 7. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 22. 23. 25. 27. 28. 30; also fast in jedem Verse; sechs Änderungen in Kap. 5; 21 in Kap. 6; etwa 12 in Kap. 7; 8 in Kap. 8; 7 in Kap. 9; und in solcher Weise durchgängig; z. B. 15 in Kap. 31; 12 in Kap. 36; 12 in Kap. 45; 10 in Kap. 46, um aufs Geratewohl einiges anzuführen. Mit welch peinlicher (möcht' ich sagen) Genauigkeit dabei verfahren wird, erhellt u. a. aus den Änderungen des Gottesnamens; steht im Griechischen Κύριος, so wird im hebräischen Text Jahve gesetzt, mögen die Bruchstücke el, eljon bieten; wo ὕψιστος, wird im Hebräischen eljon statt des überlieferten el dem Texte einverleibt u. dgl. m.

Aber volle Anerkennung verdient die große Zahl der trefflich restituierten Stellen; man vergleiche etwa 4, 16; 6, 18. 23. 24. 26. 34; 7, 9. 27. 28; 9, 7; 10, 19. 25. 27. 28; 11, 10. 12. 17. 21; 13, 6. 7. 12; 14, 7. 8; 35, 11 usf., nicht zu vergessen das alphabetische Lied 51, 13—30 (doch wo bleibt der Vers mit dem Buchstaben waw?).

Der Herr Verfasser verlangt selbst nicht, daß man mit all seinen Änderungen sich einverstanden erkläre. So wird vielleicht mancher 4, 15 f den Übergang in

die erste Person, daß die Weisheit von sich selber spreche, gerade wegen Spr. 1, 33 für Jesus Sirach, den so ausgiebigen Nachahmer der Sprüche charakteristisch finden. Ich möchte nicht 6, 19 den großen Ertrag (hebr. syr.) dem Griechischen zuliebe in einen guten verwandeln; kann ja der Ertrag der Weisheit nur ein guter sein; daß er ein reichlicher sei, wird daselbst als Gegenstand der Hoffnung hingestellt. Das nachdrucksvolle: gedenke, es gibt einen, der erhöht und der erniedrigt 7, 11, kann gewiß beibehalten werden, da es auch 8, 5 7 und 9, 12 steht. Wir lesen 7, 22 im Hebräischen: wenn du ein Tier hast, vide *oculis tuis*; das nennt der Herr Verfasser eine gedankenlos in den Text geschriebene Glosse; aber jenes (eigentlich oculi tui) erklärt sich vortrefflich nach dem in dichterischer Rede sich findenden Idiotismus, d. h. nach der „nicht seltenen Ausstattung eines Verbalsatzes mit doppeltem Subjekt, einem persönlichen und einem sachlichen; das letztere dient dann — sei es vorangehend oder nachfolgend — zur Angabe des Instrumentes, Organs oder Gliedes, durch welches die betreffende Handlung verrichtet wird; . . . alle hierher gehörigen Beispiele haben das gemein, daß dem sachlichen Subjekt ein Suffix in derselben Person, in welcher das persönliche Subjekt steht, beigefügt ist" (Gesenius-Kautzsch, Hebr. Gramm. [26. Aufl.] § 144, S. 4). Das alles trifft hier zu; wir sagen ja auch des Nachdrucks wegen: schau mit eigenen Augen zu u. dgl. Für 10, 7 wäre wohl die Übersetzung vorzuziehen: und gegen beide (Gott und Mensch) versündigt sich die Bedrückung, statt: vor beiden ist Treubruch die Bedrückung; 11, 16 gibt das Hebräische auch einen guten Sinn, so daß eine Änderung nach dem Syrischen entbehrlich ist; 13, 1 wird nach dem Griechischen geändert: und wer sich zu einem Spötter gesellt, der wird ihm ähnlich; hebräisch heißt es: der lernt dessen Weg; sollte das nicht ursprünglich und gut hebräisch gedacht sein, während das Griechische einer abgeblaßten Erklärung gleicht? Ebenso scheint 19, 2 das Hebräische ursprünglich: Wein und Weiber machen das Herz übermütig (ebenso syrisch); der Grieche bietet erklärend: den Verständigen. Zu 25, 18 will die Übersetzung: ohne Grund seufzt er, nicht in den Zusammenhang passen, da gerade in sehr kräftigen Ausdrücken gesagt ist: „Die Schlechtigkeit der Frau entstellt das Aussehen des Mannes und[macht [sein Antlitz finster wie das eines Bären; zwischen den Freunden sitzt ihr Mann", und da soll er nun ohne Grund seufzen? Griechische Minuskeln bieten *ἀκουσίως*, das hebräische Wort bietet sine suo gustu, das ist soviel als: schmerzlich, bitterlich seufzt er; das paßt in den Zusammenhang; man braucht sicher nicht mit dem Herrn Verfasser für das althebräische Wort dessen Anwendung in Neuhebräisch hier geltend zu machen. Es heißt 30, 19: Was nützt es (das Opfer) den Götzenbildern der Heiden, die nicht essen und nicht riechen können? 20: Mit seinen Augen sieht er es und seufzt. Offenbar fehlt da vor V. 20 etwas; wer ist dieser, der da sieht und seufzt? Das Hebräische bietet am Rand (und ähnlich das Syrische) nach V. 19 den Vers: so wer Reichtum hat und seiner Schätze nicht genießt; jetzt folgt passend V. 20, und die Kluft zwischen V. 19 und 20 ist ausgefüllt — aber, weil das Griechische diesen Gedanken nicht hat, läßt auch der Herr Verfasser die Lücke klaffen. Mehrmals bietet das Hebräische die Frageform; z. B. 37, 13: aber auch auf des Gewissens Rat achte, wer ist dir treuer als dieses? Der Herr Verfasser aber ändert nach dem Griechischen: denn niemand usf.; ebenso 13, 2 hebräisch gravius pro te cur (quid) tolles, et ad ditiorem te cur adiunges te? Der Herr Verfasser aber ändert nach dem Griechischen: was dir zu schwer ist, hebe nicht auf, und zu dem, der reicher ist als du, geselle dich nicht — und so noch ein paarmal. Es heißt 32, 3: Rede du, Greis, denn das ist deine Sache, aber halte die Weis-

heit wohl verwahrt und hindere den Gesang nicht. Aber wenn der Greis reden soll, muß er dann seine Weisheit wohl verwahrt halten? In der Randbemerkung des Hebräischen wird auf den Ausdruck Mich 6, 8 hingewiesen; danach kann das Hebräische ganz gut gefaßt werden et modeste velis sapere; ein Gedanke, der zum Vorhergehenden gut paßt und ebenso zum Folgenden: er soll nicht (im Überschwang seiner Weisheitsrede) den Gesang hindern. Etwas kühn erscheint auch die in 48, 5 gegen Hebräisch, Griechisch, Syrisch vorgenommene Änderung, zumal da der Erbetene (s. zu 46, 13) als im Parallelismus zum Verschiedenen den Gestorbenen bedeuten soll; allerdings übersetzt der Herr Verfasser 48, 5 nicht wie 46, 13, sondern gestaltet aus dem Erbetenen einen Abberufenen. Ebenso möchte ich 49, 5 das Hebräische vorziehen: und er (der Allerhöchste, aus V. 4) gab andern ihre Macht und ihre Herrlichkeit einem fremden Volke — jetzt folgt gut die Mehrzahl: und sie (das fremde, gottlose Volk) zündeten die heilige Stadt an; zu er gab vgl. 4 Kg 17, 18 20 23. Jr 15, 9; 17, 3; 20, 4 5 ꝛc. Im Hebräischen lesen wir 50, 24: maneat cum Simeone gratia eius et statuat ei pactum Phinees: quod non delebitur ei et semini eius, sicut dies coeli; dazu bemerkt der Herr Verfasser: der Grieche weiß davon nichts. Sollte man nicht eher sagen: der Enkel des Jesus Sirach konnte bei der veränderten Zeitlage diesen frommen Wunsch unmöglich mehr wiederholen; denn die Hohepriesterwürde war nicht mehr bei Simeons Samen; seit 152 war ein Makkabäer Pontifex. Es ist wohl schwer zu sagen, warum ein Späterer gerade dieses Gebet für Simeon sollte eingefügt haben, das ja zu seiner Zeit eher einer Ironie gleich gesehen hätte. Ebenso konnte Jesus Sirach noch schreiben: Preiset Jahve, der sprossen macht ein Horn dem Hause David; preiset ihn, der aus den Söhnen Sadoks sich wählt zum Priester. Das spiegelt die Aussichten und Verhältnisse von 200—180, der Zeit des Jesus Sirach. Anders war es zur Zeit seines Enkels, des griechischen Übersetzers. Doch das ist kürzlich in dieser Zeitschrift bereits berührt worden (LXII 532). Warum also der Enkel die Verse überging, ist leicht ersichtlich. Wie aber ein Späterer zu diesen, der ganzen Zeitlage schroff widersprechenden Zusätzen gekommen sein sollte, erklärt auch Dr. Peters nicht, obgleich er selbe einem Glossator zuteilt. Übrigens zu 50, 24 hat der Syrer noch einen Rest aufbewahrt; es verbleibe mit Simeon die Huld und mit seinem Samen, wie die Tage des Himmels (d. i. auf immer).

Der textkritische Wert der griechischen Übersetzung ist ohne allen Zweifel groß. Aber der aufgefundene hebräische Text des Ekklesiastikus hat gezeigt, „daß der Text des Griechischen auch zu der Zeit, in die der Archetypus unserer ältesten Territzeugen reicht, schon sehr stark gelitten hatte“ (S. 51*). Nach dieser Wertung und dem Zustand des uns zugänglichen Griechischen erscheint doch diese überaus große Bevorzugung des Griechischen etwas auffällig bei den zahlreichen Stellen, in denen der hebräische Text einen ganz guten Sinn bietet. — Sehr lobens- und dankenswert sind die beigegebenen Inhaltsverzeichnisse: Hebräischer Index (S. 434—443); Zur hebräischen Grammatik und Stilistik; Zu einigen griechischen Wörtern; Stellenregister. — Diese Verzeichnisse geben ebenso, wie das ganze Buch, dem ausdauernden Fleiße und der Genauigkeit und Sorgfalt des Herrn Verfassers das beredteste Zeugnis. Das ganze Werk bestätigt vollauf, was diese Blätter schon bei der ersten Ankündigung des in Aussicht gestellten Buches schrieben: „Es ist erfreulich, daß ein so bewährter Kritiker wie Dr. Peters sich der Aufgabe unterzieht“ (LXII 529[1]).

Joseph Knabenbauer S. J.

Geschichte des Christenthums in Japan. Von Pfarrer **Hans Haas.** I. **Erste Einführung des Christenthums in Japan durch Franz Xavier.** [Supplement der „Mittheilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.] 8° (XIV u. 302) Tokyo 1902. Vertrieb durch die Bibliothekare der Gesellschaft in Tokyo (Kanda, Imagawakōji Itchōme 8, Tokyo, Japan); durch Kelly & Walsh, Yokohama 61, und Asher & Co., Berlin W, Unter den Linden 13. *M* 6.—

„Das Bild, das die nachfolgenden Blätter von der geistigen Persönlichkeit Xaviers geben," so bemerkt der Verfasser in der Einleitung (S. x), „ist merklich günstiger als das, welches protestantische Beurteiler, wie H. Venn und W. Hoffmann, von ihm gezeichnet haben." Es sei so ausgefallen, zunächst weil dem Verfasser die väterliche Mahnung unvergeßlich geblieben sei, die ihm vor seiner Abreise nach Japan (Haas ist protestant. Missionar in Tokio) der hochsinnige Großherzog Karl Alexander von Sachsen († 5. Jan. 1901) in der Lutherzelle der Wartburg mit auf den Weg gegeben: „Halten Sie christlichen Frieden mit den Katholiken!" Sodann „weil ihm die Persönlichkeit und das Wirken des ersten Christentumsverkündigers in Japan wirklich je länger desto mehr Achtung und Bewunderung abgezwungen hat, und weil er von Dr. Martin Luther auch dies gelernt hat: der Wahrheit allzeit die Ehre zu geben". Damit ist der Standpunkt des Verfassers gezeichnet. Das Werk erscheint im Auftrage der Deutsch-japanischen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio und steht offenbar im Zusammenhang mit den Bemühungen der jungen japanischen Historikerschule, ihre Landesgeschichte durch kritische Bearbeitung der Quellen gleichsam neu zu rekonstruieren. In dieser Geschichte bildet die erste Einführung des Christentums und dessen hundertjähriger Bestand von 1550 bis ungefähr 1650 eine bedeutsame Episode, über welche die einheimischen Quellen nur sehr ungenügend Aufschluß geben. Um die Lücke zu füllen, wurde daher schon vor Jahren die Geschichte Japans von P. F. Charlevoix S. J. (Paris 1736) ins Japanische übersetzt, und junge einheimische Gelehrte wurden zum Zweck archivalischer Studien nach Europa, speziell auch nach Rom, gesandt. Eine Frucht solcher Forschungen ist z. B. der in der Historischen Zeitschrift (LXXXVII [1901] 193 ff) erschienene „Beitrag zur Geschichte der japanischen Christen im 17. Jahrhundert von G. Mitsukuri, Professor in Tokio".

Da die älteren Darstellungen von Bartoli, Charlevoix ꝛc. „den modernen Ansprüchen nicht mehr genügen", will Haas nunmehr eine kritische, auf die ersten Quellen zurückgehende Geschichte des Christentums in Japan bieten. Es liegt auf der Hand, daß eine solche in ernster und redlicher Absicht unternommene Arbeit uns Katholiken nicht wenig interessieren muß: bildet doch ihr Gegenstand eine der glorreichsten Perioden der katholischen Missionsgeschichte.

Im ganzen ist vorliegendes Werk, zumal andern protestantischen Darstellungen gegenüber, mit anerkennenswerter Vorurteilslosigkeit geschrieben. Man höre, wie der Verfasser im Schlußkapitel (S. 232 f) seinen Eindruck von Xaviers

Persönlichkeit zusammenfaßt: „Wer Franz Xaviers unermüdliches missionarisches Wirken, wie wir es beschrieben haben, unbefangen betrachtet, der kann nicht wohl verkennen, daß er den Ehrentitel eines Apostels nicht mit Unrecht trägt. Xavier war nicht nur ein Jünger Loyolas, an dem er mit einer fast religiös zu nennenden Verehrung hing, nicht nur ein Jünger der Gesellschaft Jesu, an welche er einst schrieb: ‚Si oblitus unquam fuero tui, societas Iesu, oblivioni detur dextera mea' (Ps 137, 5): er war ein Jünger Jesu selbst, an dessen Vorbild er sich gebildet, von dem er, wie wenige, Demut, Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung, opferfreudige Hingebung und liebevolle Herablassung zu den Geringsten gelernt. Im frommen Herzensverkehr mit ihm war der aufrichtige Mann in die Geheimnisse des Reiches Gottes eingedrungen. Sein ganzes Auftreten aber zeigt, daß er sich berufen fühlte, nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott zu verkündigen, was er gesehen und gehört, ein Gesandter und Botschafter Gottes, beauftragt mit der Verkündigung des Evangeliums an die Heiden. Dies gab ihm den todesmutigen, unerschrockenen Heldenmut, der, Gott fürchtend und sonst nichts in dieser Welt, vor keiner Gefahr bangte und ihn auch den Höchsten gegenüber freimütig gegenübertreten ließ; dies spornte ihn an zu dem flammenden Eifer, in dem er nicht müde wurde, zu wirken, solange es Tag für ihn war; dies erfüllte ihn mit der Siegeszuversicht, welche die Bürgschaft des Erfolges ist." Nachdem Haas dann die ungewöhnlichen Eigenschaften aufgezählt, die Xavier zum Apostelberufe befähigten, fährt er fort: Allerdings „war seine Auffassung der Lehre Christi die der katholischen Kirche, seine Frömmigkeit die seines Ordens. Das darf indessen auch seinen protestantischen Beurteiler nicht blind machen gegen die Tatsache, daß er ein Gottesmann war, dem auf der Stirn geschrieben stand: ‚Der Herr ist's, der mich sendet', dem der Eifer für das Reich Gottes aus den Augen flammte, der mit Herz und Seele aufging in seinem heiligen, erhabenen Berufe".

Diese schönen Worte stehen freilich in seltsamem Widerspruche zu manchen andern Äußerungen des Verfassers, den dieser selbst übrigens kaum zu merken scheint. In sachlicher Hinsicht bringt das Buch namentlich durch Heranziehung japanischer Quellen und Benutzung der neueren Literatur über Japan viele und zum Teil recht wertvolle Beiträge. Bereits H. J. Coleridge S. J. (Life and Letters of St. Francis Xavier [2. Ed. London 1881], Preface IX) betont, wie wichtig zum vollen Verständnis der apostolischen Tätigkeit Xaviers eine genaue Kenntnis Indiens und Japans zur Zeit des Heiligen wäre. In dieser Richtung hat Haas die älteren Darstellungen vielfach ergänzt, und was er über die erste Berührung Japans mit Europa (S. 14 ff), über die damaligen politischen (S. 95 ff), religiösen und sittlichen Zustände (S. 106 ff) beibringt, enthält manches Neue. Beiläufig erfahren wir aus dem japanischen Chronisten Arai Hakuseki auch den japanisierten Namen des Heiligen: Frankusu Saberius (S. 28).

Weiterhin verdient sich Haas unsern Dank durch die Identifizierung mancher in den alten Berichten bis zur Unkenntlichkeit entstellten Orts- und Eigennamen und durch mehrfache Richtigstellung unhaltbarer Aufstellungen und Übertreibungen früherer Biographen.

Selbst wo wir Haas in seinen oft allzu kühnen Deutungen und willkürlichen „kritischen" Ausscheidungen keineswegs folgen können, dürften doch manche seiner Bemerkungen wenigstens als nützliche Fingerzeige dienen und zur Vorsicht mahnen.

Kurz, wir begrüßen das Werk als einen wirklichen Beitrag zur Missionsgeschichte Japans wie zur Würdigung seines Apostels, der dem zukünftigen katholischen Biographen Xaviers manche Dienste leisten kann.

Auf der andern Seite erfüllt das Buch freilich nicht alle gerechten Ansprüche, die man an eine auf der „modernen kritischen Methode" beruhende Publikation zu stellen berechtigt ist. Wir wollen davon absehen, daß Haas, ohne auch nur den Versuch zu einer Prüfung zu machen, ohne weiteres alle „Mirakel" aus dem Leben „des größten Thaumaturgen der katholischen Kirche" ausscheidet, weil Xavier selbst davon nichts berichtet und sie „keinen einzigen wirklichen Zeugen" für sich hätten (S. 233). Der Verfasser wäre hier wohl vorsichtiger gewesen, hätte er z. B. die gerade über diesen Punkt geführte Kontroverse zwischen Thomas Hughes S. J. und Dr. White, dem früheren amerikanischen Gesandten in Berlin und Professor an der Cornell University, gekannt. (Vgl. die Schrift: Dr. *White*, on the Warfare of Science with Theology. Philadelphia 1898, und Analecta Bollandiana XVI 52; XVII 485.) Auch solche Bedenken lassen wir in Würden, die offenbar nur auf Unkenntnis oder Mißverständnis des katholischen Dogmas zurückzuführen sind (S. 223 u. a. O.). Nur einige uns wichtiger scheinende Mängel und Entgleisungen seien hervorgehoben.

Zunächst darf nicht ungerügt bleiben, daß bei Zitaten aus Briefen und Berichten, und was noch schlimmer, bei kritisierenden Ausfällen gegen „jesuitische Autoren" der genaue Vermerk der Quelle fehlt, aus welcher Haas geschöpft. Dies macht eine Nachprüfung und Kontrolle oft nahezu unmöglich oder äußerst mühsam und entspricht nicht der heute üblichen wissenschaftlichen Methode.

Weiterhin hat das sonst offenkundige Bestreben, alle konfessionellen Schärfen zu vermeiden, nicht überall ausgereicht. Ein Beispiel: Haas meint, daß „die Beeinflussung bereits der christlichen Evangelien durch die Buddhalegenden schwerlich zu bestreiten sei", wie er auch umgekehrt eine Beeinflussung des Buddhismus durch die Nestorianer für wahrscheinlich hält. „Dies würde die vielen Übereinstimmungen zwischen der katholischen Religion und dem Buddhismus in Japan erklären" (S. 87 Anm.). Wohl aus solchen Anschauungen heraus fließt die Vorliebe, mit welcher Haas buddhistische Einrichtungen mit katholischen Ausdrücken benennt, von „buddhistischen Nonnen" und ihrer „Äbtissin" (S. 64 132), von „Diözesantempeln" u. dgl. redet, und wie in der liberalen Shin-shu-Sekte protestantische Anklänge, so in der Hokke-shu-Sekte mit ihrer fanatischen, bigotten, unduldsamen Mönchsherrschaft, ihrem Heiligenkult u. dgl. ein Gegenstück zum Katholizismus finden will (S. 126 ff). Wir hätten solche Spielereien lieber vermißt. Haas täuscht sich, wenn er glaubt, daß jene Wechselbeziehungen zwischen Christentum und Buddhismus „von keinem ernst zu nehmenden Beurteiler bestritten werden" (S. 87 Anm.). Die Ähnlichkeit ist tatsächlich eine rein äußerliche. Die äußeren Formen der Religion knüpfen aber an das allgemein Menschliche an und können sich daher auch außerhalb der christlichen Offenbarung wiederholen. Was aber die historische Wechselbeziehung zwischen Ost und West im Altertum betrifft, so ist ja die diesbezügliche Forschung noch längst nicht abgeschlossen. Beiläufig gesagt, hätte sich der Verfasser über die

„Exerzitien" des hl. Ignatius doch sehr wohl anderwärts besser orientieren können als in „Herzogs Abriß der gesamten Kirchengeschichte". So kann er denn freilich leichten Mutes von „ähnlichen aszetischen Betrachtungen im Buddhismus" berichten (S. 69). Vermutlich wird der spanische Ordensstifter gleichfalls bei diesem in die Schule gegangen sein!

Und nun zu einigen tiefer greifenden Ausstellungen. Wir stimmen mit Haas darin überein, daß die älteren Leben Xaviers und die Darstellungen der japanischen Missionsgeschichte, wie sie Solier, Crasset, Bartoli, Charlevoix bieten, „modernen Ansprüchen nicht mehr genügen", und loben sein Vorhaben, „sich durchweg an die Quellen selbst", d. h. vorab die Briefe Xaviers und seiner Genossen in Indien und Japan, zu halten. Um so mehr müssen wir mit Bedauern feststellen, daß ihm nur die älteren Briefsammlungen Tursellinis (1596), Possines' (1681), Cutillas' (1752) und Menchacas (1795), ja wir haben starke Verdachtsgründe, nur die auf den sehr freien, vielfach ungenauen lateinischen Übersetzungen beruhenden englischen und deutschen Versionen von Coleridge und de Vos bekannt waren. Daß er durchaus kein neues Quellenmaterial zum Leben Xaviers beibringt, sei ihm verziehen, nicht aber, daß er von der eifrigen und erfolgreichen Xaveriusforschung, die in der Mitte der achtziger Jahre einsetzt und uns mit einer Fülle neuen kritisch geprüften Materials beschenkt hat, so gut wie nichts weiß. Die bereits 1887 zu Florenz erschienenen Selectae Indiarum epistolae nunc primum editae mit ihren Prolegomena (XXVIII u. 200) sind ihm ganz entgangen. Die überaus wertvollen Arbeiten des P. L. J. M. Cros S. J. und die von den spanischen Jesuiten 1899/1900 in Madrid publizierten Monumenta Xaveriana ex autographis vel ex antiquioribus exemplis collecta sind ihm kaum dem Namen nach bekannt. Und doch bietet Cros, der jahrelang in den Archiven Spaniens und Portugals mit erstaunlicher Ausdauer und Findigkeit gearbeitet hat, in seinem Werke: St. François de Xavier de la C. d. J., son pays, sa famille, sa vie. Documents Nouveaux. 1re Série (IX et 544). Toulouse 1894, und in den beiden Bänden: St François de Xavier, sa vie et ses lettres (LIV et 494, LX et 550). Toulouse 1900, eine scharfe, aber wertvolle Textkritik und ganz neues und trefflich gesichtetes Material, während die Monumenta zum erstenmal neben dem authentischen Text der meisten Briefe die bisher unbekannte, von P. Emanuel Texeira (seit 1551 in Indien) und P. Alexander Valignani verfaßte Historia del principio y progresso de la Compañia de Jesús en las Indias Orientales zugänglich machen, der vielen andern Beiträge und Fingerzeige gar nicht zu gedenken. Ein Blick in die von P. Carlos Sommervogel S. J. neu bearbeitete Bibliothèque de la Compagnie de Jésus (9 Bde. 4°. Bruxelles 1890—1900) — oder sollte dieses standard work in Tokio wirklich fehlen? — hätte Haas auf die richtige Fährte geführt. Reichen Gewinn würden ihm auch u. a. die im Auftrage der Geogr. Gesellsch. von Lissabon publizierten Missões dos Jesuitas no Oriente nos seculos XVI e XVII (Lisboa 1894) oder das großartige Quellenwerk: Collecção de Monumentos ineditos para la historia das Conquistas dos Portuguezes em Africa, Asia e America publ. de Academia Real das Sciencias de Lisboa, 1858 f gebracht haben. Als eine quellenmäßige Darstellung kann man somit das vorliegende Buch nur in sehr beschränktem Maße gelten lassen. Hätte Haas diese neueren Vorarbeiten benutzen können — sein Aufenthalt in Tokio mag ja gewiß als Entschuldigung gelten —, er hätte sich eine Reihe „kritischer Ausscheidungen" ersparen und ein ungleich vollständigeres Bild der ersten Einführung des Christentums in Japan zeichnen können. Um nur eines

zu nennen, so ist die geradezu rührende Liebe und warmherzige Begeisterung des Heiligen für Japan und sein Volk lange nicht genug hervorgehoben.

Bedenklicher indes als diese Unvollständigkeit, die immerhin ein nur relativer Fehler ist, sind einzelne schwerwiegende Vorwürfe, die Haas gegen den Apostel Indiens und Japans erhebt und die, falls begründet, seine eigene schöne Charakterzeichnung (siehe oben) aufheben oder doch sehr verdunkeln müßten.

Zunächst soll Xavier sich in ungebührlicher Weise in Politik und weltliche Dinge gemischt haben, und Haas steht nicht an, hier das häßliche Wort Venns vom „schlauen Diplomaten", wenn auch nur halb zustimmend, zu zitieren (S. 148 ff). Als Beweis werden zunächst zwei Schreiben des Heiligen an Don Pedro da Silva, Statthalter von Malacca, und an P. Antonio Gomez angeführt, in welchen Xavier die großen kommerziellen Vorteile auseinandersetzt, die eine regere Verbindung mit Japan, die Gründung einer Zollstation in Sakai und ein Handelsvertrag mit dem „König von Japan" den Portugiesen bringen müßten. Selbst wenn in den Briefen nichts anderes stände, so würden sie unseres Erachtens keinen gerechten Vorwurf begründen. Tatsächlich aber hat Haas den eigentlichen Kernpunkt der Verhandlungen ganz übersehen. Xavier hat endlich Japan, das Ziel seiner Wünsche, erreicht; er findet hier ein herrliches Arbeitsfeld, erkennt aber klar, daß es nur dann bebaut werden kann, wenn es gelingt, eine bessere Verbindung mit Indien zu schaffen und von dort die nötigen Kräfte nachzuziehen. Das war nur möglich auf portugiesischen Schiffen. Es gab damals noch keine bequeme, regelrechte Postdampferverbindung nach diesen kaum entdeckten Ländern, und gerade die seltenen und schwierigen Fahrgelegenheiten bildeten ein großes Hindernis für die Missionsentwicklung. Xavier war notgedrungen an die Mitwirkung der portugiesischen Kauffahrer gebunden. Diese aber konnte nur die Aussicht auf sichern Gewinn zu so weiten, gefahrvollen Touren bewegen. „Wenn diese Hoffnung nicht gemacht wird" — ich zitiere die Übersetzung Haas', die übrigens wie seine Vorlage bei Coleridge **bedeutend** von dem Original (Monumenta 646; vgl. **Cros** II 60) abweicht —, „so fürchte ich sehr — möge meine Ahnung falsch und irrig sein! —, daß die königlichen Finanzverwalter Indiens sich nicht bewegen lassen, ein großes Schiff im Namen des Königs nach Japan zu entsenden, **nur um Verkündiger des Evangeliums dahin zu bringen**. Wir werden uns freuen, wenn auch nur bei Gelegenheit Christus gepredigt wird, und es für Gewinn erachten, wenn das Himmelreich wenigstens als eine Zugabe zu zeitlichem Gute betrachtet wird, und hier, wo die reife Ernte ruft, so **notwendige Arbeiter am Heile der Seelen sicher mit einem Schiffe ankommen können**, das zunächst zur Gründung eines Handelsplatzes bestimmt ist." Weiterhin beauftragt Xavier P. Gomez, den Kaufleuten das Verzeichnis von Waren zu überreichen, die sie in Japan mit Gewinn absetzen könnten. Warum betont dies Xavier? „Weil dann nicht zu fürchten steht, daß das Schiff nicht fest genug sei; denn wenn der Kaufmann ihm so viele Waren anvertraut, so wird er schon Sorge tragen, daß es mit allem wohl ausgerüstet sei, und **wir werden den Vorteil haben, daß die Verkündiger des Evangeliums auf diesem Schiffe möglichst sicher hierher kommen, wo sie so notwendig sind**." Endlich gibt Xavier Ratschläge über die beste Zeit der Abfahrt und wünscht, daß der Vizekönig diesen für Japan bestimmten Schiffen eine möglichst **direkte Route** vorschreibe, damit nicht die Fahrt verzögert werde, weil dies „der **Verkündigung des Evangeliums, welche dem König vor allem am Herzen liegt**,

sehr nachteilig sein würde". Es ist mir unerfaßlich, wie Haas in diesen so klugen, vom reinsten Seeleneifer diktierten Ratschlägen eine ungebührliche Einmischung in die Politik und weltliche Dinge finden kann. Haas übersieht hier und anderswo völlig, daß damals Kirche und Staat ganz anders zueinander standen wie heute, daß speziell die spanischen und portugiesischen Könige die heiligsten Verpflichtungen übernommen hatten, die Ausbreitung des Evangeliums als ein Hauptziel ihrer Eroberungen und kolonialen Unternehmungen zu fördern. Immer und immer wieder mahnt Xavier den König an diese heilige Pflicht. In ähnlicher Weise wird ein Brief des Heiligen an Simon Rodriguez ausgebeutet, wonach dieser alles aufbieten soll, um den spanischen König von einer Expedition nach den „Silberinseln" von Japan abzuhalten. Die von Venn-Hoffmann und Haas (S. 153 f) daraus gezogenen Schlußfolgerungen sind ebenso unlogisch als oberflächlich. Hätte Xavier umgekehrt als Spanier für die spanischen Interessen gewirkt, dann könnte man vielleicht von politischer Intrigue sprechen. Statt dessen spricht er sich gegen die spanischen Absichten aus. Warum? Weil Japan nach der von beiden Mächten als Norm anerkannten Demarkationsbulle nicht innerhalb der spanischen Interessensphäre lag, und weil Xavier klar voraussah, welchen Schaden die nach Japan gezogene Rivalität der beiden Seemächte für die gedeihliche Entwicklung des Missionswerkes bringen mußte. Ja, Xavier treibt hier Politik, wenn man will, aber eine Politik, die eines Apostels Christi durchaus würdig ist.

Ein anderer Vorwurf, den Haas gegen Xavier wiederholt, wenn auch in gewundener Form, erhebt, ist der der Unbeständigkeit. Warum verließ der Heilige Indien, das doch der Arbeit so viel bot, um weiter ostwärts zu ziehen? Weil es ihm, meint Haas (S. 74), „in Indien an Erfolgen fehlte, die seinem Bekehrungseifer genügten und seiner Ungeduld entsprachen. Er wollte kommen, sehen, siegen. Wo das nicht möglich war, ließ bei ihm die Begeisterung nach und Enttäuschung trat an ihre Stelle". Und zwar sollen dieser Enttäuschung besonders die Briefe an Franz Mansilhas (nicht Mansilla) „unverhohlen Ausdruck geben", während die für Europa bestimmten Briefe absichtlich ein mehr optimistisches Gepräge hätten. Letzteres kann nur sagen, wer diese Briefe nicht oder nur oberflächlich kennt. Und die Briefe an Mansilhas? Zunächst fallen sämtliche 28 Schreiben Xaviers an ihn (Monumenta 310—355: Cros I 247—278) ins Jahr 1544 (23. Febr. bis 18. Dez.), sind also fast fünf Jahre vor der Abreise nach Japan geschrieben, zu einer Zeit, wo Xavier von Japan überhaupt noch kaum etwas wußte. Und ihr Inhalt? Er beweist das gerade Gegenteil. Mansilhas kam als junger Mann 1542 nach Indien, zeigte sich sehr brauchbar, aber leicht entmutigt. Darum bemüht sich sein väterlicher Freund, ihn durch häufige Korrespondenz aufzumuntern und ihm Mut, Vertrauen, Ausdauer einzuflößen. Das ist der Grundton dieser herrlichen Briefe, die, wie Cros (a. a. O.) mit Recht bemerkt, einen tiefen Blick in das edle Herz des Apostels gewähren. Gewiß ist dieses Herz des großen Mannes oft gedrückt und spricht dies in rührender Weise aus. Aber hören wir, wie und warum! „Ich bekenne, daß ich zuweilen des Lebens überdrüssig bin (Mas confesso-vos que ás vezes me enfada o viver, so im Original [Monumenta 348]; die Übersetzungen sind sehr ungenau) und es mir besser scheint, für unsern heiligen Glauben und das göttliche Gesetz zu sterben, als zu leben und täglich so viele Beleidigungen Gottes sehen zu müssen, ohne sie hindern zu können." Von einem entmutigten Aufgeben der indischen Mission u. dgl. sprechen wollen, heißt alles auf den Kopf stellen. Die Mission steht bereits hinreichend auf eigenen Füßen, darum drängt es den Unermüdlichen

weiter, nach neuen Eroberungen. Dieselbe Anspielung oder Anklage bringt Haas wieder, wo er die Rückkehr Xaviers aus Japan bespricht (S. 193). „Den ruhelosen Geist hielt es nirgends lange.“ Haas übersieht hier und öfters ein wichtiges Moment. Xavier war kein gewöhnlicher Missionär, dem ein bestimmter Posten zur Evangelisierung zugewiesen ist; er war vielmehr Provinzialoberer des ganzen ostasiatischen Missionsgebietes, in welchem sein Orden nach dem Wunsche des Papstes und Königs zunächst noch ohne genauere Abgrenzung wirken sollte. Als solchem fiel Xavier die Aufgabe zu, das gewaltige Arbeitsfeld zu erforschen, die günstigen Aussichten an Ort und Stelle zu prüfen, überall den Grund zu legen und den weiteren Ausbau den überall nachziehenden Kräften zu überlassen. All dies hat er in wahrhaft großartiger Weise geleistet und sich als ein Organisator ersten Ranges bewährt. Er gab den Anstoß, er weckte durch sein wundervolles Beispiel die flammende Missionsbegeisterung, die damals auf dem apostolischen Gebiete ähnliches leistete wie die spanisch-portugiesische Conquista auf dem ihrigen. Das war seine Aufgabe, sein Beruf, seine Größe. Hätte er sich damals, wo alles noch im Werden war, an einen Ort gebunden, dort seine gewaltige Kraft verzehrt, er hätte nie geleistet, was wir jetzt an ihm bewundern. Xavier gleicht darin den großen Entdeckern und Weltumseglern seiner Zeit, deren Verdienst eben darin besteht, neue Länder entdeckt, neue Bahnen geöffnet, eine neue Epoche begründet zu haben.

Daß der Heilige, bereits ehe noch Japan völlig gewonnen war, schon an China dachte, beweist nur seinen weitausschauenden Scharfblick. Xavier bemerkte den tiefen Einfluß, den China in literarischer und religiöser Beziehung auf Japan ausübte und erwartete daher von einer Bekehrung Chinas einen mächtigen Rückschlag auch auf das Mikadoreich. Haas hätte darüber, wie über so vieles andere, in der Historia del Principio y Progresso de la C. d. J. en las Indias Orientales, Monumenta Xav. 138 das Nötige finden können.

Wir übergehen manche ähnliche unglückliche Folgerungen, die Haas aus schlecht verstandenen oder offenbar sehr flüchtig gelesenen Briefstellen zieht, um zum schwersten Vorwurf zu kommen, den Haas wiederholt und besonders in seiner „Würdigung Xaviers“ erhebt. „Was auszusetzen ist an Xavier, das ist die Flüchtigkeit und das Summarische seiner Bekehrungsmethode. Die oberflächliche Kenntnis einiger Gebote und Lehrsätze des Christentums hielt er für eine genügende Vorbereitung zur Aufnahme der Erwachsenen in die Kirche. Oft taufte er Leute noch an demselben Tage, an dem sie durch ihn etwas von einer andern Religion als ihrer bisherigen gehört. (Beleg fehlt natürlich!) Bezeichnend für die Oberflächlichkeit seiner Methode ist, was er in einem seiner Briefe schreibt. Da teilt er als etwas Verwunderungswertes mit: seine Gläubigen zeigten so tiefgehendes Interesse für ihre neue Religion, daß sie fragten, was das Bekreuzen bedeute, das er sie gelehrt, welchen Sinn es habe, daß sie zuerst die Hand an die Stirn heben sollten mit den Worten: ‚Im Namen des Vaters‘, darauf zur Brust senken mußten mit den Worten: ‚und des Sohnes‘, und endlich von der rechten zur linken Schulter zu führen hätten, sprechend: ‚und des Heiligen Geistes‘. Auch das erachtet er als mitteilenswert, daß sie zu wissen begehrten, was die Worte Kyrie eleison, Christe eleison meinten, die er sie lernen und sagen ließ. Hieraus ersieht man (man beachte diese herrliche Logik!), daß Xavier sich vielfach an einer bloß äußerlichen Applizierung des Christentums genug sein ließ. Von einer wirklichen Predigttätigkeit und von einem rechten Unterricht der Neophyten vor der Taufe konnte ja schon darum keine Rede sein, weil weder Xavier noch seine Genossen der japanischen

Sprache hinreichend mächtig waren." Diesem Mangel, so fügt Haas noch kurz hinzu, habe Xavier einigermaßen dadurch abgeholfen, daß er einzelnen Bekehrten wie Gemeinden einen Abriß der Christenlehre in Abschrift hinterließ.

Es ist unmöglich, in wenigen Sätzen diese in der Tat „flüchtige und summarische" Aburteilung und Diskreditierung des großen Apostels nach Gebühr zurückzuweisen. Fühlt denn Haas nicht, daß er sich damit in flagranten Widerspruch nicht bloß zu seiner gewiß aufrichtig gemeinten Lobpreisung Xaviers, sondern auch mit seiner freilich sehr unvollständigen Schilderung der Missionstätigkeit in Japan setzt? Wenn Xavier so leichten Kaufes taufte und Christen machte, dann versteht man wirklich nicht, daß er trotz des gewaltigen Andranges, trotz der Mitwirkung der einheimischen Fürsten nach 2½jähriger Wirksamkeit nach Haas (S. 234) nur einige Hundert Christen zurückließ, dann erkläre sich einer, wie die von ihm gegründeten Gemeinden, trotzdem sie später lange Jahre verwaist blieben (Kagoshima 18 Jahre lang), dennoch dem christlichen Glauben und Leben treu blieben, wie auf einem so wackeligen Fundamente sich die herrliche Märtyrerkirche Japans erhob, die eine mehr denn 200jährige Verfolgung und Verwaisung nicht völlig vernichten konnte.

Hätte Haas, statt mit einigen herausgerissenen Sätzen und völlig unerwiesenen Behauptungen diese Frage abzumachen, die Methode des Heiligen wirklich studiert, er hätte dem „Jünger Christi" eine sehr ungerechte Anschuldigung und seinem Buche eine unentschuldbare Lücke erspart. Freilich ist ein Teil der teils handschriftlichen teils gedruckten katechetischen Werke Xaviers verloren gegangen — die Monumenta Xaveriana führen etwa zehn Nummern, darunter vier in Japan entstandene auf —, aber aus den noch vorhandenen Christenlehren und Kompendien und den zahlreich in den Briefen zerstreuten, zum Teil ausgiebigen katechetischen Anweisungen und Ratschlägen läßt sich ein sehr klares Bild der Methode Xaviers gewinnen. Sie zeigt den Heiligen unseres Erachtens als einen Meister der Katechese. Als solcher ist er auch anerkannt worden, so daß diese Xaverianischen Kompendien bis in die neueste Zeit in französischen, holländischen, englischen, Konkany- und Kanari-Übersetzungen wieder aufgelegt wurden (siehe bei Sommervogel s. v. Xavier). Haas scheint gar nicht zu beachten, daß es sich durchweg um den Unterricht von Kindern oder ungebildeten heidnischen Neophyten handelt. Hier war Xaviers Prinzip: Wenig, aber gut! und seine Methode, die Grundlehren des Glaubens an die gewöhnlichen Gebetsformeln des Christen: Kreuzzeichen, Vaterunser, Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote anzuknüpfen, die einzig richtige. Weiterhin ist zur Beurteilung seiner „Bekehrungsmethode" auch hier festzuhalten, was wir oben über die Aufgabe Xaviers als Bahnbrecher gesagt. Er legte den Grund und überließ den Weiterbau seinen Gehilfen, die er überall in den neugegründeten Gemeinden zurückließ.

Wenn Haas behauptet, daß Xavier „das Geschick zur Erlernung fremder Sprachen völlig abging" (S. 92), und daß bei ihm speziell in Japan die Unkenntnis der Sprache eine wirkliche Predigttätigkeit ausschloß, so ist diese Darstellung zum wenigsten ganz irreführend. Gewiß beherrschte Xavier, wie er selbst bekennt, die Sprache nur ungenügend, aber der auch von Haas berichtete Massenandrang zu seinen Vorträgen, die oft bis tief in die Nacht hinein fortgeführten Unterredungen mit Männern der gebildeten Stände, die hohe Achtung, die er sich erwarb, Einladungen Xaviers in die Bonzenklöster und an Fürstenhöfe behufs näherer Erklärung seiner Lehre, die Aufregung fanatischer Bonzen u. s. w., alles das beweist doch, daß er sich sehr wohl verständlich machen und tiefe, bleibende Eindrücke erzielen konnte.

Oder verrät es etwa Oberflächlichkeit und ein leichtsinniges Herabsetzen der Anforderungen zur Annahme des Christentums, wenn Xavier selbst den Vornehmsten gegenüber die hohen Forderungen des christlichen Sittengesetzes unerbittlich betont und ihnen mit solcher Strenge zuredet, daß sein Gehilfe und Dolmetscher Fernandez über diesen Freimut oft zittert (S. 172), wenn er auf der Annahme selbst der unbegreiflichsten Geheimnisse und geoffenbarten Lehren ohne jedes Zugeständnis an schwächliche Empfindungen besteht? (S. 222 f.)

Doch wir schließen. So vieles noch zu erwähnen und zu berichtigen wäre, das Gesagte wird genügen, um den Wert und Unwert des Buches anzudeuten. Es beweist u. a., wie schwer es selbst wohlwollenden und edeldenkenden Protestanten — und als einen solchen haben wir Haas kennen und schätzen gelernt — wird, sich von herkömmlichen Vorurteilen völlig loszumachen und katholische Dinge richtig zu verstehen und zu würdigen. Dies gilt nicht zum wenigsten auch von Darstellungen der katholischen Missionsgeschichte. Immerhin — und das sei noch einmal betont — erhebt sich das Buch hoch über andere Erscheinungen dieser Art, und wir können den Verfasser nur aufrichtig ermutigen, sein interessantes Werk im Geiste der Versöhnung und mit Berücksichtigung unserer wohlgemeinten Kritik zu vollenden.

A. Huonder S. J.

Oriens Christianus. Römische Halbjahrhefte für die Kunde des christlichen Orients. Herausgegeben vom Priesterkollegium des deutschen Campo Santo unter der Schriftleitung von Dr. **Anton Baumstark.** Erster Jahrgang. 4° (428) Rom 1901, Tipografia poliglotta della S. C. de Propaganda Fide. *M* 20. —

Als Elias Assemani zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Reihe von syrischen Handschriften aus dem Marien-Kloster in der sketischen Wüste nach Rom geschafft hatte, meinten anfangs die Gelehrten, es sei nicht der Mühe wert gewesen, um den Besitz von derartigen Schriften so viel Mühe und Geld aufzuwenden. Noch vor 50 Jahren konnte E. Quatremère trotz seines berühmten Namens für den Druck seines syrischen Lexikons keinen Verleger finden und mußte sein Wissen um den Wortschatz der orientalischen Sprachen, so gut oder so schlecht es ging, in den Anmerkungen zu seinen übrigen Werken unterbringen. Heute haben sich die Zeiten geändert. Im Jahre 1818 fand man bei den Armeniern die Chronik des Eusebius im vollständigen Text; 1819 förderte die lange vernachlässigte äthiopische Literatur das seit anderthalb Jahrtausenden verloren geglaubte Buch Henoch wieder zu Tage. In den Jahren 1837, 1843, 1847 brachte englisches Gold bei den sketischen Mönchen zu stande, was ein Jahrhundert vorher die Assemani nicht hatten durchsetzen können, und in den 600 syrischen Kodizes, in deren Besitz das Britische Museum gekommen war, entdeckte man unerwartete Schätze, während die koptische und arabische Literatur wenigstens altchristliche Apokryphen beisteuerte. Seit diesen und vielen andern Entdeckungen ist ein reges Interesse für die altchristlichen Literaturen des Orients erwacht, und bringt jedes Jahr neue Hilfsmittel zum Verständnis der orientalischen Sprachen und

mehr oder minder wichtige Textveröffentlichungen. Das Studium des ältesten Kirchenrechtes, der altkirchlichen Liturgie ist ohne Berücksichtigung des orientalischen Schrifttums nicht mehr möglich. Eine Reihe von ursprünglich griechischen Schriften sind uns entweder nur noch in syrischen oder armenischen Übersetzungen erhalten, oder diese Übertragungen sind für die Feststellung des Textes noch erhaltener Werke von Wichtigkeit.

Man kann es deshalb nur mit großer Freude begrüßen, wenn von einer Vereinigung katholischer Priester ein Organ gegründet wird, das den wissenschaftlichen Kräften auf unserer Seite als Einigungspunkt sich anbietet und im Studium der theologischen Literatur des Orients gegebenen Falles den Standpunkt der katholischen Wahrheit vertreten will. Es ist ein solches Unternehmen ein Beweis von Regsamkeit und Streben, und es kann anregend, befruchtend, ermutigend wirken. Die Schriftleitung durch eine bereits bewährte Kraft, den kenntnisreichen und rührigen Gelehrten Dr. Anton Baumstark, betrachten wir als eine Bürgschaft dafür, daß die neue Veröffentlichung sich auf der gebührenden wissenschaftlichen Höhe halten und die Ausbeutung der orientalischen Büchereien Roms zu einem glücklichen Ende leiten werde. Wir bringen also den Unternehmern unsern herzlichen Glückwunsch entgegen.

Naturgemäß zerfällt der Inhalt eines jeden der halbjährlich erscheinenden Hefte in drei Abteilungen. Die erste bringt Texte und Übersetzungen, die zweite Aufsätze, die dritte kleinere Mitteilungen, Besprechungen und einen Literaturbericht.

In den bisher erschienenen Heften erscheint der Schriftleiter zugleich auch als der fleißigste Mitarbeiter. Abgesehen von der dritten Abteilung, die zum größten Teil aus seiner Feder geflossen ist, stammen von ihm im ersten Hefte zwei, im zweiten Hefte drei größere Beiträge. An das von Msgr. Rahmani herausgegebene „Testament unseres Herrn" schließt sich die Textveröffentlichung an, welche das Unternehmen einleitet. Man hatte bisher geglaubt, die arabische Form des „Testamentes" sei eine bloße Übersetzung der syrischen. Dr. Baumstark zeigt nun, daß das arabische „Testament" einen dem syrischen sehr selbständig gegenüberstehenden Text bietet und namentlich in der Meß- und Taufliturgie stark von dem syrischen abweicht. Beide Liturgien werden im arabischen Text mit lateinischer Übersetzung veröffentlicht; eine Einleitung versucht Ort und Zeit derselben zu bestimmen. Eine weitere wichtige Studie des Herausgebers betitelt sich: „Die nicht-griechischen Paralleltexte zum achten Buche der apostolischen Konstitutionen". Ein Paralleltext zum erwähnten achten Buche existiert und wird überliefert außerhalb der Verbindung mit den übrigen Büchern der Konstitutionen oder den Grundschriften, aus welchen diese übrigen Bücher hervorgegangen sind. Dieser Paralleltext hat seine Geschichte. Er wird mehrmals umgestaltet und in seinen verschiedenen Formen ganz oder teilweise aus Syrien nach Ägypten und Abessinien verbreitet. Dies Ergebnis ist für die Geschichte der apostolischen Konstitutionen und namentlich für die Frage nach der Entstehung des griechischen achten Buches derselben von großer Wichtigkeit. Von den weiteren Studien des Schriftleiters beschäftigt sich die interessanteste mit dem Festkalender der Syrer und den nestorianischen Homilien auf die einzelnen Feste. Eine weitere gibt das maronitische

Synaxar zum 29. Juni und bildet einen Beitrag zur Geschichte der Legenden über die Apostelfürsten. Ein Apokryphum, ein Verzeichnis der 70 Jünger mit öfters ziemlich weitläufigen Notizen über die einzelnen wird ebenfalls von dem Herausgeber im arabischen Text mit lateinischer Übersetzung mitgeteilt.

Einen sehr wertvollen Beitrag hat O. Braun beigesteuert in den beiden Aufsätzen über den Katholikos Timotheus I. Es ist bekannt, eine wie rührige Tätigkeit in der Literatur wie in der Missionsarbeit bis nach China und Indien hinein die syrischen Nestorianer im Mittelalter entwickelten. Einen der Träger dieses so regsamen Lebens aus dem 9. Jahrhundert lernen wir in diesen Aufsätzen zum erstenmal kennen. Freilich ist Timotheus nicht gerade ein Muster apostolischer Einfachheit, aber man bekommt einen Einblick in ein sonst so gut wie unbekanntes Gebiet der Kirchengeschichte.

Während die bisher besprochenen Aufsätze und Texte dem Bereich der semitischen Sprachen angehören, bewegt sich eine noch nicht abgeschlossene Arbeit von Vetter über die apokryphen Apostelakten auf dem Gebiet der armenischen Philologie. Einige kleinere Beiträge bieten Msgr. Giamil, der ein syrisches nestorianisches Glaubensbekenntnis aus dem Jahre 612 n. Chr. veröffentlicht und übersetzt, und E. Göller mit zwei historischen Bruchstücken syrischer Herkunft. Als Berichte über die erzählten Tatsachen sind beide ohne geschichtlichen Wert, doch kommt ihnen ein solcher zu, insofern sie Urkunden aus den nestorianischen und jakobitischen Streitigkeiten sind. Sie zeigen, wie Nestorianer und Monophysiten unter Umständen ihre Sache verteidigten, nämlich nicht durch Argumente dogmatischer Natur, sondern tout comme chez nous durch „Geschichte", d. h. durch erfundene Anekdoten, die ihre Gegner in ein schiefes Licht zu stellen geeignet sind. Eine Isaak dem Syrer zugeschriebene Sentenzensammlung in griechischer Sprache, herausgegeben von Besson, ist bemerkenswert wegen der Anfangsworte, welche an die Zwölfapostellehre anklingen. Doch steht der weitere Inhalt des Stückes in keiner Beziehung zu der letzteren, es sind aszetische Lebensregeln für Mönche aus ziemlich später Zeit.

Nicht vergessen dürfen wir einige bemerkenswerte Aufsätze über die Kunstgeschichte des Orients. J. Strzygowski handelt über die Sophienkirche in Salonik, „ein Denkmal, das für die Wissenschaft zu retten wäre", und über den Schmuck der Marienkirche im syrischen Kloster der sketischen Wüste. Stegensek beschreibt eine syrische Miniaturenhandschrift des Museo Borgiano. H. Graeven sucht zu zeigen, daß die Art und Weise, wie Christus in der kleinasiatischen Kunst dargestellt wurde, einen Einfluß geübt habe auf indische Künstler und die Art und Weise, in welcher sie den Buddha bildeten. In der Tat zeigt ein kürzlich bekannt gewordenes Christusstandbild auf einem kleinasiatischen Sarkophag in der allgemeinen Haltung eine überraschende Übereinstimmung mit Buddhafiguren des Berliner Museums. Eine andere kleinasiatische Christusfigur, auf dem Grabmal des Diakons Abirkios zu Seulun (Prymnessos), zeigt dieselbe Haltung (W. M. Ramsay, The Cities and Bishoprics of Phrygia I, Part. II. Oxford 1897, Tafel zur Inschrift Nr 692, S. 736).

Wie man sieht, ist der Inhalt des ersten Bandes unserer Halbjahrschrift ein reicher und mannigfaltiger. Wir wünschen dem neuen Unternehmen das beste Gedeihen.

G. A. Kneller S. J.

Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Rafael. Von **Johannes Guthmann.** 8° (IV u. 456, mit 14 Tafeln in Lichtdruck und 53 Textillustrationen in Autotypie.) Leipzig 1902, Hiersemann. *M* 22.—

Landschaften treten in den Kunstausstellungen der Gegenwart immer mehr hervor. Dementsprechend hat man sich in neuester Zeit von verschiedenen Seiten her eifrig auf das Studium der Geschichte der Landschaftsmalerei verlegt. Was das vorliegende Buch in dieser Hinsicht bietet, möge eine kurze Darlegung seines Inhaltes dartun. Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß die Malereien der ersten Hälfte des Mittelalters sich damit begnügten, ihre Personen in die Fläche des Bildes zu stellen, Städte, Wälder und Berge aber durch schematische Figuren anzudeuten. Er zeigt dann, wie Giottos (gest. 1337) Verdienst darin bestand, die Personen so zu gruppieren, daß eine Haupthandlung möglichst klar hervortritt. Die Landschaft blieb ihm Nebensache, wurde aber nicht nur symbolisch angedeutet, sondern dargestellt in großen Linien, welche die Träger der Handlung hervorheben. Durch Hintergründe gewinnen seine Bilder Tiefe; Berge und Bäume fangen an, denen des Landes ähnlich zu werden, Gebäude, in welche die Handlung verlegt wird, bilden wirkliche Räume. In Siena lenkten dann die Gemälde des Simone Martini (gest. 1344) und seiner Zeitgenossen, der Brüder Lorenzetti, den Blick in die landschaftliche Ferne, besonders durch das Hauptwerk des Ambrogio Lorenzetti, das im Rathause zu Siena „die Folgen der guten und schlechten Regierung" schildert.

In der Kunst des aus Umbrien stammenden Gentile da Fabriano (gest. 1428) spricht sich eine „überschwengliche Freude über die Schönheit der Natur" aus. Er studiert und malt mit Liebe die Blumen der Felder und Gärten, „bringt die Landschaft des Hintergrundes und alle Szenen, die sich darin abspielen sollen, mit den Gesetzen des malerischen Stiles in Einklang" und läßt die Wirkungen von Licht und Schatten in neuer Art zur Geltung kommen. „Niemals ist das Lichtproblem so traumhaft bestrickend gelöst worden wie in seinem Bilde der Flucht nach Ägypten". Er wurde „der Apostel der Landschaftsmalerei".

Neben und nach ihm arbeitete zu Florenz Masaccio, der die Landschaft zum „Kompositions- und Stimmungsmittel" erhob. Brunelleschis Entdeckung des Augenpunktes und des Distanzpunktes lehrte ihn „ein perspektivisch richtiges Raumgerüst darzustellen", worin er „seinen Gestalten durch energisch und scharf beobachtete Lichtführung die plastische Rundung gab, indem er das Licht als bindenden und trennenden Raumfaktor in den Dienst der Einheit eines Gemäldes, ja des ganzen Freskenzyklus stellte".

Fra Angelico (gest. 1455) verklärte Masaccios Errungenschaften, ging aber einen Schritt weiter, indem er bestimmte Gegenden in seinen Hintergründen schilderte, „fast immer das weite Tal des Chiana (bei Cortona) sowohl dem al-

gemeinen Charakter der Landschaft nach, als auch zuweilen unmittelbar der Natur entsprechend". „Er ist für Florenz der Schöpfer des Typus der Madonnen in einer Landschaft."

Piero della Francesca (gest. nach 1509) sucht nicht mehr das Wesen und die Einheit der Landschaft und überhaupt des Raumes in der Linie, sondern in dem alles verbindenden Lichte und in dessen Wirkungen und Erscheinungen auf dem Erdboden. Viel Detail läßt er fort, und er sucht unter der bunten Fülle der Erscheinungen die Wahrheit des Gesamteindruckes. Piero war der Lehrer des Vaters Raffaels und half der durch Fiorenzo di Lorenzo, Perugino und Pinturicchio geförderten Schule von Perugia ihren sanften, farbenreichen Typus landschaftlicher Schönheit ausbilden. „Die Landschaft ist nicht von gleicher Wichtigkeit wie die Figuren, aber sie ist auch nicht ohne Bedeutung für das Ganze. Der edle Zug ihrer Linien, die Harmonie von Farbe und Licht, die ganze Lebensempfindung in ihr folgt der Gruppenbildung, wie die Begleitung des Instrumentes der gesungenen Melodie. Und nicht eine Landschaft, die allenthalben an das irdische Treiben der Menschen mit ihren individuellen Eigenheiten erinnert, kann dem großen Stil der Figurenauffassung entsprechen, sondern nur eine freie, allgemeine, typische Schönheit. So lautet das Vermächtnis der Umbrer an Raffael." Doch bevor dieser die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, vervollkommneten noch „die Dichter-Maler Fra Filippo Lippi, Botticelli und Filippino Lippi" mit dem naturkundigen Vertreter der „Phantasielandschaft", Lionardo da Vinci, die Kunst. „Fra Bartolomeo wurde durch Neigung und Schicksal von der Landschaftsmalerei fern gehalten." Nun erscheint der große Meister aus Urbino. „Blicken wir von seinen Kartons der Teppiche (des Vatikans), von der Madonna von Foligno und von der Transfiguration zurück auf den Weg, den die Landschaftsmalerei durchmessen hat seit ihren bescheidenen, aber vielversprechenden Anfängen bei Giotto, so erscheint Raffaels historische Stellung vollkommen klar. Er ist der Höhe- und Endpunkt des ganzen vielverschlungenen Werdeganges." Nach seinem Tode brach der Verfall herein, welcher „Michelangelo sein bekanntes absprechendes Urteil über alle Landschaftsmalerei fällen" ließ.

In diesen Auszügen ist der Hauptinhalt des durch viele treffliche Lichtdrucke und zahlreiche Textillustrationen doppelt ansprechend gemachten Buches angezeigt. Der Verfasser hat sich mit großer Liebe seiner Aufgabe gewidmet. Mag begeisterte Hingabe an seinen Stoff ihn zu breiten Ausführungen und zuweilen zu gewagten Äußerungen verleitet haben, er zieht den Leser doch mit sich fort und gewinnt ihn durch fleißige Benutzung vielfacher neuerer Vorarbeiten und durch bescheidenes Auftreten auch da, wo er tadelt oder von den Ansichten anderer abweicht. Wer seinen Ausführungen gefolgt ist, wird nicht nur den italienischen Bildern des von ihm behandelten Zeitabschnittes, sondern überhaupt allen älteren und neueren Gemälden mit tieferem Verständnis gegenübertreten und aus ihnen doppelten Genuß schöpfen. Auch der Verleger verdient durch die schöne und reichhaltige Ausstattung bei verhältnismäßig billigem Preis Anerkennung und Dank.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Die Heilige Schrift, ein Volks- und Schulbuch in der Vergangenheit. Soll sie dieses auch in Gegenwart und Zukunft sein? Von Dr. Jakob Hoffmann, Professor und Religionslehrer am kgl. Luitpold-Gymnasium in München. gr. 8° (XII u. 148) Kempten 1902, Kösel. M 2.40.

Auf diesen verhältnismäßig wenigen Seiten ist ein ungemein reiches Material geboten zum Erweise, daß die Heilige Schrift von der patristischen Zeit an das Mittelalter hindurch, vor und nach der sogenannten Reformation stets die hervorragendste Stelle in der Katechese sowohl als auch in den höheren Schulen einnahm und daß die Kenntnis ihres Inhaltes auch dem Volke in reichlichem Maße vermittelt wurde, überhaupt daß die Heilige Schrift der Mittelpunkt der literarischen und künstlerischen Bestrebungen wurde. Der oft wiederholte Vorwurf von protestantischer Seite, als sei die Heilige Schrift unbekannt, dem Volke entzogen gewesen, ist hier durch eine Fülle von gegenteiligen Tatsachen glänzend niedergeschlagen, und nicht selten merkt man bei der Lektüre, daß der Herr Verfasser noch reichlicheren Stoff in seiner Mappe habe. Das Verzeichnis der benutzten Literatur gibt 237 größere und kleinere Werke, und daß diese wirklich benutzt sind, davon legt jede Seite vollgültigen Beweis ab. Von der Zeit Karls des Großen an wird hauptsächlich Deutschland berücksichtigt. Viel Lehrreiches ist auch betreffs der Einrichtung des Unterrichtes geboten. Mit Vorliebe wird die Tätigkeit der Fraterherren geschildert. Interessant sind die Mitteilungen aus Katalogen alter Bibliotheken von Klöstern und Privaten, über Schulbücher, geistliche Schauspiele, Armenbibeln, über die große Verbreitung der Heiligen Schrift zur Zeit Luthers usf. Betreffs der gestellten Frage gibt und begründet der Herr Verfasser die Antwort: „Es erscheint wünschenswert, daß die Heilige Schrift in ausgewählten Teilen Schule und Familie möglichst zugänglich gemacht werde; in ihrem ganzen Umfange aber, wie sie liegt, kann und soll sie nicht ein Buch für alle sein, um so weniger in dem Sinn, als ob sie für den einzelnen Norm und Richtschnur des Glaubens werden könnte."

Die Fortschritte der biblischen Wissenschaften in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht. Rede, gehalten bei der öffentlichen Feier der Übernahme des Prorektorats in der Aula der Universität Freiburg i. Br. am 7. Mai 1902 von Gottfried Hoberg, Professor der Theologie. Zweite, vermehrte Ausgabe. Lex.-8° (VI u. 30) Freiburg 1902, Herder. M 1.—

Der erste Teil der vornehm ausgestatteten Schrift befaßt sich mit der Entwicklung der biblischen Wissenschaften in sprachlicher Hinsicht. Zunächst wird die Kenntnis der biblischen Sprachen, dann der Stand der Textkritik in den verschiedenen Zeitabschnitten von Origenes und Hieronymus über die ältere und spätere Scholastik bis herab auf unsere Tage in großen Zügen vorgeführt. Der zweite Teil behandelt die Fortschritte in geschichtlicher Beziehung. Zuerst wird das wissenschaftliche Verfahren betrachtet, das bei der Lösung der geschichtlichen Aufgaben zu beobachten ist oder in den verschiedenen Zeiten eingeschlagen wurde; darauf werden einige Punkte besprochen, die durch die Aufhellung der morgenländischen Geschichte neues Licht gewonnen haben. Die Verdienste des verflossenen Jahrhunderts werden gebührend hervorgehoben. Das Büchlein erfüllt seinen Zweck vortrefflich.

Tractatus de Beatissima Virgine Maria, Matre Dei. Auctore Alexio Maria Lépicier, Ord. Serv. B. M. V. in Collegio Urbano de Propaganda Fide theologiae professore. 8° (XXXII u. 484) Parisiis 1901, sumptibus Lethielleux. *Fr* 7.—

Das Werk ist in drei in der Natur der Sache gelegene Abschnitte eingeteilt. Im ersten behandelt der Verfasser Maria in ihrer Beziehung zu Gott, d. i. die Vorbestimmung zu ihrer Gottesmutterschaft, die Gottesmutterschaft selbst und die aus derselben sich ergebende Würde und Stellung Marias. Im zweiten bespricht er Maria mit Bezug auf sich selbst, ihre unbefleckte Empfängnis, die Sündenlosigkeit, die Heiligkeit, das Tugendleben, die körperlichen Vorzüge und die Jungfrauschaft Marias. Der dritte Teil endlich beschäftigt sich mit den Beziehungen der Gottesmutter zu uns Menschen. Wir müssen es uns versagen, das Werk einer Kritik zu unterziehen, und begnügen uns damit, an diesem Ort auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben.

L'émancipation des femmes. Par Simon Deploige, Professeur à l'Université catholique. 8° (42) Louvain 1902, Institut supérieur de philosophie. *Fr* 1.—

Die kurze, aber inhaltreiche Schrift behandelt die drei Hauptforderungen derjenigen, welche die Frau emanzipiert wissen wollen: völlige Gleichstellung von Gatte und Gattin, Gleichstellung des Weibes mit dem Manne im sozialen Leben durch Zulassung desselben zu allen Berufsarten, Erwerbszweigen und Lebensstellungen, endlich Gleichstellung der Frau mit dem Manne im politischen Leben und in Ausübung politischer Rechte. Die trefflichen Ausführungen sind vornehmlich gegen Stuart Mill gerichtet, dessen Aufstellungen eine vernichtende Kritik erfahren.

Les vertus naturelles. Par M. J. Gardair. 18° (524) Paris 1901, Lethielleux. *Fr* 3.50.

Dieses Buch ist eine recht brauchbare Einführung in das Studium der moralischen Traktate des hl. Thomas. Da dasselbe eine kurze, freie Wiedergabe der Ideen des englischen Lehrers ist, zeichnet es sich naturgemäß durch die reiche Fülle kerniger Gedanken aus. Zuweilen könnte man zweifeln, ob die Idee des hl. Thomas sich in Gardairs Paraphrase vollkommen widerspiegle (vgl. p. 84 zu 1, 2, q. 18, a. 7; p. 165–166 zu 1, 2, q. 114, a. 1 ad 3 und p. 167 zu 1, 2, q. 21, a. 4). p. 284 wird im ersten Satze der Stelle 1, 2, q. 3, a. 8 ein Sinn beigelegt, welcher keineswegs zu den sonstigen Anschauungen des heiligen Lehrers paßt. p. 125 ist die Fassung, welche Gardair seinem Gedanken gibt, völlig verunglückt. Zu bedauern ist, daß der Verfasser Schwierigkeiten, die beim Lesen der zu erklärenden Stellen sich von selbst ergeben müssen, zuweilen unbeachtet läßt. Ebenso wäre es angezeigt gewesen, die modernen Irrtümer auf ethischem Gebiete zu berühren und zu zeigen, wie auch diese (und nicht bloß die Lehren der Stoiker und Epikureer längst entschwandener Zeiten) im hl. Thomas ihre Widerlegung finden. Endlich hätten wir eine freiere und mehr organische Verarbeitung der Gedanken des hl. Thomas gewünscht. Indessen ist das Buch Gardairs auch in der vorliegenden Gestalt geeignet, das Verständnis des hl. Thomas solchen näher zu bringen, die sich nicht entschließen können, gleich den lateinischen Text selbst in Angriff zu nehmen. Die griechischen Zitate aus Aristoteles sind trotz etlicher Druckfehler sehr verdankenswert und bedeuten einen wahren Fortschritt.

Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Dr. Heinrich Brück, Bischof von Mainz. Achte, verbesserte Auflage. 8° (XVI u. 962) Münster i. W. 1902, Aschendorff. *M* 11.—

Seit dieses treffliche Buch 1874 zum erstenmal erschien, ist es um etwa 100 Seiten angewachsen, Anlage und Geist sind aber dieselben geblieben. Es umfaßt, kompendiös zusammengedrängt, die Summe dessen, was über die Geschichte der Kirche, von ihrem Ursprung bis heute, der Diener derselben kennen und wissen sollte. Mit der Vollständigkeit sind Wahrheit und Klarheit das Hauptaugenmerk. Problematische Sonderansichten finden sich nicht. Wenn trotz reichlicher Konkurrenz heute die achte Auflage vorliegt, nebst Übersetzungen ins Französische, Englische und Italienische, so ist dies wohl ein Beweis, daß das Werk sich als Lehrbuch brauchbar erwiesen hat. Das Bestreben des hochwürdigsten Herrn Verfassers, mit allen „Anforderungen der Wissenschaft" auch den „Bedürfnissen der Kandidaten der Theologie" zu entsprechen, ist kein vergebliches gewesen. Das Werk eignet sich aber vorzüglich auch als Nachschlagwerk zur raschen Orientierung für alle Katholiken, die im öffentlichen Leben stehen, namentlich für den Seelsorgegeistlichen, der eines solchen Hilfsmittels nicht entbehren kann. Über sehr viele Fragen finden sich hier nicht nur die nackten Tatsachen, sondern auch brauchbare Quellenbelege, ausgiebige Literaturangaben und oft unschätzbare Winke zum richtigen Verständnis. Gegenüber den oft gehörten Einwürfen aus der Geschichte kann der Katholik kaum einen brauchbareren und verläßigeren Führer finden. Erst dann wird man das Werk nach seinem ganzen Werte richtig schätzen, wenn man es gründlich kennt.

Deux Conciles inconnus de Cambrai et de Lille. Contribution à l'histoire du Grand Schisme en Cambrésis, en Flandre, en Hainaut et en Brabant. Par le Chanoine L. Salembier, Sécrétaire-Général des Facultés Catholiques de Lille. 8° (116) Lille 1901, Morel.

Die gelehrte Arbeit, ein Sonderabdruck aus der Revue des Sciences Ecclésiastiques, gewährt einen genaueren Einblick in die kirchlichen Wirren, welche durch das abendländische Schisma über Flandern und dessen nächste Umgebung hereingebrochen sind, heftiger und andauernder als in irgend einem andern Land der Christenheit. Insbesondere werden Mitteilungen gemacht über zwei Synoden zu Cambrai 1379 und 1380 und eine bisher völlig unbekannte zu Lille 1384. Sachwalter des avignonesischen Papstes traten vor denselben als Redner auf, um den römisch gesinnten Klerus zu ihrer Obedienz herüberzuziehen. Zwei Reden dieser Art, die des Kardinals Malesset von 1380 und die des Joh. d'Aramon, Deputierten der Pariser Universität, von 1384, werden zum erstenmal mitgeteilt. Die Schrift ist ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte des großen Schismas, um welche Salembier sich schon mehrfach verdient gemacht hat. Sie bringt manches Neue und manche Berichtigung und ist voll interessanter Einzelheiten über die damaligen flandrischen Wirren.

Die Säkularisation in Württemberg von 1802—1810. Ihr Verlauf und ihre Nachwirkungen. Dargestellt von M. Erzberger, Redakteur am „Deutschen Volksblatt". 8° (VIII u. 448) Stuttgart 1902, Aktiengesellschaft „Deutsches Volksblatt". *M* 7.50.

Die Ausplünderung der katholischen Kirche zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat mit ihren Folgen zu tief in die weitere Entwicklung derselben eingegriffen,

als daß man bei Beurteilung der heutigen Zustände sie je außer acht lassen dürfte. Der Verfasser hat daher nicht nur eine fleißige und quellenmäßige historische Studie geleistet, sondern auch um Orientierung des katholischen Denkens in der Gegenwart ein Verdienst erworben. Für die so vollständige Sammlung der Angaben über alle einzelnen der aufgehobenen Klöster wird ihm der Historiker Dank wissen. Die Schilderung des Säkularisationsverfahrens gerade auf dem Gebiete des heutigen Königreichs Württemberg bietet noch ein besonderes Interesse insofern, als nirgends sonst in Deutschland die Kirche, bis dahin in blühendem Wohlstand, so radikal der Existenzmittel und der Vorbedingungen einer gedeihlichen Entfaltung beraubt worden ist wie hier. Vieles mag man der protestantischen Regierung zu gute halten, welche Österreich und Bayern auf dem Wege der Sünde mit um die Wette laufen sah, allein an rücksichtsloser Härte gegen die aus ihrem Besitze gewaltsam vertriebenen Nonnen und Mönche hat Württemberg alle Staaten weit überboten. Im Punkte der Humanität und Kultur hat dieser Staat den Katholiken seines Landes gegenüber sich nicht zu rühmen. Wohltuend berührt es dagegen, auch in jener Zeit der entfesselten Habgier bei einer Anzahl erlauchter Häuser, die selbst von den schwersten Verlusten betroffen waren, doch noch den armen Klosterinsassen gegenüber altadeligem Hochsinn zu begegnen. Dahin zählt vor allem Öttingen-Wallerstein, Thurn und Taxis, Metternich, Törring, Waldburg, Königsegg und selbst das damals noch kalvinische Haus der Grafen von Quadt-Wykradt.

Charakterbilder aus dem Leben der Kirche. Mit mehreren Illustrationen. Band III (Schlußband). Von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. 8° (X u. 520) Trier 1902, Paulinus-Druckerei. Brosch. *M* 4.50; eleg. geb. *M* 6.—

Der vorliegende Band volkstümlicher Charakterzeichnungen erhebt ebensowenig wie seine Vorgänger (vgl. diese Zeitschrift LIX 471) den Anspruch einer selbständigen Forschung oder erschöpfenden historischen Darstellung. Aber eine Reihe von Vorbildern christkatholischen Lebens sind wieder glücklich ausgewählt und in gefälliger, zuweilen ergreifender Weise dargestellt. Die volle Hälfte der 30 Lebensskizzen entfällt auf das 19. Jahrhundert. Abgesehen von 5 Frauen werden 5 Laien verschiedener Stände, 5 durch Wissen oder Wirken ausgezeichnete Priester, 4 der Neuzeit angehörige tüchtige Bischöfe und außerdem 11 Heilige und Selige (Laien, Priester, Bischöfe) vorgeführt. Kunst und Wissenschaft, Apostolat und Kontemplation, Charitas und Pädagogik, Poesie und Industrie, Kanzelberedsamkeit und Schriftstellerruhm, Tugenden des Kampfes wie des Friedens, Krieger- wie Priesterstand stellen ihre Vertreter. Der Kräftenachlaß, über welchen der hochverdiente, nunmehr greise Verfasser in dem kurzen Vorworte klagt, mit welchem er von seinem großen Leserkreis Abschied nimmt, ist vielleicht nur an der Genügsamkeit zu erkennen, mit welcher er sich für die einzelnen Charakterbilder, auch wo reichere Auswahl war, gewöhnlich nur an die eine, eben zusagende Vorlage hielt. Um Vollständigkeit oder ausgiebigere Literaturangabe war es ihm für dieses Werk ja auch nicht zu tun. Sonst weiß er wie früher Erbauung mit Belehrung ungezwungen zu verbinden und seine Leser ins Herz zu treffen.

„Los von Rom!“ Geburtsgeschichte der Los-von-Rom-Bewegung im 16. Jahrhundert. Von Georg Evers. 8° (X u. 648) Bozen 1902, Auer. *M* 8.—

Die Entstehung des Lutherischen Abfalles von der Mutterkirche wird in 10 Abschnitten veranschaulicht, anhebend mit der im Reuchlinschen Streit zum

Ausdruck gekommenen Erregung des deutschen Gelehrtentums bis zu Luthers Wegführung auf die Wartburg. Wie durch die Erfahrungen jener schlimmen Zeit auf manche krankhafte Erscheinungen der Gegenwart ein klärendes Licht geworfen wird, so ist hinwieder offenbar, daß manche Verhältnisse und Vorgänge unserer Tage dasjenige besser verstehen lassen, was in den Annalen des 16. Jahrhunderts uns oft wie ein unerklärliches Rätsel entgegenstarrt. Dieses Doppelmoment soll im Titel zum Ausdruck kommen, und wenn die Parallelen auch niemals des näheren ausgeführt werden, so legt doch die Vergleichung oft von selbst sich nahe. In den ersten vier Bänden seines größeren Werkes über Luther hatte der Verfasser den gleichen Gegenstand bereits ausführlich behandelt und ist daher mit Recht bedacht, nicht bloße Wiederholungen zu bieten. Über vieles, was früher erschöpfend dargelegt war, eilt er rasch hinweg und sucht dagegen neue Gesichtspunkte hervorzukehren. Was hier wie dort seine Stärke ausmacht, ist eine außerordentliche Vertrautheit mit Luthers Schriften, derzufolge manches zur Geltung kommt, was andern Forschern sich mehr oder weniger entzog. Auch fehlt es nicht am nötigen Weitblick, um zugleich mit der von Luther und seinen Eideshelfern ausgehenden Tätigkeit auch die gesamten sozialen und politischen Verhältnisse Deutschlands und die Einwirkung der großen Weltpolitik in Betracht zu ziehen. Mit den geschichtlichen Urteilen im einzelnen kann man sich freilich nicht immer einverstanden erklären, noch auch ist der Ton, mit welchem Volkstümlichkeit der Darstellung erstrebt wird, immer glücklich gegriffen. Selbst wo die Beurteilung sachlich eine zutreffende ist, wie hinsichtlich der Person Luthers, macht sich die subjektive Kritik nach Maß und Art zu aufdringlich geltend. Vollberechtigt ist dagegen die Bemerkung S. 630, daß „der geschichtliche Luther überhaupt den meisten unbekannt". Gegenüber den noch immer verbreiteten und stets gegen die alte Mutterkirche gewendeten Luthermythen und Lutherlegenden haben daher Darstellungen wie die vorliegende ihre gute Berechtigung und ihr Verdienst.

Beiträge zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung des Bistums Halberstadt im Mittelalter. Erster Teil: Die Halberstädter Archidiakonate. Von Dr. N. Hilling. 8° (148) Lingen a. d. E. 1902, van Acken. *M* 4.—

Der Umstand, daß die Archidiakonalgeschichte Halberstadts durch vielfache Eigentümlichkeit von der allgemeinen Entwicklung abweicht, verleiht von vornherein dieser Studie ihren besondern Anreiz, und die für den Halberstädter Sprengel vorhandenen trefflichen und ungewöhnlich reichhaltigen Urkundensammlungen kamen derselben offenbar zu statten. Noch größeren Wert erhält sie aber durch den juristischen Scharfsinn und die ebenso gründliche wie vorsichtige historische Forschung, von welchen sie Zeugnis gibt. Der Freund innerdeutscher mittelalterlicher Geschichte, dem diese Arbeit so kostbare Aufschlüsse zu geben geeignet ist, kann an dem fleißigen und umsichtigen Kanonisten seine Freude haben. Die Geltung seiner Aufstellungen schränkt der Verfasser auf den Umkreis der sächsischen Bistümer ein, unter welchen namentlich die Verhältnisse Hildesheims mit denen Halberstadts nahe Verwandtschaft zeigen, die aber alle eine mehr oder minder ähnliche verfassungs- und verwaltungsrechtliche Entwicklung durchgemacht haben. Gleichwohl ist die Arbeit für die Geschichte des Archidiakonats überhaupt von großer Bedeutung. In der Frage über die Entstehung dieses wichtigen Kirchenamtes weicht der Verfasser von A. Schröder (Entwicklung des Archidiakonats [1890]) nicht unerheblich ab, zu

dessen sonst vorzüglicher Schrift die vorliegende eine Ergänzung und Weiterführung bedeutet. Eine notwendige Korrektur bildet sie gegenüber A. Brackmanns „Urkundlicher Geschichte des Halberstädter Domkapitels".

Lebensbild des hochw. Herrn Dr. Joseph Bach, päpstlicher Hausprälat, k. Universitätsprofessor. Entworfen von Dr. Andreas Schmid, Direktor des Georgianums, o. ö. Universitätsprofessor, erzb. Geistl. Rat. 8° (16) Kempten 1902, Kösel. *M* —.80.

Die Skizze eines reichen Priester- und Gelehrtenlebens liegt hier in der allerknappsten Umgrenzung vor, allein der hochangesehene Verfasser wie mehr noch der Mann, welchem der Nachruf gilt, machen sie trotzdem der Beachtung wert. Dank einer edeln Bescheidenheit und jener Schlichtheit, wie sie großen Seelen eigen ist, hat Dr. Bach vielleicht nie die ganze Anerkennung gefunden, welche er verdient hätte als Priester, Geistesmann und Gelehrter. Nur die ihn näher gekannt haben, wissen, mit welch vielseitigem Talent, welch gründlichem und ausgedehntem Wissen er die gediegenste Priestertugend und eine seltene Hoheit des Charakters verband. Welche Verdienste der selbstlose Mann in schwerer Zeit um die theologische Fakultät München erworben und wie ungezähltes Gute er nach allen Seiten gewirkt, ist Gott bekannt. Der kleine Nachruf ist in dieser Beziehung vielleicht allzu lakonisch.

Der historische Wert der Vita Commodi in der Sammlung der scriptores historiae Augustae. Von Joseph Michael Heer. [Philologus. Zeitschrift für das klassische Alterthum, begründet von F. W. Schneidewin und E. v. Leutsch, herausgegeben von Otto Crusius in Heidelberg. Supplementband IX, Heft 1.] 8° (208) Leipzig 1901, Dieterich. *M* 6.—

Die scriptores historiae Augustae sind minderwertige Historiker, aber in Ermangelung von Besserem trotzdem eine der wichtigsten Quellen für die römische Kaisergeschichte, und so liegt eben in ihrer Minderwertigkeit ein Grund, sie um so sorgfältiger zu durchforschen, um in ihren Berichten die Spreu vom Weizen sondern zu können. Um sich an diesen kritischen Scheidungsarbeiten zu beteiligen, hat der Verfasser zum Gegenstand seiner äußerst fleißigen und sorgfältigen Erstlingsschrift das Leben des Kaisers Commodus gewählt. Satz für Satz geht er die Biographie durch, erwägt die einzelnen Nachrichten in sich oder in ihrem Zusammenhang und prüft sie auf ihre Richtigkeit durch den Vergleich mit den übrigen Quellen, den Schriftstellern, Münzen, Inschriften, und was sonst erhalten blieb. Sein Ergebnis ist, daß die zwei Teile, in welche die Vita sich deutlich scheidet, von ungleichem Wert sind. Der erste Teil, chronologisch angelegt, erweist sich als Auszug aus einem unbekannten zuverlässigen Historiker, dessen Arbeit auch in den Nachbarviten ihre Spur hinterlassen hat. Nicht die gleiche Zuverlässigkeit kommt dem zweiten Teil zu, der nach sachlichen Gesichtspunkten die Ereignisse aus dem Leben des Kaisers zusammenfaßt; ein Einschiebsel Kap. 15, 3—8 (und vielleicht 13, 1—4) stammt aus einer Quelle von noch geringerem Wert. Ein Schlußabschnitt gibt sich selbst als aus Marius Maximus stammend, den im übrigen der Verfasser nicht in dem Grade als Quelle der Vita Commodi und überhaupt der Kaiserbiographien gelten läßt, wie das andere Forscher bisher anzunehmen pflegten. Wir wünschen dem Verfasser Glück zu seiner fleißigen Erstlingsschrift.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Fünfter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Konkordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. Von Johannes Janssen. Fünfzehnte und sechzehnte, verbesserte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. gr. 8° (XLVIII u. 778) Freiburg 1902, Herder. M 8.—; geb. in Leinw. M 9.40; in Halbfr. M 10.—

Seitdem die 14. Auflage dieses Bandes (vgl. diese Zeitschr. XLV 96) im August 1892 ihren Abschluß fand, sind in bezug auf die hier behandelte Zeitperiode zahlreiche und wichtige Publikationen neu erschienen. Mit der ganzen Umsicht und dem allseitigen Wissen, durch welche der Herr Herausgeber bekannt ist, sind dieselben ausgewertet worden. Wiewohl fast ganz in die kleingedruckten Anmerkungen verteilt, füllen die Zusätze volle 25 Seiten. Wenn von diesem Werke ein Band um den andern immer wieder in neuen Auflagen erscheinen muß, so liegt der Grund dieses außerordentlichen Erfolges gewiß nicht in günstigen äußeren Zeitumständen oder in Voreingenommenheit der öffentlichen Wortführer für die Namen der hochverdienten beiden Verfasser, sondern derselbe gründet sich einzig und allein auf die unvergleichliche Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit des Werkes selbst. Dieser Band bietet immer aufs neue mit der fesselndsten Lesung eine unerschöpfliche Quelle von Belehrung. Er ist augenblicklich von um so höherem Wert, da die Verhältnisse jener erregten Jahre vielfach in den heutigen Zuständen ihre Analogien haben. Abschnitte wie die über Ketzerbestrafung bei den Protestanten, Hinrichtung des Kanzlers Krell, Verhältnis von Lutheranern und Calvinern, Wirken der katholischen Orden, Schmähsucht der Prediger, frenetische Jesuitenhetze, protestantische Theorien vom Tyrannenmord usw. können gar nicht genug gelesen werden. Manche kritische Bemerkungen zu neueren Erscheinungen der Geschichtsliteratur verdienen großen Dank.

Un Problème Historique. L'Empereur Alexandre Ier est-il mort Catholique? Par le P. Pierling S. J. 8° (50) Paris 1901, Plon. Fr 1.—

Die viel verbreitete, aber wenig geglaubte Nachricht von einer entscheidenden Annäherung des Zaren Alexander I. an die römische Kirche kurz vor seinem Tode wird hier auf ihre Quellen untersucht. Eine Turiner, eine Petersburger und eine römische Überlieferung werden unterschieden, alle voneinander unabhängig, im wesentlichen glaubwürdig und miteinander übereinstimmend. Von allen drei Überlieferungen hat der vielgereiste Verfasser persönlich noch ursprüngliche Zeugnisse entgegengenommen: als Kind in Petersburg von dem Prior der dortigen Dominikaner, als welterfahrener Mann von der Tochter des Grafen de Maistre, der Vertrauten von Alexanders besonderem Vertrauensmann, und als angesehener Historiker zu Rom aus dem Munde Moronis, des Eingeweihten in die Geheimnisse Gregors XVI. Alle Zeugnisse vereint, sind geeignet, wirklichen Eindruck zu machen, wenn nicht über Alexanders Absicht Gewißheit zu schaffen. Vielleicht darf man auf weitere Funde hoffen. Der gelehrte Verfasser, durch eine künstlerische Darstellungsgabe längst vorteilhaft bekannt, hat es verstanden, auch diese kurze Untersuchung über den eigentlichen Fragepunkt hinaus lehrreich und anziehend zu machen.

Platz den Kindern! Ein offenes und wohlgemeintes Wort zum Schutze der christlichen Ehe. Von Em. Huch. 8° (54) Steyl 1902, Missionsdruckerei. *M* —.30.

Es war ein guter Gedanke, eine in das öffentliche Wohl so tief eingreifende Frage, welche Gewissen und Lebensglück, Religion und Vaterland in ihren Wurzeln berührt, und welche leider auch in Deutschland mit seinen bisher gesunderen Volksverhältnissen immer mehr eine brennende zu werden droht, im harmlosen Gewande eines illustrierten Volksschriftchens unter die Massen zu werfen. Man erwarte nicht eine volkswirtschaftliche oder moralstatistische Studie; es handelt sich um einen Appell an die Herzen, an alles, was Edles und Freundliches in der Menschenbrust und was noch Gesundes im Sinn des Volkes. Schon Titel und Ausstattung des Büchleins üben da eine gewisse Macht. Zunächst wenigstens freundliche Duldung, in Wahrheit aber Achtung, Förderung und Wertschätzung für kinderreiche Familien sollen wachgerufen werden; auch die Eltern sollen dahin geführt werden, in einer großen Kinderschar trotz des Zuwachses an Sorgen ihren Stolz und ihre Freude und das Unterpfand des Segens zu sehen. Weitblickende Seelsorger und echte Volksfreunde werden ein solches Schriftchen, zumal es ohne Besorgnis in jede Hand gelegt werden darf, wohl gern begrüßen und zu seiner Verbreitung helfen. Durch öftere Auflagen würde die Möglichkeit gegeben, manches noch zu ergänzen, manches Nebensächliche vielleicht auch nochmals zu überlegen. Mit berechtigter Absicht ist wohl über manche dunkle Schatten der Vorhang gebreitet geblieben. Das Schriftchen, das ganz aus der Beobachtung des wirklichen Lebens herausgewachsen ist, wird jedoch um so mehr Eindruck machen, je mehr es der ganzen vollen Wirklichkeit entspricht, und je bestimmter es die entscheidenden Punkte trifft.

Die Malerei. Alte Meister. Lieferung 3—8. Tafel 17—64. kl. Fol. Leipzig-Berlin 1902, Seemann. Jede Lieferung *M* 5.–

Immer mehr muß sich unser Auge an schwarze Klischees gewöhnen, die von Tag zu Tag an Klarheit und Deutlichkeit verlieren, selten mehr feste Linien erkennen lassen und vielfach große, nur mit Schwärze gefüllte Teile aufweisen. Seemann verdient aufrichtigen Dank für diese farbigen Bilder. Wenn sie auch nicht alle Töne der Vorbilder widerspiegeln, so geben sie doch infolge des neuen, bei Besprechung der ersten Lieferung in dieser Zeitschrift LIX (1900) 578 f beschriebenen Verfahrens eine ziemlich sichere und treue Nachahmung. Sie wecken im Kunstfreund, der die Originale sah, eine weit lebhaftere Erinnerung als die besten Photographien, geschweige denn landläufige Klischees, ohne jeden künstlerischen Wert, die den Geschmack gründlich verderben und den Farbensinn beleidigen. Freilich eignen sich nicht alle Bilder gleichmäßig für derartige mechanische Wiedergabe, aber die hier gebotenen sind fast ausnahmslos prächtig herausgekommen, obwohl sie oft in kleinem Maßstabe große Gemälde reproduzieren. Für jeden Geschmack ist in etwas gesorgt; findet man doch in den acht Lieferungen vier Bilder von Velasquez, je drei von Raffael, Tizian, Dürer und Rembrandt, zwei von Rubens, dann je eines von einer Reihe hervorragender Meister. Der Text ist trotz seiner Kürze inhaltsreich, belehrend und durchaus geeignet, in das Verständnis der einzelnen Blätter einzuführen. Sie sind unter dem Titel „Alte Meister" in Passepartouts gefaßt, unter dem Titel „Die Malerei" auf feinem Karton von etwas größerem Format aufgezogen. Daß sie, ebenso wie die meisten Gemälde-Ausstellungen und -Galerien, nicht für Kinder und für die heranwachsende Jugend

sondern für ernste Freunde der Kunst bestimmt sind, liegt auf der Hand. Doch hat die Verlagshandlung, abgesehen von einigen Blättern, nur solche Bilder gebracht, die auch für weitere Kreise passend bleiben.

Der Burgvogt von Landskron. Von M. Staneck. 2 Bde. 8° (922) Dresden und Leipzig 1902, Pierson. M 8.—

In einer mehr als epischen Breite berichten uns 31 Gesänge von den Schicksalen des wirklichen und des stellvertretenden Burgvogts von Landskron. Letzterer ist eigentlich die Hauptperson und der Träger der Idee, daß ein kräftiger, opfermutiger Wille und ein starkes Gottvertrauen trotz aller Hindernisse zu einem glücklichen Ziele führen. Der Stoff ist zwar bedeutsam und fesselnd, auch die Darstellung zeigt im einzelnen öfters recht viel Kunst, aber dem Ganzen fehlt die künstlerische Gestaltung, vielleicht aus allzu großer Treue gegen die Geschichte. Anfang und Ende sind am schwächsten; es dauert lange, bis man für den Helden Interesse gewinnt der Schluß fällt stark ab, verläuft fast chronikenhaft im Sande. Die Charaktere sind nicht übel gezeichnet und folgerichtig durchgeführt. Glänzende Partien, wie man sie in großen Epen gewohnt ist, sind eigentlich kaum da, fast nirgends zeigt sich eine über das Gewöhnliche hinausgehende Kraft. Hätte der Verfasser den Stoff im halben Umfang und mit größerer Kunst bearbeitet, so würde er in weiteren Kreisen Anklang finden, jetzt aber dürfte er wohl nur lokalpatriotisches Interesse erwecken.

Auf roter Erde und andere Erzählungen. Von F. W. Grimme. 12° (372) Paderborn 1902, Schöningh. Brosch. M 3.– ; geb. M 3.60.

Friedrich Wilhelm Grimme (geb. 1827, gest. 1887) wirkte als verdienter Schulmann. In den Mußestunden seines ernsten Berufes entstanden eine Reihe Dichtungen und Volkserzählungen, in denen seine Liebe zur Heimat, dem Sauerlande, sich offenbart und die nicht der Vergessenheit anheimfallen dürfen. Am bekanntesten sind wohl seine mundartlichen „Sprickeln und Spöne"; aber auch seine „Deutschen Weisen" und die hübschen Volkserzählungen verdienen Beachtung. Eine größere Anzahl derselben erschien bereits früher unter dem Titel: „Schlichte Leute". Ihnen schließt sich das vorliegende Bändchen an. Die erste der hier gebotenen Erzählungen leiht ihm mit Recht die Überschrift; denn alle spielen „Auf roter Erde". In der Titelnovelle verrät sich der Philolog; aber man wird nicht ohne Befriedigung lesen, wie er die Varusschlacht im Teutoburger Walde und die „Vorgeschichte" von der großen Völkerschlacht am Birkenbäumchen so unter einen Hut bringt, daß er gleichzeitig einen Gelehrtenstreit und Grenzstreit mit einer Doppelhochzeit endet. — In „Sankt Michael" zieht ein wackerer junger Sauerländer mit Einwilligung seiner Braut nach Rom, um den Heiligen Vater gegen die Raubscharen Garibaldis zu verteidigen. — „Der Kurfürst in duplo" ist eine Humoreske voll übersprudelnder Laune, wie man sie bei einem Philologen gar nicht vermuten sollte. Um so ernster ist der Ton der beiden letzten Erzählungen „Verloren und wiedergefunden" und „Herr Sebaldus". Aber auch in diesen kleineren Stücken bewährt sich **F. W. Grimme als einen guten Volksschriftsteller.**

Kinderscenen Schumannischen Melodien nachgedichtet. Novellen von M. von Radersberg-Radnicki. 12° (328) Köln, Bachem. Brosch. M 3.– ; geb. M 4.50.

Das kleine Buch ist die willkommene Gabe einer edlen und formgewandten Dichterin, wie die drei empfundenen Strophen „Der Dichter spricht" beweisen, mit

denen die Erzählerin am Schlusse der zwölften „Szene" Abschied nimmt. Die Verse sollten eigentlich als Einführung zu Anfang stehen. Alle Mütter und Kinderfreunde werden der liebenswürdigen Erzählerin mit Spannung und reger Teilnahme folgen und nur bedauern, daß sie „auf ihrer Lebensreise" — denn daß die Dichterin Selbstbeobachtetes schildert, glauben wir gern — so viel Tränen und Herzensgram bei den Kindern getroffen hat. Da ist der unglückliche Georg, der, mit der Jagdflinte des Vaters spielend, den Bruder erschossen hat; der talentschwache und kränkliche August, der trotz seines besten Willens weder im Spiel noch in der Schule mitkommen kann und von der Härte des Vaters zu einem Selbstmordversuch getrieben wird; die kleine kranke Johanna, die sich sterbend zum Prager Jesuskindlein schleppt, um für den Vater die Gnade zu erflehen, daß er nicht vom Glauben abfalle; der krankhaft mißstimmte, fast hysterische Robert mit seinen Tauben; das kleine Ruthenenmädchen Nastka, das den Vater vom Laster der Trunksucht zu heilen sucht; Thereschen, das infolge einer Gespenstergeschichte Gehirnfieber bekommt; — kurz, des Tragischen ist in diesen doch fast zu ernst gestimmten „Kinderszenen" mehr als genug. Hoffentlich beschenkt uns die gewandte Erzählerin als willkommenes Gegenstück mit einem zweiten Bändchen, das in freudigeren Tönen das sonnige Glück und die reinen Freuden der unschuldigen Kinderzeit zum Ausdruck bringt. Das Bändchen ist, was Druck und Papier angeht, prächtig ausgestattet; nur hätten wir auf die Schlußvignetten, so „stielvoll" sie sein mögen, gern verzichtet und es lieber gesehen, wenn dafür die broschierten Exemplare geheftet worden wären.

Bachems Jugenderzählungen. Jedes Bändchen mit 4 Bildern. 12° Köln, Bachem. Brosch. *M* 1.— ; geb. *M* 1.20.

17. Bd.: **Aus dem Wunderland.** Von Chr. Doormann. (126)
18. Bd.: **Rudolfs Stiefmutter. Eine böse Schuld.** Von M. Maidorf. (170)
19. Bd.: **In der Staffelklamm. Der Kasperl.** Von Th. Messerer. (120)
20. Bd.: **Am Gamshörnl. Der Schnaps-Michl.** Von Th. Messerer. (114)

Bei der großen Anzahl von Jugendschriften, mit denen uns der Bachemsche Verlag alljährlich versorgt, kann es kaum wundernehmen, wenn nicht alle den idealen Wünschen in gleicher Weise entsprechen. Uneingeschränktes Lob verdient das 18. Bändchen. Das sind zwei lehrreiche und recht gut erzählte Geschichten in tadelloser Sprache und der Fassungsgabe von Kindern vom 9. bis 14. Jahre völlig angemessen. Hoffentlich bietet uns Marianne Maidorf noch mehr so schöne Jugendgaben. Auch das 17. Bändchen mit seinen Geschichten „Aus dem Wunderland", halb Erzählungen, halb Märchen, ist recht hübsch, vielleicht etwas zu poetisch und gefühlvoll für Jugenderzählungen; doch werden etwas gewecktere Mädchen diese Geschichten aus der Levante „furchtbar nett" und ganz „himmlisch" finden. Auf die Kinderliebschaften hätten wir aber gern verzichtet. Die beiden Bändchen von Th. Messerer sind frisch erzählt. Doch werden Schulmänner wohl kaum damit einverstanden sein, daß in Jugendschriften, die doch in tadellosem Deutsch geschrieben sein sollten, so viele mundartliche Ausdrücke vorkommen. Manche Redewendungen sind für unsere rheinischen und norddeutschen Kinder einfach unverständlich.

Herzog Hans. Novelle von Champol. Genehmigte Übertragung von E. von Sichart. 12° (196) Köln, Bachem. Brosch. *M* 1.50; geb. *M* 2.50.

Eine recht hübsche kleine Erzählung, die sich auch als Gabe für die Jugend eignet. Der phantastische Herzog Hans, den sich die Kinder des reichen Holzhändlers, welcher das herrschaftliche Erbe des verschollenen letzten Sprossen eines herzoglichen Geschlechtes gekauft hat, als ein Ideal von stolzer Ritterlichkeit vorstellen, verwandelt sich in einen Helden christlicher Entsagung, der sein großes Vermögen den Armen geschenkt hat und als demütiger Schulbruder sein Leben im Dienste der Nächstenliebe opfert. Das selbstlose Wirken der Schulbrüder in einem kleinen französischen Dörfchen wird vortrefflich gezeichnet.

Wege und Abwege. Novelle von P. Ambros Schupp S. J. Mit vielen Bildern. 8° (270) Paderborn 1903, Bonifacius-Druckerei. Brosch. *M* 2.60; geb. *M* 3.—

Der Name des Verfassers hat als phantasie- und gemütvoller Märchendichter einen guten Klang. Hier versucht er sich zum erstenmal auf dem Gebiete einer frei erfundenen Erzählung (die Bezeichnung „Novelle" ist nicht glücklich gewählt). Er bietet uns ganz einfache Begebenheiten in schlichter Fassung: das Leben und die kleinen Abenteuer einiger Gymnasiasten, unter denen zwei Freunde, Adam und Friedrich, vor den übrigen unsere Teilnahme erwecken. Adam bleibt brav und wird Priester, Friedrich aber kommt auf die Abwege jugendlichen Leichtsinns, muß das Gymnasium verlassen, begeht schließlich eine Wechselfälschung und kommt ins Zuchthaus. Dort trifft ihn sein Jugendfreund Adam, der inzwischen Priester geworden ist; er bekehrt sich und büßt für seinen jugendlichen Leichtsinn als Bruder Norbert bei den Trappisten. Die Charakteristik der Schüler eines kleinen Gymnasiums in einem Landstädtchen ist recht gut, wenn wir die Zeit der Handlung etwa 50 Jahre zurückdatieren. Einiges müßte aber besser motiviert werden, z. B. ist es doch unwahrscheinlich, daß Friedrichs Vater, ein kräftiger Bauer, der seinen Sohn gelegentlich regelrecht durchprügelt, „am gebrochenen Herzen stirbt", weil derselbe etwas viel Taschengeld braucht; denn „Schlimmes" hatte der leichtsinnige Bursche, der auf seiner Klasse noch immer gut mitkommt, bis dahin ja nicht verbrochen. Viele der eingestreuten Verse haben poetischen Wert und heben die Erzählung; auch manche der eingeflossenen Naturschilderungen verraten den Dichter.

Der geprellte Wirth. Schwank in einem Aufzug. **Der Bierpanschprozeß.** Schwank in einem Aufzug. Von Dr. Joseph Faust. Frankfurt 1902 Heil. Aufführung bei Abnahme von 6 Exemplaren zu *M* 3 gestattet.

Harmlose, nicht gerade neue Scherze, die bei guter Darstellung immer noch ein lachendes Publikum finden werden. Der Pechfritz ist übrigens gar nicht so übel.

Jugendschriften. Von Fr. X. Himmelstein. 1. Bändchen: **Leitsterne.** Lehrreiche Erzählungen. Neue, verbesserte und illustrierte Auflage. Besorgt von Rektor C. Ommerborn. 12° (272) Würzburg, Bucher. Eleg. geb. *M* 1.—

Das hübsche Büchlein bietet 24 kurze Erzählungen, welche die Jugend nicht ohne Nutzen lesen wird.

Bibliothek für junge Mädchen (im Alter von 12—16 Jahren). Herausgegeben von Rektor C. Ommerborn. II. Serie. 4. u. 5. Bändchen: **Emilie.** Von G. d'Ethampes. 12° (175) **Die Geschwister Saldern.** Von E. v. Eynatten. 12° (154) Würzburg, Bucher. Eleg. geb. à *M* 1.20.

Zwei neue Bändchen der von uns schon wiederholt besprochenen Ommerbornschen Sammlung, welche die Vorzüge, aber teilweise auch die Schwächen ihrer Vorgänger teilen. Die erste Erzählung „Emilie" ist leider sehr holperig übersetzt. Um so angenehmer liest sich das wirklich hübsche Bändchen „Die Geschwister Saldern". E. von Eynatten ist eine gewandte Erzählerin, und die jugendlichen Gestalten gelingen ihr vortrefflich. Das kleine Bruderpaar wird der jungen Welt Spaß machen.

Katholische Familienbibliothek. 12° Mainz 1902, Buchdruckerei-Lehrlingshaus. Gegen Einsendung von *M* 2.50 jährlich 4 Bändchen, zusammen ca 1100 S.

Wieder ein neues Unternehmen zur Verbreitung von Schriften erbauenden, belehrenden und unterhaltenden Inhalts, das sich durch seine große Wohlfeilheit empfiehlt. Das Unternehmen steht unter dem Protektorat des hochwürdigsten Bischofs von Mainz und wird vom „Komitee zur Verbreitung guter Lektüre" geleitet. Die ersten beiden Bändchen, die uns vorliegen, sind verhältnismäßig gut ausgestattet. Das erste (142) bringt unter dem Titel Erzählungsbuch eine etwas sprunghaft erzählte italienische Künstlernovelle von M. di San Callisto, dann „Die Brüder Jesu" aus Bolandens bewährter Feder, eine sehr gute Volkserzählung, die sich gegen die Bauernfängerei und Wahlumtriebe der Sozialdemokraten richtet und apologetischen Wert hat. Den Schluß des Bändchens bildet „Gundel", von Sophie Christ, das traurige Lebensbild eines armen Findelkindes, welches aus Mangel an Liebe verkümmert. Der zweite Band (302) bietet den Anfang einer Romfahrt „Durchs neue Italien zum alten Rom" von Hugo Holzamer. Das Werk wird wohl mehrere Bände umfassen; denn dieser erste führt uns durch die Schweiz, über die oberitalienischen Seen nur bis Turin. Recht lesenswerte politische und historische Einschiebungen wechseln mit der Schilderung von Land und Leuten; so wird diese Reise, die sich keineswegs in den ausgetretenen Geleisen so vieler sich ewig wiederholenden Romfahrten bewegt, in hohem Grade belehrend und unterhaltend. Die Sprache ist edel und wohl besorgt, nicht ganz so gut ist der Druck; doch liest er sich immer noch leicht. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

Erbauungsbücher.

Le saint Évangile de Notre Seigneur Jésus-Christ ou Les quatre Évangiles en un seul avec notes, cartes et plans, par le Chanoine Alfred Weber. Vingtième édition. 12° (542) *Fr* 1.60; geb. *Fr* 2.— Edition de propagande 80 *Cts*; geb. *Fr* 1.— *Quatuor Evangelia* in unum reduxit Can. Alf. Weber. 18° (470) 80 *Cts*; geb. *Fr* 1.40. Verdun 1901, Oeuvre catholique de la diffusion du saint Évangile. Diese drei Ausgaben einer Evangelienkonkordanz haben den Zweck, das heilige Buch der Bücher unter das Volk zu bringen und die Absichten der Bibelgesellschaften im katholischen Sinne zu verbessern. In Frankreich hat „die Gesellschaft der Verbreitung des heiligen Evangeliums" die Sache in die Hand genommen und bereits mit gesegnetem Erfolge betrieben. Für Deutschland empfiehlt sich die angezeigte lateinische Ausgabe durch billigen Preis und hand-

liches Format zur Einführung in Seminaren, da bei Abnahme von 100 Exemplaren jedes nur 65 *Cts*; geb. nur *Fr* 1.10 kostet.

Directions pratiques dans les différents états de l'oraison et de la vie intérieure, par le R. P. Jean-Baptiste Rousseau des Frères Prêcheurs. Édition nouvelle, revue et complétée par le R. P. M.-J. Rousset du même Ordre. Bibliothèque ascétique dominicaine VII. 18° (286) Paris 1901, Lethielleux. *Fr* 2.— In diesen Anweisungen über das Verhalten beim Gebete behandelte P. Rousseau 1710 zu Toulouse zuerst in acht Briefen an einen Mitbruder die Betrachtung, dann in zwölf weiteren die Beschauung. Sie sind sehr brauchbar nicht nur für solche, die im Kloster oder in der Welt ein innerliches Leben zu führen suchen, sondern auch, wie die Vorrede sagt, für jene Seelsorger, denen vielleicht während ihrer Studienjahre eine gründliche Anleitung zur Kenntnis der Askese gefehlt hat. Eine kurze Belehrung über die Art und Weise, wie man die Betrachtung anstellen soll, von P. Ridolfi, General der Dominikaner, ist als Anhang beigefügt.

Menschwerdung und Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Betrachtungen von Nikolaus Kardinal Wiseman. Genehmigte Übertragung von Th. Grewer, Pfarrer in Köthen. 12° (262) Köln 1901, Bachem. Geb. *M* 1.80. Der große Kardinal schrieb diese Betrachtungen als Rektor des Englischen Kollegs zu Rom für Jünglinge, die sich unter seiner Leitung zum Priestertum vorbereiteten. Sein Nachfolger, Kardinal Vaughan, Erzbischof von Westminster, empfiehlt in einer Vorrede das „kleine Werk angelegentlichst dem katholischen Volk, dem Klerus und den frommen Laien".

Aussaat und Ernte oder Leben und Tod. Ein Büchlein für alle, die eine selige Sterbestunde zu erlangen wünschen. Von Joseph Haan, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte, verbesserte Auflage, herausgegeben von Rudger van Acken, Priester derselben Gesellschaft. kl. 8° (360) Paderborn 1902, Junfermann. *M* 2. Zwölf Betrachtungen sollen helfen, je einen Tag am Anfange jedes Monates zur Vorbereitung auf einen guten Tod zu verwenden. Von einem frommen, ans Krankenlager gefesselten, dem Tode entgegensehenden Ordensmann geschrieben und nach dessen Hinscheiden von einem erfahrenen Ordensmitglied in schwerer Leidenszeit in verbesserter Gestalt herausgegeben, sind sie von heiligem Ernst erfüllt, gründlich durchgearbeitet und durchaus zweckentsprechend.

Tabernakel-Blumen. 31 Betrachtungen und Übungen für Verehrer des allerheiligsten Altarssakramentes, besonders für die reifere Jugend. Von S. Fischer, Religionslehrer im Institut der Englischen Fräulein. Zweite, vermehrte Auflage. kl. 8° (200) München 1902, Lentner. Geb. *M* 1.— Das mit einem Gruße an Adora beginnende Büchlein handelt von der Gegenwart, vom Opfer und vom Genuß Jesu. Seine vierte Abteilung bietet eucharistische Lieder und Gebete. Heranwachsenden, zur Frömmigkeit geneigten Töchtern, für die es geschrieben ist, wird es nützliche Dienste leisten.

Die Leuchte der Tugend oder die Liebe zur Wahrheit nach Vernunft und Offenbarung. 30 Erwägungen und Charakterbilder für Jung und Alt. Herausgegeben vom katholischen Preßvereine in Linz. 8° (324) Linz 1902, Preßverein. *Kr* 2.40, in Leinen geb. *Kr* 3.— Drei Teile mit je zehn Kapiteln zeigen zuerst durch Erwägungen, dann durch Beispiele den Wert der Wahrheit vor Gott und den Menschen, die Gefahren und Schutzmittel der Wahrheit, endlich ihren Segen. Ernstes Studium zur Erkenntnis der Wahrheit und tätiges Leben zu

deren Bekenntnis ist eine Bedingung der geistigen Entwicklung des Einzelnen wie auch des gesunden Lebens ganzer Völker. Der Verfasser, ein gründlicher Theolog, ein guter Philosoph und seit mehr als einem Vierteljahrhundert praktischer Erzieher, sucht darum in seinem Buche Stärkung der Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue, der sichersten Mittel zur Bildung von Charakteren, deren unsere Zeit, besonders die studierende Jugend, so sehr bedarf.

Miszellen.

Die Eigenbewegung und Entfernung des „neuen Sternes" im Perseus. Der „neue Stern", welcher im Jahre 1901 am 22. Februar morgens hell aufleuchtete, ist immer noch in gewöhnlichen Feldstechern sichtbar, wiewohl er binnen Jahresfrist von der Helligkeit erster Größe zu derjenigen neunter Größe herabgesunken ist. Diese Lichtabnahme von acht Größenklassen war mit auffallenden Schwankungen verbunden, ähnlich dem Flackern eines erlöschenden Feuers. Es sind jedoch nicht die Lichtschwankungen dieses Sternes, von denen wir unsern Lesern dieses Mal berichten wollen, sondern die in der Aufschrift angeführten Eigenschaften, über welche eben jetzt erst genaue Messungen vorliegen.

Dieser „neue Stern" des Jahres 1901 erinnerte lebhaft an den Tychoschen „neuen Stern" vom Jahre 1572, der im Sternbilde der Kassiopeia erschienen war. Da nun seit 300 Jahren keine Nova erster Größe aufgetaucht war und die beiden Sternbilder Kassiopeia und Perseus nicht weit voneinander liegen, so konnte einem wohl der Gedanke kommen: es möchte allenfalls unser Stern im Perseus der Tychosche sein, mit einer Lichtperiode von etwa 300 Jahren und einer südöstlichen starken Eigenbewegung. Die Stellen, wo diese beiden Erscheinungen stattgefunden haben, liegen etwa 38 Grad auseinander, und um diese Strecke in 329 Jahren zu durchlaufen, wäre eine jährliche mittlere Bewegung von 6 Bogenminuten nötig gewesen. Das ist nun allerdings hundertmal mehr, als man bei Fixsternen im höchsten Falle zu erwarten gewohnt ist, bei andern Himmelskörpern jedoch keineswegs unerhört. Bei einer Erscheinung so seltener Art wie diese war es das beste, mit Beiseitelassung aller vorgefaßten Theorien die Beobachtung selbst sprechen zu lassen. Diese hat nun die Frage im negativen Sinne entschieden: der Stern ist seit einem Jahre so ruhig an seiner Stelle verblieben, daß er sicherlich nicht den tausendsten Teil der genannten Eigenbewegung besitzt. Wir haben es demnach hier nicht mit dem Tychoschen Sterne zu tun, sondern mit einem ganz neuen.

Wenn wir den Stern einen „neuen" nennen, eine sogen. Nova, so soll damit nur gesagt sein, daß er jetzt zum erstenmal für das menschliche Auge sichtbar wurde. In der Tat ist der Stern so alt wie alle andern; ja selbst sein

Aufleuchten muß nach unsern Begriffen von Zeit alt sein. Das Licht ist ja eine Welle, und bis diese Welle von dem Orte der Katastrophe nach den Ufern unseres Planetensystems gelangen konnte, mußten viele Jahre vergehen. Dieselben lassen sich leicht aus der Entfernung berechnen, und die Entfernung schließt man unschwer aus der scheinbaren Verschiebung des Sternes am Himmelsgewölbe, während die Erde einen halben Umlauf um die Sonne beschreibt. Diese scheinbare Verschiebung bietet aber dem Beobachter ihrer Kleinheit wegen immer große Schwierigkeiten. Die Schwierigkeit ist noch größer bei neuen Sternen, welche ihre Farbe ändern. Denn infolge der Strahlenbrechung erscheint ein bläulicher Stern höher am Himmel, als wenn er rötlich wäre. Strenggenommen wird sein Licht in ein vertikales Spektrum ausgezogen, dessen unteres Ende rot ist, und es bleibt dem Auge oder der photographischen Platte überlassen, die wirksamsten Strahlen aufzufassen und dieselben als den scheinbaren Ort des Sternes zu bezeichnen. Ändert nun der Stern seine Farbe, wie dies bei unserer Nova in gewissem Grade der Fall war, so wird das Auge oder die Platte den scheinbaren Ort des Sternes auch höher oder tiefer angeben. Trotz dieser Schwierigkeiten hat man festgestellt, daß der Erdbahnhalbmesser, von dem neuen Stern aus gesehen, unter einem Winkel von höchstens einem Fünfzigstel einer Bogensekunde erscheinen muß. Die meisten unserer Leser können sich hieraus das Alter dieser Lichtkatastrophe selbst ausrechnen, wenn sie nur die beiden Tatsachen festhalten: erstens, daß das Licht 8 Zeitminuten braucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen, und zweitens, daß der Radius eines Kreises gleich ist einem Bogen von 206 265 Sekunden. Zeichnet man sich demnach ein schmales rechtwinkliges Dreieck, so mißt die kleinste Seite (den Erdbahnradius darstellend) höchstens 0,02, und die auf ihr rechtwinklige (die Entfernung der Nova bezeichnend) 206 265. Die erstere Strecke entspricht 8 Zeitminuten, und die letztere, wie eine einfache Proportion angibt, 206 265 · 8 · 50 Zeitminuten oder 157 Jahren. Als uns die Zeitungen im Februar letzten Jahres den „neuen Stern" ankündigten, konnte sich diese Nachricht nur auf den zu uns gelangten Wellenschlag der Lichtkatastrophe beziehen; für den gewaltigen Lichtausbruch selbst kamen sie mehr als anderthalb Jahrhunderte zu spät. Derselbe fand nämlich nicht im Jahre 1901 statt, sondern spätestens in der Mitte des 18. Jahrhunderts und ist längst erloschen.

Die Folgen des Ehescheidungsgesetzes in Frankreich. Während der Verhandlungen über das Ehescheidungsgesetz in den Jahren 1876—1884 wurden von den Verteidigern Hoffnungen ausgesprochen, die auf seiten der Gegner nur ungläubiges Staunen hervorriefen. Man glaubte nämlich als sicher annehmen zu dürfen, daß das Gesetz nur höchst selten zur Anwendung kommen werde und daß die Gerichte die Ehescheidungen möglichst erschweren würden. Dasselbe würde, meinte man ferner, weit entfernt, eine Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit zu sein, die Zahl wilder Ehen vermindern, das Glück der Familie heben und befestigen, den Ehebruch moralisch unmöglich machen. Im Jahre 1884 wurde der Vorschlag Gesetz. Den einst so kühn ausgesprochenen, übertriebenen Hoffnungen hat nun Louis Legrand, korrespondierendes Mitglied des Instituts, in einer

beachtenswerten Arbeit die Wirklichkeit gegenübergestellt (vgl. L'Économiste français, 4 et 10 oct. 1902). Ist es wahr, daß die Ehescheidungen seit dem Bestande des Gesetzes immer seltener wurden? Lassen wir die Zahlen sprechen.

1885	4 640 beantragte,	4 123 gewährte Ehescheidungen.
1886	4 581 „	4 005 „
1887	6 605 „	5 797 „
1888	6 247 „	5 482 „
1889	7 075 „	6 249 „
1890	7 546 „	6 657 „
1891	7 745 „	6 431 „
1892	8 119 „	7 035 „
1893	8 159 „	6 937 „
1894	9 144 „	7 893 „
1895	8 937 „	7 700 „
1896	9 148 „	7 879 „
1897	9 283 „	7 999 „
1898	9 521 „	8 100 „
1899	9 461 „	8 042 „
1900	9 309 „	7 820 „

Die aufgestellte Tabelle weist ein fast ständiges Wachsen der Scheidungen auf, und zwar ist dieses Wachsen so rapid, daß sich ihre Zahl in den 15 Jahren des Bestehens dieses Gesetzes beinahe verdoppelt hat. Dabei sind die Trennungen (quoad cohabitationem), die seit der Einführung des Gesetzes kaum merklich abgenommen hatten, nicht mit berücksichtigt, wiewohl auch diese, namentlich in den letzten Jahren, wieder stark anwuchsen und im Jahre 1900 fast 3000 (2994) betrugen.

Um diesen Zahlen das Schreckliche zu benehmen, hat man darauf hingewiesen, daß die Zahl der Scheidungen auch in andern Ländern Europas zunehme. Die Tendenz läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, allein nirgends geht das Wachsen so enorm schnell vor sich wie in Frankreich. Und wenn auch die Ehescheidungen in den übrigen Ländern Europas, wo ähnliche Gesetze in Geltung sind, gleichfalls zunehmen, was beweist das zu Gunsten des französischen Gesetzes? Zeigt dieser Umstand etwa, daß durch dasselbe die Zahl der Ehescheidungen vermindert worden ist?

In den allerletzten Jahren scheint allerdings eine Art von Stillstand eingetreten zu sein. Allein dieser Stillstand bzw. Rückgang ist einzig und allein im Seinedepartement bemerkbar, während im ganzen übrigen Frankreich die Zahl der Ehescheidungen konstant im Wachsen begriffen ist. Ein weit schlimmeres Zeichen ist es noch, daß die Zunahme gerade unter den arbeitenden Klassen am stärksten zu Tage tritt. Unter den Rentiers, Eigentümern ꝛc. gab es 1885: 771, 1899: 864; unter den Handeltreibenden 1885: 930, 1899: 1258; unter der Arbeiterbevölkerung 1885: 1666, 1899: 4890 und unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung 1885: 397, 1899: 837 Ehescheidungen. Da demnach die Ehescheidungen gerade unter den breiten Volksmassen am rapidesten im Zunehmen begriffen sind,

da ferner in der Mehrzahl der Fälle gerade die Frau es ist, welche die Ehescheidung beantragt — im Jahre 1899 ging unter 9461 Fällen in 5384 der Antrag von der Frau aus —, und da endlich die Geschiedenen in den seltensten Fällen unter sich neue Ehen eingehen, sondern mit Nichtgeschiedenen, so sind das Tatsachen, die nur zu klar zeigen, wie tief das Gefühl für die Heiligkeit und Unlösbarkeit der Ehe in den weitesten Kreisen gesunken ist. Und dabei will man noch auf Abnahme der Ehescheidungen hoffen!

Sollte es bloßer Zufall sein, wenn die Selbstmorde, ohne jedoch mit den Ehescheidungen völlig gleichen Schritt zu halten, in einem analogen Verhältnis zunehmen und dieselben Volksschichten erfaßt haben, in denen auch die Ehescheidungen am häufigsten sind? Es ist allerdings nicht leicht, den inneren Zusammenhang zwischen den beiden Krankheitserscheinungen aufzuweisen. Allein, ist es nicht Tatsache, daß in zahllosen Fällen beide traurige, moralisch wie physisch zerrüttete Familienverhältnisse zur Voraussetzung haben? Und hat nicht in Tausenden von Fällen gerade die Ehescheidung oder, was mit ihr zusammenhängt, die endgültige Zerrüttung des Familienglückes herbeigeführt? Was muß z. B. die Arbeiterwohnung für ein Heim sein, wo die Eltern, vielleicht nach jahrelangem Hader, in Zwist auseinandergehen! Und was wird aus den Kindern?

Die Väter des Gesetzes haben ferner einerseits die Zunahme der Geburten und anderseits die Abnahme des Ehebruchs in Aussicht gestellt. Die Erfahrung hat sie in beiden Hinsichten Lügen gestraft, wie folgende Zahlen zeigen:

Geburten:		Verurteilungen wegen Ehebruchs:	
1883	937 944	1883	371
1890	838 059	1889	996
1900	827 297	1899	1 183.

Die Tatsachen stehen somit, wie zahlenmäßig feststeht, mit den ausgesprochenen Hoffnungen auf der ganzen Linie in schreiendem Gegensatz. Niemand kann es leugnen. Ebensowenig ist in Abrede zu stellen, daß durch Lockerung des Bandes der heiligen Ehe Jahr für Jahr nicht nur Tausende von Familien auseinandergerissen und Tausende von Kindern bei Lebzeiten der Eltern zu Waisen werden, sondern sogar die Fundamente der staatlichen Gesellschaft ins Wanken geraten. Vor diesen erschreckenden Tatsachen vermögen selbst die Verteidiger des Gesetzes die Augen nicht zu verschließen.

„Ich muß Ihnen sagen," schreibt Fr. Passy, „daß ich als Abgeordneter für das Gesetz, welches die Ehescheidung autorisiert, gestimmt habe. Ich habe es nicht ohne langes Zögern getan. Aber es schien mir (und scheint mir noch jetzt), daß es leider Umstände gibt, in denen es unmöglich ist, dieses äußerste Heilmittel zu verweigern.

„Ich dachte aber und tue es jetzt mehr als je, daß es in Wirklichkeit nur das letzte Mittel sein darf, eine jener schmerzlichen Operationen, die schon an sich ein Übel sind und denen man sich unterzieht, nur um einem noch größeren Übel zu entgehen.

„Aber so, ich muß es bekennen, wurde anderwärts die Sache nicht aufgefaßt. Die Ehescheidung galt vielen als ein Akt von fast gar keinem Belang, als ein Akt, zu dem man seine Zuflucht nahm, um Verdruß, Unannehmlichkeiten, Widerwärtigkeiten zu entgehen oder auch einfach um in einer andern Verbindung das zu suchen, was man in der ersten nicht mehr findet oder nicht mehr zu finden glaubt. Man ist dahin gekommen, daß man fast prinzipiell es als Recht beansprucht, die Ehe ohne alle Formalitäten und ohne rechtlich anerkannte Gründe aufzulösen, oder besser, die freie Liebe zu predigen. Man nimmt sich, weil man sich gefällt, man geht auseinander, weil man aufgehört hat, sich zu gefallen. Und darin darf nichts Auffallendes zu finden sein! Man bedarf dabei weder der religiösen Weihe noch des bürgerlichen Prozeßganges.

„Es ist leicht einzusehen, zu welchen Folgen eine derartige Moral führen muß, was nach ihr aus der Familie wird, welcher Gefahr die Erziehung der Kinder anheimfällt und zu welcher Tiefe die Würde des Mannes wie die des Weibes hinabsinkt."

Nicht alle erkennen indes das Übel in seiner ganzen Größe, am wenigsten diejenigen, die es am ehesten angeht. Die Gerichte machen, schon um sich das ungeheure Arbeitspensum zu erleichtern, die Scheidung möglichst koulant ab und die Arbeiterbevölkerung macht sich gerade diese Leichtigkeit zu nutze. So kam es, daß die vierte Kammer in Paris, deren Spezialität die Ehehändel sind, anfänglich 159, dann 243 und endlich 249 Ehescheidungen in einer einzigen Gerichtssitzung aussprechen mußte — in einem einzigen Jahre ein einziger Gerichtshof 2300. Auf diese Weise bildet sich in den breiten Massen, die längst die Grundsätze des Christentums über Bord geworfen haben und von Selbstverleugnung, geduldiger Ertragung der Widerwärtigkeiten, unverletzlicher Heiligkeit eingegangener Verpflichtungen nichts mehr wissen wollen, nur zu leicht die Überzeugung aus, Ehen würden leichter aufgelöst als geschlossen, man brauche sich nur an die Behörden zu wenden. Und da dies praktisch für die Betreffenden mit keinen Unkosten verbunden ist, ist die Versuchung zu verlockend. Wegen der geringfügigsten Kleinigkeiten läuft man zu den Gerichten, die sich anscheinend sehr wenig Mühe geben, eine Versöhnung herbeizuführen. Die Ehe wird nicht mehr ernst genommen. „Man kann", schließt Legrand seine treffliche Arbeit, „ohne irgend welche Übertreibung sagen: Wir gehen dem Ruin der bürgerlichen Familie unter den arbeitenden Klassen entgegen" (Questions actuelles, 25 oct. 1902). Aber was kümmert's die französischen Machthaber, wenn Familie und Staat in Scherben geht, wenn nur Kirche und Christentum mit geschädigt wird! Leider wagt auch Legrand nicht das erlösende Wort zu sprechen: Zurück zur christlichen Lebensauffassung, zu Kirche und Religion, und Abschaffung des schändlichsten und schädlichsten aller Gesetze.

Etwas über Bibliophagie. Die Liebe zu den Büchern, wie sie bei Freunden gelehrter Studien so leicht sich ins Herz schleicht, hat dazu geführt, auch den außergewöhnlichen Schicksalen, dem unnatürlichen Ende, welchem Bücher und Büchersammlungen im Laufe der Zeit anheimgefallen sind, teilnahmsvoll

nachzugehen. So hat Karl Konrad Oelrichs 1756 eine eigene Dissertation herausgegeben: De bibliothecarum et librorum fatis, und ließ 1760 zu Berlin eine weitere folgen, in welcher er die bemerkenswerteren Bibliotheken und Bücherschätze zusammenstellte, die nachweisbar in den Fluten des Meeres untergegangen sind. Er betitelte sie ausdrucksvoll als Dissertatio de bibliotheca Neptuni. Auch berühmte Bibliotheksbrände hat man erzählt und verzeichnet, und über Bücherverbrennungen, namentlich die gerichtlichen durch Henkershand, sei es im allgemeinen, sei es innerhalb einzelner Staaten, sind schon Zusammenstellungen gemacht worden. Die Verurteilung von Druckschriften zur öffentlichen Prügelung kannte man in den Staaten von Nordamerika. Einen Fall dieser Art meldete die zu New Haven gedruckte Connecticut Gazette vom 29. November 1755. Ein mit dem Namen Edward Cole gezeichnetes satirisches Pamphlet sollte auf richterlichen Spruch unter Trommelschlag 39 Stockschläge erhalten und daraufhin erst durch Henkershand verbrannt werden. Im Jahre 1866 hat ein französischer Bücherliebhaber (Onésyme Durocher) die gelehrte Welt aufgerufen zu einem umfassenden Werke: De naufragiis et incendiis librorum. Er selbst hat im X. Band der Miscellanies of the Philobiblon Society eine Art von Totenklage jenen Büchern und Urkunden gewidmet, die von einem noch grausameren Schicksal ereilt worden sind. In einer kleinen Abhandlung De la Bibliophagie bejammert er die Schriftwerke, denen es beschieden war, von lebendigen Wesen verschlungen zu werden.

Von ungezählten Bücherschätzen, welche dem Heißhunger der Buchwürmer oder der Mäuse zum Opfer fielen, spricht er begreiflicherweise nicht; denn darüber pflegen sorglose oder unglückliche Bibliothekenbesitzer sich in grollende Schweigsamkeit zu hüllen. Dagegen verweilt er bei dem berühmten Falle, daß man im Sommer 1626 zu Cambridge im Bauche eines Fisches ein noch ziemlich wohlerhaltenes Büchlein in Duodez vorfand, in welchem drei oder vier Abhandlungen eines John Frith gedruckt waren. Das merkwürdige Buch wurde sorgfältig Blatt für Blatt gereinigt und aufs neue abgedruckt unter dem Titel: Vox piscis, or the bookfish. Natürlich wurde das Ereignis von den Studenten auch poetisch besungen.

Den eigentlichen Gegenstand der Zusammenstellung Durochers bilden aber die Beispiele von Menschen, welche Bücher oder Urkunden im buchstäblichen Sinne haben „verschlingen müssen". Vieles ist der Zusammenstellung hinzuzufügen, manches auch zu entfernen, aber sie verzeichnet doch eine Reihe von merkwürdigen Fällen. Daß da zuerst jener tiefbedeutsamen Vision des Propheten Ezechiel (Kap. 2 u. 3) gedacht wird, in welcher der Seher die Buchrolle hinabschlingen soll, begreift sich, ebenso wie die ausführliche Glosse zu dem Beinamen des bekannten Magisters der Pariser Universität, Petrus Comestor (= der Bücherverschlinger) im 12. Jahrhundert.

Wie in diesen beiden Fällen ist es auch bildlich zu verstehen, wenn Baron Busbec (Lettres, edit. Paris 1748, II 307) von dem Bücherfressen der Tataren spricht. Ihr Abgesandter aus dem Chersones erzählt ihm darüber, es sei ein Sprichwort bei ihnen: Die andern Nationen trügen ihre Weisheit geschrieben

in Büchern, die Tataren aber trügen sie im Innern; denn die Bücher, in welchen sich solche finden lasse, hätten sie alle gefressen und ließen davon nur etwas zum Vorschein kommen, wenn es an der Zeit wäre; dann aber gäben sie Orakel von sich wie die Götter.

Den ersten bekannten Fall eines eigentlichen Dokumentenfressens erzählen einige von P. Ehrle aufgefundene Dokumente aus dem Jahre 1320. Die Ghibellinen hatten sich der Herrschaft über die Stadt Assisi bemächtigt und den vom Bischof von Nocera dort angesammelten päpstlichen Schatz mit Gewalt an sich gebracht. Als der Bischof zwei Minoriten dahin abordnete, die Sache zu untersuchen und Rückerstattung zu fordern, wurden diese festgenommen, und da sie die schriftlichen Vollmachten des Bischofs vorwiesen, zwang sie das ghibellinische Oberhaupt der Stadt unter Schlägen, die Dokumente hinabzuwürgen bis auf das Wachs, mit dem dieselben versiegelt waren. Die Stadt verfiel nun dem Interdikt Ende Juli 1320, und abermals mußten zwei Minderbrüder sich dem gefährlichen Auftrage unterziehen, die Bannbulle am Portal des Domes von Assisi anzuheften. Sie wurden von den Stadtwachen auf frischer Tat ertappt, und der Ghibellinenhäuptling zwang sie abermals mit den schimpflichsten Mißhandlungen, das Pergament Stück für Stück zu verschlingen. (Vgl. Archiv für Literatur- u. Kirchengeschichte des Mittelalters I [1885], 242 262).

Wie es scheint, war das Vorkommen dieser Art von Brutalität während jener Zeit anarchischer Verwilderung in Italien nicht vereinzelt. Im Jahre 1356 sandte Innozenz VI. den frommen und gelehrten Abt Grimoard von St Viktor in Marseille an den Beherrscher von Mailand Barnabo Visconti mit Aufträgen und päpstlichen Schreiben, die eines wenig willkommenen Inhaltes waren. Ohne Scheu vor der persönlichen wie amtlichen Würde des Abtes zwang der wütende Tyrann den Abgesandten des Papstes, die päpstlichen Schreiben selbst hinunterzuschlingen. Sechs Jahre später, 1362, sollte der so Beschimpfte und Mißhandelte als Urban V. den päpstlichen Stuhl besteigen, und heute wird er von der Kirche als Seliger verehrt.

Aber auch Deutschland und der skandinavische Norden sahen Szenen ähnlicher Art, nur daß die Zeit der Barbarei dort einige Jahrhunderte später kam. In der ersten Erbitterung der ausbrechenden Kirchenspaltung war es, daß Herzog Georg von Sachsen, durch die zunehmende Abfallsbewegung für die Zukunft besorgt gemacht und durch Luthers grobe persönliche Invektiven gereizt, der Ausbreitung der neuen Lehre durch Schreckmittel entgegenzuwirken suchte. Zu Dresden mußte, wie der Mönch von Pirna erzählt, und Anton Weck in seiner „Beschreibung der Residenz Dresden" (Nürnberg 1680) eingehender berichtet, 1523, Montags nach Margareten, Jobst Weisbrodt als ein „Priesterschender" oder, wie der Pirnaer Dominikaner anderswo sich ausdrückt, als „Pfaffen- und Mönchsschinder" auf Urteil des Herzogs „sein ertícht schantbuch fressen", d. h. er wurde verurteilt, ein von ihm verfaßtes lästerliches Pamphlet gegen die katholische Kirche hinunterzuwürgen. Als im Jahre 1638 nach langer, harter Belagerung das ausgehungerte Breisach dem im französischen Solde kämpfenden Bernhard von Weimar sich ergeben mußte, erschien der Kanzler Isaak Volmar (Freiherr von Rieden), ein

treuer Diener des Hauses Österreich, schwarz gekleidet, im langen Trauermantel wie ein Büßender, um dem übermütigen Sieger als Gefangener sich zu ergeben. Dieser hielt schon das Pasquill in der Hand bereit, das Volmar vordem gegen ihn hatte ausgehen lassen, und zwang den angesehenen und tüchtigen Mann, vor aller Augen es hinabzuschlucken. Im Jahre 1643 wurde im Norden ein anonymes Libell verbreitet: Dania ad exteros; de perfidia Suecorum. Allein der Verfasser wurde herausgefunden und in Schweden festgenommen. Man ließ ihm nur die Wahl zwischen Enthauptung oder Verschlingung seiner Schmähschrift. Er wählte das letztere und ließ sich die in Quarto gedruckte Flugschrift in seiner Suppe verkochen (Placcii Theatrum anonym. et pseudon. [edit. Vincent.] 28).

Bekannter ist das Schicksal des Rechtsgelehrten Philipp Andreas Oldenburger, der unter anderem eine anonyme Schrift herausgegeben hatte, welche das Leben und Treiben an den deutschen Fürstenhöfen eingehender beschrieb und wohl auch geißelte. Sie trug den Titel: Constantini Germanici ad Iustum Sincerum Epistola de peregrinationibus Germanorum recte et rite iuxta interiorem civilem prudentiam instituendis: in qua depinguntur Germaniae principum mores, doctrina, inclinationes, vota, spes et metus secreti magis quam professi. Exhibentur item eorum aulae, iudicia, Ministri Aulici, iuridicii et bellici: qua occasione politici flores ubique inseruntur notabilesque historiae referuntur; ita ut instar Itinerarii politici Germanici inservire queat . . . Cosmopoli, apud Levinum Ernestum von der Linden. 12° 1668.

Was dem angesehenen Gelehrten dafür geschah, erzählt der alte Jöcher in seinem Gelehrtenlexikon (III 1045): „Oldenburger, ein Juriskonsultus, hielt sich eine Zeitlang in Genev auf und mußte einstens zwey Blätter von seinem Itinerario Germaniae, worinnen er etwas Nachteiliges von einem gewissen Fürsten und dessen Liebesaffären geschrieben, zur Strafe aufessen und noch dazu mit einer trockenen Prügelsuppe vorlieb nehmen." Das will sagen: er erhielt obendrein noch Stockprügel. Etwas ähnliches erzählt schon der Reiseschriftsteller Martin Zeiller (gest. 1609) im 39. Briefe seiner 1663 zu Ulm gedruckten Centuria epistolarum miscellanearum, d. i. Hundert Episteln von unterschiedlichen politischen, historischen und andern Sachen. Er erzählt von dem Sekretär eines deutschen Grafen, der gegen diesen seinen Herrn etwas Ehrenrühriges geschrieben habe und dafür das Pamphlet aufessen mußte. Oelrichs weiß von einem österreichischen General, welcher 1749 einem Notar den Schuldschein über 2000 fl. zu verschlucken gab, dessen Bezahlung der Unglückliche hatte betreiben wollen. Der General gebrauchte dabei die Vorsicht, dem Notar auch noch ein starkes Quantum Wasser zum Nachtrinken aufzunötigen, um die Verdauung zu befördern. Die Sache wurde aber bekannt, und Maria Theresia soll dem Offizier dafür den Abschied gegeben und ihn des Landes verwiesen haben.

Gedanken über Abfassung von Heiligenleben.

Jede Blume, sagt man mit Recht, ist ein Gedicht Gottes. Jedes Geschöpf trägt von seinem Ursprung an Licht und Duft der Gottheit mit sich, eben weil es ein Werk und ein Bild Gottes ist, vor allem aber der Mensch und sein Leben. Jedes Menschenleben ist ein wunderbares Lied, in dem himmlische und irdische Stimmen, göttliche Vorsehung und geschöpfliche Selbstbestimmung, Innen- und Außenwelt in unbeschränkter Freiheit durcheinanderweben und sich am Ende zu einem großen wundervollen Kunstvortrag der Natur und Gnade verbinden. Das gilt vom Leben des gewöhnlichen wie des hochbegabten Menschen. Deshalb wird die Menschheit nie müde, auf solche Seelengedichte zu horchen. Und wer weise ist, kann daraus Erfahrung und Weisheit lernen.

In weit höherem Sinne gilt dieses von dem Leben der Heiligen. Es ist das Leben der Heiligen ein wahres und volles Leben, ein Leben, wie es sein soll nach den Absichten Gottes, ein Leben in der höchsten Steigerung des Lebens und der Machtwirkung, ein himmlisches, göttliches Leben, weil ein Leben aus Gott, für Gott und in Gott. Wer das Leben eines Heiligen schaute, wie Gott es schaut, müßte in ihm eine Art beseligender Anschauung Gottes erblicken und genießen. So ist denn die Schilderung des Lebens eines Heiligen eine würdig aufgewendete Mühe und viel lohnender als die jedes andern Lebens. Es wird in ihm nicht der verborgene Abgott menschlicher Leidenschaft, sondern der wahre, einzige Gott gepriesen, der die tiefen Fähigkeiten dieses Lebens ausfüllte und jede Fiber seiner Tätigkeit in Bewegung setzte. Es sind nicht Helden eines irdischen, noch so edlen und großen Vaterlandes, die gepriesen werden, sondern die Helden des Reiches Gottes auf Erden und die Wohltäter der ganzen Menschheit. Wir können von ihnen lernen, wahrhaft weise zu sein und den Weg zum Himmel zu finden. Das Lebensbeispiel der

Heiligen ist die gerade, königliche Heerstraße zum Himmel, eröffnet und beschritten zuerst von Gott selbst in Menschengestalt.

Wie es der Kirche nie an Heiligen gefehlt, so ist auch der Lobpreis und die Schilderung ihrer Taten in der Kirche nie ausgegangen. Selbst im Ringen auf Leben und Tod mit dem Heidentum ist das Lied ihrer Helden und Kinder nie auf ihren Lippen erstorben. Im Gegenteil, nie schlug ihre Begeisterung höher, denn als sie mit blutigem Grabstichel den Preis ihrer Toten auf die feuchten Wände der Katakomben schrieb. Und mit Recht, bloß das Volk ist seiner Helden wert, das Ehrung für ihre Taten hat.

Die Zeit ist nicht zu beklagen, welche die Heiligen in Ehren hält und ihr Lob verkündet. So ist es mit Freuden zu begrüßen, daß in unsern, sonst so dunkeln Tagen die Schilderung und Beschreibung der Heiligen und ihrer Taten einen so erfreulichen Aufschwung zu nehmen scheint. Ein Mond um den andern fast beschenkt uns mit einer dieser edlen Gaben. Deshalb wollen denn die folgenden Gedanken, wie die Beschreibung eines Heiligenlebens behandelt werden muß, weniger selbst gefundene Lehrvorschriften, als viel mehr eine Blütenlese von Wahrnehmungen sein, die aus dem vielen Guten und Schönen in dieser Richtung zusammengetragen sind. Nicht Meister und Lehrer, sondern gelehrige Schüler wollen wir sein, die, was sie andern abgelernt haben, neidlos und guten Herzens mitteilen.

Die Gedanken über Abfassung von Heiligenleben befassen sich erstens mit dem Zweck, den dieselben verfolgen, und zweitens mit den Eigenschaften, die diesem Zwecke entsprechen.

I.

Der Zweck des Heiligenlebens ist kein anderer als der Zweck der Geschichte überhaupt. Das Leben und das Wirken der Heiligen ist ja ein Bruchstück der Geschichte der Kirche und zwar kein unbedeutendes und belangloses, sondern hochbedeutend, sei es für die innere oder die äußere Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. Der Zweck und die Aufgabe der Geschichte überhaupt ist wahrhaftige Darstellung der vollendeten Geschehnisse und deren treue Überlieferung an die Nachwelt. Dieser allgemeine Zweck der Geschichte muß also der Erzählung des Heiligenlebens zu Grunde liegen und darf nie außer acht gelassen werden, weil es sich um bestimmte wirkliche Tatsachen, nicht um Selbsterfundenes und Mutmaß-

liches handelt. Es kann dieser Zweck in zutreffendem Fall selbst Haupt- und Einzelzweck eines Heiligenlebens sein, wenn es sich vornehmlich darum handelt, die Wahrheit geschichtlicher Tatsachen eines Heiligen zu ermitteln, festzustellen und zu verteidigen, wie dies ja auch zu geschehen pflegt bei Fachschriften zur Erörterung einzelner Tatsachen und Umstände in dem Leben eines Heiligen. In diesem Falle fällt die Frage ganz in das Gebiet der geschichtlichen Forschung, und alle Mittel der geschichtlichen Kritik sind im Recht und müssen angewendet werden.

Abgesehen von diesen Einzelfällen verfolgt aber die Beschreibung des Heiligenlebens, ohne sich der Verpflichtung geschichtlicher Wahrheit und Treue entschlagen zu können, den Zweck der Erbauung. Es handelt sich also beim Heiligenleben nicht bloß darum, die geschehenen Taten zum Zweck des Wissens vorzutragen, sondern man sucht auch durch diesen Vortrag sittlich auf den Leser zu wirken, ihn zu belehren, zu ermutigen und anzuregen, die Taten und Tugenden des Dieners Gottes nach Vermögen nachzuahmen. Der Zweck ist also hier ein geistlicher und religiöser, vergleichbar dem Zweck der Predigt, Förderung des christlichen Lebens durch das Beispiel der Heiligen. In der Tat ist das Leben der Heiligen eine eindringliche Predigt, nicht durch Worte, Erörterungen und Schlüsse, sondern durch die überzeugende, zwingende Rede der Tat und des lebendigen Beispiels erhabener Tugend und Heiligkeit an Menschen, die, wie wir mit den Schwächen der Natur und mit der Kampfarbeit des Lebens beladen, mit Hilfe der Gnade Gottes und durch die Mittel unserer heiligen Religion sich glänzend durchgearbeitet und durchgekämpft und einen hervorragenden Rang im Himmel sich gesichert haben. Auch das gehört zum glorreichen Erbe der Heiligen, daß ihr Beispiel, getragen von einem besondern Gnadensegen, als geistige Macht erleuchtend, reinigend und heiligend fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht.

Dieser durch und durch religiöse Charakter der Heiligen bringt es nun mit sich, daß die Kirche die Heiligenbeschreibung in das Gebiet ihrer Gerichtsbarkeit hineinzieht. Die Heiligen gehören ihr, ihre Geschichte ist ihre Geschichte, ihr Urteil spricht den Heiligen die Anerkennung des Heldenmaßes ihrer Tugend, ihren übernatürlichen Wundererweisen unzweifelhafte Beglaubigung, ihrer Heiligkeit die Ehre der Altäre und der öffentlichen Verehrung zu. Die Kirche also ist es, welche die wesentlichen Züge ihres heiligen Lebens festsetzt, dasselbe zum mustergültigen Vorbild des christlichen Lebens aufstellt und ihnen den Mitgenuß der Ehre des öffent-

lichen Gottesdienstes zuspricht. Die Heiligenleben sind eine bedeutende treibende Kraft in dem großen Haushalt des kirchlichen und christlichen Lebens. Und deshalb behält sie die Kirche auch unter ihrer besondern Aufsicht und Pflege. Das Heiligenleben ist Erbauungsbuch, und deshalb muß unsere Absicht bei seinem Gebrauch auch Erbauung im geistlichen Leben sein.

II.

Diesem Gesamtzwecke der Heiligenbeschreibung muß nun, soll er erreicht werden, die Behandlung entsprechen. Das Heiligenleben ist vor allem Geschichte, und deshalb ist die erste Anforderung an dasselbe Wahrheit, nichts als Wahrheit, die volle Wahrheit. Um dieser Anforderung gerecht zu werden, muß also alle Selbsterfindung und Erdichtung, alles Romanhafte ausgeschlossen bleiben. Das Heiligenleben ist nicht ein Roman, bei dem bloß dichterische Wahrscheinlichkeit maßgebend ist, sondern Geschichte, ja religiöse, heilige Geschichte, und sein Zweck ist Erbauung im geistlichen Leben. Wie kann es aber erbauen ohne Wahrheit? Das leiseste, freiwillige Umgehen der geschichtlichen Wahrheit ist hier um so verhängnisvoller, als der Fehler in das religiöse Gebiet hinüberspielt. Erbauen und im geistlichen Leben fördern kann nichts als die Wahrheit. Und wie kann Unwahrheit Ausgangspunkt und sichere Unterlage des Guten sein? Es muß also Zweifelhaftes als Zweifelhaftes, Wahrscheinliches als Wahrscheinliches, Sicheres als Sicheres bezeichnet und dargestellt werden. Ja es genügt nicht, einfach zu erzählen, was andere erzählt haben; man muß den Wert und die Zuverlässigkeit der Quelle angeben, von der die Erzählung stammt. Man muß mit andern Worten eine gesunde Kritik üben, sie wenigstens nicht übersehen, und mit ihren Ergebnissen rechnen. Diese Wahrheitsliebe beschränkt sich nicht bloß auf die Tatsachen, sondern auch auf die Verkettung und Einfassung derselben, auf die geringsten Umstände, auf die Worte und deren Fassung. Alles muß hier reines Gold der Wahrheit sein, wie es dem Heiligen geziemt.

Arge Feinde dieser reinen, keuschen Wahrheit sind Voreingenommenheit, kastenartiges Vorurteil, Mangel an Verständnis und sachlicher Kenntnis. Leider müssen sich da unsere lieben Heiligen viel gefallen lassen von Geschichtschreibern aus andern Lagern. Wer kann denn auch richtig urteilen und schreiben über die Heiligen, über ihre Taten, über die inneren und äußeren Erscheinungen der Mystik, der nicht einmal annähernd einen Begriff

vom übernatürlichen, christlichen Leben, von dem göttlichen Wesen der Kirche hat? Was wird denn aus den lieben Heiligen, diesen Blumen voll Duft und Schmelz des Heiligen Geistes, unter der Hand solcher Bearbeiter, wenn dieselben sonst auch wohl zu den Gebildeten und Weisen der Welt zählen? Vertrocknete Blumen aus einer Pflanzensammlung ist das Wenigste, wenn sie nicht Zerrbilder werden und Träger einer Heiligkeit, die ein Hohn für den christlichen Altar und ein Abscheu für jedes sittliche Gemüt werden. Es ist und bleibt wahr, was der tiefsinnige und edle Möhler sagt: „Die Geschichte der Kirche öffnet für alle andern Religionen das Verständnis; die niedere Religion kann von der höheren verstanden werden, nicht umgekehrt“ (K.-G. I, 22). Traurig ist es aber und ebenfalls wahr, was schon einmal bei einem gleichen Anlaß in dieser Zeitschrift gesagt wurde: „Wir verstehen einander nicht mehr nach der Reformation auf theologischem Gebiet. Die Worte, die wir brauchen, haben den gleichen Klang, aber andern Sinn. So reden wir aufeinander ein und wundern uns, so ganz und gar nicht übereinzukommen“ (IL 544). Ja, man könnte sogar auf den betrübenden Gedanken kommen, daß auf der andern Seite aller Glaube an wahre Tugend hier auf Erden abhanden gekommen, so wird alles an den Heiligen unserer Kirche mißdeutet, verdreht und entstellt. — Ein verwandter Feind der Wahrheit ist vorgefaßtes programmartiges Festlegen einer Ansicht und eines Planes sowie Sucht nach neuen Anschauungen und Pragmatik der Tatsachen. Richtige Pragmatik ist die Seele und der Geist der Geschichte, die falsche ein verfehlter Sehwinkel und eine schiefgestellte Perspektive. Dem guten Heiligen wird das Horoskop gestellt, und wenn er nicht will, so muß er. Und so kommt etwas ganz anderes als der Heilige heraus, manchmal eine Gestalt, die zur Heiterkeit zwingt. Hat sich doch unter einer solchen Behandlung aus dem hl. Franz von Assisi ein Sozialdemokrat und ein Demagog herausgewunden.

Eine andere Gefahr für die geschichtliche Wahrheit ist die Sucht oder die Unverständigkeit, den Heiligen allen möglichen Schmuck von außerordentlichen Begegnissen mit Wundern und andern Erscheinungen der mystischen Begabung anzuhängen. Es ist damit nicht gesagt, daß man dem Wunder aus dem Wege gehen soll, eben weil es Wunder und ein übernatürlicher Vorgang ist. Die Wunder und mystischen Zustände gehören zur Nebennatur des christlichen Lebens. Aber sie sind trotz alledem nicht einmal das Wesen und das Höchste, nicht das Begehrenswerteste und

Verehrungswürdigste an demselben. Gibt es ja Heilige, die auf unsern Altaren stehen, und nicht wenige, deren irdisches Leben weder Wunder noch andere außerordentliche Charismen aufweist. Das Wunder an sich ist nicht zu fliehen, sondern das unbeglaubigte und unstichhaltige Wunder. Die Kirche selbst erkennt im feierlichen Heiligsprechungsprozeß die Ehre der Altäre bloß auf Erbringung einer bestimmten Zahl von Wundern zu. Aber wie scharf werden die Wunder geprüft, und wie wenige gehen durch das Sieb der amtlichen Untersuchung! Es ist auch in dieser Richtung wohl zu unterscheiden zwischen wahren Wundern und übernatürlichen Gebetserhörungen.

Hier ist der Ort, auch etwas über die Legende einzuflechten. Die Legenden im strengen Sinne des Wortes sind Nachrichten und Sagen von Taten der Heiligen, die im Volke umgehen und in dem Schrifttum leben, die aber durch keinerlei zuverlässige Beglaubigung gewährleistet sind. Aus eben dem Grund gehören sie, streng genommen, nicht zum Heiligenleben, das Geschichte und Wahrheit ist. Legenden zählen zur Dichtung und sollen nicht als geschichtliche Wahrheit geboten werden, mögen noch so viele liebliche Strahlen, die das Haupt des lieben Heiligen umspielen, fallen! Wir können an anmutiger Dichtung Gefallen finden, verehren können wir nur die Wahrheit. Soll also der Legendenschmuck für das Heiligenleben ganz verloren sein? Nicht doch! Was an der Legende Wahres und Gutes ist, soll ihm erhalten bleiben. Der Legendenschmuck soll das Bild des Heiligen zieren als Umrankung, als Spiel der Wahrscheinlichkeit und nicht als die Wahrheit selbst. Man muß also ehrlich Dichtung von Geschichte scheiden und jedes mit seinem Namen nennen. Der dichterische Schmuck und Duft der Legende soll somit dem Heiligen nicht bloß nicht fehlen, sondern steht nirgends besser als am Altar der Heiligen. Die Legende ist auch nicht bloß müßige Zier. Die Legende, wie sie im Volksmunde blüht, wirft oft treffende und wunderliebliche Strahlen, die den Heiligen erst recht in seiner Eigenart erscheinen lassen und ihm das Herz und die Vorliebe des Volkes gewinnen und sichern. Einsichtige Heiligenbeschreiber vernachlässigen deshalb die Legende nicht, sie verwenden dieselbe mit Geschick und Lust, aber als Legende.

Zur Fülle der Wahrheit gehört endlich noch etwas, das anscheinbar nichts weniger als verwendlich scheinen mag für das Leben des Heiligen, dem man durch die Schilderung desselben Liebe und Verehrung gewinnen will, und doch gehört es zur Vollständigkeit der Wahrheit und deshalb in

das Heiligenleben. Es sind dies die Fehler, Schwächen und Mängel des Heiligen. Es gibt Heiligenschilderer, die keinen Schatten und kein Stäublein von Erdhaftigkeit auf ihrem Helden dulden. Vollkommen ist der Heilige vom Himmel gefallen, ohne Fehler und Menschenschwäche geht er durch das irdische Leben. Es ist ein wahres Halbgöttertum, das uns geschildert wird, eine ganze Lobrede ist es, die wir hören, von Anfang bis zu Ende. Ein hinterdenklicher Mann aber sagt bei sich: „Wenn es nur so wäre! Und wer es nur glaubte?" Wir meinen, die Heiligen waren eben Menschen und als solche mit dem Mal der Geschöpflichkeit behaftet. Jeder Mensch muß auch auf dem Wege der Demut den Himmel gewinnen. So ist es Ordnung Gottes, und deshalb sorgt auch Gott dafür, daß der Mensch, auch der heilige, sich in aller Wahrheit über sich verdemütigen kann, wenn weniger an sittlichen, so doch an natürlichen und schuldlosen Mängeln. Wenn also das Leben des Heiligen so etwas aufweist, wenn in Bezwingung der Opfer und Schwierigkeiten seine Natur sich bäumte und schwierig wurde, wenn sie nur nach und nach sich besiegen ließ, warum das nicht erwähnen? Dies zu hören ist nicht bloß ein Armensündertrost für uns andere Menschen, sondern es gehört zur Wahrheit, schadet dem Heiligen nicht und frommt uns. Der Unterschied zwischen den Heiligen und uns ist nicht der, daß sie ohne Fehler waren, wir mit vielen Fehlern behaftet, sondern daß sie ihre Fehler besserten, oder, was nicht zu bessern möglich war, in Demut, ohne es zu verbergen, trugen, während wir oft in unsern Schwachheiten verharren oder sie zu vertuschen suchen. Ohne Zweifel handelten die Heiligen allwege nach bestem Wissen und mit ernstem Willen, Gottes Willen und sein Wohlgefallen zu vollbringen, und deshalb sind ihre Taten auch Tugenden. Aber wer wird denn behaupten, daß sie in allem die höchste Regel der Klugheit und Angemessenheit trafen? Dem widerspricht ja manches Bedauern und manches Selbstbekenntnis, denen wir in dem Leben der Heiligen selbst begegnen. Unsere Kirche ist heilig und göttlich, und doch menschelt auch sie so sehr! Ihr göttlicher Stifter selbst, unser Herr und Heiland, hat es in seiner Gottheit nicht unter der Würde gehalten, Züge der menschlichen Schwäche, Furcht, Schrecken, Leiden und Tod, an sich zu tragen. Der hl. Augustinus hat in seinen Bekenntnissen eine höchst aufrichtige Generalbeicht vor aller Welt abgelegt. Ist er deshalb zu tadeln? Gewinnt er nicht eben dadurch unser Interesse, unsere Liebe? Ein geistreicher, alter, geistlicher Schriftsteller, der mit liebenswürdiger Schalkheit

in allen dunkeln Ecken des Menschentums herumstöberte, hat gelegentlich ein ziemliches Verzeichnis von Mängeln an Heiligen zusammengestellt[1]. Damit hat er nur den Heiligen einen großen Dienst erwiesen. Die Heiligen hatten ihre Fehler, aber sie haben sie gut gemacht durch große Tugenden und Verdienste. Wir aber können, wenn wir wollen, ebenso aus den Fehlern als aus den Tugenden der Heiligen lernen. Gerade diese Schwächen bringen sie uns näher, erwecken unser Vertrauen und machen uns ihr Leben anziehend und brauchbar. Deshalb unterlasse man diese Züge an den Heiligen nicht. Man möchte sie ein Muttermal nennen, das manchmal den Träger kennzeichnet, ohne seiner Anmut und Liebenswürdigkeit Eintrag zu tun.

Die zweite Eigenschaft eines guten Heiligenlebens ist die Klarheit.

Der Heiligenschilderer ist ein Porträtmaler. Vom Porträtmaler fordert man, daß sein Bild nicht im allgemeinen, sondern mit strenger Übereinstimmung und Ähnlichkeit das Urbild wiedergebe und darstelle. Je besser es ihm gelingt, die Eigentümlichkeit desselben in den kleinsten und feinsten Zügen der äußeren Gestalt und der Seele, die in ihr leibt und lebt und spricht, zu fassen und lebendig darzustellen, um so kunstreicher ist sein Werk in sich, um so treffender wird es wirken und die Aufmerksamkeit und den Beifall fesseln, wie jede klare und kräftige Eigenart es tut.

Es kommt also alles darauf an, das Bild der Persönlichkeit mit ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihren natürlichen Anlagen, Talenten, Tugenden und Taten auf ihrem Lebens- und Wirkungsgebiete möglichst klar, fest und scharf zu fassen und herauszuarbeiten, zu zeigen, wo ihre Bedeutung und Größe liegt, ob auf dem spekulativen oder praktischen, ob auf dem beschaulichen, inneren, oder auf dem nach außen tätigen Felde der Wirksamkeit und wie sie sich von ähnlichen und gleichartigen Tugendgrößen unterscheidet.

Zu diesem Behufe wird vor allem behilflich sein, den besondern Beruf und die Aufgabe zu ermitteln, die Gott dem Heiligen für seine Zeit zugeteilt. Diesem Berufe entsprechen gewöhnlich die Anlagen und der Charakter des Heiligen. Gott wählt nicht bloß seine Werkzeuge, sondern rüstet sie dem Zwecke entsprechend aus eben dadurch, daß er sie erwählt. Es ist deshalb nicht ohne Belang, einen Blick auf die Zeit zu werfen, in welcher der Heilige lebte und wirkte, und kurz und bündig deren

[1] Lancicius, Opusc. 19, de vitandis iudiciis temerariis c. 17.

Geistesrichtung, leitende und tragende Gedanken und Grundsätze, deren Gebrechen und Vorzüge und deren Anforderungen zu skizzieren. Es ist dies das Gebiet, auf welchem der Heilige sein Leben auswirkte, und der Beschreibung, wie er seine Zeit beeinflußte und welche Summe von Erfolgen er erbracht, sind damit die Marken klar und bestimmt angewiesen. Das ist nicht zu leugnen, jeder Heilige hat eine bestimmte und wichtige Lebensaufgabe und einen großen Wirkungskreis. Die großen kirchlichen Andachten, die Orden und die Heiligen sind ja immer die Werkzeuge gewesen, deren sich Gott bedient, seine Pläne in der Kirche und in der Menschheit zu verwirklichen. Wie nun der Heilige stufenweise geworden und gewachsen, welche inneren und äußeren Handreichungen Gottes ihm dabei behilflich waren, wie er seine natürlichen äußeren Kräfte und Mittel verwendet, und welche Erfolge er in seiner Zeit errungen, ist die belehrendste und anziehendste Pragmatik der Heiligengeschichte.

Ein anderer Weg, das Heiligenbild in Klarheit zu setzen, ist die Beibringung und Anwendung von Einzelheiten jeder Art. Es gibt eine sogenannte statuarische Behandlung der Heiligenleben. Die Gestalt des Heiligen steht dann da ohne das Beiwerk der Umstände und Einzelheiten, wie eine Statue ohne Umgebung und Hintergrund, gleichsam wie Melchisedech ohne Vater und Mutter. Statuen sind schön, Bilder in Farben aber belehrender, anziehender und bezaubernder, weil sie die Gestalt mitten in ihre Welt stellen, die sie dann auch in mancher Beziehung abspiegelt und erklärt. Wie anziehend und lehrreich ist oft ein Blick auf die Zeit und das Vaterland, in denen der Heilige gelebt! Der Heilige wirkte auf seine Zeit und drückte ihr vielfach das Gepräge seines Geistes auf; er ist aber auch wie jeder Mensch das Kind seiner Zeit und seines Landes und trägt mehr oder weniger ihr Bild an sich. Nie auch sind zu übersehen Aussprüche, Schriften und Briefe des Heiligen. Nichts schildert ihn vollkommener. Es sind dies Blicke in sein Herz und in seine Seele, es ist Selbstschilderung, und durch nichts kann sie ersetzt werden.

In diesen Einzelzügen liegt das Geheimnis der Anziehung, der Anschaulichkeit, des Reizes und der Lebhaftigkeit, mit welcher das Heiligenleben zu uns sprechen muß. Durch diese Umstände gewinnt alles Klarheit, Bestimmtheit, Faßbarkeit und Unmittelbarkeit. Das alles spricht zur Phantasie, die Phantasie hinwieder weckt die Aufmerksamkeit des Verstandes und öffnet den Weg zum Gemüte, zum Willen. Ja, ohne die Begleitung und Auslegung dieser Umstände bleibt die Tugend an dem Heiligen manch-

mal unerklärlich, befremdend und kann selbst unerquicklich und abstoßend wirken. Es muß gezeigt werden, wie die Erscheinung seiner Tugend begründet ist in dem Charakter, im Berufe des Heiligen und in den Bedürfnissen seiner Zeit und seiner Welt. Dieser Nebenumstände aber dürfen auch nicht zu viele sein, sonst verwirren, zerstreuen sie und ziehen vom Heiligen und seinem Bilde ab. Es muß nur so viel von diesem Beiwerk herangezogen und verwendet werden, als nötig und nützlich ist, um die Gestalt des Heiligen klar, bestimmt, bedeutend und einnehmend hervortreten zu lassen. Man muß es mit diesem Zubehör halten wie die mustergültigen Alten, die äußerst genügsam waren in diesen Beigaben, oder wie unter den Neueren ein Giotto, der in seinen Schilderungen nur so viele Nebengestalten sprechen läßt, als notwendig sind, um die Gesamtwirkung ausklingen zu lassen. Überwucherung des Beiwerks erinnert unwillkürlich an die Schilderungen Poussins aus dem Leben des Propheten Elias in der Karmeliterkirche S. Maria a' Monti in Rom. Da ist wirklich alles Gegend und nichts als Gegend. Es ist eine großartige, zauberhafte, aber unbenutzte Natur. Der Prophet verschwindet wirklich in der Gegend. So verdrängt auch oft in den sonst herrlichen Entwürfen Ghirlandajos von dem Leben Marias und des hl. Johannes in der Chorkapelle von Maria Novella in Florenz die Schilderung der hochbedeutenden, zeitgenössischen Florentiner Welt vollständig das Heilige aus den Schranken.

Die dritte Eigenschaft eines Heiligenlebens ist Wärme und empfindungsvolle Weihe der Erbauung, Liebe und Verehrung zum Heiligen und Anregung, seinem Tugendvorbild zu folgen. Um diese Wirkung einigermaßen zu erzielen, ist sowohl etwas zu vermeiden, als auch etwas zu leisten.

Vermieden werden muß vor allem eine gewisse Einseitigkeit. Die Fähigkeiten des Lesers müssen gleichmäßig, harmonisch angezogen, beschäftigt und angeregt werden durch die Schilderung. Der ganze Mensch, Verstand, Wille, Phantasie und Gefühl müssen möglichst befriedigt werden. Jede unberechtigte Ungleichmäßigkeit und Betonung schadet dem Vollmaß der Wirkung, erweckt Trockenheit, Langweile oder Überdruß. Ein Feind dieser harmonischen Wirkung ist unter anderem der Geist der Polemik und der Kritik. Bedürfnisse dieser Art müssen anderswo, nicht in Heiligenleben selbst, die erbauen sollen, befriedigt werden. Streitigkeit und Kritik wirken wie Scheidewasser auf das Wohlbehagen einer wohltuenden Erbauung. Kritik muß in dem Heiligenleben walten, eben weil es Wahrheit und nur

Wahrheit sein soll. Ihr Geist muß walten, aber still und unauffällig, wie in der Haushaltung der Geist einer klugen und bescheidenen Hausfrau. Ein anderer Störenfried der wohltuenden Erbauung ist unberufener Belehrungs- und Predigteifer. Das Heiligenleben ist ja keine Predigt oder wenn man will, eine Predigt durch das Beispiel des Heiligen. Prediger ist der Heilige selbst. Ihm muß vorzüglich das Wort überlassen sein. Es soll also nicht unterbrochen werden durch unnötige sittliche Erörterungen, durch Heranziehen von Übelständen der Gegenwart und Anwendungen auf uns und unsere Zeit. Dergleichen Ausführungen sind zu behandeln wie Zierranken um ein Kunstgebild, sie seien mäßig, leicht und bescheidenen Reizes. Das eigentliche Kunstwerk ist der Heilige selbst, und er wirkt auch wie jedes getroffene Werk der schönen Kunst durch sich selbst, durch den Ausdruck seiner Wahrheit, Gutheit und Schönheit ohne die Erklärungs- und Empfehlungsrede des Künstlers. Maß ist hier wie überall von der besten Wirkung.

Dagegen muß alles aufgeboten und verwendet werden, was das Leben des Heiligen Belehrendes für den Verstand, Wohltuendes, Erhebendes für den Willen und Anmutendes und Ergreifendes für das Gefühl und die Phantasie bietet. Alle Züge also, welche das Heldenmaß der Tugend des Heiligen, die Eigentümlichkeit seines Charakters und seiner Heiligkeit, seine Größe und Bedeutung für die Kirche und für die menschliche Gesellschaft zeichnen und verklären, sind zu sammeln, zusammenzustellen und in das rechte Licht zu setzen. So wird das Heiligenleben sicher und nachdrücklich wirken. Nur vor einem Rührungsmittel sei hier noch gewarnt, das in manchen Heiligenleben unserer Zeit beliebt ist. Um dem Heiligen Beliebtheit und Zuneigung zu gewinnen, werden mit besonderem Nachdruck und mit sichtbarer Vorliebe Seiten an dem Heiligen hervorgehoben und betont, die dem rein Menschlichen und Natürlichen, man möchte sagen den Schwächen und Krankheiten unserer Zeit, der Weichheit, dem Naturtrieb und dem Nationalitätsschwindel arg freundlich entgegenkommen. Der Heilige wird zum Nationalhelden gemacht, seine Freundschaften, Familienbeziehungen, seine Verbindung und sein Briefverkehr mit dem frommen Geschlecht und die besondere Leitung erwählter Seelen werden mit einer Ausführlichkeit und Wichtigkeit behandelt, als wenn der Schwerpunkt seiner Heiligkeit und Wirksamkeit da und nicht anderswo gelegen hätte. Wir meinen, die Heiligen selbst bedankten sich für eine solche Verheiligung. Sie taten unserer Ansicht nach eher alles andere als solches,

und wenn sie es taten, bürgt uns ihre anerkannte Heiligkeit dafür, daß sie es recht taten und daß es ihrer Heiligkeit nicht geschadet hat. Für uns ist eine solche Heiligenschilderung auch kein Dienst. Sie hielte uns schließlich nur in unsern Schwächen und Armseligkeiten zurück und führte uns gefährliche Pfade. Wir müßten zur Nachahmung solcher Dinge erst die Tugend der Heiligen haben. Bis dahin halten wir uns sicherer für uns und viel erbaulicher für andere auf der Windseite der Gnade, als der Natur, lieber auf dem Pfade der Entsagung und harter, mißliebiger Arbeit, als solch zartfühliger, heikler und spitzfeiner Wirksamkeit für das Heil der Seelen. Das ist die Schule, in welcher die Heiligen geworden, was sie sind.

Zum Schlusse eine Einzelbemerkung über die Einteilung des Heiligenlebens. Es gibt eine logische und eine geschichtliche Einteilung. Die Alten teilten gewöhnlich ihre Heiligenleben ein in Taten, Tugenden und Wunder des Heiligen. Die Einteilung ist einfach, wenn auch weniger natürlich, und entgeht selten der Gefahr häufiger Wiederholungen. Die logische Anordnung, auch die systematische und pragmatische benannt, ist verstandesmäßig und wird gut angebracht bei kleineren Lebensbildern. Die geschichtliche Einteilung ist die einfachere, natürlichere und deshalb auch die großartigere, eignet sich für große Gesamtbilder besser als die logische, unter welcher der Stoff mehr zusammenschrumpft und die Großartigkeit einbüßt. Lassen sich beide miteinander verbinden, so ist das das Beste, die geschichtliche aber muß vorherrschen, die logische sich unterordnen. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung liegt darin, daß die Einteilung und Anordnung des Heiligenlebens das ist, was für ein Bauwerk der Plan. Wahrheit, Klarheit, Wärme und Wirksamkeit sind durch eine gute Einteilung und Anordnung wesentlich bedingt.

Das wären so einige unmaßgebliche Winke und Fingerzeige für die Behandlung des Heiligenlebens. Allerdings ist es leichter, den Kunstrichter zu machen, als ein Kunstwerk selbst zu schaffen, leichter andern zu raten, als selbst zu tun. Um ein wahres Heiligenleben zu schreiben, sollte man eigentlich selbst ein Heiliger sein, wie der hl. Thomas von Aquin, als er vernahm, der hl. Bonaventura schreibe das Leben des hl. Franz von Assisi, sagte: „Lassen wir den Heiligen für einen Heiligen arbeiten." Wer aber Beruf, Talent und Lust dazu verspürt, Heiligenleben zu schreiben, der mache sich ans Werk mit Ernst und Freude. Er unternimmt und tut ein gutes und herrliches Werk. Ein gutes Heiligenleben ist eine große Verherrlichung

Gottes, denn die Heiligen sind Gottes Meisterwerke; es ist eine Verherrlichung der katholischen Kirche, sie allein hat Heilige und beweist an dieser Edelfrucht der Heiligkeit die Macht ihres Glaubens, ihrer Gnade und ihre eigene Heiligkeit; es ist ein Denkmal der Ehre für die Heiligen, das bleibt, wenn auch ihre Standbilder aus Erz und Stein zerstieben. Ein Heiligenleben ist eine Ehrung der ganzen Menschheit; denn die Heiligen sind die besten Menschen, die wahren Menschen, bei deren Anpreisung wir nicht zu fürchten haben, daß wir am Ende, wie es bei der Denkmal- und Jubelsucht unserer Tage zutreffen kann, nur Diener verborgener, unedler Selbstsucht verherrlichen. Ein gutes Heiligenleben ist ein Schatz und ein Verdienst für das ganze christliche Volk. Die „Wahrheit und die Gnade", von denen das Leben der Heiligen voll war, lebt und wirkt fort in ihrem Andenken. Für wie viele Heilige war die Beschäftigung mit dem Leben eines Heiligen der Augenblick, der Funke der göttlichen Gnade, die Berührung des lebendigen Fingers Gottes, der sie zu Heiligen machte. Es ist mit dem Heiligenleben wie mit den Heiligenbildern: sie sind die stillen Gottesboten, die Belehrung, Trost und den Segen überirdischer Gedanken und Hebungen in die Hütten und Paläste tragen, welche die Welt heiligen und dem Strome der Verderbnis, der sich durch schlechte Schriften und Kunstgebilde über die Erde ergießt, wirksam entgegenarbeiten. Diesem Aufgebote Gottes Mehrung und Stärkung zuzuführen, ist ein gottseliger Gedanke und so gut als ein Kreuzfahrergelöbnis. Die Zeit, welche die Heiligen auf den Schild hebt und ihre Taten preist, ist nicht von Gott verlassen. Gott sei Dank, daß sich in unsern Tagen auch die Heiligenbücher mehren, nicht bloß die Standbilder der Welthelden auf unsern Plätzen und Märkten. Der böse Tertullian schreibt von ähnlichen Gottheiten: Laudantur ubi non sunt et cruciantur ubi sunt. Das haben wir bei unsern Heiligen nicht zu fürchten.

M. Meschler S. J.

Augustin Louis Cauchy.

„Das Leben Augustin Cauchys", schrieb bei dessen Tod der berühmte Physiker J. B. Biot, „bietet ein vollendetes Beispiel der christlichen Tugend, verbunden mit den höchsten Geistesfähigkeiten. Er war einer der eminentesten Mathematiker, die Frankreich hervorgebracht hat, und sein persönlicher Charakter war nicht weniger bemerkenswert als sein mathematisches Genie."

Ein solch glänzendes Lob, von einem der urteilsfähigsten Zeitgenossen ausgesprochen, mag es rechtfertigen, wenn wir an dieser Stelle ein gedrängtes Bild von dem Leben des gefeierten Gelehrten zu entwerfen gedenken. Wir hoffen sogar, dasselbe werde unsern Versuch mehr als nur rechtfertigen, auch bei denjenigen, deren Aufmerksamkeit sonst andern Gegenständen zugewandt ist als den abstrakten Gebilden der Zahlen- und Größenlehre. Es handelt sich eben bei Cauchy nicht nur um den großen Gelehrten, sondern auch um den großen Menschen und Christen, und wenn die christliche Tugend an sich ebensoviel wert ist beim einfachsten Bauer als beim glänzendsten Genie, so hat es doch anderseits immerfort für ein anziehendes Schauspiel gegolten, neben dem einfachen Hirten von Bethlehem auch den Magier aus dem Orient mit seiner Wissenschaft und seinem Gold vor dem Christkind das Knie beugen zu sehen. Daß allzeit nicht nur unter den Armen und Ungelehrten das Christentum seine Anhänger zählte, mag zu Zeiten auch nützlich sein, in Erinnerung zu rufen. So möge denn den früher von uns gezeichneten Lebensbildern Voltas und Ampères dasjenige eines der größten Mathematiker sich anschließen [1].

[1] Cf. J.-B. Biot, A.-L. Cauchy. Lettre à M. de Falloux, membre de l'Académie française, in Mélanges scientifiques et littéraires III, Paris 1858, 143—156. C.-A. Valson, La vie et les travaux du Baron Cauchy. Tome I. Partie historique. Tome II. Partie scientifique. Paris 1868. Valson, Communication relative à la nouvelle édition des oeuvres complètes d'Aug. Cauchy, in Congrès scientifique international des catholiques tenu à Paris du 8 au 13 avril 1888 II, Paris 1888, 514—520. Jos. Bertrand, A.-L. Cauchy, Discours prononcé à la séance annuelle de l'Académie des sciences 1898 (abgedruckt in Cosmos, Revue des sciences et de leurs applications. Paris 12 févr. 1898, 211—217). — Unserer Skizze liegt Valsons Biographie zu Grunde.

I.

Als 1839 am französischen astronomischen Rechnungsbureau (Bureau des longitudes) eine Stelle frei wurde und wie gewöhnlich eine Menge von tüchtigen Gelehrten um einen Posten in der Behörde sich bewarb, der ein Laplace und Lagrange angehört hatten, wurde auch Arago von vielen der Bewerber um seine Vermittlung angegangen. Allein für alle Kandidaten, mochten sie so ausgezeichnet und verdient sein wie immer, hatte der berühmte Physiker nur die eine Antwort: „Cauchy ist unter den Bewerbern." Schien der Kandidat diese Antwort nicht zu verstehen und erneute er seine Vorstellungen, so folgte unfehlbar von neuem die Entgegnung: „Aber, mein Herr, ich habe Ihnen ja gesagt, Cauchy ist unter den Bewerbern."

Arago war in politischer wie manch anderer Beziehung der vollendete Gegensatz zu Cauchy. Um so schwerer fällt es ins Gewicht, wenn er seinem politischen Gegenfüßler trotzdem auf dem Gebiete der Wissenschaft ein Verdienst zuerkannte, vor dem jedes andere erbleichen müsse. Andere Zeitgenossen stimmten in diesem Urteil mit Arago überein.

Für den gelehrten O. Terquem, einen Israeliten fortschrittlicher Richtung, mochte außerhalb der Wissenschaft Cauchy kaum sonderlich sympathisch sein. Trotzdem gibt er 1857 in seinen Neuen Annalen der Mathematik eine Würdigung des großen Fachgenossen, in der es heißt, Cauchy sei in allen Teilen der Mathematik zu Hause und in allen grundlegend und schöpferisch tätig und ein Gelehrter ersten Ranges gewesen [1].

Einer der genialsten Mathematiker der Neuzeit war der Norweger N. H. Abel, gest. 1829 noch nicht 27 Jahre alt. Nachdem er die Mathematiker aller Länder kennen gelernt hatte, schrieb er von Paris aus:

---

[1] Mathématicien dans le sens le plus large, l'esprit de Cauchy n'était pas cantonné dans un coin de la Science. Partout il fondait, partout il creait, partout il était au premier rang. Zitiert bei M. Marie. Hist. des Sciences mathématiques et physiques XII, Paris 1888, 166. M. Marie selbst beschäftigt sich sehr ausführlich mit Cauchy XI 207—217, XII 133 144—179, aber fast nur in feindlichem Sinne und um seine eigenen Ideen und Verdienste gegen ihn zu verteidigen. Trotzdem finden sich auch bei Marie Zugeständnisse wie die folgenden: La Science doit à Cauchy une foule de perfectionnements utiles (XI 207); Ainsi Cauchy a prodigieusement étendu la partie sûre du domaine de l'Analyse. C'est énorme. Quant aux résultats auxquels il a pu parvenir, ils attestent assurément une puissance merveilleuse (ib. 240). Cauchy a rendu à la Science de grands, d'immenses services, parce qu'il etait doue d'un incomparable talent pour les transformations analytiques (XII 133). Das darf uns genügen.

„Cauchy ist derjenige unter den (französischen) Mathematikern, der am besten versteht, wie die Mathematik in der heutigen Zeit behandelt werden muß.“ Allerdings fügt er die Klage hinzu, daß sein Lehrmeister schwer verständlich sei. „Anfangs verstand ich ihn fast gar nicht, aber jetzt bin ich im Zug.“ [1]

Man sieht also, daß bereits die Zeitgenossen Cauchy als einen der größten Gelehrten seines Faches feierten. Und nachdem diese in so hohen Ausdrücken von den Leistungen des großen Gelehrten geredet haben, tritt im Jahre 1898 der gelehrte Joseph Bertrand — sonst kein Freund Cauchys — in der französischen Akademie auf, und sagt uns, Cauchys Zeitgenossen seien noch gar nicht imstande gewesen, seine wahre Bedeutung völlig zu verstehen, erst die Zukunft habe dieselbe immer mehr geoffenbart.

Schon seit langer Zeit, so beginnt er seine Rede, stehe die Sache so, daß das Lob den Glanz eines Namens nicht erhöhen könne, der ohnehin unsterblich sei. „Wir kommen zu spät, um noch eigens zu sagen, was heute niemand unbekannt ist. Bei seinem Tod wären unsere Vorgänger noch zu früh gekommen. Die Bedeutung Cauchys wächst mit jedem Tag in einem Grade, wie die begeistertsten Bewunderer es vor 50 Jahren weder voraussagen noch voraussehen konnten. Er erforschte neue Regionen, — bis zu welcher Höhe wußte man, aber niemand konnte von der Ausdehnung, Solidität, der unerschöpflichen Fruchtbarkeit derselben eine Ahnung haben [2].“

Nach solchen Lobeserhebungen dürfen wir nunmehr auch dem Biographen Cauchys das Wort erteilen; man wird es nicht übertriebener Vorliebe für seinen Helden auf Rechnung schreiben können, wenn Valson 1888 auf dem katholischen Gelehrtenkongresse [3] sagte:

„Ich werde keine Zeit damit verlieren, die außerordentliche Bedeutung der wissenschaftlichen Leistungen Augustin Cauchys ins richtige Licht zu setzen. Er gehört zu der Zahl jener genialen Männer, bei denen das Lob sich als überflüssig erweist, weil es im Munde aller ist. Wenn es nicht allen gegeben ist, ihm in seinen schönen Entdeckungen zu folgen, welche bis zu den höchsten Gipfeln der Mathematik sich erheben, so haben doch alle davon reden hören, oder kennen doch das einstimmige Zeugnis der kompetentesten Gelehrten. Ich beschränke mich also auf die Bemerkung, daß viele Gelehrte A. Cauchy für den ersten

[1] Bei Arago, Oeuvres compl. Biographies III 536.

[2] . . . Le rôle de Cauchy grandit chaque jour: les admirateurs les plus enthousiastes, il y a cinquante ans, ne pouvaient ni le prédire ni le prévoir. Il explorait des régions nouvelles, on savait à quelle hauteur: nul n'en pouvait deviner l'étendue, la consistance et l'inépuisable fécondité. L. c. 211.

[3] L. c. 514.

Mathematiker unseres Jahrhunderts halten; auf alle Fälle ist unverkennbar, daß er zu den hervorragendsten Meistern gehört.

„Die Arbeiten und Methoden Cauchys bilden den Ausgangspunkt für die Forschungen der meisten zeitgenössischen Mathematiker. Hierin liegt vor allem die charakteristische Bedeutung seines Lebenswerkes. . . . Die Werke mancher Meister der Wissenschaft, sogar mancher unter den neueren, haben schon neuen vollkommeneren oder einfacheren Methoden das Feld geräumt, und ihre Schriften haben mehr ein Interesse für die Geschichte der Wissenschaft, als für ihren künftigen Fortschritt. Dagegen haben die Werke Cauchys in Wahrheit noch eine Bedeutung für die Gegenwart und werden noch lange künftigen Mathematikern als Führer dienen".

Was außer dem schöpferischen Zug seines Genius, der grundlegenden Bedeutung seiner Arbeiten an Cauchy auffällt, ist die große Leichtigkeit, mit der er sich in den höchsten Abstraktionen bewegte. Nach Valsons Berechnung füllen seine verschiedenen Abhandlungen und Werke 11531 Quartseiten. Fast in jeder Wochensitzung der französischen Akademie legte er eine neue Arbeit vor. In den Rechenschaftsberichten der Akademie der Wissenschaften finden sich deren 549, und bevor diese Berichte herausgegeben wurden, genügten für Cauchys Fruchtbarkeit die vorhandenen mathematischen Zeitschriften nicht. Er gründete sich ein eigenes Organ.

„Die Exercices de mathématique", sagt von denselben Bertrand [1], „die seit 1826 monatlich erschienen, hatten Cauchy einen Platz in der ersten Reihe der Mathematiker verschafft, oder besser gesagt, sie hatten ihn als allen überlegen erscheinen lassen. Er nahm darin mit Originalität, Tiefe, oft mit Genie und auf den unvorhergesehensten Wegen die schwierigsten und verschiedenartigsten Gegenstände in Angriff. Keine Veröffentlichung auf dem Gebiete der Mathematik, so vorzüglich und zahlreich auch ihre Mitarbeiter waren, konnte mit den acht

[1] Sans doute dans les sciences qu'on nomme naturelles, la seule méthode qu'on puisse employer avec succès, consiste à observer les faits et à soumettre ensuite les observations au calcul. Mais ce serait une erreur grave de penser qu'on ne trouve la certitude que dans les démonstrations géométriques ou dans le témoignage des sens; et quoique personne jusqu'à ce jour n'ait essayé de prouver par l'analyse l'existence d'Auguste ou celle de Louis XIV, tout homme sensé conviendra que cette existence est aussi certaine pour lui que le carré de l'hypoténuse ou le théorème de Maclaurin. . . . Ce que je dis ici d'un fait historique peut s'appliquer également à une foule de questions: en religion, en morale, en politique. Soyons donc persuadés qu'il existe des vérités autres que les vérités de l'algèbre, des réalités autres que les objets sensibles. Cultivons avec ardeur les sciences mathématiques, sans vouloir les étendre au delà de leur domaine (Cauchy, Cours d'analyse de l'école royale politechnique I, Paris 1821, v—vii).

Bänden der Exercices sich messen. Mit Ungeduld wurden sie bei ihrem Erscheinen erwartet, und heute sind sie bei den Meistern ein klassisches Werk, keine Seite der Exercices ist dem Mathematiker unbekannt. . . . Wenn heute ein Gelehrter es wagte, Exercices de mathématique zu veröffentlichen, würde man über eine solche Kühnheit — ohne Übertreibung gesagt — ebenso staunen, als wenn ein Dichter, der nicht Lamartine oder Viktor Hugo heißt, es wagen würde, Orientales oder Méditations poétiques herauszugeben."

Wie von der Fruchtbarkeit, so gibt auch von der Vielseitigkeit des großen Gelehrten die Zahl seiner Schriften ein beredtes Zeugnis. Seine Arbeiten beschäftigen sich mit den verschiedensten Gebieten der Mathematik und gelegentlich macht er auch erfolgreiche Streifzüge in die angrenzenden Reiche der mathematischen Physik und theoretischen Astronomie. Zur Zeit, da Fresnels Arbeiten berechtigtes Aufsehen machten und die Undulationstheorie des Lichtes ein vielverhandelter Gegenstand war, lieferte Cauchy einige ausgezeichnete Abhandlungen zur Theorie des Lichtes, namentlich über die Zerstreuung desselben. Mit welcher Gewandtheit er die mathematische Analyse den Zwecken der Astronomie dienstbar zu machen wußte, zeigte sich in überraschendster Weise namentlich in einem Aufsatz aus dem Jahre 1845. Leverrier, damals noch ein junger Gelehrter, hatte bereits mit einigen Vorspielen zu seinem Riesenunternehmen der Berechnung der Planetenbahnen begonnen und gedachte nunmehr, an einer äußerst dornenvollen Aufgabe seine Kraft zu erproben. Besondere Schwierigkeiten machte nämlich den Mathematikern die Berechnung der erst seit Anfang des Jahrhunderts entdeckten kleineren Planeten. Denn die gebräuchlichen Formeln der Berechnung waren nur unter der Voraussetzung hinlänglich genau, daß die Exzentrizität der Bahnen wie deren Neigungswinkel zur Ekliptik gering sei, was bei den Asteroiden nicht zutraf. So mußte man also auf die gewöhnlichen Rechnungsformeln verzichten, dann aber schien nichts anderes übrig zu bleiben, als daß man sich in geradezu unermeßliche Rechnungen stürzte. Leverrier war nicht der Mann, sich durch die Schwierigkeiten einer Rechnung schrecken zu lassen. „Kopfüber", wie Poinsot sagte, „stürzte er sich in einen Haufen von Zahlen, und wo er mit den Nägeln nicht auskam, da brauchte er die Zähne." Seine endlosen Zahlenreihen sandte er dann an die Akademie ein, die Akademie ihrerseits übergab die ganze Sache zur Nachprüfung und Berichterstattung an Cauchy.

Der mit diesem heiklen Auftrag Beehrte dachte indes nicht daran, Leverriers weitläufigen Rechnungen Schritt für Schritt nachzugehen. Er

wußte einen einfacheren Weg, setzte sich daran, für die Berechnung der kleinen Planeten eine neue Methode zu erfinden, und erfand sie. Mit seinen neuen Formeln gelang es ihm, in ein paar Stunden ein Ergebnis nachzuprüfen, das auf den von Leverrier betretenen Wegen ein paar Jahre zu seiner Feststellung erfordert hätte. „Niemals", sagt Bertrand, „zu keiner Zeit und vor keiner Akademie ist die Rolle des Berichterstatters mit solch überlegener Meisterschaft ausgeübt worden." Während Leverrier mühsam an den Wänden eines Abgrundes hinab und wieder hinauf geklettert war, hatte Cauchy eine Brücke über denselben geschlagen und ihn auf breiter Straße überschritten. Leverriers Ergebnis erwies sich übrigens als richtig, aber es verlautet nichts darüber, daß die Erinnerung gerade an diesen Erfolg sehr erfreulich für ihn gewesen wäre.

Mit hoher und außerordentlicher Gewandtheit in der mathematischen Analysis braucht eine große Stärke im numerischen Rechnen nicht notwendig verbunden zu sein. Olbers erzählt, wie in einer Pariser Gesellschaft Madame Biot dem berühmten Mathematiker Poisson gegenüber behauptete, ihre Köchin könne besser addieren als er, und wie Poisson das zuzugeben schien und sich von ihr examinieren ließ, z. B. wie viel 29 und 13 ausmachten. Cauchy konnte auch in dieser Beziehung es mit dem Gewandtesten aufnehmen. Ein junger Hirt aus der Touraine, Henry Mondeux, machte 1840 in Paris dadurch Aufsehen, daß er die unglaublichsten Additionen im Kopfe ausführte. In einer Gesellschaft hatte das Wunderkind bereits durch einige glänzende Proben seiner Gewandtheit allgemeines Staunen erregt, und es näherte sich eben dem Ende einer langen Rechnung, als einer der Anwesenden sich erhob und das Resultat nannte. Es war Cauchy. Um Mondeux von seinem schrecklichen Mitbewerber zu befreien, schlug einer aus der Gesellschaft vor, Cauchy selbst möge einige Fragen vorlegen. Er stellte die Aufgabe, die vier ersten Potenzen aller Zahlen unter 20 zu berechnen und sie dann zu addieren. Als die Anwesenden meinten, Mondeux möchte etwa ein Viertel seiner Aufgabe bewältigt haben, nannte Cauchy bereits das Ergebnis: 722666! Er hatte allerdings mit Hilfe seiner mathematischen Kenntnisse das Verfahren abzukürzen verstanden, und insofern war es kein Wunder, daß er zuerst ans Ziel kam.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den äußeren Lebensgang des merkwürdigen Mannes.

II.

Cauchys Jugendjahre fielen in die aufgeregteste und irreligiöseste Zeit des 18. Jahrhunderts, er war geboren am 21. August 1789 zu Paris. In unangenehmer Weise machten sich die Folgen der großen politischen Ereignisse in der Familie Cauchy geltend. Der Vater verlor nach dem Sturm auf die Bastille seinen Posten als Sekretär des Polizei-Leutnants von Paris und fand es geraten, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt mit einer Wohnung im Dorfe Arceuil zu vertauschen. Die Hungersnot unter der Schreckensherrschaft machte auch in der Familie Cauchy sich recht fühlbar, und ihr ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Gesundheit des großen Mathematikers allzeit eine schwächliche blieb. Auch in seine Geistesentwicklung griffen die politischen Ereignisse ein: da die Schulen durch die Revolution zerstört waren, so war an regelmäßigen Unterricht in einer öffentlichen Anstalt nicht zu denken.

Dem letzteren Mangel wußte Cauchys Vater indes abzuhelfen. Er besaß sehr gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen und Dichtern, hatte sich auch selbst in lateinischen Dichtungen versucht. So übernahm er persönlich den Unterricht seiner Kinder, der zunächst einen ganz humanistischen Anstrich trug und eine Vorliebe für derartige Studien im Herzen des späteren Mathematikers für immer zurückließ. Er hat sich nicht ohne Glück in französischen Versen versucht und wollte zeitlebens nichts davon wissen, daß die Mathematik Geist und Herz austrocknen müsse. Auch eine wissenschaftliche Arbeit literarischer Art hat er geliefert: eine Abhandlung über die metrischen Gesetze in den hebräischen Texten des Alten Testamentes. Diese umfassende Geistesbildung bewahrte Cauchy auch vor einer andern Einseitigkeit, der die Vertreter der exakten Wissenszweige leicht verfallen können: bei aller Hochschätzung der letzteren war er weit entfernt, die Naturwissenschaft und Mathematik als einzige Wissenschaften zu betrachten und alles als unbewiesen und unsicher anzusehen, was nicht durch naturwissenschaftliche Methode sich beweisen oder in eine mathematische Formel sich zwängen läßt.

Sehr früh zeigte sich bei Augustin Cauchy die eminente Begabung für Mathematik. Unter dem Konsulat Bonapartes wurde sein Vater Generalsekretär des Senates und trat als solcher in nahe Beziehung zu dem Astronomen und Senator Laplace und dem Mathematiker Lagrange. Der letztere war es, der von dem zwölfjährigen Cauchy voraussagte, er werde einst alle damals lebenden Mathematiker Frankreichs ersetzen. Trotzdem

aber wollte Lagrange nicht, daß man das jugendliche Talent allzufrüh in das Studium des Euklid einführe. Im Gegenteil, er riet dem Vater, ihn vor dem 17. Jahre kein mathematisches Buch anrühren zu lassen. Lagrange kannte nämlich sehr wohl den Nutzen, den eine gründliche Bildung in den alten Sprachen für die Geistesbildung besitzt und legte auf Schönheit des Stiles nicht geringen Wert. So eifrig indes der Vater diesen Rat dem Sinne nach befolgte, so durfte der Sohn dennoch bereits zwei Jahre früher, als Lagrange angeraten, der Mathematik sich widmen. Mit 15 Jahren hatte er an einer der wieder eröffneten Schulen mit Glanz seine humanistischen Studien beendet. Nach vier weiteren Studienjahren an der polytechnischen und der Ingenieurschule zeigte die Ernennung des 20jährigen zum Ingenieur in Cherbourg, welche Ansicht man von Cauchys Talenten in den sachverständigen Kreisen hegte. Für die beabsichtigte Landung Napoleons in England sollte nämlich Cherbourg zum großartigen Kriegshafen umgestaltet werden. Eine Reihe der schwierigsten Unternehmungen war zu diesem Zweck durchzuführen, und die leitenden Kreise hatten daher es sich zum Grundsatz gemacht, keinen Anfänger zu den Arbeiten zuzulassen. Nur eine Ausnahme wurde von diesem Grundsatz gemacht, und diese betraf den jugendlichen Cauchy.

Nach drei Jahren erfolgreichen und angestrengten Wirkens sah sich indes der jugendliche Ingenieur gezwungen, seiner schwachen Gesundheit wegen auf diese Stellung zu verzichten. Er kehrte nach Haus zurück und widmete sich von dieser Zeit an ausschließlich der Wissenschaft.

Schon in Cherbourg hatte er trotz der Überladung mit pflichtmäßigen Arbeiten noch die Zeit gefunden, einige Abhandlungen auszuarbeiten. Sie bezogen sich auf schwierige Punkte der theoretischen Mathematik und zwar auf solche, um deren Lösung bisher die größten Geister ohne sonderlichen Erfolg sich bemüht hatten. An der Akademie der Wissenschaften, welcher Cauchy sie einsandte, fanden diese Leistungen die höchste Anerkennung. Seine erste Abhandlung wurde auf Kosten der Akademie gedruckt, von der zweiten gestand die Prüfungskommission, bestehend aus Biot, Carnot, Legendre, „dem jungen Mathematiker sei es gelungen, eine Schwierigkeit zu lösen, welche die Meister der Wissenschaft in Verlegenheit gesetzt habe“. Diese ersten Arbeiten beschäftigten sich mit der Theorie der Polyeder, also mit stereometrischen Problemen; es folgten Abhandlungen über schwierige Punkte aus der Funktionenlehre und Theorie der Gleichungen und Entdeckungen bezüglich der Integralrechnung. Im Jahre 1815 lieferte er

dann eine Arbeit ersten Ranges, die gewaltiges Aufsehen in Fachkreisen erregte. Sie bezog sich auf einen der Lehrsätze, die im 17. Jahrhundert Pierre de Fermat veröffentlicht hatte, für welche aber bis dahin, trotz der Bemühungen von Euler, Legendre, Gauß ein Beweis noch nicht gelungen war. Cauchy glückte es für einen dieser Sätze, den Gauß nur für zwei einzelne Fälle bewiesen hatte, einen ganz allgemeinen Beweis aufzufinden. Nicht nur wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes fand diese Leistung ungeteilten Beifall; die Bewunderung bezog sich ebensosehr auch auf die geniale Art, mit welcher Cauchy sich neue Wege zur Lösung seiner Aufgabe zu bahnen wußte. Das folgende Jahr brachte von Cauchys Hand eine neue, ebenso wichtige Arbeit: Die Akademie hatte eine Preisfrage aus der mathematischen Theorie der Wellenbewegung ausgeschrieben, Cauchy gewann den Preis.

Durch solche Entdeckungen hatte der junge Mathematiker sich den ersten Fachgenossen als ebenbürtig an die Seite gestellt, und die Ehren, welche solchen Leistungen entsprachen, blieben nicht aus. Schon 1813 hatte Legendre ihn ermutigt, sich um einen Platz in der Akademie zu bewerben, im folgenden Jahr bezeichnete Laplace ihn brieflich als denjenigen, der die meisten Ansprüche auf eine solche Ehre habe. Seiner Jugend wegen mußte er indes vor älteren Mitbewerbern zurücktreten. Erst als 1816 die Regierung der Akademie eine neue Organisation erteilte, einige Anhänger der Revolution aus derselben entfernte und deren Plätze an andere vergab, wurde Cauchy nicht durch Wahl der gelehrten Körperschaft, sondern durch königliches Dekret zum Mitglied derselben ernannt. Diese Art, in die Akademie einzutreten, hatte etwas sehr Gehässiges. Sie war indes eine rechtmäßige Ernennung, und Cauchy nahm sie an. Wichtiger als diese Ehre war es für ihn, daß die höchsten Professuren der Mathematik an den Schulen der Hauptstadt ihm anvertraut wurden. Treffliche Lehrbücher über höhere Mathematik, in denen er zum Teil die noch jetzt gebräuchlichen Methoden begründete, waren die Frucht seiner Lehrtätigkeit, und als Professor war er so geschätzt, daß selbst Gelehrte von Ruf bei seinen Vorlesungen sich einstellten.

So besaß also Cauchy eine glänzende Stellung, erfreute sich einer erfolgreichen Tätigkeit. Dazu hatte er 1818 einen eigenen Herd gegründet und genoß mit den greisen Eltern und den Geschwistern die Freuden eines schönen Familienlebens. Alles schien dazu angetan, ihm die herrlichste Zukunft zu versprechen, als unerwartet mit einem Schlag die politischen

Ereignisse alles zerstörten. Die Juli-Revolution brach aus, eine neue Dynastie bestieg den Thron und forderte von allen Beamten und Professoren den Eid der Treue.

Cauchy war gegen die Politik bisher ziemlich gleichgültig gewesen. Allein er hatte der gestürzten Dynastie Treue zugeschworen, und es schien ihm eine Verletzung seiner Pflicht, wenn er der neuen Regierung ebenfalls eidlich Treue gelobe. Mochten also andere den Eid gegen die bestehende Regierung als erloschen betrachten, sobald diese Regierung nicht mehr tatsächlich am Ruder war, oder wie immer mit den Verhältnissen sich abfinden, dem ritterlichen Sinne Cauchys widerstrebten derartige Deutungen, die übrigens auch damals noch nicht so nahe lagen als später, nachdem in so kurzer Zeit die eine Regierung der andern Platz gemacht hatte. Kurzum er weigerte den Eid, und verlor infolgedessen seine sämtlichen Professuren. Seine ganze Existenz schien damit zertrümmert. Der Schmerz darüber und die Unzufriedenheit mit der ganzen geistigen Atmosphäre, welche die Revolution über Frankreich ausgebreitet hatte, bestimmten ihn, sein Vaterland mit dessen scheinbar trostlosen Zuständen überhaupt zu verlassen. Er wandte sich zunächst nach Freiburg in der Schweiz, dann nach Turin, wo Karl Albert eigens für ihn eine Professur geschaffen hatte[1]. Auch dort blieb er nicht lange. Der vertriebene König Karl X. trug ihm die Erzieherstelle bei seinem Enkel, dem Grafen von Chambord, an. Cauchy, der vorher nie in Beziehung zu Hofkreisen gestanden hatte, stimmte dem ehrenvollen Antrag zu und widmete sieben Jahre lang seine Zeit demjenigen, den er als Erben der rechtmäßigen Könige Frankreichs betrachtete. Das neue Amt nahm seine Zeit stark in Anspruch. „Man könnte kaum in einer angenehmeren Stellung als der seinen sich befinden", schrieb Cauchys Gattin an ihre Familie. „Aber zugleich muß ich sagen, daß er nicht einen Augenblick für sich hat. Ich sehe ihn kaum außer zur Mittagszeit und einige Augenblicke am Abend. Am Morgen lassen die Unterrichtsstunden, welche er gibt oder denen er beiwohnt, die Spaziergänge, bei denen er fast beständig der Begleiter ist, ihm kaum die

[1] Nach Bertrand hätte Cauchy damals die Absicht gehabt, ganz der Wissenschaft zu entsagen; Freiburg hätte er als Aufenthaltsort des dortigen Jesuitenkollegs wegen erwählt, um in dessen Nähe ein zurückgezogenes Leben zu führen. Ebenfalls nach Bertrand wären die Freiburger Jesuiten es gewesen, die ihn der Mathematik zurückgaben und ihm die Stelle in Turin vermittelten. Wir besitzen keine näheren Nachrichten über diese Sache; aus Freundschaft für die Jesuiten hat sie der ungläubige Bertrand sicher nicht erfunden.

Zeit, täglich einige Worte oder algebraische Zeichen einer Abhandlung hinzuzufügen, an der er augenblicklich arbeitet.“ Der Titel eines Barons war von seiten der königlichen Familie der Lohn für seine Anstrengungen.

Unterdessen hatten die Verhältnisse in Frankreich sich im ganzen doch günstiger entwickelt, als man es beim Ausbruch der Revolution vermuten konnte. Cauchy gab daher dem Drängen seiner Familie nach und kehrte beim Anlaß der goldenen Hochzeit seiner Eltern 1838 nach Paris zurück. Allein jetzt begannen von neuem für ihn die Schwierigkeiten, eine passende Stellung zu finden. In der Akademie der Wissenschaften nahm er sofort seinen Platz wieder ein, da hier ein Eid der Treue gegen Louis Philipp nicht verlangt wurde. Aber anders verhielt es sich mit den sonstigen Lehrkanzeln, für welche er der geeignetste Mann gewesen wäre. Gegen das Jahr 1840 war eine Professur am Collège de France erledigt, und die Akademie, welcher das Vorschlagsrecht für diesen Posten zukam, bezeichnete mit allen Stimmen Cauchy als ihren Kandidaten. Allein der verhängnisvolle Eid trat dazwischen und machte seine Anstellung unmöglich. So versuchte man es mit dem Rechnungsbureau (Bureau des longitudes). Das Ernennungsrecht zu demselben liegt nicht bei der Regierung, sondern die Mitglieder ergänzen sich durch eigene Wahl, welche nur die königliche Bestätigung erhalten muß. Cauchy wurde wirklich gewählt und betrachtete sich von da an auch als rechtmäßiges Mitglied des Bureaus. Allein die königliche Bestätigung blieb aus. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihn zur Ablegung des Eides zu vermögen, waren ohne Erfolg. „Eher lasse ich mir den Hals abschneiden“, antwortete er auf ihre Vorstellungen, und so blieb denn der Konflikt unlöslich. Cauchy fuhr fort, sich als Mitglied des Bureaus zu betrachten, die Regierung beharrte dabei, ihm seinen Gehalt zu verweigern.

Die Februar-Revolution schaffte den politischen Eid ab, und Cauchy erhielt jetzt eine Professur an der Sorbonne. Napoleon III. führte den politischen Eid wieder ein, Cauchy weigerte sich von neuem, ihn zu leisten, aber der neue Gewalthaber beließ ihn auch ohne Eid in seiner Stellung, die er bis zu seinem Tod am 22. Mai 1857 inne hatte.

(Schluß folgt.)

C. A. Kneller S. J.

Konstanztheorie oder Deszendenztheorie?

(Fortsetzung.)

2. Das Studium der Ameisengäste und Termitengäste aus den verschiedenen Weltteilen bietet noch eine Fülle interessanter und lehrreicher Gesichtspunkte und indirekter Beweismomente zur Beurteilung der Deszendenztheorie; wir müssen uns hier mit einigen Andeutungen begnügen [1]. Einerseits ergibt sich aus jenen Erscheinungen die unabweisbare Notwendigkeit, eine Entwicklung der systematischen Arten und manchmal auch der Gattungen und sogar der Familien innerhalb jener Ordnungen der Insekten anzunehmen, welche die meisten Rekruten zu dem Heere der Ameisengäste und Termitengäste stellen. Anderseits warnen sie uns ebenso nachdrücklich vor übereilten Verallgemeinerungen, mit denen man heutzutage gerade auf deszendenztheoretischem Gebiete allzu freigebig ist. In manchen Fällen sprechen die Tatsachen so klar für eine wirkliche Stammesentwicklung der betreffenden Formen, daß kein denkender Naturforscher sich dieser Forderung gegenüber ablehnend verhalten kann; in andern Fällen dagegen setzen sie den deszendenztheoretischen Erklärungsversuchen bedenkliche Schwierigkeiten entgegen. Ganz und gar undurchführbar aber erweist sich die schablonenmäßige Anwendung einseitiger Entwicklungsfaktoren, die von gewissen Deszendenztheoretikern auf ihre Fahne geschrieben und zu alles erklärenden Schlagwörtern erhoben worden sind. Dies gilt insbesondere für die von Weismann proklamierte „Allmacht der Naturzüchtung" ebenso wie für die ihr diametral entgegengesetzte „Orthogenesis" Eimers. Die Tatsachen erwidern uns hartnäckig auf diese beiden Theorien: „Eines schickt sich nicht für alle". Die Entwicklung jener Ameisengäste und Termitengäste, welche zur biologischen Klasse des Trutztypus (z. B. *Dinarda*) gehören, kann nicht durch dieselben Faktoren erfolgt sein, wie die Entwicklung jener Gäste, die zur biologischen Klasse des Mimikry-

[1] Näheres vgl. im 3. u. 4. Teil der Arbeit „Gibt es tatsächlich Arten?" usw. (Biolog. Zentralbl. 1901, Nr 22 u. 23). Ferner in: Neue Dorylinengäste aus dem neotropischen und äthiopischen Faunengebiet (Zoologische Jahrbücher, Abteilung für Systematik, 1900, XIV [3. Heft 215—289] 275 ff).; Biologische und phylogenetische Bemerkungen über die Dorylinengäste der Alten und der Neuen Welt (Verhandlungen der Deutschen Zoolog. Gesellsch. 1902, 86—98); Neue Bestätigungen der Lomechusa-Pseudogynen-Theorie (a. a. O. 98—108).

typus gehören; und für die Entwicklung der Gäste des Mimikrytypus gelten wiederum andere Prinzipien als für die Entwicklung der echten Gäste des Symphilentypus. Die Natur läßt sich keine Gewalt antun zu Gunsten irgend einer besondern Theorie; wer alle Erscheinungen über einen Leisten schlagen will, der macht hier schlechte Geschäfte. Die Eimersche Orthogenesis, die bloß bestimmt gerichtete innere Wachstumsgesetze als einzige Entwicklungsursachen anerkennen will, scheitert an den Gästen des Trutztypus und des Mimikrytypus, ebenso wie die Weismannsche „Allmacht der Naturzüchtung" an den Gästen des Symphilentypus scheitert.

Um unsern Lesern wenigstens einen flüchtigen Einblick in die Beweismomente zu ermöglichen, welche auf dem Gebiete der Myrmekophilen- und Termitophilenkunde zu Gunsten der Abstammungslehre sprechen, wollen wir hier einige derselben kurz vorführen.

In der paläarktischen und der nearktischen Fauna, d. h. auf dem Kontinentalgebiete von Europa und Nord- und Mittelasien einerseits und von Nordamerika anderseits findet sich eine natürliche Gruppe nahe verwandter Aleocharinengattungen, die ich als *Lomechusa*-Gruppe oder *Lomechusini* zusammenfaßte. Sie stellen die am höchsten entwickelten „echten Ameisengäste" (Symphilen) unter sämtlichen Kurzflüglern (Staphyliniden) der nördlichen Halbkugel dar. In Europa und in Asien bis zum tibetanischen Hochland sind sie durch die Gattungen *Lomechusa* und *Atemeles* vertreten; erstere lebt bloß bei bestimmten *Formica*-Arten, z. B. *Lomechusa strumosa* (Fig. 5 u. 6) bei *Formica sanguinea*, bei der sie auch ihre Larven erziehen läßt; letztere lebt bei den Gattungen *Formica* und *Myrmica*; bei *Myrmica rubra* bringen die *Atemeles* als Käfer den größten Teil ihres Lebens zu, bei bestimmten *Formica*-Arten lassen sie dagegen ihre Larven erziehen. In ganz Nordamerika sind die *Lomechusini* durch die Gattung *Xenodusa* vertreten, deren südlichste Art (*Xenodusa Scharpi* Wasm.) in Mexiko vorkommt. Die *Xenodusa* leben teilweise bei *Formica*, teilweise bei *Campo-*



Fig. 5. Lomechusa strumosa F. (5fach vergrößert).

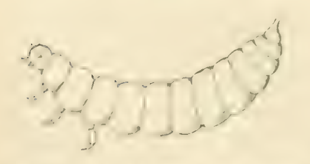


Fig. 6. Larve von Lomechusa strumosa (5fach vergrößert).

notus, und zwar so, daß dieselbe Art meist doppelwirtig ist, wie unsere *Atemeles;* ihre Larven werden wahrscheinlich bei Formica erzogen [1]. Die außerordentlich langen Fühler und Beine von *Xenodusa* zeigen übrigens eine ausgesprochene Anpassung dieser Gattung an die Lebensweise bei *Camponotus.* Hätten diese Käfer nicht so lange Extremitäten, so wäre es ihnen unmöglich, einen gastlichen Verkehr mit *Camponotus* zu unterhalten, da diese Ameisen viel größer sind als die *Xenodusa;* die Gäste müssen daher ihre Fühler hoch hinaufstrecken und ihren Körper auf den langen Beinen hoch in die Luft heben, wenn sie einen ihrer riesigen Wirte zur Fütterung auffordern oder wenn sie von ihm gefüttert werden.

Nun kommt eine interessante stammesgeschichtliche Frage. Bei welcher jener drei Ameisengattungen hat die Stammform der *Lomechusini* gelebt, bei *Formica,* bei *Myrmica* oder bei *Camponotus?* Welcher dieser Gattungen gebührt daher das Verdienst, diese echten Gäste erzogen und ihre heutigen Anpassungscharaktere durch die „Amikalselektion" zu immer höherer Vollkommenheit herangezüchtet zu haben?

Camponotus ist eine kosmopolitische Ameisengattung, die auch auf der südlichen Halbkugel in einer Unzahl von Arten vertreten ist, und zwar in einer weit größeren Menge und Mannigfaltigkeit als auf der nördlichen Halbkugel. Die Gattung *Myrmica* gehört vorwiegend der paläarktischen und der nearktischen Region an, aber einige ihrer Arten finden sich in Asien noch auf der Südseite des Himalaja, in Birma. Die Gattung *Formica* endlich ist ausschließlich paläarktisch und nearktisch. Nun reicht aber das geographische Verbreitungsgebiet der *Lomechusini* gerade so weit wie dasjenige der Gattung *Formica,* während dasjenige der Gattung *Myrmica* etwas größer und endlich dasjenige von *Camponotus* viel größer ist. Wir dürfen hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß die *Lomechusini* ein Züchtungsprodukt des Symphilie-Instinktes der Gattung *Formica* darstellen, und daß die Anpassungen von

[1] P. Muckermanns Beobachtungen in Prairie du Chien (Wisconsin) haben diese Vermutung für *Xenodusa cara* Lec. bereits bestätigt. Dieselbe läßt ihre Larven erziehen bei einer nordamerikanischen Rasse unserer blutroten Raubameise (*Formica sanguinea* subsp. *rubicunda* Em.), bei welcher die Erziehung dieser Adoptivlarven ganz wie bei uns zur Entwicklung von Pseudogynen in der betreffenden Ameisenkolonie führt. Der Käfer selbst wird meist bei *Camponotus pennsylvanicus* Deg. und *pictus* For. gefunden. (Vgl. Neue Bestätigungen der Lomechusa-Pseudogynen-Theorie 106.)

Atemeles an *Myrmica* und von *Xenodusa* an *Camponotus* erst späteren, sekundären Ursprungs sind.

Dies ist allerdings bloß eine Hypothese, aber eine sachlich begründete und für das Verständnis der morphologischen wie der biologischen und tiergeographischen Eigentümlichkeiten der *Lomechusini* sehr fruchtbare Hypothese. Die tatsächliche geographische Verbreitung dieser Gruppe von Ameisengästen läßt sich ohne jene Hypothese überhaupt nicht erklären. Auch der merkwürdige Umstand, daß heute noch sämtliche *Atemeles*-Arten ihre Larven bei *Formica* erziehen lassen, obwohl sie im übrigen besser dem Verkehre mit *Myrmica* angepaßt sind, deutet darauf hin, daß ihre Vorfahren auch als Käfer bei *Formica*, nicht bei *Myrmica* gelebt haben. Ebenso ließe sich noch durch eine nähere, von biologischen Gesichtspunkten geleitete Prüfung der morphologischen Eigentümlichkeiten der *Lomechusini* zeigen, daß ihre fundamentalen Anpassungscharaktere auf die Vergesellschaftung mit der Gattung *Formica* berechnet sind. Deshalb stellt auch die Gattung *Lomechusa*, welche ihrer ursprünglichen Wirtsgattung *Formica* ausschließlich treu geblieben ist, tatsächlich die höchste Entwicklungsstufe des Symphilentypus innerhalb der *Lomechusini* dar.

Dagegen vermag die Konstanztheorie keine einzige dieser Erscheinungen wirklich zu erklären. Sie kann uns nur die Versicherung geben, daß die einzelnen Gattungen und Arten der *Lomechusini* eigens für ihre normalen Wirte „geschaffen" worden seien. Warum die Gattungen *Atemeles* und *Xenodusa* mehrwirtig sind, vermag sie uns nicht anzugeben, ebensowenig wie sie uns eine Erklärung zu geben im stande ist für die hohe Entwicklung der gelben Haarbüschel und der übrigen auf die Symphilie bezüglichen „Anpassungscharaktere" der *Lomechusini*. Noch viel weniger endlich kann sie uns verständlich machen, weshalb die Gattung *Camponotus* nicht auch auf der südlichen Halbkugel unserer Erde die schöne und für ihre Wirte so liebenswürdige Gattung *Xenodusa* als Gast besitzt, deren lange Fühler und Beine doch „wie geschaffen sind" für den freundschaftlichen Verkehr mit der Gattung *Camponotus*. Dies ist um so schwerer begreiflich, weil auch die Larven von *Camponotus* gleich jenen von *Formica* vor der Verpuppung einen Kokon spinnen. Da nur solche Ameisen, welche gewohnt sind, ihre eigenen Larven vor der Verpuppung mit einem Erdgehäuse zu bedecken, unter welchem letztere ihren Kokon verfertigen, auch den Larven der *Lomechusini* denselben notwendigen Dienst zu leisten in der Lage sind, so kann man wohl sagen, die *Atemeles*

müßten deshalb ihre Larven auch heute noch bei *Formica* erziehen lassen, weil ihre sekundären Wirte aus der Gattung *Myrmica* stets kokonlose Puppen haben und deshalb den *Atemeles*-Larven bei der Vorbereitung zur Verpuppung nicht behilflich sein könnten. Aber für *Camponotus* fällt dieser Grund fort. Wenn somit die *Xenodusa*-Arten ebenso wie die *Atemeles*-Arten trotzdem nur im Verbreitungsgebiete der Gattung *Formica* vorkommen, so ist dies nur daraus erklärlich, daß sämtliche *Lomechusini* ursprünglich bloß bei *Formica* lebten und erst später teilweise auch zu andern Ameisengattungen (*Myrmica* bezw. *Camponotus*) übergingen, bei denen sie jetzt einen Teil ihres Imagolebens zubringen.

Mit jenem Wirtswechsel ging aber auch die morphologische Differenzierung der drei Gattungen *Lomechusa, Atemeles* und *Xenodusa* Hand in Hand. Zu echten *Lomechusa* entwickelten sich jene Arten der *Lomechusini*, welche einwirtig blieben, indem sie auch fürderhin bei bestimmten *Formica*-Arten ihren ganzen Lebenslauf durchmachten; zu *Atemeles* und *Xenodusa* entwickelten sich dagegen jene Arten, welche doppelwirtig wurden, indem erstere der Gesellschaft von *Myrmica*, letztere der Gesellschaft von *Camponotus* sich anpaßten und nur noch zur Fortpflanzungszeit zu jenen *Formica*-Arten zurückkehrten, bei denen sie ihre Larven erziehen ließen. Diese stammesgeschichtliche Auffassung gibt uns die einzige natürliche Erklärung sowohl für den gemeinschaftlichen morphologischen und biologischen Charakter der Lomechusini, als auch für die Verschiedenheiten, denen wir innerhalb jener Käfergruppe begegnen.

Welches waren wohl die Gesetze, welche die Stammesentwicklung der *Lomechusini* leiteten? Als Stammform ist wahrscheinlich eine Aleocharine anzusehen, die mit *Myrmedonia* verwandt war, einer Gattung, welche bereits in der mittleren Tertiärzeit lebte und im baltischen Bernstein fossil erhalten ist. Die hypothetische Stammform muß in ihrer Entwicklungsanlage jedenfalls die Anpassungsfähigkeit an das echte Gastverhältnis besessen haben, sowohl in organischer wie in psychischer (instinktiver) Beziehung. Auf dieser Grundlage kann bei einem Kurzflügler, der wie unsere meisten Myrmedonien heute noch — wahrscheinlich ursprünglich als Raubtier und feindlich verfolgter Einmieter in die Gesellschaft einer miozänen *Formica*-Art sich eingeschlichen hatte, die allmähliche Entstehung des echten Gastverhältnisses erfolgt sein, welches namentlich in der stärkeren Entwicklung des Fettgewebes, in der Ausbildung größerer gelber Haarbüschel an den Hinterleibsseiten und in der Umbildung der

Mundteile sowie teilweise auch der Fühler seinen morphologischen Ausdruck fand. Die Steigerung des Fettreichtums der Gewebe des Käfers ermöglichte die Ausscheidung eines für den Geruchs- und Geschmackssinn der Ameisen angenehmen flüchtigen Fettproduktes, welches diese vom Körper ihres Gastes ableckten. Dieses Fettprodukt bildet nämlich den eigentlichen biologischen Grund, weshalb jene Käfer von den Ameisen gastlich gepflegt werden[1]. Da jenes Exsudat bei den Kurzflüglern hauptsächlich zwischen den seitlichen Segmentspalten des fettreichen Hinterleibes abgesondert wird, wurden auch die Vorfahren der *Lomechusini* hauptsächlich an den Seiten des Abdomens beleckt. Durch den erhöhten Hautreiz, der dadurch auf jene Körperstellen ausgeübt ward, ist wahrscheinlich die stärkere Entwicklung der daselbst befindlichen Sinnesborsten befördert worden, die als Reizborsten bei der Beleckung die Abscheidung des Exsudates auslösen und zugleich als Verdunstungstrichome die raschere Verteilung desselben bewirken. Die Umbildung der Mundteile des Käfers, welche hauptsächlich in der Verbreiterung der Zunge sich äußert, hängt zusammen mit dem eigentümlichen Instinkte dieser echten Gäste, ihre Wirte durch Fühlerschläge oder überdies auch durch Streicheln der Kopfseiten der Ameise mittelst der erhobenen Vorderfüße zur Fütterung aufzufordern und sich aus dem Munde ihrer Wirte füttern zu lassen. Mit den körperlichen Veränderungen, welche das echte Gastverhältnis bei den Vorfahren der Lomechusini mit sich brachte, mußte daher auch eine entsprechende Umbildung des Instinktes der betreffenden Käfer sich verbinden. Indem nun die Ameisen ihrerseits jene Gäste mit besonderer Vorliebe pflegten, die ein reichlicheres Fettprodukt abzusondern im stande waren, und indem sie schließlich sogar die Larven dieser „Ameisenfreunde" gleich der eigenen Brut erzogen, übten sie eine eigentliche instinktive Zuchtwahl aus, die ich als „Amikalselektion" bezeichnete[2].

Die Naturauslese Darwins mit ihrer uneigentlichen Zuchtwahl (Naturalselektion) begünstigte die Entwicklung des echten Gastverhältnisses auf seiten der Käfer. Jene Individuen, welche sich gegen die anfangs noch gewalttätige Behandlung, die sie von den Ameisen erfuhren[3], als

[1] Über die Exsudatorgane und Exsudatgewebe der echten Ameisengäste und Termitengäste erscheint soeben eine eigene Studie im „Biolog. Zentralbl." 1903.

[2] Vgl. „Biolog. Zentralbl." 1901, Nr 23, 738 ff.

[3] *Atemeles* und *Lomechusa* werden auch heute noch bei der Beleckung durch die Ameisen oft gewaltsam gezerrt, wenn die Gäste alt sind und ihr Exsudatgewebe erschöpft ist.

widerstandsfähiger erwiesen, und welche zugleich die von der Naschhaftigkeit der Ameisen an die Exsudatorgane der Käfer gestellten Anforderungen besser zu befriedigen vermochten, besaßen ohne Zweifel einen erheblichen Vorteil im Kampfe ums Dasein. Anderseits mußte jedoch dieselbe Naturauslese, welche die Entwicklung des echten Gastverhältnisses auf seiten der Gäste förderte, ihr auf seiten der Ameisen entgegenwirken, sobald letztere begannen, auch die Larven jener Käfer zu erziehen; denn die Larven der *Lomechusini* sind die verderblichsten Feinde der Ameisenbrut, indem sie die Eierklumpen und die jungen Larven ihrer Wirte massenhaft verzehren und schließlich sogar eine Entartung des normalen Brutpflegeinstinktes der Wirte veranlassen, die zur Erziehung der krüppelhaften „Pseudogynen" führt. Daher waren jene *Formica*-Kolonien, welche keine oder wenigstens eine geringere Neigung zur Pflege jener Kuckucksbrut besaßen, ohne Zweifel von jeher besser existenzfähig als jene Kolonien, in denen die instinktive Neigung zur Erziehung obiger Käferlarven sich entwickelte. Hieraus folgt, daß die Naturauslese es niemals so weit kommen lassen durfte, daß die Ameisen in ihren „echten Gästen" ihre schlimmsten Feinde selber züchteten. Die Naturalselektion mußte stets jene *Formica*-Weibchen bevorzugen, in deren Keimesanlage jener verhängnisvolle Instinkt der Ameisenarbeiterinnen nicht oder nur in geringerem Grade enthalten war. Mit andern Worten: die Naturalselektion mußte der Amikalselektion konstant entgegenwirken, sobald durch letztere die Entwicklung des echten Gastverhältnisses bis zu einem Grade gesteigert wurde, der für die Erhaltung der Wirtsart selber offenbar schädlich war. Nun besitzen aber die *Formica*-Arten tatsächlich den erblichen Instinkt, bestimmte Käferarten aus der Gruppe der Lomechusini gastlich zu behandeln und deren Larven zu erziehen trotz des Schadens, den diese ihnen zufügen. Also können wir vom entwicklungstheoretischen Standpunkte aus mit Recht sagen: Die Amikalselektion hat über die Naturalselektion den Sieg davongetragen; letztere hat sich hier nicht als „allmächtig", sondern eher als „ohnmächtig" erwiesen.

3. Ein anderes Beispiel für die Unentbehrlichkeit der Entwicklungstheorie zur Erklärung der interessanten Tatsachen der Myrmekophilie und Termitophilie bietet uns eine Reihe von Kurzflüglern aus der Unterfamilie der Aleocharinen, die als Vertreter des Mimikrytypus bei den Wanderameisen (Dorylinen) der Neuen und der Alten Welt leben. (Fig. 7 u. 8.) Die Mimikry dieser Gäste ist an erster Stelle auf Täuschung des Fühler-

tastsinnes ihrer teils blinden, teils mit kleinen einfachen Augen (statt der gewöhnlichen Netzaugen) ausgestatteten Wirte gerichtet; daher gipfelt sie in der Ähnlichkeit der Körpergestalt und namentlich der Fühlerbildung von Gast und Wirt, indem letztere nicht bloß eine passive, sondern überdies eine aktive Täuschung der Wirte durch jene Gäste ermöglicht. Diese Gesetzmäßigkeit gilt ebenso für die Gesellschafter der neotropischen Wanderameisen der Gattung *Eciton* wie für die Begleiter der afrikanischen Treiberameisen *Anomma* und ihrer unterirdisch jagenden Verwandten aus der eigentlichen Gattung *Dorylus*.

Vergleichen wir nun die Dorylinen-Gäste des Mimikrytypus in der Alten und Neuen Welt untereinander, so finden wir, daß auffallend ähnliche Formen dieses biologischen Typus bei den brasilianischen wie bei den afrikanischen Wanderameisen leben. Diese sonderbare Ähnlichkeit beruht jedoch nicht auf einer näheren systematischen Verwandtschaft der betreffenden Käfergattungen untereinander, also auch nicht auf einer unmittelbaren Stammesverwandtschaft. Zwischen der Gattung *Mimeciton* (Fig. 7), die als höchste Vertreterin des Mimikrytypus in Brasilien bei *Eciton praedator* lebt, und der Gattung *Dorylomimus*, die als höchste Vertreterin desselben biologischen Typus im tropischen Afrika bei *Anomma Wilverthi* lebt, besteht zwar eine überraschende Ähnlichkeit des sog. Habitus, d. h. der gesamten äußeren Erscheinung; bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß diese Ähnlichkeit nur auf den sogen. Anpassungscharakteren beruht, nicht aber auf den biologisch indifferenten Merkmalen, die bei beiden Gattungen grundverschieden sind; von einer näheren Stammesverwandschaft beider kann daher keine Rede sein. Dasselbe ergibt sich, wenn wir die Gäste des Mimikrytypus, die bei verschiedenen Arten von ein und derselben Ameisengattung Eciton im tropischen und subtropischen Amerika leben, untereinander vergleichen: auch hier zeigen sich wiederum frappante Ähnlichkeiten des Habitus, aber keine nähere systematische Verwandtschaft; sie sind im Gegenteil so sehr voneinander verschieden, daß sie ganz verschiedene systematische Gattungen wie *Mimeciton* (Fig. 7),



Fig. 7. Mimeciton pulex Wasm. (S. Paulo, Brasilien). (11fach vergrößert.)

Ecitophya (Fig. 8), *Ecitonidia* usw. bilden. Wie sollen wir nun diese befremdliche Tatsache erklären?

Die Konstanztheorie kann uns darauf nur erwidern: „Die betreffenden Gattungen und Arten der Gäste wurden zugleich mit und speziell für die entsprechenden Gattungen und Arten der Wirte unmittelbar geschaffen: die ‚Harmonie des Universums' erforderte jene mannigfaltige Verschiedenheit der Gäste, die ihren Wirten sich nicht ‚angepaßt haben', sondern einfach ‚für dieselben passend' erschaffen worden sind." Weshalb aber die so große systematische Verschiedenheit der Vertreter des nämlichen biologischen Typus sogar bei den Arten derselben Wirtsgattung, und zwar eine Verschiedenheit, die trotzdem durch eine so sonderbare habituelle Ähnlichkeit „maskiert" wird, daß man einen afrikanischen *Dorylomimus* sofort als einen Doppelgänger des brasilianischen *Mimeciton* erkennt? Dafür



Fig. 8. Ecitophya simulans Wasm. (S. Catarina, Brasilien). (7fach vergrößert.)

vermag uns die Konstanztheorie gar keine Erklärung zu bieten. Sie vermag es um so weniger, uns hierüber aufzuklären, da wir ohne Zweifel die systematischen „Arten" innerhalb einer und derselben Wirtsameisengattung, z. B. *Eciton*, auf einen gemeinsamen Stamm zurückführen müssen, von welchem aus die Differenzierung der heutigen Arten von *Eciton* durch einen natürlichen Entwicklungsprozeß erfolgte. Formen, die einander so ähnlich sind wie *Eciton Foreli* und *quadriglume*, *praedator* und *coecum*, wird schwerlich jemand für ursprünglich getrennte Arten halten. Nun haben aber diese Arten, vorzüglich als Gäste des Mimikrytypus, Gesellschafter, die voneinander größtenteils sehr weit verschieden sind, ja teilweise sogar verschiedene systematische Gattungen darstellen. Wann sollen diese Gäste geschaffen worden sein? Ihre Hervorbringung in ihrer heutigen Form hatte erst dann einen Sinn, nachdem die betreffenden Ameisen, ihre Wirte, bereits zu den heutigen Arten differenziert waren. Wir

müßten also annehmen, die Wirte hätten sich zwar auf natürlichem Wege entwickelt, die Gäste seien aber erst nachträglich „hinzugeschaffen" worden. Das Gezwungene und Inkonsequente dieser Erklärung dürfte auf der Hand liegen.

Die Entwicklungstheorie dagegen sagt: „Jene Gäste haben sich aus ähnlichen oder teilweise sogar aus identischen Stammformen, unter denen namentlich die geologisch sehr alte und kosmopolitische Gattung *Myrmedonia* in Betracht kommt, im Laufe der Zeit entwickelt, und zwar im innigen Anschluß an die Entwicklung ihrer betreffenden Wirte." Die auffallende Ähnlichkeit, die wir, verbunden mit einer noch viel größeren systematischen Verschiedenheit, zwischen den verschiedenen Gattungen der Gäste des Mimikrytypus finden, ist das Ergebnis einer allmählichen oder vielmehr einer stufenweisen Anpassung, welche bei den Gästen der verschiedenen Wirtsgattungen und Arten auf ähnliche, aber doch völlig selbständige und eigenartige Weise erfolgte. Die Ähnlichkeiten sind bedingt durch die allgemeinen Gesetze des Mimikrytypus der Dorylinen-Gäste, welcher eine den Fühlertastsinn der Wirte erfolgreich täuschende Ähnlichkeit der Körperform zwischen Gast und Wirt, insbesondere aber (auf der höchsten Stufe des Mimikrytypus) eine große Ähnlichkeit der Fühlerform des Gastes mit jener des Wirtes erfordert. Aus dem Prinzip, „wenn zwei Dinge einem dritten gleich sind, so sind sie auch untereinander gleich", erklärt sich die sonderbare Ähnlichkeit, die zwischen den höchsten Vertretern des Mimikrytypus unter den Dorylinen-Gästen verschiedener Erdteile obwaltet: weil sie ihren Wirten gleichen, deshalb gleichen sie sich auch untereinander. Die Verschiedenheiten dagegen sind bedingt, teils durch die ursprüngliche Verschiedenheit der betreffenden Stammformen, teils durch die Verschiedenheiten der Körperbildung und der Lebensweise der betreffenden Wirtsgattungen und Arten, teils durch die Verschiedenheit der Wege, auf denen eine gewisse Ähnlichkeit der Körperbildung und Fühlerbildung des Gastes mit jener des Wirtes im einzelnen sich entwickeln konnte, teils endlich durch die verschieden hohe Entwicklungsstufe des Mimikrytypus bei den verschiedenen Vertretern desselben. Hier bietet sich uns eine wirkliche Erklärung der betreffenden Tatsachen, eine Erklärung, die zwar einen hypothetischen Charakter besitzt, aber den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden vermag.

Auf die verschieden hohe Entwicklungsstufe des Mimikrytypus bei manchen Gästen, die bei derselben Wirtsameise, z. B. bei *Eciton Foreli*,

leben, sei hier noch besonders aufmerksam gemacht. Der Mimikrytypus steht dem indifferenten Typus[1] tatsächlich nicht schroff und unvermittelt gegenüber, sondern es gibt nicht wenige Fälle, in denen es überhaupt zweifelhaft bleibt, ob wir die betreffende Gastgattung oder Gastart noch zum indifferenten Typus oder bereits zum Mimikrytypus rechnen sollen. Wenn eine natürliche Anpassung der Gäste an ihre Wirte stattgefunden hat, sei es durch allmähliche oder durch sprungweise Variationen, so ist es auch leicht begreiflich, daß wir verschiedene Entwicklungsstufen des Mimikrytypus vorfinden müssen, auf denen die betreffenden Gäste stehen blieben, falls nicht die Anpassungsnotwendigkeit, die für verschiedene Formen sehr verschieden war, eine Steigerung der Anpassungshöhe erforderte.

Vergleicht man ferner die Dorylinen-Gäste des Mimikrytypus mit den Gästen des Trutztypus (Fig. 9 u. 10), die bei denselben Wirten leben und zu den systematischen Unterfamilien der *Xenocephalini* und *Pygostenini* gehören, so zeigt sich ein auffallender Unterschied. So groß die Mannigfaltigkeit und systematische Verschiedenheit der Formen des Mimikrytypus ist, so groß ist die Einförmigkeit und systematische Einerleiheit der Formen des Trutztypus der Dorylinen-Gäste. Seine neotropischen Vertreter gehören fast alle zur Gattung *Xenocephalus* (Fig. 9), deren einander meist sehr ähnliche Arten bei den verschiedenen Arten der Gattung *Eciton* leben, während die altweltlichen Vertreter desselben Typus zu den Gattungen *Pygostenus*, *Dorylomenus* (Fig. 10) usw. zählen, die ebenfalls unter sich sehr ähnlich sind und Gruppen untereinander sehr ähnlicher Arten umfassen. Auch dieser eigentümliche morphologische Gegensatz zwischen den mannigfaltigen Formen des Mimikrytypus und den einförmigen Vertretern des Trutztypus wird durch die Prinzipien der Entwicklungstheorie ganz einfach und natürlich erklärt. Die Gäste des Trutztypus müssen eine größere Summe gemeinsamer morphologischer Merkmale besitzen, weil die Anpassung förmlich hinarbeitete auf die Einförmigkeit seiner Mitglieder:



Fig. 9. Xenocephalus limulus Wasm. (Rio de Janeiro). (7fach vergrößert.)

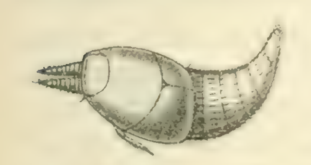


Fig. 10. Doryloxenus Lujae Wasm. (Congo). (22fach vergrößert.)

[1] Der letztere umfaßt jene Gäste, welche die ursprüngliche Gestalt ihrer nicht myrmekophilen Verwandten beibehalten haben.

sie beförderte die Entwicklung einer bestimmten schildkrötenartigen Körperform, die Umbiegung des Kopfes auf die geschützte Unterseite der Tiere, die Verkürzung und Verbreiterung der Fühler, die Verkürzung und Bedornung der Beine usw.; das Resultat dieser Anpassung mußte daher ein durchaus einförmiges sein, wie es die als *Xenocephalini* und als *Pygostenini* bezeichneten Unterfamilien zum Ausdruck bringen. Dagegen mußte anderseits das Resultat der Entwicklung der Gäste des Mimikrytypus ein sehr mannigfaltiges sein; denn die auf Täuschung des Tastsinns der Wirte berechnete Mimikry gestattet ihrer Natur nach die verschiedensten Grade und die verschiedensten Einzelausführungen der Mimikryformen. Wie jene von der Anpassung geleitete Entwicklung in den einzelnen Fällen verlaufen ist, darüber vermögen wir allerdings nur Vermutungen aufzustellen. So viel dürfte sich jedoch aus den obigen Ausführungen zuverlässig ergeben, daß die Entwicklungstheorie auf diesem Gebiete wahrhaft befriedigende Erklärungsversuche zu bieten vermag, während die Konstanztheorie gar nichts zu „erklären" im stande ist.

Ziehen wir nun noch einen Vergleich zwischen den *Eciton*-Gästen des tropischen und subtropischen Amerika und den *Atta*-Gästen desselben Faunengebietes. Die *Atta* gehören gleich den *Eciton* zu den „dominierenden" Formen in der neotropischen Ameisenfauna, welche ihr eigentümliches Gepräge durch diese Gattungen erhält; zugleich spielen dieselben eine wahre Großmachtrolle im Kampfe ums Dasein, *Eciton* als Bekrieger der übrigen Insektenwelt, *Atta* als Bekrieger der Pflanzenwelt. Während die *Eciton* räuberische Wanderameisen sind, sind die *Atta* Blattschneiderameisen und Pilzzüchter. Während erstere meist gar keine dauernden Nester haben, besitzen letztere große Nester von manchmal ungeheurer unterirdischer Ausdehnung, wo sie die eingetragenen Blattstücke zur Kultur einer Pilzart (*Rhozites gongylophora*) verarbeiten, welche sie als Nahrungsmittel für sich und für ihre Brut verwerten. Da die Käferfamilie der Kurzflügler in modernden Pflanzenstoffen ihren Lieblingsaufenthalt hat, sollte man erwarten, daß die Zahl der ausschließlich attophilen Staphylinidengattungen eine weit größere sei als die Zahl der ausschließlich ecitophilen Gattungen derselben Käferfamilie. Dies ließe sich um so mehr voraussetzen, da die Gesellschafter, welche in den *Atta*-Nestern sich niederlassen, viel weniger Gefahr laufen, von ihren eigenen Wirten gefressen zu werden, als die Begleiter der räuberischen Wanderameisen. Wenn daher die Gäste ursprünglich für ihre betreffenden Wirte „unmittelbar geschaffen" worden wären, so müßten

wir eine große Zahl eigentümlicher attophiler Kurzflüglergattungen finden und nur eine geringe Zahl ecitophiler.

Was sagen hierzu die Tatsachen? Sie zeigen uns das gerade Gegenteil von jener Voraussetzung verwirklicht. Unter den bisher bekannten 21 Kurzflüglergattungen, welche gesetzmäßig in der Gesellschaft von *Eciton* lebende Arten umschließen, sind 20 eigene Gattungen, welche ausschließlich aus *Eciton*-Gästen bestehen, und bloß eine einzige Gattung (*Myrmedonia*), welche außer den ecitophilen Arten auch solche umfaßt, die teils bei andern Ameisen, teils überhaupt nicht in Gesellschaft von Ameisen leben. Dagegen sind unter den ungefähr zwölf Kurzflüglergattungen, welche *Atta*-Gäste enthalten, nur zwei Gattungen (*Attonia* und *Smilax*), welche ausschließlich attophil sind, während alle übrigen Gattungen neben den attophilen Arten auch solche umschließen, die entweder bei andern Ameisen oder überhaupt gar nicht bei Ameisen leben. Diese Tatsachen reden eine deutliche Sprache. Sie weisen uns darauf hin, daß die Gesetze der Anpassung es sind, welche die so verschiedene Verteilung der Gäste von *Eciton* und *Atta* bedingen. Gerade weil die Wanderameisen gefräßige und außerordentlich bewegliche Insektenräuber sind, deshalb haben sie so viele eigentümliche Gastgattungen, die sich ihnen angepaßt haben, um nicht bloß nicht selber vernichtet zu werden, sondern überdies aus der Bundesgenossenschaft mit jenen Räubern einen reichlichen Beuteteil zu gewinnen. Und gerade weil die Blattschneiderameisen friedliche Blattschneider und Pilzzüchter sind, deshalb haben sie so wenige eigentümliche Gastgattungen trotz der günstigen Existenzbedingungen, die sich für die Familie der Kurzflügler in den *Atta*-Nestern bieten.

Die Gesetzmäßigkeit, welche dieser scheinbar so paradoxen Erscheinung zu Grunde liegt, läßt sich in biologischer Sprache folgendermaßen kurz ausdrücken: Für die *Eciton*-Gäste bestand eine viel größere Anpassungsnotwendigkeit als für die *Atta*-Gäste. Durch die größere Anpassungsnotwendigkeit ward aber auch die größere Anpassungshäufigkeit und der höhere Anpassungsgrad der *Eciton*-Gäste gegenüber den *Atta*-Gästen bedingt. Diese Gesetzmäßigkeit wird aber nur durch die Entwicklungstheorie erklärt, nicht durch die Konstanztheorie, welche keine auf Anpassung beruhende Umbildung der systematischen Arten zuläßt.

Es scheint mir somit wirklich, daß die Entwicklungstheorie nicht bloß „etwas Bestechendes“ habe für die Erklärung derartiger Tatsachen, sondern

daß sie auch einzig im stande sei, dieselben wirklich befriedigend zu erklären, wenngleich wir das wie der betreffenden Entwicklungsvorgänge noch nicht so genau anzugeben vermögen, als wir es bei der Differenzierung der *Dinarda*-Arten vermochten.

Immerhin sollen über die Gesetze, welche die Entwicklung der Dorylinen-Gäste des Mimikrytypus leiteten, wenigstens einige Andeutungen beigefügt werden. Die äußere Direktive der mannigfaltigen Entwicklungsrichtungen, die schließlich in so extremen Formen wie *Mimeciton, Ecitophya, Dorylomimus, Dorylostethus* usw. gipfelten, wurde wahrscheinlich durch die Naturzüchtung geboten, indem unter den Begleitern jener Wanderameisen eben solche Formen, die durch die Ähnlichkeit der Gestalt und namentlich der Fühlerbildung mit ihren Wirten den Fühlertastsinn der letzteren erfolgreich zu täuschen vermochten, besonders günstige Lebensverhältnisse fanden; sie waren nicht bloß vor den Angriffen ihrer eigenen Wirte besser geschützt, sondern vermochten auch an der Beute derselben, die hauptsächlich in Kerbtieren besteht, reichlicheren Anteil zu nehmen, ja sogar an der Brut ihrer eigenen Wirte nebenbei ungestraft zu zehren. Das Zustandekommen jener Entwicklungsrichtungen läßt sich jedoch durch die Naturzüchtung allein keineswegs erklären; denn das Material zu ihrer Auslese mußte durch die bereits vorhandenen Gestaltungsrichtungen jener Käfergattungen geliefert werden. Anderseits dürfen wir jene Gestaltungsrichtungen nicht etwa bloß im Sinne allgemeiner Wachstumsgesetze auffassen, wie die Eimersche Orthogenesis es tut; denn die Wachstumsgesetze der ursprünglichen Stammformen jener Käfergattungen konnten nur wenig verschieden sein von denjenigen ihrer nächsten systematischen Verwandten aus der Familie der Kurzflügler. Weshalb gerade die Gäste des Mimikrytypus zu so außerordentlich mannigfaltigen, sowohl von ihren Stammformen als untereinander systematisch so weit verschiedenen Gattungen sich differenziert haben, dafür können wir in den allgemeinen Wachstumsgesetzen der Staphyliniden keinen ausreichenden Erklärungsgrund finden. Wir müssen daher annehmen, daß die Entwicklungsrichtungen der Stammformen der Gäste des Mimikrytypus durch ihre innere Anpassungsfähigkeit an neue biologische Verhältnisse in hohem Grade beeinflußt und modifiziert wurden, so daß spontane Abweichungen von der ursprünglichen Gestalt eintraten, welche die Richtung zum Mimikrytypus einschlugen, und zwar verschiedene Richtungen je nach der Verschiedenheit der Wirtsgattungen

und Arten, bei denen sie lebten. Die weitere Ausbildung dieser Entwicklungsrichtungen kann ferner nicht durch allmähliche Häufung unzähliger ganz geringfügiger Variationen erfolgt sein, wie der Darwinismus es verlangt. Sonst brauchten wir für die Entstehung einer einzigen Gattung wie *Mimeciton* einen Zeitraum von mindestens Hunderttausenden von Jahren. Minimale Variationen konnten ja auch im Kampfe ums Dasein hier kaum von Nutzen sein, weil sie den Fühlertastsinn der Ameisen nicht erfolgreich zu täuschen vermochten und deshalb den Gästen nichts nützten. Wir sind daher genötigt, eine mehr oder minder sprungweise Entwicklung der Gäste des Mimikrytypus anzunehmen. So zeigt sich also auch hier die darwinistische Selektionstheorie als ebenso unzureichend wie die ihr direkt entgegengesetzte Eimersche Orthogenesis. Die innere Anpassungsfähigkeit des Organismus, welche auf äußere Einflüsse in zweckmäßiger Weise zu reagieren und zugleich die einmal erworbenen zweckmäßigen Abänderungen auch durch Vererbung konstant festzuhalten und weiterzubilden vermag, scheint mir die eigentliche Lösung dieses rätselhaften Entwicklungsprozesses zu bieten.

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß insbesondere bei *Mimeciton* (Fig. 7) gewisse Eigentümlichkeiten sich finden, welche weder durch Naturzüchtung noch durch allgemeine Wachstumsgesetze erklärlich sind, so z. B. die Verwandlung der Netzaugen dieses Käfers in einfache Ocellen, die den einfachen Augen der Wirtsameise *(Eciton praedator)* gleichen, aber in der Grube der Fühlerbasis versteckt sind. Diese „exzessive Mimikry“ der Augenbildung von *Mimeciton* ist um so merkwürdiger, da derselbe mit seinen Wirten häufig auch bei Tageslicht marschiert. Sie macht den Eindruck, als ob die einmal eingeschlagene nützliche Entwicklungsrichtung zum Mimikrytypus hier bis über die Grenze der Nützlichkeit hinaus noch weiter verfolgt worden sei, eine Erscheinung, welche Brunner von Wattenwyl als „Hypertelie“ bezeichnete.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Die moderne evolutionistische Weltanschauung in ihren Konsequenzen.

Christentum und Evolutionismus! das sind die beiden großen Gegensätze, welche die heutige zivilisierte Menschheit in zwei feindliche Heerlager scheiden. Wer heute nicht auf dem Boden des positiven Christentums steht, der ist ein Anhänger der Entwicklungslehre und zwar in dem Sinne einer konsequent durchgeführten Weltanschauung.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Entwicklungshypothese werde vor dem Menschen mit seinem geistigen, sittlichen und religiösen Leben Halt machen. Diese Zeit ist längst vorbei. Auch der Mensch ist ganz in die Entwicklungslehre hineinbezogen. Wie alles in der Welt, so gilt auch er als ein Produkt des allgewaltigen Entwicklungsprozesses, der ohne Beihilfe eines persönlichen, überweltlichen Schöpfers durch eigene, immanente Kräfte und Triebe alles Große und Herrliche im sichtbaren Universum hervorgezaubert hat.

In tausend und aber tausend Büchern und Schriften, in volkstümlichen und wissenschaftlichen Werken, in Zeitungen und Romanen steht heute zu lesen, wie alles in der Welt durch allmähliche Entwicklung und Umbildung erstanden sei, wie sich insbesondere der Mensch allmählich aus dem Tierreich emporgearbeitet habe. Es gibt nichts so Großes, so Herrliches, Wunderbares, das man nicht mit dem Zauberworte „Entwicklung" glaubte erklären zu können. Und scheinen die Schwierigkeiten für die Erklärung eines Phänomens gar zu groß, so verlängert man bloß die Entwicklungsperiode um einige Tausende oder Millionen von Jahren und auch das Unmögliche wird möglich. Weichen auch die Schilderungen dieses Werdeprozesses im einzelnen noch so sehr voneinander ab, die Tatsache selbst, daß alles durch Entwicklung zu erklären sei, wird von allen als eine völlig unumstößliche vorausgesetzt.

Herbert Spencer war es, der zuerst die Entwicklungshypothese in einem vollständigen konsequenten philosophischen System auf das gesamte geistige Leben der Menschheit ausdehnte. Anfänglich fand sein Vorgehen heftigen und vielseitigen Widerspruch. Heute ist es schon anders geworden. O. Gaupp stellt sich in seiner Darstellung des Lebens und der Lehre Spencers die Frage, woher es komme, daß der Kampf für und

wider diesen Philosophen heute weniger akut sei als vor einigen zehn Jahren, und er findet den Grund für diese Tatsache einzig darin, „daß Spencers leitende Gedanken, die noch vor wenig mehr als einem Vierteljahrhundert die Welt abstießen und befremdeten, heute so gut zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, daß man bereits vergißt oder nicht mehr daran denkt, wem man sie verdankt“ [1].

Ja, so weit ist die evolutionistische Auffassung schon zur Herrschaft gelangt, daß jeder, der noch im Menschen das Geschöpf und Ebenbild Gottes erblickt, als unwissenschaftlich, rückständig, in mittelalterlichen Anschauungen befangen hingestellt wird. Für einen Gelehrten gehört heute schon ein gewisser Mut dazu, sich offen zum Glauben an Gott zu bekennen. Wer in weiten Kreisen Anklang finden will, darf nicht von Schöpfer und Schöpfung reden, er muß vielmehr einstimmen in den Lobgesang auf den großen, allmächtigen Entwicklungsprozeß, der Millionen und Milliarden von Jahren an dieser Welt gezimmert und aus den ursprünglichen Gasmassen in allmählichen Übergängen immer herrlichere Kunstwerke geschaffen hat bis hinauf zum Menschen mit seinem Denken und Wollen, seinen Künsten und Wissenschaften, seinem sittlichen und religiösen Leben.

Sieht man nur auf die Zahl der Anhänger der beiden großen Heerlager, des Evolutionismus und des positiven Christentums, so könnte man im christlichen Lager bange werden, denn ihre Zahl ist klein im Vergleich zu der der Gegner. Namentlich an unsern Hochschulen haben die Anhänger des Entwicklungsgedankens die unbestrittene Oberherrschaft, und sie benutzen alle Mittel, um dem Christentum das Wasser abzugraben.

Glücklicherweise kommt es in unserer Frage nicht auf die Zahl an. Ja, wenn die großen Weltprobleme sich mit Messen und Wägen, mit Analysieren und Sezieren, mit Mikroskop und Teleskop lösen ließen, dann stünde es allerdings schlimm um das Christentum. Doch dem ist Gott sei Dank nicht so. Die Fragen nach Wesen und Ursprung des Menschen, nach Entstehung und Endzweck der Welt sind keine bloß naturwissenschaftlichen Probleme. Alle Achtung vor den Vertretern ernster wissenschaftlicher Forschung, wenn sie auf ihrem Gebiete bleiben. Aber wenn der Naturforscher seinen Boden verläßt und anfängt, uns philosophische und theologische Vorlesungen über den tiefsten Grund alles Seins und Werdens zu halten, dann rufen wir ihm zu: Bleib bei deinem Leisten.

[1] Herbert Spencer [2] (1900) 2.

Es ist merkwürdig. Sonst verlangt man auf jedem Gebiete des Wissens gründliche Studien und Forschungen, man erlaubt nur dem Fachmann ein entscheidendes Wort mitzureden. Sobald es sich aber um die höchsten und tiefsten Probleme der Philosophie und Theologie handelt, glaubt sich jeder berechtigt, als Lehrer aufzutreten und der Welt ein neues Evangelium zu verkünden. Mancher, der immer nur in einen kleinen Winkel dieses Erdballs hineingeschaut, der sein Leben lang sich mit nichts als mit Chemie, Elektrizität, Pilzen und Käfern abgegeben oder an Leichen herumseziert hat, in der Philosophie und Theologie aber nie über die ersten Anfänge hinausgekommen ist, spricht doch mit unglaublicher Zuversicht über den Ursprung des Menschen und der Welt, über die Freiheit und Unsterblichkeit, über den Wert und die Tragweite der höchsten Denkprinzipien, kurz über die ganze Metaphysik und Theologie. Man denke nur an das Benehmen eines Haeckel und vieler seiner Gesinnungsgenossen. Und geradezu erstaunlich ist die Leichtigkeit, mit der sie mit sich darüber ins reine kommen, daß die Annahme eines persönlichen Schöpfers nicht nur völlig überflüssig, sondern unhaltbar sei.

Wir möchten aber heute nicht die Entwicklungslehre auf ihre Grundlagen prüfen, sondern den Leser einladen, einmal mit uns die Entwicklungshypothese zu Ende zu denken oder sich die Folgerungen zu vergegenwärtigen, zu denen sie notwendig führt. Ich zweifle sehr, ob sich die Anhänger dieser Hypothese immer dieser Folgerungen bewußt werden. Jedenfalls würden sich solche, die noch irgendwie am Christentum festhalten wollen, weniger leicht durch die Evolutionisten in ihrem Glauben irre machen lassen, wenn sie die Konsequenzen der modernen Entwicklungsidee besser überschauten. Für die richtige Würdigung einer Weltanschauung gibt es keinen besseren Maßstab als die Betrachtung der Konsequenzen, zu denen sie logisch führt.

1. Der moderne konsequente Evolutionismus als einheitliche Weltanschauung geht von der Grundvoraussetzung aus, es gebe *keinen persönlichen, außer- und überweltlichen Schöpfer*. Der Stoff, aus dem die Welt aufgebaut ist, existierte in irgend einer Form von Ewigkeit her und entwickelte sich durch die *in ihm auch heute noch wirkenden „immanenten" Kräfte und Gesetze*. Das ist das evolutionistische Grunddogma. Mit demselben wird selbstverständlich, wie der Glaube an Gott, so auch der Glaube an die Dreifaltigkeit, an die gnadenreiche Menschwerdung des Sohnes Gottes hinfällig und alles im eigentlichen Sinne

Übernatürliche und Wunderbare prinzipiell geleugnet. Der Evolutionismus ist also wesentlich naturalistisch, der grundsätzliche Gegner jedes Supernaturalismus.

Wir bitten den Leser, sich zu vergegenwärtigen, was das heißen will. Daß von diesem Standpunkt das ganze Christentum, so wie man es bisher allgemein aufgefaßt hat, nur als ein ungeheurer Betrug oder eine unbegreifliche Täuschung erscheinen muß, liegt auf der Hand. Alles, was uns in den heiligen Schriften von den göttlichen Verheißungen des kommenden Erlösers, von der gnadenreichen Geburt des Sohnes Gottes aus einer Jungfrau, von seinen wunderbaren Heilungen und Totenerweckungen, von seiner glorreichen Auferstehung und Himmelfahrt, von seinem einstigen Wiederkommen auf den Wolken des Himmels berichtet wird, gehört in das Reich der Mythen und Fabeln. Christus war — Gott verzeihe mir den Ausdruck — entweder ein infamer Betrüger oder ein halb wahnsinniger Schwärmer und Phantast, der sich fälschlich für den Messias und Sohn Gottes hielt. Auch die Apostel, die er in alle Welt hinaussandte, um sein Evangelium zu verkünden, waren entweder Mitschuldige am Betruge Christi oder jammervoll Betrogene, die für die Wahrheit eines Betruges oder einer Illusion in den Tod gingen.

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: Wenn keine Auferstehung der Toten ist, so ist auch Christus nicht auferstanden; ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich und vergeblich euer Glaube; dann seid ihr noch in Sünden, und wir, die wir in diesem Leben auf Christum hoffen, sind elender als alle Menschen [1]. Nach dem modernen Evolutionismus ist Christus nicht von den Toten auferstanden; es kann ja überhaupt keine Auferstehung von den Toten geben, und deshalb ist der Glaube aller Christen vergeblich, vergeblich ihre Hoffnung, töricht alles Kreuz und Leiden, das sie um der Liebe Christi willen und in der Hoffnung auf die Krone des ewigen Lebens bis auf den heutigen Tag auf sich genommen haben. Was nützt es dem hl. Paulus, daß er zu Ephesus mit wilden Tieren gekämpft? Was nützt es der unabsehbaren Schar christlicher Märtyrer, daß sie freudig für den Glauben an Christus die größten Leiden erduldet? Für ein törichtes Phantom oder für eine ungeheure Mystifikation sind die Erbarmenswerten in Qual und Tod gegangen!

[1] 1 Kor 15, 13 ff.

Da der Evolutionismus Christus und seine Apostel als Betrüger oder als phantastische Schwärmer auffassen muß, so entsteht gleich die weitere Frage, wie kam es, daß diese Betrüger oder Phantasten, die nie eine Schule besucht, die fast alle ehemalige Fischer oder Handwerker oder Zöllner waren, die weder Reichtum noch besondere Beredsamkeit besaßen, allgemein Glauben fanden, obwohl sie die strengsten Anforderungen in Bezug auf die Sittenlehre stellten und den Glauben an einen Gekreuzigten verlangten? Sie erkühnen sich zu sagen, wer nicht glaubt und sich taufen läßt, wird verdammt, und man glaubt ihnen und läßt sich taufen. Schon Tertullian konnte auf die. große Zahl Christen in allen Ständen und an allen Orten des römischen Reiches hinweisen, und nach drei Jahrhunderten prangte das Kreuz auf dem Kapitol. Wie kam das? Etwas Übernatürliches, Wunderbares ist für den Evolutionismus ausgeschlossen. Anderseits kann er doch die Tatsache des Christentums mit seiner schnellen Ausbreitung, mit den großartigen Werken der Charitas, mit denen es die Erde übersät, mit den wunderbaren Früchten der Heiligkeit und Selbstverleugnung, die es gezeitigt, mit der einzig dastehenden Kultur, die es der Menschheit gebracht, nicht leugnen. Er muß deshalb zu den willkürlichsten und wunderlichsten Hypothesen seine Zuflucht nehmen, um uns Ursprung, Wesen, Wirksamkeit und Geschichte des Christentums „natürlich" zu erklären. Was irgendwie übernatürlichen Charakter zeigt, wird gedeutet, gedreht, gebogen und beschnitten, bis es alles Übernatürliche gründlich eingebüßt; dann wird es mit andern Tatsachen und Texten geordnet und gruppiert, bis endlich eine halbwegs plausible Entwicklungshypothese fertig ist. Man sehe sich nur die Art und Weise an, wie die Anhänger der Ritschl-Harnackschen Schule mit der Urgeschichte des Christentums umgehen. Welche tollen Sprünge werden da ausgeführt, um an allen Klippen des Übernatürlichen und Wunderbaren vorbeizukommen! Dabei haben diese auf gebundener Marschroute daherschreitenden Gelehrten noch den Mut, sich ihrer „Voraussetzungslosigkeit", ihrer „wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit" zu rühmen und mitleidig auf die gläubigen Christen mit ihren „Voraussetzungen" herabzublicken!

2. Sinnig redeten unsere Altvorderen von dem Christenmenschen. Das Christentum erhebt und veredelt den Menschen. Der moderne Evolutionismus zerstört das Christliche am Menschen, läßt er wenigstens den Menschen mit seinen spezifischen Vorzügen bestehen? Auch das nicht. Er nimmt ihm alle seine edelsten Vorzüge, die selbst das bessere antike Heiden-

tum anerkannte. Gibt es keinen persönlichen Schöpfer, so ist der Mensch auch nicht mehr das natürliche Ebenbild Gottes, es gibt dann keine Vorsehung, die über den Geschicken der Sterblichen waltet, es gibt keinen über den Menschen stehenden Gesetzgeber, der das Gute gebietet und das Böse verbietet, keinen ewigen Richter, der einst einem jeden nach seinen Werken vergilt; es wohnt niemand über den Sternen, der des Menschen Bitten und Flehen erhören und sein von Schmerz gebeugtes Herz erheben und trösten könnte.

Was müssen wir von diesem Standpunkt vom religiösen Leben und Treiben der gesamten Menschheit von Anbeginn der Geschichte bis auf unsere Tage halten? Es ist ein törichtes, sinnloses, auf reiner Verblendung ruhendes Treiben. Der Mensch träumt sich allerlei überirdische Gestalten zusammen, um sich vor ihnen auf die Knie zu werfen und von ihnen Trost und Hilfe in seinen Leiden und Bedrängnissen zu erhalten. Noch heute sehen wir den Boden der Erde mit Tempeln übersät; auch in unsern zivilisierten Gegenden werden noch heute überall mit großen Opfern Kirchen und Kapellen errichtet. Allerwärts eilen noch Millionen und Millionen von Menschen in die Kirchen, um Gott zu loben, zu ihm zu beten, ihn um Beistand und Trost in den Nöten dieses Lebens anzurufen. Was muß der Evolutionist bei diesem Anblicke denken? Törichte Verblendung! so muß er den religiösen Menschen zurufen. Eitles Greifen nach schattenhaften Wahngebilden, die nicht hören und nicht helfen können! Ihr seid nicht besser als die Fetischanbeter, die kniend einen Baumstrunk umschlingen oder der Schlange und dem Krokodile Opfer bringen, um sie zu versöhnen und von ihnen Hilfe zu erlangen! Weg mit den Kirchen und Kapellen, weg mit Priestern und Predigern, weg mit dem ganzen Religionswahn! Weg mit dem abergläubischen Buß- und Bettag! Wenn du, o Mensch, jemand verehren willst, so verehre die Menschheit und dich selbst. So muß der konsequente Evolutionist denken und sprechen, und es ist nur feige Akkommodation, wenn er trotzdem an des Königs Geburtstag am Gottesdienste teilnimmt; es ist eine unwürdige Komödie, wenn er beim Eid auf die Verfassung oder beim Amts- und Fahneneid Gott zum Zeugen anruft.

Ich weiß zwar wohl, daß viele von den Evolutionisten oft ganz erbaulich von Religion und Religiosität reden, so z. B. Wundt, Fr. Paulsen, Th. Ziegler u. a. Manche von ihnen preisen nicht selten in der erhabenen, gottbegeisterten Sprache der Propheten die Schönheit

und Unvergänglichkeit der Religion. Aber was ist das für eine Religion! Nichts als ein verschwommenes Gefühl der Kleinheit und Ehrfurcht vor dem unermeßlichen Universum! Von Gottesverehrung, von Gebet und Opfer, von Vertrauen und Hoffnung auf Gottes liebende Vorsehung kann selbstverständlich in dieser „Religion" keine Rede sein, ebensowenig von Gott als Gesetzgeber und Richter, den wir durch Sünden beleidigen und durch Buße versöhnen können, oder von Lohn und Strafe. Nichts bleibt von der Religion übrig als das Gefühl der Ehrfurcht vor dem unermeßlichen Universum, ein Gefühl, das weder an den Verstand noch an den Willen praktische Forderungen stellt, sondern jedem gestattet, sein Leben einzurichten, wie er will. Eine solche Religion ist gewiß wohlfeil und bequem; aber wer möchte behaupten, daß sie im stande sei, die Menschheit auf dem Wege des Guten zu erhalten, sie zu erheben und zu veredeln und sie in ihren Leiden und Nöten zu stärken und zu trösten? Ja was soll Ehrfurcht und Demut gegenüber dem Absoluten, das mit dem Universum identisch ist, das selbst in uns Not und Kummer, Krankheit und Tod leidet und uns gelegentlich mit seinen Rädern und Stampfen zermalmt?

3. Aber ist das nicht eine Erhöhung des Menschen, daß er von der Knechtschaft Gottes losgerissen und sein eigener Herr und Meister wird, der keinen Höheren über sich anerkennt? Dem scheint so, aber es ist nur Schein; es ist unmöglich, den Menschen von Gott loszureißen ohne ihn auf das tiefste zu erniedrigen.

Die Menschen haben nicht von Ewigkeit her existiert. Es gab eine Zeit, wo auf unserem ganzen Planetensystem organisches Leben überhaupt unmöglich war. Wie ist nun der Mensch entstanden? Da er nach dem Evolutionismus nicht von Gott geschaffen ist, so bleibt nur die Annahme übrig, er habe sich allmählich durch unmerkliche Übergänge aus dem Tierreich entwickelt. Danach ist also der Mensch nicht ein besonderes, höher geartetes Wesen, er ist nur ein weiter entwickeltes Säugetier, das sich mit Haut und Haar allmählich aus völlig tierischem Zustand emporgearbeitet hat und somit nicht wesentlich, sondern bloß dem Grade nach von den andern Tieren, insbesondere von den anthropoiden Affen, verschieden ist; er ist nur der älteste Bruder in der großen Tierfamilie, das letzte Glied in der großen tierischen Entwicklungsreihe. Daraus folgt weiter, daß der Mensch keine geistige, in ihrem Sein und Wirken innerlich vom Leibe unabhängige Seele besitze. Er löst sich im Tode vollständig und ohne Rest auf, gerade so wie der Wurm, den er

mit seinem Fuße zertritt, und das Rind, das er schlachtet und verzehrt. Der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit ist ein törichter Wahn.

Das ist also die Würde, welche die Losreißung von Gott dem Menschen verschafft! Fürwahr eine gründliche Degradation! Umsonst erhebt der Mensch stolz sein Haupt und glaubt, daß ein göttlicher Funke aus seinem Auge blitze und er Gottes Ebenbild in seiner Brust trage. Nichts von alledem! ruft ihm der Evolutionist zu, du bist nur eine etwas zivilisierte Bestie, deine Ahnen wandelten auf allen Vieren oder kletterten als Vierhänder auf den Bäumen, und wenn du dich einige Zeit hier auf Erden ergötzt und herumgetummelt hast, wirst du vollständig in Staub und Asche zerstieben.

Der Mensch soll aus dem Tiere hervorgegangen sein. Aber gleich kehrt die Frage wieder, wie ist denn das Tier entstanden, wie das organische Leben überhaupt? Hier gerät der Evolutionismus arg in die Klemme. Lieber als daß er den Schöpfer anerkännte, greift er zur „Urzeugung" und läßt den Menschen durch zufällige Entwicklung aus anorganischen leblosen Stoffen entstehen. Die neuere Forschung hat im Anschluß an die grundlegenden Untersuchungen Pasteurs unwiderleglich dargetan, daß es heute nie und nirgends eine Urzeugung gibt. „Jedes Lebewesen stammt von einem Lebewesen, jede Zelle von einer Zelle, jeder Zellkern von einem Zellkern" [1]; das ist heute ein bei den Naturforschern anerkannter Grundsatz. Was müßte nun der Evolutionist folgern, wenn er konsequent sein wollte? Er müßte sagen, da es heute nie und nirgends eine Urzeugung gibt und da die Kräfte auf dieser Erde immer dieselben sind und ihre Wirkungsweise nicht ändern, so kann es auch ehemals keine Urzeugung gegeben haben. Aber diese Konsequenz würde zur Annahme des persönlichen Schöpfers führen, deshalb bringt er seinem Herzen das Opfer seines Verstandes und spricht: Credo quia absurdum est.

Nach dieser Theorie ist also der Mensch nicht bloß vom Tiere, sondern auch von den Pflanzen und den anorganischen Wesen nicht wesentlich verschieden! Hier wie dort dieselben Kräfte und Elemente, nur in komplizierterer Zusammensetzung!

4. Wie der Evolutionismus dem Menschen seine Würde nimmt, so nimmt er auch seinem Leben jeden Wert und jede Bedeutung.

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIII 75 f.

Ist das Leben des Menschen zwecklos, so ist es auch wertlos und sinnlos. Eine Bewegung oder Tätigkeit ohne Zweck und Ziel ist sinnlos und wertlos. So ist auch das ganze menschliche Leben oder die Summe von Tätigkeiten, aus denen es besteht, sinn- und zwecklos, wenn es keinen Zweck, kein Ziel hat. Nun hat aber das Leben nach dem naturalistischen Evolutionismus weder Zweck noch Ziel. Also ist es wert- und sinnlos.

Die Frage nach dem Zweck des Menschen hängt innig zusammen mit der Frage nach dem Zweck des Weltganzen überhaupt. Hat die Welt als Ganzes keinen Zweck, so haben auch die einzelnen Bestandteile derselben keinen Zweck. Welchen Zweck hat nun das sichtbare Universum nach dem Evolutionismus? Keinen.

Die Anhänger der naturalistischen Entwicklungslehre kommen alle darin überein, daß sie den persönlichen, außer- oder überweltlichen Schöpfer ablehnen. Sie scheiden sich aber in zwei große Klassen. Die einen stehen auf dem Standpunkt des Materialismus, der nur Stoff und Bewegung kennt, die andern auf dem des Monismus (Pantheismus), der voraussetzt, es gebe nur ein einziges Sein, eine alles umfassende Urkraft, die in allen Dingen tätig ist, ja von der alle einzelnen sichtbaren Dinge nur Erscheinungen, Äußerungen oder Entwicklungsmomente sind. Dieselbe Urkraft wie im Blitz und Donner, im Wogen und Rauschen des Meeres ist in der Pflanze und im Tiere tätig, denkt, liebt und haßt im Menschen[1].

Daß es vom materialistischen Standpunkt einen Zweck des Weltalls im allgemeinen und des Menschen im besondern nicht geben kann, liegt auf der Hand. Der Zweck ist ein Gut, um dessentwillen etwas geschieht. Meist existiert dieses Gut noch gar nicht und soll durch die Handlung erst hervorgebracht oder erreicht werden. Es muß deshalb schon vor der Tätigkeit der hervorbringenden Ursache irgendwie erkannt sein und so das Begehren wecken und die Wirkursache in Bewegung setzen. Ein solches Erkennen und Erstreben ist im materialistischen System ganz undenkbar. Der Stoff und die Bewegung erkennen und erstreben nichts.

[1] Fr. Paulsen schreibt in seinem neuesten Werk „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium" 74: „Der Glaube, daß es möglich sei, alle Rätsel des Lebens, des leiblichen und auch des seelischen, in bloße Mechanik der Atome aufzulösen, ist im Schwinden. Eine Weltanschauung, die durch Fechner auf Schelling und Goethe und weiter auf Spinoza zurückweist (Pantheismus!), ist im Vordringen."

Die Welt hat deshalb keinen Zweck, der von irgend jemand intendiert würde, und dasselbe gilt von den einzelnen Bestandteilen der Welt, auch vom Menschen. Der einzelne Mensch mag sich, wenn es ihm beliebt, einen Zweck seines Lebens vorsetzen und denselben wieder aufgeben und einen andern oder gar keinen erstreben, einen Zweck des Menschen, d. h. jedes Menschen, gibt es nicht. Das geben die Materialisten meist ausdrücklich zu. Jede Art von Teleologie gilt ihnen als ein überwundener Standpunkt.

Aber auch im monistischen System gibt es keinen Zweck der Welt und des Menschen. Eine reale Zweckordnung kann nur dort vorhanden sein, wo eine Mehrheit reell verschiedener Dinge existiert und die einen auf die andern hingeordnet sind. Nach dem Monismus gibt es aber keine Mehrheit von Dingen, sondern nur ein einziges Sein, durch das und in dem alle Dinge sind und wirken. Deshalb ist eine reale Zweckordnung nach ihm unmöglich. Dieses alles durchdringende Sein, mag man es als Substanz oder Kraft oder wie immer auffassen, könnte, wenn es überhaupt einen Zweck hätte, höchstens die eigene Vervollkommnung zum Zwecke haben. Es ist aber unmöglich, daß sich ein Ding rein aus sich selbst ohne Anregung und Beihilfe anderer Wesen vervollkommne. Denn es kann sich nichts geben, was es nicht schon besitzt. Also kann es auch diesen Zweck nicht haben.

Man mag sich also wenden, wie man will: der Evolutionismus muß, wenn er sich konsequent bleibt, leugnen, daß die Welt überhaupt und der Mensch insbesondere einen objektiven Zweck habe. Des Menschen Leben ist wie die ganze Welt zwecklos und deshalb auch sinn- und wertlos. Es ist ein großer Unsinn.

Man spricht wohl von evolutionistischer Seite von der Mitarbeit am Gesamtwohl oder am Kulturfortschritt als der großen Aufgabe, dem letzten Zweck des Lebens. Aber wer hat dem Menschen diese Aufgabe auferlegt? Etwa der materialistische Atomwirbel oder das monistische Alleins? Das ist unmöglich, wie wir gezeigt haben.

Ich sehe deshalb nicht ein, wie man vom evolutionistischen Standpunkt einen Menschen tadeln kann, der sein Leben mit unnützen Tändeleien vergeudet oder nur seinem Genusse, der Befriedigung aller seiner Triebe lebt und schließlich, wenn ihm das Leben zum Ekel wird oder ihm Krankheit, Schmach und Strafe drohen, demselben durch Selbstmord ein rasches Ende bereitet. Tatsächlich verteidigen auch viele Anhänger der

modernen naturalistischen Wissenschaft den Selbstmord, und das ist ganz konsequent. Anders freilich urteilt der gesunde Sinn unbefangener Menschen. Sie verabscheuen ein solch nutzlos vergeudetes Leben und noch mehr die feige Fahnenflucht des Selbstmörders. Selbst solche, die auf ganz naturalistischem Standpunkt stehen, suchen den Selbstmord ihrer Angehörigen durch Geistesstörung oder geistige Umnachtung zu entschuldigen und zu beschönigen.

5. Der Mensch hat nach dem Evolutionismus keine geistige, von der Materie unabhängige Seele, also auch keine Freiheit des Willens, er ist mithin auch nicht verantwortlich für sein Tun und Lassen. Im Menschen sind keine andern Kräfte wirksam als sonst in der vernunftlosen Natur. Wie sich hier alles nach völlig unabänderlichen Gesetzen abspielt, so auch im Leben des Menschen. Der Willensentschluß ist nur das notwendige Ergebnis, die Resultante aus allen auf den Willen einwirkenden Kräften und Einflüssen, so daß unter den gegebenen Umständen ein anderer Entschluß einfach unmöglich ist.

Nach dieser Theorie ist es also nicht richtig, zu behaupten, der Mensch sei Herr seiner Entschließungen oder er habe sein Tun und Lassen in der Gewalt. Vielmehr wird ihm durch seinen Charakter und die ihn umgebenden Einflüsse der jedesmalige Entschluß aufgenötigt, gerade wie dem Kolben der Dampfmaschine die Vor- und Rückwärtsbewegung durch den Dampf. Daraus folgt mit eiserner Konsequenz, daß der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich ist, daß von Zurechnungsfähigkeit, Schuld und Strafe im eigentlichen Sinne keine Rede mehr sein kann. Wie kann man jemand für etwas verantwortlich machen, was er absolut nicht unterlassen konnte? Diese Folgerung zieht auch wirklich die kriminal-anthropologische Schule C. Lombrosos, die sich ganz im Geleise der Darwinschen Ideen bewegt. Das Verbrechen gilt ihr als eine Art Krankheit. Der Verbrecher ist ein in seiner physiologischen Entwicklung Zurückgebliebener oder ein auf frühere Stufen der Entwicklung Rückfälliger. Mit der Schule Lombrosos stimmt im wesentlichen die kriminal-soziologische Schule überein, an deren Spitze Fr. v. Liszt (Berlin) steht. Liszt gesteht ausdrücklich, daß die Leugnung der Willensfreiheit zur Beseitigung des Schuldbegriffes führt. „Die Begriffe von ‚Schuld‘ und ‚Sühne‘“, schreibt er, „mögen in den Schöpfungen unserer Dichter weiterleben wie bisher; strenger Kritik der geläuterten wissenschaftlichen Erkenntnis vermögen sie nicht standzuhalten. Damit tritt auch der Begriff

der Strafe zurück hinter der heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung. Die begriffliche Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn fällt und mit ihr die starre Herrschaft des Begriffes ... der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit."

Das sind ganz notwendige Konsequenzen aus der Entwicklungshypothese. Die Verbrecher sind nicht schuldbar und strafbar für ihr Tun; sie sind nur ganze oder halbe Geisteskranke. Man muß sie deshalb in Spitälern und Irrenhäusern und nicht in Gefängnissen unterbringen, und an Stelle der Strafrichter treten die Pathologen und Ärzte. Das ganze Strafverfahren, das die Menschheit von jeher eingehalten hat und noch heute einhält, muß von diesem Standpunkt als absurd bezeichnet und sollte lieber heute als morgen beseitigt werden.

6. Die Freiheit des Willens und das Dasein des ewigen Gesetzgebers und Richters sind die Grundpfeiler der ganzen sittlichen Ordnung. Diese verliert mit ihnen jeden Halt und jede Stütze. Es ist deshalb auch ein nur zu begründeter Vorwurf, daß der Evolutionismus die ganze sittliche Ordnung untergräbt und zerstört.

Der Kern- und Mittelpunkt der sittlichen Ordnung ist die Gewissenspflicht; es ist aber für den konsequenten Evolutionismus absolut unmöglich, eine wahre Gewissenspflicht zu begründen. Unter Gewissen versteht der Evolutionismus nichts anderes als „organisierte und konsolidierte Erfahrung". Spencer schreibt: „Die durch alle früheren Erfahrungen der menschlichen Rassen organisierten und konsolidierten Erfahrungen von dem Nützlichen haben entsprechende Nervenmodifikationen hervorgebracht, die durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung zu gewissen moralischen Anschauungen geworden sind, zu Gefühlen, die rechtem und schlechtem Handeln entsprechen, aber in den individuellen Erfahrungen keine Grundlage zu haben scheinen."

Im Gewissen spricht also keine höhere Autorität zu uns; das Gewissen sagt uns nur instinktiv, was uns nützlich sei. Es ist das Produkt allmählicher Entwicklung und Anpassung und begegnet uns deshalb nach den Anhängern des Evolutionismus schon bei den Tieren. „Wenn bei Tieren das Bewußtsein der Pflicht durch die Zucht des Lebens hervorgerufen werden kann, so kann es sicherlich beim Menschengeschlecht noch eher auf gleiche Weise entstehen." [1] Auch Professor Fr. Paulsen wandelt

[1] Herb. Spencer, Prinzipien der Ethik II, Tl 1, Anhang D: Gewissen bei Tieren 336.

in dem Geleise Spencerscher Ideen. Schon bei Tieren findet er einen Ansatz zu Pflichtgefühl, Gewissen, Reue u. dgl. Beim Menschen erreicht dieses Pflichtgefühl allmählich durch Entwicklung und Gewohnheit einen autoritativen Charakter. In der Pflicht und im Gewissen spricht die Autorität der Eltern, des Volkes und der Götter zu uns.

Ähnlich drücken sich alle Anhänger der extremen Entwicklungslehre aus, und sie müssen sich so ausdrücken. Von einer höheren, über den Menschen stehenden Autorität, von einem ewigen Gesetzgeber kann in ihrer Anschauung keine Rede sein.

Im Grunde ist diese Auffassung nichts als eine mehr oder weniger offene Leugnung jeder Gewissenspflicht. Wenn das Gewissen nichts ist als eine durch allmähliche Entwicklung erworbene instinktive Neigung, so hat es keine höhere Autorität als alle andern angeborenen oder erworbenen Neigungen, und es steht in meinem Belieben, ob ich ihm folgen will oder nicht. Ich bin ja mein eigener Herr.

Man entgegnet, es sei eine Forderung der Arterhaltung oder des Gesamtwohls der Menschheit und des Kulturfortschritts, daß man sich an die Aussprüche des Gewissens halte. Aber was geht mich die Art an? Das Menschengeschlecht hat mir nichts zu befehlen. Ich bin für mich der Allerhöchste. Man mag sagen, es sei schön und lobenswert, wenn ich in den Dienst des Gesamtwohls oder des Kulturfortschritts trete, mich dazu *verpflichten* kann man nicht. Die Menschheit ist mir vom evolutionistischen Standpunkt nur der Zahl nach überlegen; sie mag mich zwingen, wenn sie dazu im stande ist, mich *verpflichten*, das kann sie nicht. Ich nehme nur von mir selbst Befehle an.

In den moralischen Geboten (Imperativen), meint Paulsen, spricht „der Wille der Eltern, des Volkes, der Götter" zu uns. Was haben diese *Götter* mit den Geboten zu tun, nachdem uns die Entwicklungsphilosophen gezeigt, es gebe nichts Überweltliches, nichts von dieser Welt Verschiedenes? Das *Volk* hat mir nichts zu gebieten, wenn ich nicht selber will. Woher nähme es die Autorität, mir zu befehlen? Die *Eltern* endlich mögen den Kindern befehlen, solange diese unmündig und nicht im stande sind, sich selbst zu regieren. Dann hört ihre Autorität auf, der Mensch ist selbständig geworden.

Wie es ohne Gott keine Gewissenspflicht gibt, so auch keine *Autorität*. Autorität heißt so viel als Befugnis und Recht, von andern in bestimmten Dingen Gehorsam und Unterwerfung zu verlangen. Sie setzt in diesen

andern die Pflicht des Gehorsams voraus. Eine solche Pflicht, die unabhängig von der freien Einwilligung des Gehorchenden bestünde, gibt es vom Standpunkt des Evolutionismus nicht, also auch keine Autorität.

Und in der Tat, wenn jemand mir etwas befiehlt, so habe ich das Recht, zu fragen, woher hast du die Vollmacht, mir zu befehlen? Als Menschen sind wir einander gleich. Beweise mir deine Vollmacht. Man antwortet, der Staat hat doch das Recht, Gesetze zu erlassen, und die Untertanen sind verpflichtet, diesen Gesetzen zu gehorchen. Wenn es einen Gott gibt, ja, sonst nicht. Der Staat hat ja nicht von Ewigkeit her bestanden. Wer hat ihm das Dasein gegeben und ihn mit Rechten und Vollmachten ausgestattet? Sich selbst konnte er diese Rechte nicht geben. Denn um sich Rechte verleihen zu können, mußte er schon existieren, also schon eine Rechtsgemeinschaft sein mit der Befugnis, seinen Angehörigen zu befehlen. Wer also hat ihm diese Rechte verliehen? Die Untertanen? Selbst wenn wir das annehmen wollten, so entsteht gleich die weitere Frage, warum können die Untertanen dieses Recht, das sie dem Staate übertragen, nicht beliebig widerrufen? Auf solche Grundsätze wie: daß es in jedem Gemeinwesen eine Autorität geben müsse, der man zu gehorchen verpflichtet sei, daß man die eingegangenen Verträge halten solle u. dgl., kann sich ein Evolutionist nicht berufen. Denn das sind Gebote des natürlichen Sittengesetzes oder des Naturrechtes, und so etwas gibt es nach ihm nicht. Nur wer an einen persönlichen Gott glaubt, kann von einem allen Menschen gemeinsamen Gesetz und Recht sprechen. Es ist nur eine notwendige Konsequenz aus ihren Grundanschauungen, daß heute fast ausnahmslos alle, die den Glauben an den persönlichen Schöpfer aufgegeben, auch das Naturgesetz und das Naturrecht mit allem, was damit zusammenhängt, ausdrücklich leugnen.

7. Ein Gesetz ohne Sanktion ist macht- und kraftlos, es gleicht einer Lokomotive ohne Dampf oder einem Hirten ohne Stab. Es genügt nicht, daß der Gesetzgeber den Untergebenen seinen Willen kundtue, er muß seinen Geboten durch Aussicht auf Lohn und Strafe Nachdruck verschaffen. Man beseitige im Deutschen Reich das Strafgesetzbuch, und die ganze deutsche Gesetzgebung verliert alle Kraft, sie wird zu einer bloßen Vogelscheuche. So wird auch die ganze sittliche Ordnung macht- und kraftlos, wenn ihr die Sanktion fehlt.

Die sittlichen Gebote stellen täglich, ja stündlich viele und oft sehr lästige und drückende Forderungen an den Menschen. Er soll seine selbst-

süchtigen und niedrigen Triebe und Neigungen der Vernunft unterwerfen, er soll gerecht, treu, geduldig, wahrhaftig, arbeitsam, keusch und mäßig sein, und das immer und überall. Er soll seine Privatinteressen denen des Gesamtwohls und der Familie unterordnen. Dazu bedarf es eines beständigen und nachdrücklichen Kampfes mit den eigenen verkehrten Neigungen.

Was soll nun den Menschen vermögen, diesen Kampf energisch und dauernd zu führen, alle Mühsale und Leiden geduldig zu ertragen, alle sittlichen Gebote, mögen sie auch noch so viele Opfer fordern, treu zu beobachten, wenn es keine Sanktion gibt, wenn niemand hinter der sittlichen Ordnung steht, der einst sicher über ihre Beobachtung Rechenschaft fordert?

Nach dem Evolutionismus gibt es aber niemand, der in das Herz des Menschen hineinschaut, niemand, der einstens auf der Wagschale der ewigen Gerechtigkeit jedem nach seinen Werken vergilt. Alle Hoffnung auf ein jenseitiges Leben und alle Furcht vor ewiger Strafe ist grundlos, und wer dem Arm der Polizei entgeht, hat auch für die größten Freveltaten nichts zu fürchten. Das einzige noch übrig bleibende Gebot des Evolutionismus ist das bekannte Gebot: laß dich nicht erwischen.

Ich frage, was sollte den Menschen von diesem Standpunkt noch abhalten, allen seinen Gelüsten zu frönen und sich über alle sittlichen Gebote hinwegzusetzen, wenn er es ungestraft tun kann? Glücklich werden will nun einmal das menschliche Herz um jeden Preis. Wenn es über das Grab hinaus nichts zu hoffen und zu fürchten gibt, warum sollte man dann nicht das kurze Leben möglichst genießen? Warum sich bescheiden und geduldig von der Tafel der irdischen Genüsse verdrängen lassen, um in einem Winkel ein Leben der Armut und Entsagung zu führen, wenn das Ende aller gleich ist? Ein Geschäftsmann sieht den kommenden Bankrott; er könnte sich durch unehrliche Machenschaften und Betrug noch retten, was soll er tun? Ein Angeklagter vor Gericht könnte durch einen Meineid sein Leben und seine Ehre retten, was soll er tun? Wenn es keinen Gott und kein ewiges Leben gibt, ist die Antwort leicht zu finden.

Die modernen evolutionistischen Ethiker überschütten uns zwar mit Lobeshymnen auf die Schönheit und Erhabenheit der Tugend und den Liebreiz, den sie auf das menschliche Herz ausübe. Sie reden in ganz erhabenen Wendungen von dem süßen Bewußtsein getaner Pflicht, von

der Seligkeit des guten Gewissens, von der Tugend, die ihren Lohn in sich selbst trägt und des „Hinschielens nach dem Himmel", „der Krücken der Religion" nicht bedarf.

Aber was sagt das tatsächliche Treiben der heutigen Menschheit zu diesen lyrischen Ergüssen? Jeden Tag berichten uns die Blätter über das in erschreckendem Maße zunehmende Dirnen- und Bordellwesen, über das niederträchtige Treiben der Kuppler und Zuhälter, über den schwunghaft betriebenen Mädchenhandel, über die Zunahme der syphilitischen Krankheiten, die große Zahl der unehelichen Geburten [1], über Petitionen einer großen Zahl von Koryphäen unserer Kunst und Wissenschaft an den Reichstag um Abschaffung der Strafparagraphen gegen gewisse Verbrechen, die sonst nur im verkommensten Heidentum vorkommen. In mehreren Großstädten hat man sogen. „Sternbergprozesse" gehabt, welche den tiefen Sumpf erkennen lassen, in dem viele unserer Gebildeten sich bewegen; dazu kommen noch die betrügerischen Bankrotte, die Schwindeleien der Gründerperiode, der Panamakrach, der Schwindel der Humbertfamilie, der Trebertrocknungsprozeß, der Leipziger Bankkrach usw. usw. Im Deutschen Reich allein wurden im Jahre 1900 469819 Personen wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt. Und das ist nur ein geringer Teil der wirklich begangenen Verbrechen. Die größere Zahl der Mörder bleibt unentdeckt. Man braucht auch nur einen Blick auf die heutige Literatur und Kunst zu werfen, um zu erfahren, woran unser Geschlecht sich am liebsten ergötzt.

Angesichts dieser Sachlage erscheinen die schwunghaften Oden über die selbständige Moral, die an der Schönheit der Tugend ihr Genüge findet, wie eine bittere Ironie und Selbstverhöhnung. Am Schreibtische und solange es einem wohl ergeht, nehmen sich solche lyrische Produktionen ganz nett aus, für das praktische Leben mit seiner rauhen Wirklichkeit sind sie unbrauchbar.

Fürst Bismarck sagte einmal: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht . . . Wenn ich nicht mit Gott rechnete, so gäbe ich nichts auf irdische Herren." [2]

---

[1] Im Deutschen Reiche 1890—1900 durchschnittlich jährlich 179000.

[2] Busch, Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich I (1878) 209.

Und W. Roscher bemerkt in seinen „Geistliche Gedanken eines National-Ökonomen“[1]: „Jeder Mensch, je freier von äußeren Schranken er ist, muß sich, wenn er kein Ungeheuer werden will, um so stärker selbst zügeln; was doch nur ausnahmsweise und vorübergehend durch große Einsicht, in der Regel nur durch Hinblick auf Gott als Mandanten und Gottes Gesetz als Mandat möglich ist. Also Religiosität des Volkes die unentbehrliche Grundlage jeder Volksherrschaft, die lange dauern will.“ Die heute von vielen empfohlene Bekämpfung des Sozialismus durch irreligiöse Halbbildung sieht Roscher als völlig vergeblich an. „Es wäre eine arge Verkennung der menschlichen Natur, wenn man glauben wollte, daß die Selbstbeherrschung und gegenseitige Duldung von reich und arm, die zu solch heilsamer Entwicklung unentbehrlich ist, auf bloßer Einsicht, ohne Religion beruhen kann.“

Selbst wenn es hier und da edle Naturen gibt, die aus sich das Gute tun ohne Glauben an Gott und Ewigkeit — groß ist ihre Zahl gewiß nicht —, was verschlägt das für die große Masse der Menschen, deren Leben ein beständiger Kampf mit Not und Entbehrung, ein langer und steiler Kreuzweg ist? Was soll sie in ihren Leiden trösten, ihnen Geduld und Ergebung einflößen, sie vor Neid und Scheelsucht gegen die glücklichen Reichen bewahren, die im Überflusse schwelgen? Was sollte sie abhalten, sich den Sozialisten oder Anarchisten anzuschließen, um auch ihren Anteil an den Erdengütern zu erhalten? „Der Atheist und Materialist wird nur zu leicht Mammonist; und der arme Mammonist gerät nur zu leicht in jene Verzweiflung, welche die Welt in Brand stecken möchte, um dabei entweder zu plündern oder selbst zu Grunde zu gehen; während der reiche Mammonist gar oft durch die Unsittlichkeit seines Erwerbs und Genusses allen Reichtum überhaupt verdächtigt hat.“[2]

Es ist mir deshalb gar nicht zweifelhaft, der moderne Evolutionismus untergräbt jede sittliche Ordnung und zerstört damit die notwendige Grundlage jeder geordneten Gesellschaft. Nietzsches „Übermensch“, der schon „jenseits von gut und bös“ angekommen, das ist die richtige Konsequenz aus der modernen Weltanschauung. Man fragt sich oft, wie es doch komme, daß solche gehaltlose, hirnverbrannte Bücher, wie Nordaus „Konventionelle Lügen“, Haeckels „Monismus“ und besonders Nietzsches Schriften, so massenhaft und gierig vom Publikum verschlungen werden.

[1] 167. [2] Wilh. Roscher a. a. O. 167.

Der Hauptgrund dieser beschämenden Erscheinung ist zweifellos darin zu suchen, daß dieselben in zynischer Weise die letzte Konsequenz der modernen antichristlichen Weltanschauung: die gänzliche Emanzipation des Menschen und des Fleisches vom Sittengesetz, proklamieren.

8. Es erübrigt uns noch eine notwendige Konsequenz aus der modernen Weltanschauung. Der Evolutionismus stellt, wie alles in der Welt, so auch den Menschen mit seinem ganzen Denken und Wollen in den Fluß der Entwicklung. Es gibt nach ihm keine ewigen, unwandelbaren Wahrheiten. Die Sozialisten Marx und Engels haben zuerst die materialistische Geschichtsauffassung aufgestellt, der zufolge jedes Zeitalter entsprechend seinen wirtschaftlichen Verhältnissen neue philosophische, religiöse, rechtliche und politische Ideen hervorbringt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse ändern sich beständig, und mit ihnen ändert sich auch der „idealistische Überbau" der philosophischen, sittlichen usw. Begriffe. Es gibt also keine ewigen Wahrheiten, keine unwandelbaren Ideen und Begriffe. Der Mensch ändert sich und mit ihm sein Denken.

Diese Grundgedanken sind heute fast von allen Gelehrten, die außerhalb des positiven Christentums stehen, angenommen. „Die moderne, historisch genetische Denkweise", schreibt Fr. Paulsen, „hat die absoluten Wahrheiten überhaupt aufgegeben . . . Die Wirklichkeit ist in beständigem Fluß, ihr folgt die Erkenntnis." „Wie alle Formen des Lebens und Daseins, so sind die Formen des Denkens selbst nicht absolute, sondern ‚historische Kategorien'."

Das ist eine ganz unabweisliche Folgerung aus der konsequenten Entwicklungslehre. Wenn alles im Flusse der Entwicklung steht, wenn der Mensch sich beständig entwickelt und das Denken nur eine organische Funktion ist, woher sollte diesem Denken das Monopol absoluter Unveränderlichkeit kommen? Nach Beseitigung Gottes gibt es kein ewiges, unwandelbares Sein, das den ewigen, unwandelbaren Begriffen als Unterlage dienen könnte. Das πάντα ῥεῖ des alten Heraklit wird zur vollen Wahrheit. Absolute, unveränderliche Wahrheiten gibt es nicht mehr.

Was folgt nun daraus? Daß es keine eigentliche Wissenschaft mehr geben kann. Denn die Wissenschaft hat es mit notwendigen, unwandelbaren Wahrheiten zu tun. Sie will uns nicht bloß zeigen, was wir heute über irgend eine Sache denken, das ist Aufgabe der Geschichte und Statistik, sondern was die Sache ist und wie sie notwendig von jedem denkenden Geist aufgefaßt werden muß. Es gab Völker, die

glaubten, die Erde ruhe wie ein Dach auf einer Schildkröte. War das Wahrheit oder Wissenschaft? Der Anhänger der relativ-genetischen Methode muß das bejahen. Er hat keinen unveränderlichen Maßstab, an dem er die Urteile verschiedener Zeiten und Völker messen und als wahr oder falsch bezeichnen könnte. Jene haben das für wahr gehalten; wir halten etwas anderes für wahr, und uns folgen Zeiten, die wieder andern Ansichten huldigen. Damit ist jeder Wissenschaft der Lebensnerv abgeschnitten. Die wahre Wissenschaft altert nicht. Was sie einmal als unzweifelhaftes Resultat festgestellt, bleibt in Ewigkeit wahr.

Einige Evolutionisten nehmen die Mathematik und die auf ihr fußenden Wissenschaften von dem Verdikt des beständigen Wechsels aus, weil ihnen die Behauptung doch gar zu absurd erscheint, es könne einmal eine Zeit kommen, wo 2 + 2 nicht mehr = 4 ist, alle Punkte eines Kreises nicht mehr gleich weit vom Mittelpunkt abstehen, wo parallele Linien sich schneiden und die krumme Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sein wird, und ähnliche Grundbegriffe, auf denen alle Mathematik beruht, nicht mehr wahr sein werden. Aber diese Einschränkung ist eine große, unhaltbare Inkonsequenz. Denn die Mathematik setzt eine große Zahl metaphysischer Begriffe und Grundsätze voraus, z. B. den Grundsatz des Widerspruchs, des genügenden Grundes, das Kausalitätsprinzip, das Prinzip, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch unter sich gleich sein müssen u. dgl.

Man muß also entweder für alle Wissenschaften unwandelbare, ewige Wahrheiten annehmen oder sie für alle leugnen und damit im Grunde die Wissenschaft selbst zerstören. Die Verzweiflung an aller Wahrheit und Gewißheit, „der Bankrott der Wissenschaften" (Brunetière), das ist die notwendige Konsequenz aus der modernen evolutionistischen Weltanschauung. Mit Recht klagt Paulsen: „So stehen wir denn am Schlusse des 19. Jahrhunderts nach allen Erfahrungen der Geschichte und in aller Fülle der Natur unter einem starken Eindrucke der Unwissenheit, Dunkelheit, Leere des Geisteslebens. Wir arbeiten — arbeiten — und wissen nicht wofür."

Wer denkt da nicht an die Worte des Propheten: „Mich, die Quelle lebendigen Wassers, haben sie verlassen und sich Zisternen gegraben, Zisternen, die durchlöchert sind und kein Wasser halten können"? [1]

[1] Jer 2, 13.

Vict. Cathrein S. J.

Die Kongreßbibliothek in Washington.

(Schluß.)

Wo sind die Bücher und wie werden sie in den Lesesaal gebracht? Das führt uns zur interessantesten und für Bibliothekare wichtigsten Einrichtung der Bibliothek. Das System der Kongreßbibliothek ist so originell, so zweckmäßig und so einzig in seiner Art, daß es mit Recht eine „Erfindung" genannt wurde. Drei eigene Gebäude schließen sich in Kreuzform an die Rotunde an, zwei große im Norden und Süden, und ein kleineres im Osten. (Siehe den Plan.) Nennen wir sie mit ihrem hier gebräuchlichen Namen: Book Stacks. Der nördliche und südliche Stack sind je 112 Fuß lang, 65 Fuß hoch und 45 Fuß breit. Das ganze Innere ist durch eine Gußeisenkonstruktion in neun Stockwerke, je 7 Fuß hoch, eingeteilt. Jeder Stock ist in zwei Seiten geteilt durch einen 5½ Fuß breiten Gang, der mit weißem Marmor gedeckt ist. Auf beiden Seiten finden sich je 21 Büchergestelle, also 42 in jedem Stockwerk. Die Büchergestelle sind aus Eisen; die Teile, auf denen die Bücher ruhen, aus gerollten Stahlschienen, mit magnetischem Eisenoxyd überzogen, glatt wie Glas, so daß Insekten sich nirgends einnisten können. Zwischen den Gestellen ist ein Gang 2½ Fuß breit, mit Marmorboden. Jedes Büchergestell ist 19¼ Fuß lang und hat sechs oder oder sieben Unterabteilungen. Da die Gestelle nur 7 Fuß hoch sind, kann ein mittelgroßer Mann mit Leichtigkeit die Titel in der obersten Reihe lesen und die Bücher herunterholen. Die lästigen Leitern oder verschiebbaren Treppen sind dadurch ganz überflüssig geworden. Am Fuße der Büchergestelle ist überall ein 5 Zoll breiter Spalt der ganzen Länge nach im Boden offen. Diese Vorrichtung ermöglicht es den Angestellten, in diesen Räumen von Stockwerk zu Stockwerk bequem miteinander zu reden; ferner lassen diese Spalten das Licht durch und erleichtern bedeutend die Heizung und Lüftung der Stacks. Das Beleuchtungs-, Heizungs- und Ventilationssystem ist äußerst praktisch. Am Ende eines jeden schmalen Ganges, zwischen je zwei Gestellen, ist ein Fenster, also in jedem Stockwerke über 40; da die Stockwerke nur je 7 Fuß hoch sind, sehen die Außenwände der Stacks wie Bienenwaben aus, Fenster an Fenster, 360 im nördlichen und ebensoviele im südlichen Stack. Jedes Fenster ist eine einzige Glasplatte; bei jedem ist ein Sitz für die, welche Zutritt zu diesem Teil haben. Diese Fenster können nicht geöffnet werden, so daß weder Staub noch Feuchtigkeit in die Büchergestelle eindringen kann. Um die Fenster von außen zu waschen, sind Galerien an den Wänden angebracht. Die Fenster gehen alle nach den großen Höfen hinaus, und damit ja kein Licht verloren gehe, sind die Wände dieser Höfe aus emailliertem, gelblich-weißem Ziegel erbaut, der ganz wie Elfenbein aussieht und einen trefflichen Reflektor bildet, indem das Licht hinreichend, selbst in die untersten Stockwerke, hineingeworfen wird. Der polierte weiße Marmor des Fußbodens und die fein polierte Decke

dienen ebenfalls als Reflektoren und werfen das Licht in jeden Winkel bei Tag sowohl als am Abend, wenn eine große Anzahl inkandeszierender Lampen das Ganze erleuchtet.

Wie werden diese Räume aber gelüftet, da die Fenster beständig geschlossen sind? Jedermann, der eine größere Menge Bücher besitzt, wird bald erfahren, wie wichtig frische Luft für Bücher ist. Fehlt diese, so werden sie in kurzem feucht, „muffig" und verderben allmählich. Das Ventilationssystem der Kongreßbibliothek ist ausgezeichnet. Eben wurde bemerkt, daß die Decken bezw. Fußböden sämtlicher Stockwerke den Büchergestellen entlang 5 Zoll breite Spalten haben; das macht in jeder Decke über 80 solcher Spalten, je 19¼ Fuß lang. Selbst die Wände der Büchergestelle sind nicht massiv, sondern durchlöchert; somit ist die ganze Konstruktion ein Netzwerk oder ein Sieb, die Luft hat überall Zutritt. Heizungs- und Ventilationssystem sind miteinander verbunden. Die Luft tritt ein durch Fenster im Keller unter den Stacks. Diese Luft wird aber nicht frei eingelassen, sondern durch einen Baumwollenstoff geführt, so daß aller Staub zurückgehalten und die Luft gleichsam filtriert wird. Im Keller wird diese Luft gewärmt und in die Stacks eingelassen, wo sie sich gleichmäßig verteilt und durch Öffnungen im Dach entweicht. Große Fächer (fans), durch Elektriziät getrieben, helfen nach, falls die Ventilation zu langsam vorangeht; dieselben Fächer treiben im Sommer kühle Luft in die Bücherräume. Nach dem Gesagten darf man es kaum eine Übertreibung nennen, wenn Bibliothekare behaupten, „daß bisher wohl nie eine große Büchersammlung so bequem und gründlich erleuchtet und ventiliert worden ist".

Die bisher gegebene Beschreibung macht uns noch auf einen andern Punkt aufmerksam, nämlich die nahezu vollständige Ausschließung jeglicher Feuersgefahr. Wie viele kostbare Bücherschätze sind schon ein Raub der Flammen geworden! Die Kongreßbibliothek selbst wurde ja zweimal ein Opfer der Flammen. Diese Gefahr ist jetzt beseitigt. Bücher, eng zusammengestellt, können kaum ein Feuer verbreiten; das geschieht durch das Holz in den Gestellen oder sonstwo im Gebäude. In den Stacks der Kongreßbibliothek ist Holz überhaupt nicht angewendet; ja im ganzen Bibliotheksgebäude ist Holz nur in einzelnen Räumen als Fußboden benutzt, aber nur über Terracotta oder über Gewölben von Ziegeln. Sonst ist alles Granit, Marmor, Ziegel, Eisen und Stahl. In dem Lesesaal befinden sich freilich die Holztische. Aber der Fußboden besteht aus terrazzo, einer Art Mosaik, so daß auch hier ein Feuer sich nicht weit verbreiten könnte.

Die Gesamtzahl der Büchergestelle in den drei Stacks ist 69 200 mit einer Gesamtlänge von 231 680 Fuß (etwa 42 englische Meilen) zur Aufnahme von Büchern. In diesen Räumen können 2 085 000 Bücher aufgestellt werden. Außerdem ist noch Raum in den Alkoven. Sobald diese Räume gefüllt sind, was bei dem gegenwärtigen schnellen Anwachsen nicht gar lange dauern wird, werden Bücher in den Nord-, Ost- und Südflügeln untergebracht, die gegenwärtig zur Ausstellung von seltenen Büchern, alten Manuskripten, Stahl- und Kupferstichen dienen. Diese Räume könnten weitere 2 500 000 Bände fassen, so daß die Bibliothek Raum für über 4 500 000 Bücher bietet, und zwar ohne

irgendwie die Lesezimmer, die Eckpavillons und die Westfront in Anspruch zu nehmen.

Höchst originell und praktisch sind die Vorrichtungen, um Bücher in den Lese-saal zu bringen. Bei der Ausdehnung des Gebäudes wäre es höchst anstrengend, wenn die Angestellten jedes verlangte Buch selbst aus den Stacks nehmen und herbei-

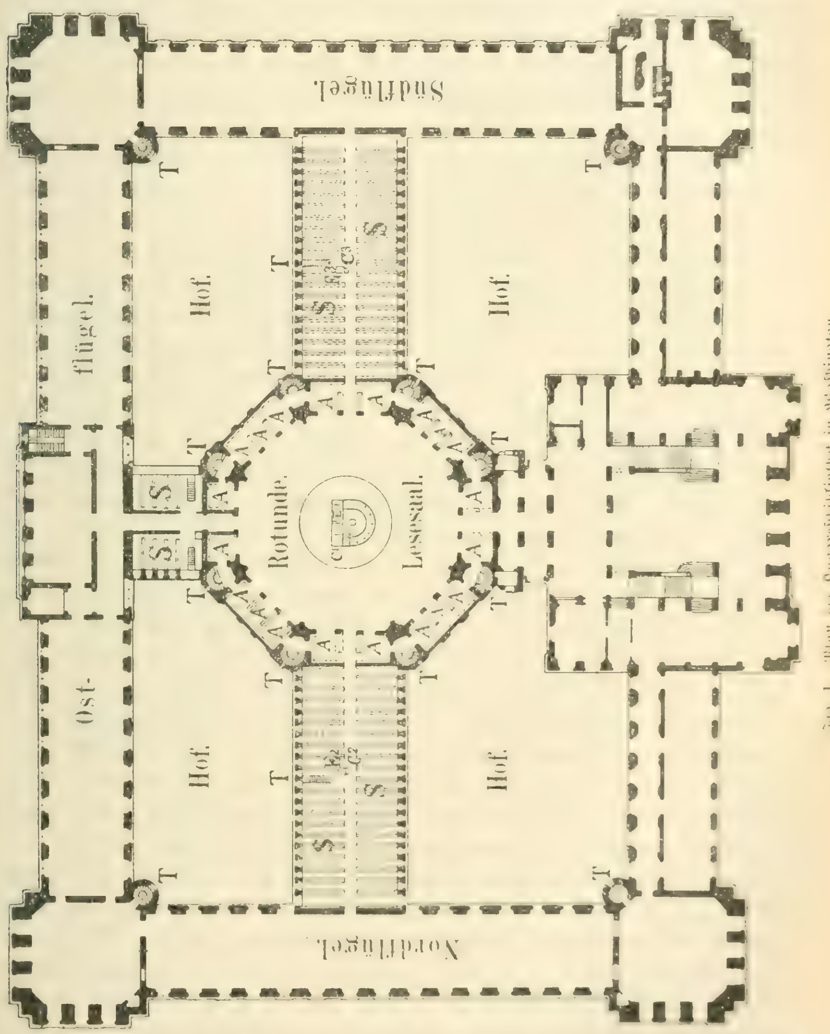


Fig. 1. Plan der Kongreßbibliothek in Washington.

schleppen müßten, wie das in den meisten Bibliotheken geschieht. Diese Schwierigkeit ist durch eine geniale Vorrichtung gehoben (Fig. 1). Im Zentrum des Lesezimmers (Rotunde) befindet sich ein Kabinett (C^1), von dem aus eine endlose Kette (endless chain), oder eigentlich zwei Doppelketten, nach dem Nord-Stack und eine andere nach dem Süd-Stack läuft. Diese Ketten, von einem elektrischen Dynamo ge-

trieben, sind beständig in Bewegung mit einer Geschwindigkeit von etwa 100 Fuß in der Minute. Verfolgen wir eine dieser Ketten. Vom Zentrum der Rotunde aus (C^1 im Plan) läuft sie hinunter ins Erdgeschoß, dann horizontal bis zum Zentrum des Nord-Stack (C^2), dann senkrecht hinauf bis zum neunten Stock; dort dreht die Kette sich auf Scheiben, und zwar so, daß die bald zu erwähnenden „Bücherträger" ihre horizontale Lage behalten[1]. Dann läuft die Kette wieder hinunter, im Erdgeschoß durch bis unter C^1 in der Rotunde, hinauf bis zum Kabinett. Ähnlich läuft eine andere Kette bis zum Süd-Stack, von C^1 zu C^3. An jeder sind 18 Platten (trays), „Bücherträger", aus starkem Blech und Aluminium angebracht, die zum Tragen der Bücher bestimmt sind. Ein Leser in der Rotunde verlangt ein Buch. Er schreibt den Titel auf einen Zettel, gibt diesen einem der Angestellten. Dieser schaut im Zettelkatalog nach, in welchem Teil der Bibliothek, in welchem Stack, Nord oder Süd, und in welchem Stockwerk das Buch zu finden ist. Nehmen wir an, es sei im Nord-Stack im fünften Stock. Der Zettel wird jetzt in einen kleinen Zylinder geschoben und ist fertig zum Versenden (Fig. 2). An der Außenseite des Kabinetts, im Zentrum, befinden sich die Öffnungen von 24 pneumatischen Röhren. Neun von diesen Röhren gehen zum Nord-Stack, neun zum Süd-Stack und vier zum Ost-Stack; eine Röhre geht zum Kapitol, und eine andere zum Zimmer des Hauptbibliothekars. Die Röhren sind mit Nummern versehen. Der Bibliothekar legt den Zylinder in die Röhre, welche nach dem fünften Stock des Nord-Stack führt, drückt auf einen Knopf -- und der Zylinder schießt davon. Bei C^2 im fünften Stock angelangt, fällt der Zylinder in eine gepolsterte Kiste; zu gleicher Zeit klingelt dort eine elektrische Schelle. Der Bibliothekar, der auf dem fünften Stock beschäftigt ist — auf jedem Stock ist beständig einer —, begibt sich zur Stelle (C^2), nimmt den Zettel aus dem Zylinder und sucht das betreffende Buch. Hat er es gefunden, so bringt er es zur Stelle C^2, woselbst die Kette mit den Bücherträgern läuft; der „Bücherträger" ist mit einigen Zähnen versehen, die ihn einem Kamme oder Rechen ähnlich machen. Bei C^2 ist ein kleines Tischchen, ebenfalls mit Stahlzähnen versehen. Der Bibliothekar legt das Buch auf dieses Tischchen, setzt einen kleinen Mechanismus in Bewegung, und der Rest geschieht automatisch. Der nächste „Bücherträger" kommt von unten an, die Stahlzähne schieben das Buch vom Tischchen ab auf den „Bücherträger". Das Buch wird bis zum höchsten Stock getragen, von dort hinunter, auf dem vorher beschriebenen Weg

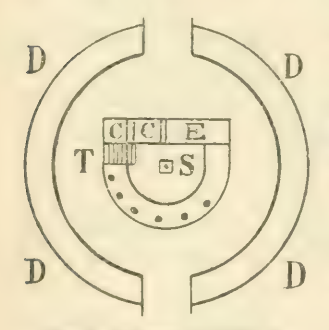


Fig. 2. Rotunde im Lesesaal.

[1] Um sich zu veranschaulichen, wie die Bücherträger an den Drehpunkten laufen, denke man an das große Rad der Weltausstellung in Chicago; wie dort die „Coupés" oder Wagen aufgehängt waren, so sind hier die Bücherträger zwischen den zwei Ketten angehängt.

bis zu C¹ in der Mitte, woselbst das Buch sanft in einen gepolsterten Behälter abgeschoben wird. Der Bibliothekar, der das Buch bestellt hat, übergibt es dem Leser. In derselben Weise kann das Buch nach dem Gebrauch wieder an seinen Platz im Stack befördert werden. Der Bibliothekar am Zentraltisch legt das Buch auf das Tischchen, von wo der „Bücherträger" es wegnimmt; gleichzeitig setzt er einen kleinen Hebel oder Zeiger auf einem Zifferblatt auf die Nummer des Stockwerkes, zu dem das Buch zurückkehren soll. Jeder „Bücherträger" hat nämlich auf der Rückseite zehn bewegliche Zapfen oder Schlüssel, einen allgemeinen und neun für je eines der neun Stockwerke. Wird bei C¹ ein Buch aufgegeben, um nach dem fünften Stock gesandt zu werden, so wird Schlüssel 5 gesetzt, und gleichzeitig wird der allgemeine Schlüssel zurückgezogen. Das letztere hat zur Folge, daß dieser Träger auf seinem Lauf kein anderes Buch aufnimmt. Bei C² im fünften Stock tritt Schlüssel 5 in Verbindung mit dem Abladetisch, und so wird das Buch abgeschoben und fällt in den gepolsterten Behälter. Der Angestellte dieses Stockwerkes bringt es dann an seinen Platz. Das folgende einfache Experiment kann einigermaßen den Mechanismus veranschaulichen. Man halte die linke Hand horizontal ausgestreckt, die Innenseite nach oben und spreite die Finger auseinander: das stellt das Tischchen mit den Kammzähnen dar. Auf die Finger lege man eine kleine Karte, welche die Stelle des Buches vertritt. In ähnlicher Weise spreite man die Finger der rechten Hand und bewege dieselbe von unten senkrecht in die Höhe zwischen den Fingern der linken Hand durch. Die rechte Hand ist der „Bücherträger", die Finger dieser Hand, ein wenig nach oben gekrümmt, sind die Kammzähne. Durch die angegebene Bewegung kann die Karte von den Fingern der linken Hand auf die der rechten abgekämmt werden. Es sei noch bemerkt, daß die Träger an der Kette nur beim Aufstieg Bücher annehmen, beim Abstieg ablegen. Jeder „Bücherträger" ist so groß, daß er einen Quartband, etwa 11 Zoll lang, 10 Zoll breit und 4 Zoll dick, bequem aufnehmen kann, oder eine entsprechende Anzahl kleinerer Bücher. Größere Werke werden durch die Elevatoren E² und E³ hinuntergeschafft, dann im Erdgeschoß durch und im kleinen Elevator E¹, der im Zentrum der Rotunde verdeckt liegt, hinauf zu den Verteilungstischen. Sollen größere Mengen Bücher auf einmal in die Rotunde gebracht werden, so ladet man sie auf ein Rollwägelchen (truck), schafft dieses auf Elevator E² oder E³ ins Erdgeschoß, von dort unter das Zentrum der Rotunde, und auf Elevator E¹ in den Lesesaal; alles das geschieht ohne Geräusch und ohne daß die Leser sehen, wie die Bücher herbeigeschafft werden. Statt Bücherzettel in Zylindern zu senden, kann man die Rohren auch zum Sprechen benutzen; dazu ist ein Mundstück am Ende angebracht. Höchstens sechs oder sieben Minuten nachdem man ein Buch verlangt hat, ist dasselbe schon zur Stelle vermittelst der bisher beschriebenen Vorrichtungen.

Es heißt, daß es im Britischen Museum fast eine halbe Stunde dauert, in der Nationalbibliothek zu Paris noch länger, bis ein verlangtes Buch zur Stelle ist.

Obschon die Bibliothek 1275 Fuß, also ein Viertel einer englischen Meile, vom Kapitol entfernt ist, dient sie doch als Bibliothek für den Kongreß und

den Senat. Bibliothek und Kapitol sind nämlich durch einen Apparat verbunden wie die Stacks mit dem Zentraltisch der Rotunde. Vom Kapitol aus, zwischen dem Senat und dem Repräsentantenhaus (Kongreß), läuft ein Tunnel zur Bibliothek, dessen Ende sich fast direkt unter dem Zentrum der Rotunde befindet. Dieser Tunnel ist aus Ziegeln gebaut, vollkommen trocken, 6 Fuß hoch und 4 Fuß breit, also groß genug, um einen Arbeiter „für etwaige Reparaturen" hineinzulassen. Hier läuft ein Kabel mit zwei „Bücherträgern", die aber viel größer sind als die in der Bibliothek und die größten Bücher fassen können, z. B. gebundene Zeitungen, und es ist bekannt, welche Größe die bedeutenderen amerikanischen Zeitungen haben. Im Tunnel sind auch pneumatische Röhren für Bücherzettel sowie Telephondrähte, welche Kapitol und Bibliothek in Verbindung setzen. Während einer Sitzung der beiden Häuser vergeht fast keine Stunde im Kapitol, ohne daß Bücher für sofortigen Gebrauch in den Debatten oder in den Kommissionen verlangt werden. Die Kette zwischen Kapitol und Bibliothek läuft mit einer Geschwindigkeit von 600 Fuß die Minute, so daß ein Buch drei Minuten nach Absendung von der Bibliothek im Kapitol anlangt. Es heißt allgemein, daß die Abgeordneten heute die verlangten Bücher schneller erhalten als früher, da die Bibliothek im Kapitol selbst war.

Was den Bücherbestand [1] anlangt, so birgt die Bibliothek jetzt über 1 000 000 Bände; darunter finden sich nahezu alle Bücher, die in den Vereinigten Staaten gedruckt worden sind. Viele wichtige europäische Werke fehlen noch, doch werden die Lücken sehr rasch ausgefüllt. Die bedeutenderen Werke sind bereits vorhanden, so Mignes Patrologie, die Bollandisten (mit Analecta Bollandiana), Mansis Konziliensammlung u. s. w. Die Theologie hat 28 430 Bände, 3714 Broschüren, besonders viele Bibeltexte, darunter auch viele alte und seltene Ausgaben; Biblische Kommentare sind noch mangelhaft. Die Kirchengeschichte weist 9278 Bände und 1657 Broschüren auf: eine gute Arbeitsbibliothek. Die Deutsche Geschichte ist mit 1397 Bänden vertreten, darunter auch viele Werke über deutsche Spezial- und Lokalgeschichte. Die Philologie ist trotz der 7680 Bände noch recht unvollkommen. Eine besondere chinesische Sammlung mit 7750 Bänden ist aber trefflich. Erziehung weist 13 950 Bände auf, ausländische Werke sind aber nur schwach vertreten. Man vermißt das aber nicht sehr, da die Bibliothek des United States Bureau of Education mit 75 000 Bänden und 135 000 Broschüren so ziemlich alles bietet, was von Wert ist. Diese Bibliothek ist eine der besten pädagogischen Bibliotheken, die überhaupt existieren. Darin ist die deutsche Sammlung ganz besonders trefflich. Um anzudeuten, in welcher Weise man in den letzten Jahren die Bibliothek zu ergänzen sucht, geben wir einige Werke an, die im Rechnungsjahre Juni 1900 bis Juni 1901 gekauft wurden: Analecta Bollandiana, 18 Bände; Monumenta Germaniae historica 1826—1896, 37 Bände; Monumenta Germaniae paedagogica 1886—1900, 30 Bände.

[1] Die folgenden Angaben nach dem Report of the Librarian of Congress 1900—1901.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Halle 1876 bis 1900, 172 Nummern in 73 Bänden; Schöninghs Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler 1874—1898. Künstler-Monographien (Knackfuß) 1895—1901, 53 Bände; Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit (zweite Ausgabe) 1876—1899, 92 Bände; Scriptores rerum Prussicarum (Geschichtsquellen der preußischen Vorzeit) 1861—1874; Scriptores rerum Lusaticarum (Lausitz); Scriptores rerum Silesiacarum (Schlesien) 1835—1897; Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 1839—1899, 218 Bände; Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft 1873—1898, 98 Bände; Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 1841—1900, 69 Bände; Anecdota Oxoniensia, 34 Bände; Les grands Écrivains de la France, 1862—1899; Bibliotheca critica della letteratura italiana 1895 sg. 59 Bände usw.

Mit Zeitschriften und Zeitungen ist die Bibliothek reichlichst versehen. Davon erhält man schon beim Besuch des Zeitschriften-Lesezimmers eine Idee. Dieser Saal ist 218 Fuß lang und 35 Fuß bereit. Dort sind 600 Zeitungen und 2500 Zeitschriften aufgelegt. 250 Leser haben Platz, und in den Abendstunden sind gewöhnlich gegen 200 Leser dort zu finden. Im ganzen erhält die Bibliothek etwa 7000 Zeitungen und Zeitschriften zugeschickt. Wer eine von den nicht im Lesesaal aufgelegten wünscht, erhält sie sofort von den Angestellten aus dem angrenzenden Süd-Stack. Unter den Zeitungen sind 150 ausländische, 12 französische, 7 deutsche — aufgelegt sind die Köln. Zeitung und die Hamburger Nachrichten. Eine katholische deutsche Zeitung ist nicht da, ein Zeichen, daß man nicht danach fragt; denn die Bibliotheksverwaltung ist äußerst entgegenkommend, und der letzte Bericht des Bibliothekars sagt ausdrücklich: „Jeder Leser, der ein gewünschtes Buch nicht findet, ist gebeten, dasselbe zum Anschaffen zu empfehlen.“ [1] Dasselbe gilt auch von Zeitungen und Zeitschriften. — Von andern auswärtigen Zeitungen werden noch gehalten: griechische, belgische, österreichische, dänische, schwedische, norwegische, holländische, italienische, portugiesische spanische, schweizerische, russische, türkische, ägyptische, japanische und chinesische, und zahlreiche aus Zentral- und Südamerika.

Unter den Zeitschriften sind die deutschen, besonders wissenschaftliche, sehr stark vertreten. Wir können sie nicht alle aufzählen. Daß der Amerikaner den Deutschen kennt, mag man daraus schließen, daß auch die „Münchener Fliegenden Blätter“ im Lesesaal aufliegen. Die katholischen Zeitschriften verdienen besonders erwähnt zu werden — da keine einzige tägliche katholische Zeitung in englischer Sprache existiert, weder in Amerika, noch in England, noch in den englischen Kolonien, so können wir eine solche nicht unter den Zeitungen suchen —; die englischen katholischen Zeitschriften von irgend welcher Bedeutung fand ich im Lesesaal aufgelegt: The Messenger (Zeitschrift der amerikanischen Jesuiten); The Ecclesiastical Review, The Dolphin, The American Catholic Quarterly Review, The Homiletic Monthly, The Catholic University Bulletin, Re-

[1] Report of Librarian of Congress 1900—1901, 216.

cords of The American Catholic Historical Society, The Month (London, Zeitschrift der englischen Jesuiten), The Irish Ecclesiastical Record, The Ave Maria, The Catholic World, Rosary Magazine, Moshero's Magazine, ja auch Zeitschriften rein religiösen Inhaltes, wie Messenger of the Sacred Heart (Herz-Jesu-Sendbote), The Pilgrim of our Lady of Martyrs — natürlich in friedlicher Gemeinschaft daneben die religiösen Zeitschriften der Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, Juden usw. Eines aber ist sicher, wenn in einem so überwiegend protestantischen Lande und in einer Stadt, in der die Katholiken nur einen verschwindenden Bruchteil bilden, die Bibliotheksverwaltung katholische Zeitschriften so weit berücksichtigt, so stellt sie sich damit das ehrenvolle Zeugnis echter Toleranz und Unparteilichkeit aus. Ob in den öffentlichen Bibliotheken deutscher Großstädte mit bedeutend überwiegender protestantischer Bevölkerung etwas ähnliches zu finden ist? Von nichtenglischen katholischen Zeitschriften bemerkte ich im Lesesaal noch das Spicilegium Benedictinum, die Annales de la Propagation de la Foi (Lyon), die Études (Zeitschrift der französischen Jesuiten), und zu meiner Freude auch einige alte Bekannte aus Deutschland: Die Alte und Neue Welt, den Deutschen Hausschatz und das Historische Jahrbuch der Görresgesellschaft. Die Stimmen aus Maria-Laach liegen nicht im Lesezimmer auf, die ganze Sammlung ist aber in der Bibliothek.

Es befinden sich in der Bibliothek noch mehrere andere Abteilungen, die eines Besuches wert sind. So die Musikbibliothek mit 311 020 musikalischen Stücken; dann die Abteilung für Karten, mit 60 025 Karten und Atlanten [1]; vor allem aber das Lesezimmer für die Blinden. Dasselbe befindet sich in der nordwestlichen Ecke und ist offen von 9 A. M. bis 4 P. M. Im Jahre 1898 besaß diese Bibliothek schon eine beträchtliche Anzahl von Büchern für Blinde in erhabenem Druck (teils Punkt- teils Liniendruck), und zwar:

Bücher	219	Bände
Musik	50	Stück
Karten	40	„
Zeitschriften	78	Nummern
Wochenschriften	166	„

Jedes Jahr wird natürlich eine Anzahl neuer Werke hinzugefügt. Es mag nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, welche Werke in dieser Weise den blinden „Lesern" zugänglich sind: Erzählungen von Cervantes, Defoe, Goldsmith, Bulwer,

[1] Der Report of Librarian of Congress für 1898 (25) gibt die folgenden Zahlen:

Sheet maps	47 042
Atlases	1 180
School Atlases	410
Pocket Maps	1 563
Total	50 195

Hawthorne, Scott, Kipling, Thackeray, Cooper; amerikanische Geschichten von Lodge, Theodor Roosevelt; die Gedichte von Bryant, Holmes, Longfellow, Moore usw.; Werke von Tyndall, Proktor, Nordhoff, Ruskin, Emerson, Macaulay, Addison, Bunyan, Swedenborg; Homer, Vergil, Dante und Shakespeare; Musikstücke von Händel, Chopin, Mendelssohn, Schubert und Beethoven. Zu meiner Freude fand ich auch Wisemans Fabiola, und was mich nicht wenig überraschte, die englische Übersetzung von P. Rohs Was ist Christus? (Who and what is Christ?) Auch mehrere Zeitschriften in der „Blindenschrift" sind da, darunter eine katholische, The Catholic Transcript. Die Zahl der blinden Leser im Jahre 1897—1898 war 479; 1899—1900 waren es 1233; der Bericht von 1900—1901 sagt, daß es 560 mehr gewesen seien als im Vorjahr. Diesen Zuwachs verdankt man der Güte von 50 Damen aus Washington, welche die Blinden zur Bibliothek und wieder nach Hause bringen, während andere Geldbeiträge liefern, um für Blinde, die außerhalb der Stadt wohnen, das Fahrgeld auf den elektrischen Eisenbahnen zu bezahlen. Außerdem werden vom September bis Juni noch freiwillige Vorträge und Vorlesungen für die Blinden gegeben, oft von hervorragenden Schriftstellern. Der Bericht von 1900 bis 1901 sagt, daß es im Jahre 188 waren; und an Mittwoch Nachmittagen wurden von etwa 100 Musikern 45 musikalische Aufführungen gegeben. Diese Fürsorge für Blinde erweckte allgemeines Interesse im Lande, und in verschiedenen Unterrichtsanstalten wurde das Beispiel nachgeahmt.

In der Abteilung für Manuskripte darf man natürlich nicht erwarten, hier so kostbare Schätze zu finden wie in Rom, Paris, Oxford, London und andern europäischen Städten. Allein in letzter Zeit hat, so scheint es, das Auswanderungsfieber nicht nur Gemälde und andere Kunstwerke, sondern selbst wertvolle Manuskripte und seltene Bücher ergriffen. Dem „allmächtigen Dollar" kann eben nichts widerstehen.

Einige Zahlen sollen den Zuwachs der Bibliothek in den letzten zwei Jahren veranschaulichten [1].

	Zuwachs im Jahre 1899—1900	1900—1901	Totalzahl Juni 30. 1901
Bände	38 110	76 481	1 071 647
Manuskripte	778	9 341	36 619
Karten	3 536	4 368	60 025
Musikwerke	16 605	16 950	311 020
Prints (Graph. Künste, Zeichnungen, Stiche, Faksimile rc.)	14 048	21 455	106 326
Jurist. Bibliothek (Kapitol)	2 096	2 320	92 305

Die 76 481 Bände, welche den Zuwachs von 1900 bis 1901 bilden, wurden auf folgende Weise erworben [2]:

---

[1] Report of Librarian of Congress 1900—1901, 12.
[2] Ib. 13.

Ankauf	26 194	Von Staatsdepart. u. Smithsonian Institution	13 347
Copyright	7 933		
Internat. Austausch	6 476	Austausch von Dubletten [1]	6 066
Geschenke	9 678	Zuwachs zum Smithsonian Deposit	6 787

Im Bericht von 1898 (S. 6) klagt der Bibliothekar, daß Geldschenkungen von Privatpersonen, die andern Bibliotheken so reichlich zufließen, bisher der Kongreßbibliothek nicht zugewendet wurden. Die Bibliothek wird gänzlich durch Appropriationen des Kongresses unterhalten. Diese Appropriationen waren für die drei Jahre 1900—1902 wie folgt [2]:

	1900		1901		1902	
	341 080	Dollar	514 053	Doll.	563 257	Doll.
Für Ankauf von Büchern	31 680	„	59 680	„	69 800	„
Binden u. Druck (v. Katal. 2c.)	35 000	„	75 000	„	75 000	„
Gehalt für Angestellte	123 345	„	178 780	„	198 320	„

Trotz der immer steigenden Summe heißt es im letzten Bericht [3]: „Die gegenwärtige Summe ist zu niedrig, um die Bibliothek zu vervollständigen." Es ist eben die Absicht der Amerikaner, die Kongreßbibliothek, wie der frühere Bibliothekar, Mr. Spofford, sich 1898 ausdrückte, zur ersten Bibliothek der Welt zu machen [4].

Das Personal der Bibliothek besteht aus zwei Abteilungen: die eine umfaßt die eigentlichen Bibliotheksarbeiter, die zweite die Angestellten, welchen die Sorge für die Gebäude und die Anlagen obliegt. Am 1. Juli 1901 gehörten zur zweiten Abteilung 116 Personen, zur ersten 207; dazu kommen noch 49 Beamte im Copyrigth Office. Von diesen 207 Beamten waren 67 in der Abteilung zum Katalogisieren, für 1901—1902 wurden noch 26 weitere bei dieser Abteilung angestellt [5]. Der Hauptbibliothekar bezieht ein Gehalt von 6000 Dollar, sein erster Assistent 4000; der Superintendent im Hauptlesezimmer 3000; der Superintendent der Gebäude und Anlagen 5000; der Direktor der Katalog-Abteilung 3000; seine 3 ersten Assistenten je 1800; 6 weitere je 1500; 3 weitere je 1400 usw. 112 Angestellte erhalten je 480—900 Dollar. — Die Beamten der eigentlichen Bibliothek sind in folgende Departements oder Divisions verteilt:

Abteilung für Briefe und Büchersendungen (Mail and Delivery) 5 Personen (mit einem Automobil);

Abteilung für Bestellung (Order Division) 13 Personen.

Diese Beamten bestellen Bücher, examinieren die Kataloge der Buchhändler und Antiquariate; auch prüfen sie Gesuche und Vorschläge um Anschaffung solcher Werke, welche von Lesern gewünscht werden.

---

[1] Die Bibliothek besitzt über 700 000 Dubletten von Büchern und Broschüren.

[2] Report of Librarian of Congress 1900—1901, 7.   [3] Ib. 13.

[4] „We are now trying to make this the most representative library in the world." Report of the Comm. of Ed. 1899—1900 I 367.

[5] Report of Librarian of Congress 1899—1900, 9 f.

Abteilung für **Buchbinderei und Druck** (Printing and Bindery) 48 Personen;

Abteilung zum **Katalogisieren** (Catalogue Division) 67 (– 6) Personen;

Abteilung für **Bibliographie** (Bibliography) 6 Personen.

Diese letzteren stellen Listen zusammen von Büchern und Artikeln über Gegenstände, die im Parlament behandelt werden oder die augenblicklich im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen. Auch beantworten sie die zahlreichen Anfragen, die von allen Seiten an die Bibliothek gerichtet werden. Die Bibliothek hat im Laufe der letzten Jahre eine ganze Reihe von Spezialkatalogen über wichtige Tagesfragen veröffentlicht. Einzelne sind als Bücher gedruckt, andere in Zettelkatalogen: über Hawai, Kuba, Alaska, dänisch Westindien, Kolonisation, Finanz- und Bankwesen in den Vereinigten Staaten, Subsidierung der Handelsflotte, Samoa und Guam, Portoriko, die Monroe Doktrin, die Negerfrage, Einwanderung, das Negerproblem, die Philippinen usw. Daß solche Kataloge für Politiker, Journalisten und andere von der größten Bedeutung sind, ist klar.

Abteilung des **Hauptlesesaals** (Reading room forces) 56 Personen;

Abteilung für **Zeitschriften** 11 Personen;

Abteilung für **Karten** und **Musik** je 6 Personen.

Was die **Benutzung** der Bibliothek angeht, so herrscht darin wahre „amerikanische Freiheit". Allen über 16 Jahre alten Personen ist die Benutzung ohne jedwede Erlaubnis oder Formalität gestattet. Die Bibliothek ist geöffnet von morgens 9 bis abends 10 Uhr, außer an Sontagen. Fürs gewöhnliche bringt man die Bücher zum Hauptlesesaal. Wer dieselben Bücher mehrere Tage behalten will, braucht es bloß einem Angestellten zu sagen, und wenn der Leser die Rotunde verläßt, wird ein Zettel mit dem Vermerk: „Reservierte Bücher", auf seine Bücher gelegt, und so kann er sie eine Woche lang, auf besonderes Verlangen noch länger behalten. Wer eine größere Menge Bücher zur selben Zeit benutzen will — man kann beliebig viele Bücher auf einmal kommen lassen —, erhält einen Tisch in einem der Alkoven angewiesen. Wenn jemand nachsehen will, welche Bücher in einem bestimmten Fach für seine Zwecke am nützlichsten sind, so kann er mit Erlaubnis des Hauptbibliothekars oder des Superintendenten des Lesesaals zu den Büchergestellen geführt werden. Dort kann er sich dann die Bücher anschauen und auswählen, was er braucht. Es ist dies eine Vergünstigung von außerordentlichem Wert für solche, die Material über einen bestimmten Gegenstand sammeln. Mir wurde bei meiner Arbeit in der Bibliothek schon am ersten Tage **angeboten**, ob ich mir die Bücher des Faches, in dem ich arbeitete, selbst in den Stacks anschauen wollte. Überhaupt ist das Personal äußerst zuvorkommend und dienstbereit. Während ich in den Büchergestellen herumsuchte, boten vorbeigehende Beamte mir ihre Hilfe an; eine andere Angestellte kam zu mir mit der Frage, ob ich mir etwa den Apparat zur Bücherversendung (oben beschrieben) anschauen wollte. Ich nahm das natürlich mit Freuden an. Wer eine Schreibmaschine zu benutzen wünscht, erhält ein besonders Zimmer angewiesen. Auch besorgt die Bibliothek-

verwaltung Kopisten gegen mäßige Bezahlung. Man sieht, daß kaum irgend etwas unterlassen wird, das den Gebrauch der Bibliothek erleichtern kann. Zahlreiche Anfragen über Bücher und Zitate, die an die Bibliothek gestellt werden, werden, so weit sie die Angestellten nicht allzusehr ihrer Arbeit entziehen, mit möglichster Vollständigkeit beantwortet.

Was die tatsächliche Frequenz der Bibliothek angeht, so entnehmen wir dem letzten Bericht des Bibliothekars folgende Angaben:

	1900	1901
Gesamtzahl der Besucher	655 439	832 370
Tägliche Durchschnittszahl	2 150	2 711
Leser im Hauptlesesaal .	123 844	112 894
Bücher ausgegeben .	364 396	401 512
Höchste Zahl an einem Tage	2 814	2 932
Besucher im Lesezimmer f. die Blinden	7 489	10 692

Am 4. März 1901, am Tage der Inauguration des Präsidenten, waren 72 572 Besucher in der Bibliothek. Wiewohl die Zahl der eigentlichen Leser recht stattlich ist, wird sie doch bedeutend von der Zahl der Besucher übertroffen, d. h. derer, die kommen, um das Gebäude und vor allem die herrlichen Dekorationen zu besichtigen. Da die Besichtigung einen halben Tag, oder noch mehr, in Anspruch nimmt, so ist es eine sehr angenehme Einrichtung, daß in dem Bibliotheksgebäude ein Restaurant eingerichtet ist. Auf den verschiedenen Stockwerken liest man in einer Ecke: Take Elevator for Café and Lunch Room. Das kommt natürlich auch denen zu gut, die den ganzen Tag in der Bibliothek studieren und schreiben wollen. Sie können eine Pause machen, ihr Mittagessen nehmen und dann weiter arbeiten. Der Amerikaner ist praktisch, das muß man ihm lassen!

Nach dem bisher Gesagten wird der Leser verstehen, daß der Amerikaner auf seine Kongreßbibliothek stolz sein kann. Er ist es auch. Der Besucher, der in Washington ist oder von dort kommt, hört gewöhnlich als eine der ersten Fragen: „Sind Sie in der Kongreßbibliothek gewesen?" Von dem Gebäude selbst sagen zwei Amerikaner, denen man ein Urteil zutrauen darf: „Das Gebäude stellt den Triumph moderner Baukunst dar." „Ich behaupte, daß als Arbeitsstätte dieses Gebäude nahezu vollkommen ist. Es ist groß und weit, hell und bequem; und was die Schnelligkeit in der Besorgung von Büchern angeht, so kann es kaum übertroffen werden. In Paris und London arbeitet man in wenig erleuchteten Räumen, die oft überfüllt sind; in Washington sind die Lesezimmer zahlreich, hell und bequem."[1] Doch es könnte vielleicht scheinen, als ob das Urteil der Amerikaner durch Eigenliebe getrübt sei. Wir wollen deshalb einige Worte aus dem Bericht eines Deutschen hinzufügen, der am 10. Februar 1902 aus Washington an die „Kölnische Volkszeitung"[2] schreibt: „Das Kapitol und

[1] Mr. A. R. Spofford und Mr. Brooks Adams, zitiert in dem Report of the Comm. of Ed. 1899—1900 I 367.

[2] Wochenausgabe für das Ausland, Nr 10, 6. März 1902, S. 4.

die Kongreßbibliothek sind etwas ganz Besonderes. Nur wer die Amerikaner geringschätzig als Parvenus behandeln will, kann die beiden gewaltigen Paläste protzig nennen. In Rom oder Paris oder Berlin würden beide Gebäude als gewaltige Mittelpunkte des nationalen Lebens gelten: warum soll man sie in Washington anders betrachten? Die tödlich langweiligen Straßen von Washington, wo oft Hunderte von Häusern, ja ganze Straßenreihen nach einem einzigen Plan gebaut sind, mit ihrem widerlich eintönigen Backsteinrot, können uns zwar nichts lehren, als daß der Mensch auch ohne Ästhetik leben kann. Aber die Kongreßbibliothek — 7 Millionen Dollar hat sie gekostet —, die kann uns etwas lehren. Und es ist falsch, zu glauben, daß dort nur geprotzt wird."

Die Bibliothek soll ein nationales Denkmal sein. „Sie ist in der Tat die Bibliothek des gesamten amerikanischen Volkes."[1] Nur solche, die Amerika ihre Heimat oder wenigstens ihre zweite Heimat nannten, sollten daran arbeiten. „Die fünfzig Bildhauer und Maler, die an diesem Werke beteiligt waren, sind alle Amerikaner, und was sie hier geleistet haben, ist die interessanteste Urkunde für den Umfang und die Fähigkeiten der amerikanischen Kunst."[2] Unter den hervorragenderen Künstlern seien die folgenden erwähnt, deren Namen auf deutsche Abkunft hinweisen: Mr. Pelz, der den Plan für die künstlerische Ausstattung entwarf; zugleich mit Mr. Smithmeyer hatte er auch den ursprünglichen allgemeinen Plan gezeichnet; Mr. Weinert war der Direktor der Modellierer und Stuccoarbeiter; Mr. Dielman schuf die Mosaiken „Gesetz" und „Geschichte" im Lesezimmer der Kongreßmitglieder; die Glasmalerei der acht großen Fenster der Rotunde ist von Mr. Schladermundt; andere deutsche Namen unter den Künstlern sind: Ruckstuhl, Gutherz, Niehaus usw. Auf der andern Seite zeigt die Bibliothek auch einen sehr internationalen, kosmopolitischen Charakter, besonders in den Dekorationen; Statuen und Brustbilder berühmter Männer aus allen Nationen erinnern an die Dankesschuld, die Amerika den älteren Nationen zollt.

Vor allem aber ist die Bibliothek ein beredtes Zeugnis für den energischen Eifer, mit dem die mächtige Republik sich jetzt auf die Pflege der Literatur und Kunst wirft. Freilich war bis vor nicht langem die amerikanische „Wissenschaft" meist nur Technik, äußerst praktische und geschickte Anwendung der Resultate der Mathematik und Naturwissenschaften, welche die „Alte Welt" gefunden hat. Amerikanische Gelehrte, wie Professor Rowland von der John Hopkins-Universität, der hervorragende Astronom Professor Simon Newcomb und andere, klagten bitter über die geringe Achtung, die man in Amerika vor der eigentlichen Wissenschaft hat. Doch ändert sich das gerade jetzt sehr schnell. Wohl gibt es noch manche sogen. selfmade men, die mit Stolz darauf hinweisen, daß sie ohne höhere Bildung Hunderttausende, ja Millionen zusammenrafften, und die fragen: „Wo sind eure Gebildeten im Kampf um Erfolg." Einzelne meinen geradezu, eine Nation, die wie die amerikanische da sei um zu „schaffen", zu „handeln", dürfe

[1] Handbook of the New Library of Congress 1.
[2] Ib. 8.

sich nicht mit den müßigen Spekulationen der Gelehrten abgeben. Allein die Zahl dieser Männer wird seltener. Obschon man nicht im mindesten von der Anbetung des „Erfolges" abgeht, richten sich die Blicke doch höher. Die Vereinigten Staaten gehen mit Riesenschritten der Hegemonie auf dem Weltmarkt entgegen; seit einigen Jahren spielen sie eine führende Rolle in der Weltpolitik. Jetzt ist es ihr Ehrgeiz, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst eine einflußreiche, ja geradezu herrschende Stellung zu gewinnen. Diesen Gedanken hat Professor Rowland schon 1883 deutlich ausgedrückt. Nachdem er die damalige untergeordnete Stellung Amerikas in der wissenschaftlichen Welt beklagt hatte, fuhr er fort: „Ich glaube nicht, daß dieses Land lange in dem gegenwärtigen Zustande bleiben wird . . . und wir haben vielleicht das Gefühl, das allen wahren Demokraten gemeinsam ist, daß unser Land einer glorreichen Zukunft entgegengeht, wenn wir die Führung der Welt im Kampfe für geistige Erfolge übernehmen werden, wie wir es jetzt im Kampfe für den Wohlstand tun."[1] Die Ereignisse der letzten Jahre haben viel dazu beigetragen, diese hochstrebenden und zuversichtlichen Hoffnungen zu stärken und in weitere Kreise zu tragen. Bedenkt man die Energie und rastlose Tätigkeit, die jetzt auf allen Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft entfaltet wird, und die riesenhaften Summen, die für die Förderung von Schulen, Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten geboten werden, so muß man P. A. Zimmermann S. J. zustimmen, der sagt: Die Amerikaner „werden zweifelsohne nach nicht zu langer Zeit eine große geistige Tätigkeit entwickeln"[2]. Vielleicht bildet die Vollendung der herrlichen Kongreßbibliothek in der Bundeshauptstadt den Markstein in der Geschichte der Vereinigten Staaten, von wo an diese Entwicklung mit der Amerika charakteristischen Schnelligkeit voranschreitet.

[1] Aus einer Rede A Plea for Pure Science, abgedruckt im Popular Science Monthly, June 1901, 187.

[2] „Germania", Wissenschaftliche Beilage Nr 15 (Berlin, 10. April 1902) S. 114.

Rob. Schwickerath S. J.

Rezensionen.

Herders Konversations-Lexikon. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. I. Bd (1.—20. Heft): A bis Bonaparte. Lex.-8⁰ (VIII S. u. 1740 Sp. Text, 8 Karten, 11 Tafeln und 5 Textbeilagen) Freiburg 1902, Herder. Geb. in Original-Halbfranzband *M* 12.50

Das neue buchhändlerische Unternehmen an sich genommen, von dem ein beträchtlicher Teil (26 Hefte) bereits vorliegt, stellt sich von vornherein im allergünstigsten Lichte dar. Bei der unermeßlichen Fülle des Wissenswerten, dessen Kenntnis heute ohne weiteres vorausgesetzt wird, bleibt der Gebildete, auch nach gründlichem gelehrten Unterricht, gelegentlich noch immer auf die Nachhilfe des Konversationslexikons angewiesen. Derartige Lexika sind in Deutschland schon ziemlich reichlich vorhanden; manche derselben haben weite Verbreitung und nicht geringes Ansehen sich verschafft. In der Tat kann man, was die fachwissenschaftliche Behandlung vieler Gegenstände, wie was die Einrichtung und Ausstattung angeht, den großen Konversationslexika von Brockhaus, Meyer, Pierer die Anerkennung nicht versagen. Diese haben denn auch im Laufe der Zeit Umfang und Zahl ihrer Bände allmählich vermehrt und eine Ausdehnung erlangt, welche ebensowohl für die Finanzen wie für die Bequemlichkeit der Benutzung und Aufstellung immerhin ihre Schattenseiten aufweist. Wenn nun ein solches Nachschlagewerk geboten werden könnte, gleich gefällig in der äußeren Erscheinung, gleich vortrefflich in der Technik, gleich gediegen in der fachwissenschaftlichen Behandlung und gleich reichhaltig an Stichworten, wie das Beste unter dem bisher Vorhandenen, und dabei doch auf eine bescheidenere Zahl gut handlicher Bände zusammengedrängt, so wäre dies eine wahre Errungenschaft, es wäre das Ideal eines brauchbaren Konversationslexikons. Dieses Meisterstück zu stande zu bringen, ist nun gerade das Bestreben der schon so viel verdienten und bestgekannten Herderschen Verlagshandlung bei dem hier zur Anzeige kommenden neuen Werke.

Dasselbe ist auf 8 Bände berechnet. Jeder Band, von sehr gefälliger und angenehmer Form, schließt 20 Hefte in sich, die auch als einzelne Lieferungen à 50 ₰ bezogen werden können. Der erste Band bringt zu seinen nahezu 900 Seiten 400 Abbildungen, Karten, Farbendrucke usw. Die Kürze ist nicht durch Verminderung der Gegenstände erreicht worden, noch durch unvollständige

Behandlung derselben, sondern durch eine streng durchgeführte Kondensierung der wissenschaftlichen Darlegungen, durch ein geschickt ausgedachtes System ganz einfacher Abkürzungen und eine kluge Ausnützung des Raumes bei sonst deutlichem und übersichtlichem Druck. Auf diese Weise ist es möglich geworden, mit den angesehensten Werken dieser Art an Reichhaltigkeit nicht nur gleichen Schritt zu halten, sondern dieselben noch zu übertreffen und manche dort gelassene Lücke glücklich auszufüllen. Die genauere Prüfung aber wird ergeben, daß die Darstellungen im einzelnen aus fachmännischer Feder geflossen und wenn auch gemeinverständlich, doch streng wissenschaftlich gehalten sind. Mag es sich um Fachbenennungen aus dem Gebiete der Medizin handeln oder der Jurisprudenz, der Naturwissenschaft oder der Kunst, der Religion oder des Heerwesens, um Historisches oder Soziales, Technisches oder Ökonomisches, um Spiel oder Umgangsform usw., überall findet man dieselbe Sicherheit, Fülle und Klarheit der Belehrung. Insbesondere ist Persönlichkeiten und Fragen, welche für den Augenblick im Vordergrunde des Interesses stehen, Aufmerksamkeit zugewendet. Über Politiker, Schriftsteller, Künstler und Modeerscheinungen des Tages wird bündige und vollständige Auskunft erteilt. Typisch für die Behandlung zeitgeschichtlicher Fragen ist z. B. die eingehende und magistrale Notiz über Bismarck.

Wahre Zierden des ersten Bandes sind im allgemeinen die geographischen und ethnographischen Artikel, an welchen derselbe besonders reich ist. Die Abschnitte über Alpen und Apenninen, über Afrika und Asien, Amerika und Australien, Ägypten und Armenien, Bayern und Baden, Belgien und Brasilien sind nicht nur aufs gediegenste ausgearbeitet, sondern größtenteils auch durch prächtige Karten erläutert. Die bekannteren Städte, wie Athen und Alexandrien, Aachen und Antwerpen, Berlin und Bremen, stehen dahinter kaum zurück. Eine Luxusentfaltung in Bezug auf Illustrationen, wie sie in den Konversationslexika von Brockhaus und Meyer entgegentritt, wird ja, dem besondern Plan des neuen Unternehmens entsprechend, im ganzen nicht im gleichen Grade angestrebt. Allein gerade bei den geographischen Artikeln dürfte auch in Bezug auf diesen mehr äußerlichen Vorzug der Vergleich nicht ungünstig ausfallen. Den verschiedenen Abhandlungen aus dem Gebiete der Kunst ist ein Reichtum ausgewählter Abbildungen beigegeben, welche nicht nur die Verlagshandlung auf der Höhe der Leistungsfähigkeit zeigen, sondern auch in der Auswahl den feinen und glücklichen Blick bekunden. Hervorgehoben seien hier die Nummern: Altar — Altchristliche Kunst — Baukunst des 19. Jahrhunderts — Bildnerei usw.

Bei den ungemein zahlreichen Abbildungen, welche der Besprechung naturwissenschaftlicher Gegenstände beigegeben sind, ist es nicht so sehr auf Bestechung des Auges durch farbenglänzende Vollbilder abgesehen als auf einleuchtende Erläuterung des Textes. Die Artikel über Ameise und Biene, über Auge und Blutumlauf können da als Glanzpunkte gelten, aber auch sonst werden die Gebiete namentlich der Botanik und Zoologie nicht nur im Text ausgiebig behandelt, sondern auch mit Illustrationen reichlich zur Anschauung gebracht. Nicht minder wird bei Gegenständen der Technik durch graphische Mittel dem Verständnis nachgeholfen. Die Artikel Bahnhof und Bauernhaus, Berg=

bau und Bergbahn, Bierbrauerei und Baggermaschine, Beil und Bohrer, Bad und Anker usw. stellen da als wahre Muster der Veranschaulichung sich dar.

Zu leichter und übersichtlicher Belehrung sind noch manche andere bewährte Mittel in Anwendung gekommen. An statistischen Tabellen, Stammtafeln, Listenverzeichnissen u. dgl. fehlt es nicht. Erwähnt sei nur zum Worte Attribut die prächtige Liste der „Attribute und Symbole der Heiligen", zu Alexander d. Gr. die geographische Karte mit der Einzeichnung seiner Kriegszüge.

Alles in allem genommen ist das, was von dem neuen Konversationslexikon bis heute vorliegt, überaus befriedigend. Wird es in entsprechender Weise zur Vollendung geführt, so kann es an Gehalt und Gediegenheit wie an glücklicher Verwendung der graphischen Hilfsmittel dem Vorzüglichsten an die Seite treten, was bis jetzt an Werken solcher Art bekannt war; durch Kürze, praktische Einrichtung und Reichtum der Nomenklatur wird es vor den übrigen noch immer etwas voraus haben.

Allein nicht dies gibt dem Unternehmen seine eigentliche Bedeutung. Schon gleich beim Erscheinen des Prospektes und der ersten Hefte ist in dieser Zeitschrift (LXII 111) mit Nachdruck darauf hingewiesen worden, wie eminent wichtig ein solches Werk für die Katholiken Deutschlands sei, nachdem die älteren, zur Zeit ihres Erscheinens verdienstvollen kleineren Konversationslexika von Herder und von Manz hinter den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart und der mächtigen Konkurrenz der großen akatholischen Firmen merklich zurückzubleiben begonnen haben. Das Unternehmen ist nichts Geringeres als eine Ehrensache für das gesamte katholische Deutschland und ein dringendes Bedürfnis für alle gebildeten Katholiken deutscher Zunge. Es muß daher mit Dank anerkannt werden, daß die tätige Herdersche Verlagshandlung das mühereiche und kostspielige Wagnis auf sich genommen hat, um dadurch bereits vorhandenen, nicht geringen Übelständen abzuhelfen.

Ein gutgemeintes Bestreben der großen Firmen wie Brockhaus und Meyer, deren Konversationslexika sich eines nicht unverdienten Rufes freuen, konfessionell Verletzendes zu mildern und immer mehr auszuscheiden, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber gewiß ist nicht zu leugnen, daß in den Spalten dieser Nachschlagewerke auch jetzt noch zahlreiche Stellen sich finden, welche zu Christentum und Kirche gegensätzlich erscheinen und berechtigten Forderungen der Katholiken nicht entsprechen. Es ist nur allzu wahr, daß auch heute noch die Konversationslexika, die in ihrer langen Reihe und ihren stattlichen Einbänden die Zierde manchen Familienzimmers bilden, gar oft zur Quelle der Verirrung und Verwirrung und des Verderbens werden, zumal für die unerfahrene und unbewachte Jugend.

Dem gegenüber stellt Herders Konversationslexikon sich von vornherein auf den katholisch-positiven Standpunkt. Hier endlich ist der Katholik sicher, von allem dem verschont zu bleiben, was sein religiöses Empfinden verletzen oder seinen Sinn für Wahrheit und Recht herausfordern könnte. Statt dessen findet er reichliche und verläßliche Aufklärung über den wahren Sinn katholischer An-

schauungen, Einrichtungen und Lehren, kurze aber solide Begründung und oft auch die Hauptzüge der historischen Entwicklung. In allem dem, was Religion und Glaube näher berührt, ist für ausgiebige Orientierung gesorgt. In Artikeln z. B. wie Ablaß, Altarssakrament, Beicht, Bischof, Bibel birgt sich kurz, klar und korrekt das Extrakt aus umfangreichen, dogmatischen, kanonistischen und liturgischen Traktaten. Der Zuverlässigkeit in Glaubenssachen geht die vorsichtige Wahrung der christlichen Sitte, die edelste Dezenz in Bild und Wort kaum minder verdienstlich zur Seite. Fern von aller Prüderie wird zwar klar zur Darstellung gebracht, was von den Einrichtungen der Natur oder von den Nachtseiten des menschlichen Lebens an solcher Stelle einer Erklärung bedarf, aber nirgends findet sich eine Darstellung oder Abbildung, welche schwachem Sinn zum Anstoß und zarten Gewissen zum Fallstrick zu werden geeignet wäre. Es ist offenbar, daß gerade in dieser Hinsicht große Schwierigkeiten zu überwinden waren, daß sie aber auch mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit überwunden worden sind.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß dieses Konversationslexikon von einem Geiste der Engherzigkeit oder des ängstlichen Rigorismus durchweht sei. Wer z. B. die Artikel über Anzengruber (nebst Rosegger), Boccaccio oder Börne liest, wird da einer Weitherzigkeit begegnen, die vielleicht überrascht und die gewiß nicht größer gewünscht werden kann. Auch konfessionelle Einseitigkeit bei Wertung der Persönlichkeiten oder bei Darstellung geschichtlicher Ereignisse braucht niemand zu befürchten. Allerdings wird z. B. bei der Bartholomäusnacht der geschichtlichen Wahrheit ihr Recht, anderseits muß sich aber auch ein Herzog Alba, ohne Zulassung von Milderungsgründen aus den geschichtlichen Verhältnissen, die allerstrengste Verurteilung gefallen lassen. Nicht besser ergeht es unter anderem Gesichtspunkte z. B. einem Kardinal Bembo.

Im allgemeinen werden verdiente katholische Persönlichkeiten, auch wenn sie von hervorragender Bedeutung oder sympathischer Art, mit großer Zurückhaltung besprochen. Knapp und kühl werden Daten und Tatsachen aneinander gereiht. Ein Exempel bietet in dieser Beziehung z. B. der große päpstliche Diplomat Kardinal Antonelli. Es ist äußerste Seltenheit, wenn einmal, wie bei Bonaventura oder Bossuet, für einen Augenblick ein Fünklein von Wärme sich bemerkbar macht. Sonst gilt stets nur Kürze und Sache.

Auf der andern Seite wird im Gegensatz zu dem, was wir deutsche Katholiken in derartigen Werken für uns selbst zu erfahren gewohnt sind, auch das schärfste Auge nichts aufzuspüren vermögen, was für protestantische Empfindlichkeit als Kränkung oder Herausforderung erscheinen könnte. Man prüfe nur einmal die Artikel wie Katharina von Bora, Ambrosius Blarer, David Blondel, Jeremias Gotthelf (= A. Bitzius), oder für die neuere Zeit Bischof Billing, Kultusminister Bosse, Pastor Friedr. v. Bodelschwingh usw. Man vergleiche einmal die Behandlung, die in diesem Konversationslexikon analogen Erscheinungen auf protestantischem und katholischem Gebiet zu teil geworden ist, etwa Beza mit Baronius, deren Verdienste namhaft gemacht werden, Bodinus und Binsfeld, die beide wegen Hexenglaubens angekreidet

sind, oder den großen Feldherrn und Staatsmann Albornoz mit Bernhard von Weimar, der in schwedischem und französischem Sold sein Vaterland verwüstete. Heißt es doch z. B. von dem letzteren: „Bernhard war einer der achtungswertesten Charaktere unter den Generalen seiner Zeit und ein eifriger Protestant, hätte aber mehr für seinen Glauben erreicht, wenn er nicht stets darauf bedacht gewesen wäre, sich eine führende Stellung zu wahren und womöglich ein Reichsfürstentum zu erringen." Den Luxus eines ähnlichen Lobes wird man in den ersten 22 Heften schwerlich für eine der großen katholischen Persönlichkeiten entdecken, auch bei Bayard nicht, dem „Ritter ohne Furcht und Tadel". Nur zu Martin Becanus wird rühmend hervorgehoben: „Als Beichtvater und Ratgeber Kaiser Ferdinands II. trat er immer für Milde gegen die Protestanten und für Aufrechthaltung der ihnen gemachten Zugeständnisse ein."

Nach dem Gesagten wäre es offenbar irrtümlich, bei dem neuen Unternehmen etwas vorauszusetzen, was in irgend einem Sinne einer einseitigen Richtung zu dienen bestimmt oder auch nur geeignet wäre. Vielmehr soll allen Anforderungen der Wissenschaft wie des guten Geschmackes, der Wahrheit und der Billigkeit für alle entsprochen werden. Die Vermeidung nicht nur der bei verbreiteten Werken dieser Art gewöhnlichen, sondern überhaupt aller und jeder Einseitigkeit ist gerade das, was den Vorzug des Werkes ausmachen soll. Dadurch aber, daß das neue Konversationslexikon Lehre und Einrichtungen, Anschauungen und Bräuche der katholischen Kirche richtig und vollständig zur Darstellung bringt, in Theologie, Philosophie und Kirchenrecht Mißverständnisse und Entstellungen beseitigt, auch in historischen Fragen nachgewiesene Unwahrheiten und unechte Färbungen in konfessionellen Dingen aus dem Wege räumt, wird es sich, zumal bei seiner sonstigen Vortrefflichkeit, auch für Andersgläubige brauchbar und nützlich erweisen. Es bietet Aufklärungen und Belehrungen, wie kein anderes Konversationslexikon sie bis jetzt aufzuweisen hatte, und auch der, welcher eines der andern bekannten Lexika bereits besitzt, wird sich hinfort oft aufgefordert fühlen, auch nach dem Herderschen zu greifen. Herders neues Konversationslexikon kann den Besitz jedes andern ersetzen, wird aber durch keines der andern überflüssig gemacht.

Im Interesse des Unternehmens liegt es daher auch, daß allen jenen Namen und Fragen, welche Leben und Glauben, Volksbrauch und Gottesdienst der Katholiken betreffen, sollten sie auch noch nie in einem solchen Lexikon genannt worden sein, fortwährend die besondere Sorgfalt zugewendet werde. Zwar hat das Werk noch manche andere Vorzüge, welche ihm im Wettbewerb mit andern Nachschlagewerken dieser Art zum Vorteil gereichen, aber hier liegt sein spezifischer Vorzug, der ihm ausschließlich eigen ist und der das Werk, sobald es nur einmal vollendet dasteht, für Katholiken und Akatholiken unentbehrlich machen wird. In der tüchtigen und tadellosen Behandlung der katholischen Dinge muß auch fortan der Ruhm und Stolz des Werkes liegen.

Bis jetzt ist das Unternehmen nicht nur glücklich, sondern auch rüstig vorangeschritten. Bereits liegen mehrere Hefte des II. Bandes vor, und schon Band I für sich betrachtet, mit seinen Tausenden von Stichwörtern und dem Reichtum seines

Gehaltes, kann als Nachschlagewerk wie als Bildungslektüre die ersprießlichsten Dienste tun. Da die Anschaffung eines solchen Werkes naturgemäß an die Finanzkraft größere Anforderungen stellen muß, ist das Entgegenkommen der Verlagshandlung besonders anzuerkennen, auf Grund dessen der Ankauf der einzelnen Hefte zu je 50 ₰ ermöglicht ist. Das große Publikum wird gut tun, von dieser Erleichterung bei Zeiten Gebrauch zu machen, denn auch beim preiswürdigsten und unentbehrlichsten literarischen Hilfsmittel kann die Anschaffung zuletzt an der Höhe der auf einmal zu erlegenden Kaufssumme zum Scheitern kommen.

Der einsichtige Katholik erkennt von selbst, von welcher Tragweite es ist, daß das begonnene Werk gedeihlichen Fortgang nehme und weithin in Deutschland sich dauernd einbürgere. Unter allen literarischen Bedürfnissen, die uns deutschen Katholiken gemeinsam sind, steht dieses Konversationslexikon zweifellos oben an. Es wird, wenn vollendet, die deutschen Katholiken als selbständige geistige Macht würdig repräsentieren; es wird im eigenen Hause zahllosen Schädigungen und Übeln den Weg versperren, es wird im fremden Lager einer richtigen Erkenntnis und gerechteren Würdigung katholischer Dinge die Wege bahnen. Wenn daher jemals ein buchhändlerisches Unternehmen der Sympathien und der wirksamen Unterstützung maßgebender katholischer Potenzen würdig war, so ist es das hier besprochene in ganz vorzüglichem Grade. O. Pfülf S. J.

Die Wirkungen des Bußsakramentes nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin. Mit Rücksichtnahme auf die Anschauungen anderer Scholastiker dargestellt von **Michael Buchberger**, Stipendiat und Präfekt im erzbischöfl. Klerikalseminar zu Freising. Gekrönte Preisschrift. kl. 8⁰ (VIII u. 216) Freiburg 1901, Herder. *M* 2.—

Es ist eine bekannte Tatsache, welche durch die in der Einleitung niedergelegten Untersuchungen des Herrn Verfassers bestätigt wird, daß einige der bedeutendsten Scholastiker vor Thomas von Aquin die absolute Notwendigkeit der Sündenvergebung von seiten Gottes vor jeder sakramentalen Lossprechung in der Beicht verteidigten. Die Schlüsselgewalt würde sich demnach, wie z. B. Bonaventura ausdrücklich lehrt, an sich nicht auf die Schuld erstrecken (In 4. d. 18, P. I., a. 2. q. 1). Nur per accidens könnte das geschehen, wenn nämlich der Sünder durch schuldlosen Irrtum meint, er habe vor der Absolution eine genügende Reue gehabt, während dies tatsächlich nicht der Fall war.

Weniger sicher ist, ob einige dieser Autoren selbst in dem letzten Fall keine Sündentilgung ex opere operato, sondern nur eine solche ex opere operantis annahmen, und ob sie wirklich glaubten, daß das Bußsakrament nichts anderes ex opere operato bewirke, als bloß die Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen und die kirchliche Rekonziliation des Pönitenten. Die scharfsinnigen Erörterungen Buchbergers haben dies allerdings wahrscheinlich gemacht, aber unserer Ansicht nach nicht endgültig entschieden.

Unzweifelhaft und trefflich bewiesen ist dagegen, daß Thomas von Aquin die reumütige Beicht und Absolution für Sakramentsteile hält, welche ex opere operato zur Nachlassung der Sünden wirksam sind.

Nach Buchberger ist es auch thomistische Lehre, daß nur die von der Gnade schon informierte Reue (contritio) in Kraft der Schlüsselgewalt, mit der sie verbunden ist, als Ursache der Sündenvergebung ex opere operato angesehen werden darf. Diese Reue muß im Moment der Absolution vorhanden sein; vorher genügt die attritio, d. h. nach der damaligen Terminologie eine von der Gnade nicht informierte Reue.

In dem Fall, daß die Sünden infolge der Kontrition ohne Beicht nachgelassen werden, geschieht dies nur durch die Schlüsselgewalt, welche mittels des votum confessionis in Kraft tritt und ex opere operato wirkt. Auch diesen letzten Punkt hat Buchberger wenigstens als wahrscheinliche Lehre des Aquinaten dargetan.

Die Schwierigkeit, daß nach dieser Auffassung die Kontrition zugleich Wirkung und Ursache der Gnade wäre, wird nach einer ziemlich dunklen Stelle des Sentenzkommentars so gelöst, daß die Kontrition Ursache und also auch sakramentaler Teil ist, sofern sie bloß als der mit Hilfe des göttlichen Beistandes gesetzte Tugendakt des Pönitenten erscheint; Wirkung ist sie dagegen, „insofern sie durch das Sakrament die Kraft erlangt, effective die Sünde zu vertreiben".

Wir gestehen, mit dieser Lösung nichts anfangen zu können. Denn eben die durch die Gnade informierte Kontrition ist, wie Buchberger immer wieder betont, die Teilursache der Sündentilgung; da kann sie aber unmöglich erst durch die Gnade, die sie ja hervorbringen soll, zur Kontrition werden. Hier liegt ein evidenter Widerspruch, den wir vorerst nicht dem hl. Thomas zuzuschreiben wagen.

In seinen der Summa vorangehenden Werken lehrte der hl. Thomas, wie Buchberger schön erweist, daß das Bußsakrament nicht die heiligmachende Gnade ex opere operato direkt bewirke, sondern nur eine Disposition dazu, den sogen. Schmuck der Seele, der an sich die Eingießung der Gnade durch Gott zur notwendigen Folge, das Bußsakrament aber nur zur Materialursache hat. In der Summa läßt er aber die Gnade selbst ex opere operato direkt hervorgehen.

So zweifellos es nun auch zu sein scheint, daß die Wirksamkeit des Bußsakramentes bei Erzeugung jenes „Schmuckes" nach Meinung des Aquinaten eine physisch-instrumentale ist, so unwahrscheinlich bleibt es auch nach den Untersuchungen Buchbergers, daß Thomas in der Summa eine andere Wirksamkeit als die moralische annimmt.

Die Arbeit beruht auf so eingehenden Studien und auf so umfassenden Kenntnissen, daß man sie nur der sorgfältigsten Berücksichtigung durch alle Theologen empfehlen kann. Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Lo Assedio di Malta 18 Maggio — 8 Settembre 1565. Par Conte *Carlo Sanminiatelli Zabarella*, Colonnello. Lex.-8° (694) Torino 1902, Tipografia Salesiana. *Fr* 10. —

Die Belagerung Maltas durch die Türken im Jahre 1565 gehört nicht und gehörte nicht zu den bisher noch unentdeckten oder undurchforschten Abgründen der Geschichtswissenschaft, der Graf Karl Sanminiatelli Zabarella gehört nicht zu den zünftigen Historikern, dennoch ist das oben angezeigte Buch nicht ein

gewöhnliches. Der Verfasser geht gründlich zu Werke, er hat nicht Zeit, nicht Mühe gespart, um alle Quellen zu prüfen und nur das Beste zu benutzen. Wenn er auch mehr als Schilderer denn als Forscher auftritt, er liefert sich nicht unkritisch zum Zwecke interessanter Darstellung seinen Vorlagen aus. Im Gegenteil merkt man es allenthalben, daß der Verfasser mit gesundem kritischen Sinn auszuwählen und auszuscheiden weiß.

Der Verfasser hat noch andere Eigenschaften, die in seiner Geschichtsschreibung überall zur Geltung kommen und seinem Werke eigene Reize verleihen. Er ist Soldat und Christ! Er ist selbst voll von dem Geiste jener Ritter und Helden, deren Kämpfen und Taten er hier seine Feder leiht. Das Buch ist mit tiefem Verständnis geschrieben und vom ersten bis zum letzten Wort von jener echt christlichen Auffassung durchweht, welche ebenso wahr als edel jeden dafür empfänglichen Leser so überaus wohltuend berührt.

Es kommt noch hinzu der feine Stil der toskanischen Sprache, der das Werk schon von dieser Seite her zu einer literarischen Kostbarkeit macht.

Alles in allem zeichnet sich die Arbeit des italienischen Kolonels durch jenes edle Ebenmaß aus, welches von dem Begriff des Schönen gefordert wird. Sichtend schöpft der Verfasser aus dem Vollen und lenkt den Fluß durch den Kanal seiner richtigen und erhabenen Auffassung in die reinen klassischen Formen der Zunge Toskanas.

Das Äußere des Buches verdient uneingeschränktes Lob, Druck und Ausstattung im allgemeinen sowohl als besonders die 13 jedesmal zwei Seiten füllenden Darstellungen aus der Geschichte der Belagerung vom Jahre 1565. Die von gleichzeitiger Hand gemalten Originalfresken finden sich im Palaste der Großmeister des Johanniterordens auf Malta. Das prächtige und sehr wohl angebrachte Titelbild aber zeigt, den Halbmond zu seinen Füßen, in voller Ordensrüstung den die Verteidigung Maltas und des christlichen Europas lenkenden damals regierenden Großmeister Johann Parisot de la Valette. Die Rettung der Christenheit vor der damaligen Türkengefahr ist fast einzig und ausschließlich das Werk und die Tat dieses in Kampf und Waffen ergrauten Helden.

Die philosophierende, sich in die Länge ziehende Einleitung dürfte bei einer Neuauflage oder Übersetzung des Buches durch eine mehr pragmatische, kürzere, klarere sehr zweckmäßig ersetzt werden, doch sollte die sehr lobenswerte Übersicht über gleichzeitige und spätere, gedruckte und ungedruckte Quellen jedenfalls beibehalten, wenn nicht gar noch in größerer Ausführlichkeit mit kritischen Bemerkungen gegeben werden.

Nach der Einleitung führt ein vorläufiges, beschreibendes Kapitel auf den Schau- und Kampfplatz der Insel Malta. Die Beschreibung, notwendig zum Verständnis der folgenden kriegerischen Begebenheiten zu Wasser und zu Lande, ist auch an und für sich lesenswert. Eine hier beigegebene Karte von Malta stammt aus einem alten Drucke jener Zeit und gibt ein genaues Bild der damaligen Insel mit ihren Häfen und Befestigungen.

Das Buch selbst zerfällt in fünf Teile, von denen der erste die Geschichte des Malteserordens bis zur Regentschaft de la Valettes kurz zusammenfaßt, um

mit der Charakteristik dieses Großmeisters und seiner Tätigkeit auf Malta zu schließen. Hier zeigt der Verfasser dem Leser schon die Seele und das Herz der siegreichen Verteidigung, und herrlicher noch als das Bild im Titel gelingt die Zeichnung seiner Feder. Der zweite Teil hat die Präludien der Belagerung, die Rüstungen hüben und drüben, die Schilderung der ganzen politischen Lage zum Gegenstand. Im dritten und vierten Teile dann wogt der Kampf um die Insel und die befestigte Stellung der Johanniter. Die Ritter sind auf sich selbst und ihr Gottvertrauen angewiesen. Nur einen geringen Zuzug erhielten sie während der Belagerung von Sizilien her, der aber nicht von wesentlicher Bedeutung war. Nach langem verzweifelten Kampfe, nach manchen siegreich und glorreich abgewiesenen Stürmen fallen schließlich die Ruinen von Sant' Elmo mit den Leichnamen seiner letzten Verteidiger in die Hände der Türken. Und nun wendet sich bald die ganze Türkenmacht gegen die befestigte Stadt mit der Burg San Michele. Fanatisch kämpfen die Türken, die Ritter wie Löwen, der Großmeister weiß den Heldenmut der Seinigen vor waghalsigem Übermut zu schützen, und so gelingt es ihm während dreier Monate die fast täglich erneuerten Stürme der zehnfachen Übermacht immer von neuem wieder siegreich abzuweisen. Die Verluste der Ritter sind groß, zehnmal und zwanzigmal größer die der Türken. Krankheiten und Seuchen helfen mit, die Reihen der Janitscharen zu dezimieren: im Türkenlager verzagt man schon und hofft nicht mehr auf die Eroberung. Jedoch auch die Bedrängnis auf seiten der Christen ist groß, da selbst Pulver und Lebensmittel zu mangeln beginnen und es auf die Dauer unmöglich erscheint, die Befestigungen zu halten. Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten! Eine spanische Hilfsflotte erscheint von Sizilien her, und die Türken suchen ihr Heil in der Flucht. Mit Schmach endete der Feldzug, der nach Solimans II. Willen dem Johanniterorden den Todesstoß geben sollte. Die Ritter des hl. Johannes aber waren wieder einmal das schützende Bollwerk für Europa geworden und hatten sich einen neuen Lorbeerkranz verdient mit dem Blute und dem Opfer ihrer Ritter. Ein Anhang gibt die Namen aller am Kampf beteiligten Ritter und verzeichnet die Gefallenen; ein anderer Anhang beschreibt die noch heute erhaltenen fünf verschiedenen Münzen, welche zum ewigen Gedächtnisse der heldenmütigen Verteidigung Maltas durch die Johanniter unter ihrem Großmeister de la Valette geschlagen wurden. Auch das sind Zeugen von der Größe wie der Bedeutung des Sieges.

Szenen und Züge schildert der Verfasser nach seinen historischen Quellen, als wären sie aus den Annalen der frommgläubigen Kreuzritter genommen, Szenen und Züge, die selbst bei einem verwöhnten Romanleser nicht wirkungslos vorübergehen können; Szenen und Züge muß er anderseits aus dem Türkenlager vorführen, des Halbmonds würdig und des fanatisch grausamen Türkensäbels. Was die Darstellung angeht, könnte manch neuerer Historiker von Fach bei dem italienischen Kriegsmann in die Lehre gehen, und kein Leser wird das Buch unbefriedigt und ohne Dank für den Verfasser beiseite legen. Eine ebenbürtige deutsche Übersetzung des Werkes wäre mit Freuden zu begrüßen.

Joseph Hilgers S. J.

Zwei Lieder vom Laacher See.

Man wird es den Stimmen aus Maria-Laach nicht verdenken, wenn sie auf musikalische Erscheinungen aufmerksam machen, welche von dem stillen See bei Andernach gar trefflich und erhebend zu singen verstehen. Es sind dies zwei Männerchöre von Heinrich Kratzer, die durch ihren hohen musikalischen Wert eine solche Beachtung wohl verdienen. Der eine davon: „Auf dem Laacher See“ [1] reiht sich unter die „Preischöre zum Gesangwettstreit bei Gelegenheit der 25jährigen Jubelfeier des Bonner Männer-Gesang-Vereins ‚Apollo‘ (2., 3., 4. August 1902)“ und trägt somit schon eine Anerkennung seines musikalischen Wertes an der Stirne. Der andere Chor, „Ave Maria“ [2], kann sich dem ersteren würdig an die Seite stellen, sowohl was die musikalische Erfindung als auch die formelle Ausbildung betrifft. Der Text, der beiden Chören zu Grunde liegt, ist kein gewöhnlicher Sing-Sang, sondern wirkliche echte Poesie. Es sind Verse, die wahrlich verdienen, vertont zu werden, Stimmungsbilder, geschaffen für Musik. Die musikalische Komposition wird der Dichtung aber auch in hohem Grade gerecht. Beide Chöre gehören zwar nicht zur leichten Ware dieser Art, sondern stellen an Stimmmaterial und an technisches Vermögen der Sänger höher gespannte Anforderungen, sie werden aber die redlichen Bemühungen des Dirigenten wie seiner Sänger reichlich lohnen, wenn sie von tüchtigen Kräften aufgeführt werden. Die gesunde Romantik, welche Wort und Ton durchweht, ist schon an und für sich ein sicher packendes Moment. Bei dem Chore: „Auf dem Laacher See“ erinnert der Textinhalt unwillkürlich an Heines „Loreley“, übertrifft sie aber weit an Tiefe des Gehaltes. Ein Vergleich der melodischen Einkleidung ist jedoch schon wegen der verschiedenen Absichten der Komponisten zum vornherein ausgeschlossen. Das feine, kunstgerechte Stimmgewebe durchzieht übrigens eine ebenso freie und frische Stimmbewegung, und zielbewußte Steigerung muß auch die Sänger selbst zu gesteigerter Anstrengung drängen. Wir wollen hier nur den packenden Schluß des „Auf dem Laacher See“ erwähnen: „Ave, Meeresstern! Aus Fahr und Not führ uns zum Herrn!“ oder aus dem andern Chor schon den ahnungsreichen Anfang: „Droben am blauen Kratersee ein Münster stund auf waldiger Höh'“. Kurz und gut; tüchtig besetzten Männerchören katholischer Vereine seien diese Kompositionen von Heinrich Kratzer aufs wärmste empfohlen.

Theodor Schmid S. J.

Die neuern Entdeckungen und die Bibel. Von **J. Urquhart.** Band I: Von der Schöpfung bis Abraham. (XVI u. 334) Band II: Von Abraham bis zum Auszug aus Ägypten. (XII u. 332)

[1] Auf dem Laacher See. Von Heinrich Kratzer. Bonn, Sulzbach. Partitur *M* 1.50; Stimmen 80 *ℌ*

[2] Auswahl beliebter Männerchöre. Von Heinrich Kratzer. Nr 12: Ave Maria: „Droben am blauen Kratersee“. Op. 31. Nr 1. Bonn, Zengler Wwe. Partitur und Stimmen *M* 1.50

Band III: Vom Auszug aus Ägypten bis zur Philisterzeit. (X u. 352) Übersetzt vom **E. Spliedt.** kl. 8° Stuttgart 1902 u. 1903, Kielmann. Je M 4.—; geb. M 5.—

Vorliegendes Werk kommt von einem Mitgliede der Schottischen Gesellschaft zur Verteidigung der Bibel. Es verfolgt den ausgesprochenen Zweck, die Autorität der Bibel gegen Angriffe der rationalistischen Kritiker zu verteidigen, indem es ihren Behauptungen die Ergebnisse der neueren Entdeckungen entgegenstellt. Das Werk ist im ganzen auf fünf Bände berechnet. Die bis jetzt erschienenen drei Bände lesen sich leicht wie eine Novelle; die Übersetzung ist im ganzen fließend; doch treffen an einzelnen Stellen die deutschen Ausdrücke offenbar den vollen Sinn des englischen Originals nicht. Die geschickt ausgewählten Schilderungen bringen Kolorit, die direkt polemischen Partien Leben in die Darstellung. Auf die Dauer jedoch bewirken die immer wiederkehrenden rhetorischen Ausführungen und frommen Ergüsse Ermattung und Überdruß.

Die Quellen, aus denen Urquhart schöpft, sind die bekannten: Lenormant, Hommel, Sayce, Brugsch, Erman, Ebers und für den dritten Band besonders die Berichte der englischen Sinaiexpedition von 1868. Vielfach beruft sich Urquhart direkt auf Vigouroux: La Bible et les découvertes modernes. An Reichtum der Literaturangaben, an Sachlichkeit und daher auch an objektivem Werte steht aber Vigouroux' Werk bedeutend höher.

Sicher verdient Urquharts Bemühen, dem destruktiven Vorangehen mancher protestantischen Bibelkritiker entgegenzutreten, alle Anerkennnng. Allein seine Methode ist nicht die richtige. Die eigentlichen Hauptprobleme sind oft nicht einmal berührt. Ein klares Bild der bestehenden Schwierigkeiten und der möglichen Lösungen wird nicht geboten. Der Verfasser begnügt sich, Einzelzüge aus neueren Entdeckungen mit Geschick aneinander zu reihen und entsprechend zu gruppieren. Dabei klammert er sich, wie uns scheint, oft an Kleinigkeiten an und sucht aus ihnen Bestätigungen für seine eigenen Auffassungen der biblischen Erzählung zu gewinnen. Gewiß kann es dem Rev. Urquhart nicht verwehrt sein, den Aufstellungen der Rationalisten probable Gründe entgegenzusetzen und ihren Scheinbeweisen durch geschickte Konjekturen zu begegnen. Allein diese müssen als solche erscheinen und dürfen nie mit der Sicherheit von Ergebnissen auftreten wollen. Das entgegengesetzte Verfahren bewirkt vielleicht, daß heute oder morgen dem erschütterten Glauben ein neuer Stoß versetzt wird. Es mag in Anbetracht der kühnen Behauptungen der Kritiker eine mildere Beurteilung verdienen; gebilligt werden kann es nicht.

Wir gestehen freudig, daß auch in Urquhart's Werk manche Bestätigungen der Heiligen Schrift aus sichern Resultaten moderner Forschung sich finden, daß viele schätzenswerte Beiträge für die Bibelwissenschaft zusammengetragen sind, und verkennen nicht, daß selbst kleinere Angaben anregend wirken, aber der Mangel an kritischer Sichtung des Materials, verbunden mit der Spärlichkeit der bibliographischen Notizen, verhindert jeden bleibenden Wert.

Ins Einzelne einzugehen, fehlt Raum und Muße. Nur Folgendes sei bemerkt: Urquhart spricht warm für die geographische Universalität der Sündflut I, Kap. 8—11. Die von ihm beigebrachten Zeugnisse von Autoritäten auf dem Gebiete der Geologie erwecken Interesse und verdienen Beachtung. Aber der Verfasser schweigt über die Schwierigkeiten und nimmt die Sache überaus leicht.

Bei der Identifizierung der Pharaonen der Heiligen Schrift mit den aus der ägyptischen Geschichte bekannten (Bd II) Persönlichkeiten geht Urquhart seine eigenen

Wege. Ihm ist Apepi (Apophis II.) der Pharao, der Joseph erhöhte; der Pharao der Unterdrückung ist für ihn nicht Ramses II., sondern Ahmes, der Gründer der 18. Dynastie; der Pharao des Auszugs ist Thotmes II. (Thutmosis). Urquhart erblickt mancherorts Taten, die seiner Auffassung günstig sind. Wir vermögen nicht seine Zuversicht zu teilen. Die Ägyptologen werden darüber zu urteilen haben. Bei den Berechnungen aus der Heiligen Schrift mußte bemerkt werden, daß die Angaben oft differieren, und zugleich der Grund angegeben werden, warum die eine Lesart vor der andern gewählt ist. Dies war um so notwendiger, da der Leser nicht wissen kann, welche Bibelausgabe Urquhart seinen Beweisführungen zu Grunde legt.

Die Unzuverlässigkeit mancher Ergebnisse tritt wo möglich noch klarer im dritten Band zu tage. Wer Urquharts Ausführungen über die Identifizierung von Mara, Elim, Raphidim, Kades-Barne liest, findet eine Sicherheit in der Aufstellung, zu welcher eine nähere Prüfung nicht berechtigt hätte. Wie bald der Verfasser sich anderswo zufrieden gibt, zeigt die Erklärung, die „Lustgräber" seien gefunden.

Die häufig wiederkehrenden rhetorischen Beweisversuche aus den Typen vermögen noch weniger zu befriedigen, solange Urquhart nicht anderweitig dartut, daß jene vorbildliche Beziehung, welche er in den Tatsachen zu finden glaubt, wirklich von Gott in sie hineingelegt sei.

La religion extérieure par ***George Tyrrel*** S. J. Traduit de l'Anglais par ***Augustin Leger.*** 12⁰ (226) Paris 1902, Lecoffre. *Fr* 2.—

Eine bloß äußerliche, formalistische Religionsübung als ungenügend zu erweisen, bildet den Zweck der acht an den Fastensonntagen 1899 für die katholischen Studenten Oxfords gehaltenen Konferenzen. Mit heilsamen Winken für junge katholische Laien sollte durch dieselben zugleich erreicht werden, bei gläubigen Protestanten, deren zahlreiche Anwesenheit vorausgesetzt werden durfte, die stärksten Vorurteile gegen die Kirche zu zerstreuen. Ein sehr weitgehendes Entgegenkommen gegen protestantische Anschauung ist denn auch unverkennbar, während anderseits die ununterbrochenen, oft geistreichen Ratiozinien nicht vergessen lassen, daß die Rede ausschließlich an einen Kreis intelligenter Hochschuljünger gerichtet ist. Die acht Vorträge zusammen stellen eine Art Apologie der katholischen Religion dar, welche als die des fleischgewordenen Wortes, als Religion der in Lehre, Gesetz, Gottesdienst und kirchlichem Brauch erkennbar werdenden göttlichen Wahrheit erwiesen wird. Manches ist anregend und gegenüber gläubigen Protestanten recht brauchbar, manches erinnert aber auch stark an gewisse Mode-Ideen, wie sie heute unter einem Teil der amerikanischen Katholiken Anklang gefunden haben. Zuweilen könnte Unklarheit und Verwirrung erzeugt werden, wie z. B. durch die an sich richtig gemeinten Bemerkungen hinsichtlich häufiger Kommunion oder (S. 188) hinsichtlich des „blinden" Gehorsams. Die segensreiche Wirkung eines fleißigen Sakramentenempfangs bleibt zu wenig beachtet. Wiederholt vermißt man auch eine klare Scheidung zwischen dem, was unter Sünde notwendig, und dem, was im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert. Daß katholische Laien durchschnittlich zu Glaubensdisputen keine Neigung fühlen, ist richtig und durchaus berechtigt, aber unrichtig ist es, d a r a u s auf Gleichgültigkeit gegen die Religion zu schließen. Es verträgt sich mit der wärmsten Begeisterung für die religiöse Wahrheit. Der den jungen Laien ganz allgemein gegebene Rat, in die Gedankenkreise und Einwendungen

Andersgläubiger sich hineinzuleben (S. 162), birgt auch seine Gefahren. Manches an dieser Apologie ist gut, im ganzen aber dürfte sie der Kirche und dem katholischen Leben kaum immer völlig gerecht werden.

Die historischen Brevierlektionen. Von Dr. P. A. Kirsch. 8⁰ (32) Würzburg 1902, Göbel und Scherer. 60 ₰

Daß das Brevier, wie die Kirche es ihren Priestern in die Hand gibt, ein Buch voll der erhabensten Schönheit ist und von demselben eine Fülle von Erleuchtung und heilsamer Anregung beständig in die Reihen des Klerus ausgeht, darüber wird unter Priestern, die eines inneren Lebens pflegen, keine Frage sein. Ebenso muß es der Weisheit der Kirche zur Ehre gereichen, daß sie dem mit jeder Zeitepoche neu hervortretenden Drängen auf Reform dieses priesterlichen Andachtsbuches von jeher große Bedächtigkeit entgegengestellt hat. Grundsätzlich verschlossen hat sie sich solchen Bestrebungen niemals; sie hat, wie der Verfasser zugesteht, manchmal selbst solche „Reformen" zugelassen, die über das Maß des Notwendigen hinausgingen oder statt wirklicher Verbesserung neue Irrtümer gebracht haben. Unter Bekämpfung eines Aufsatzes von Dr. Bruder im Pastor bonus 1900 verlangt nun der Verfasser wieder eine umfassende Reform, zunächst für die sogen. „historischen" Lektionen. Auch in bezug auf das Leben der Heiligen soll nach ihm nichts ins Brevier kommen, was nicht „kanonisches und unfehlbares Ansehen" besitzt. Alles übrige aus dem Altertum im Brevier Überlieferte könne allenfalls zu beliebigem Gebrauch in „Legendensammlungen" vereinigt werden. Der Verfasser scheint die Bedeutung der Lektionen der zweiten Nokturn über das Maß zu spannen. Die Kirche bietet da altüberlieferte Erzählungen lediglich als geistliche Lesung zur Anregung und Erbauung. Da sie historischen Glauben für dieselben nicht erheischt, so ist keine Ursache zur Ereiferung und Entrüstung. Bei der unklaren Gärung der Geister in unsern Tagen sind allgemeine Beschwerden dieser Art, bei welchen der Ton leicht ein lebhafteres Kolorit annimmt, von fraglichem Nutzen. Würde ein kirchlicher Gelehrter auf eine Anzahl von Lektionen im einzelnen aufmerksam machen und der kirchlichen Behörde deren Unhaltbarkeit dartun, so würde er weit eher der Kirche wie der Wahrheit dienen. Inzwischen ist ja auch von der allein zuständigen Seite die Prüfung aufgenommen worden, und der Katholik kann mit Ruhe und Vertrauen dem Ergebnis entgegensehen.

Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters. Mit Berücksichtigung von Honorius Augustodunensis, Sicardus und Durandus von Dr. **Joseph Sauer.** 8⁰ (XXIV u. 410 mit 14 Abbildungen im Text) Freiburg 1902, Herder. ℳ 6.50; geb. ℳ 8.40

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit der hochentwickelten Symbolik des 13. und 14. Jahrhunderts im Abendlande. Seine Einleitung behandelt die Schriften der drei wichtigsten Symboliker jener Periode: Honorius von Autun (gest. nach 1122), Sicardus, Bischof von Cremona (gest. 1215), sowie Durandus, Bischof von Mende (gest. 1296), und zeigt, wie dieselben sich zur Symbolik ihrer Vorgänger und Nachfolger verhalten. Der erste Teil legt dar, wie überhaupt die Symbolik des Christentums sich aufbaut auf die Heilige Schrift und die bereits im hohen Altertum beliebte sinnbildliche Verwertung der Zahlen

und der Himmelsgegenden, dann wie sie besonders von den drei genannten Schriftstellern ausgebildet wurde zur Deutung des Kirchengebäudes und seiner einzelnen Teile, des Altars, der Türme, Glocken und liturgischen Geräte sowie zur Ausstattung der Kirchen mit Gemälden und plastischen Figuren. Die mittelalterlichen Schriftsteller bieten in ihren Erklärungen viel Schönes, Geistreiches und Erbauliches, wenn sie die Heilige Schrift maßvoll auslegen, sich an die Aussprüche der liturgischen Bücher halten und der Theologie ihrer Zeit folgen. Was sie in diesem Falle sagen, entspricht der damals in weiten Kreisen vertretenen Auffassung. Manche fallen aber in Übertreibung, Geschmacklosigkeit und in spitzfindige Deuteleien, welche bei ihren Zeitgenossen keiner allgemeinen Billigung sich erfreuten und als subjektive Versuche höchstens in Kreisen Gefallen fanden, die zu übergroßer Mystik hinneigten. Sauer hat die Ansichten des Durandus und der übrigen symbolischen Schriftsteller des Mittelalters einfach wiedergegeben, ohne sich auf deren Kritik oder Sichtung einzulassen. Es ist ja auch schwer, in einzelnen Fällen zu bestimmen, welche Deutungen gut und annehmbar sind, welche damals allgemein gültig waren, dagegen jene, die schon damals nicht gefallen haben, zu bezeichnen und abzuweisen. Eine Stellungnahme gegen geschmacklose Übertreibung wäre indessen nützlich gewesen sowohl im Interesse des Mittelalters als auch um Verwahrung einzulegen gegen Versuche, eine solche Symbolik zu erneuern.

Dem Geiste der Zeit entsprach es, daß bei den Symbolikern des 13. und 14. Jahrhunderts die Idee der Kirche sehr hervortritt. „Bei Augustinus steht die Figur des W e l t e r l ö s e r s, der Seele und des Lebensprinzips der Kirche, noch viel mehr im Vordergrund. Allmählich aber tritt bestimmter und konkreter im späteren Mittelalter die Vorstellung von der K i r c h e beherrschend ins Bewußtsein der Menschen, der Kirche als der Heilsanstalt Christi auf Erden, und zwar als einer universellen nach Ort und Zeit und einer schrankenlosen nach ihrer Zweckbestimmung" (S. 304). „Das Wechselverhältnis zwischen Christus und der Kirche ist unter dem Bilde der Ehe aufgefaßt. Die Vorfahren Christi und deren Antitypen im Neuen Bund, die Apostel und Märtyrer, die Bischöfe, Bekenner und Jungfrauen, vertreten bei dieser mystischen Hochzeit die Stelle von Brautzeugen." „An Stelle der noch mehr oder weniger begrifflichen, idealen Braut ist (im 13. Jahrhundert) die konkrete Gestalt Mariens getreten." „Mit dieser Stellung Mariens im Anschauungskreis des Mittelalters ist deren hohe Verehrung jedenfalls besser erklärt als durch den Hinweis auf den germanischen Sinn für Ritterlichkeit und Frauenehre." „Ein Bernhard von Clairvaux, ein Ivo von Chartres, ein Honorius Augustodunensis schrieben sicherlich nicht unter der Einwirkung des Sinnes für Frauenminne" (S. 308).

Als Gegensatz zur Kirche erscheint die Synagoge, aber so, daß „jene gegensätzliche Idee von Kirche und Synagoge zur Vorstellung von einer großartigen E i n h e i t der Menschheit in ihrem Heilsstreben und Heilswirken" emporgehoben wird, nicht aber so, daß sie dem antisemitischen Geist unserer Zeit ähnlich gewesen wäre.

Im zweiten Teil beschäftigt Sauer sich mit den W e r k e n d e r b i l d e n d e n K u n s t besonders des 13. und 14. Jahrhunderts. Er stellt zuvörderst klar, daß

die Schriften der drei im ersten Teil eingehend gewürdigten Symboliker „nicht eigentlich das Programm der mittelalterlichen Künstler“ bieten, uns aber doch die Erkenntnis „vermitteln, was das Mittelalter in seinen Kunstwerken geschaut hat“ (S. 289). Moderne Archäologen versuchten vielfach, dieses oder jenes Kunstwerk bald aus einer Predigt, bald aus einem Hymnus oder aus einer größeren Dichtung zu erklären. Indessen ist selbst bei den aus der Liturgie geschöpften Deutungen stets festzuhalten, daß große kirchliche Kunstwerke bereits im Mittelalter so entstanden sind, wie sie auch heute Gestalt gewinnen, nämlich dadurch, daß ein Geistlicher, welcher den gesamten Schatz der kirchlichen Lehre seiner Zeit kennt, einen Künstler durch seinen Rat leitet. Die Bischöfe und Äbte, die Kapitel und Klostergemeinden aber standen mit ihrem Wissen und Verstehen der gesamten kirchlichen Lehren als Aufseher und Beurteiler vor dem Werke und ließen sicher nichts zu, was den Ideen der Zeit widersprach. Diese Ideen sind auch in Predigten, Hymnen und größeren Gedichten, in Schauspielen und in der Liturgie, in Lehrbüchern der Dogmatik und des Kirchenrechtes niedergelegt. Aus solchen Quellen lernen wir sie kennen, aber nur dann richtig und vollständig, wenn wir die Gesamtheit derselben berücksichtigen, um genau zu scheiden zwischen allgemein gültigen Auseinandersetzungen und subjektiven Ansichten einzelner Schriftsteller.

Das meisterhaft geschriebene Kapitel über „die Bilderzyklen an Kirchenportalen und Kirchenfassaden“ zeigt, wie diese Zyklen die ganze Kirchensymbolik des Mittelalters in der geistreichsten Weise zusammenfassen, wie „die Portalzyklen die grandiosesten Aufschriften darstellen, die je die bildende Kunst für ein Monument gefunden hat, wozu nur die Scholastik mit ihrem Streben nach übersichtlicher, systematischer Gliederung eines immer unveränderlichen Stoffes befähigt war“ (S. 372). Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht worden, den Inhalt des Portalschmuckes im Zusammenhang mit dem Innern des Gotteshauses, mit der Literatur und mit dem Ideenkreise des Mittelalters darzulegen. Wie verdienstlich und geradezu „notwendig eine solche zusammenfassende Behandlung war, zeigt ein flüchtiger Blick auf manche moderne Arbeit, deren Autor sich abmüht, irgend einen theologischen Inspirator für einen Bilderplan zu finden, der ganz aus der Vorstellung des Mittelalters heraus entstanden und weiter nichts als eine Illustrierung der Geheimnisse des Kirchenjahres und dadurch auch der ganzen Heilsgeschichte ist“ (S. x). Möchte das treffliche Buch besonders von denjenigen eingehend studiert werden, welche bei Bau und Ausstattung von Kirchen mitzureden haben.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Commentarius in Ecclesiasticum. Auctore Iosepho Knabenbauer S. J. [Cursus Scripturae sacrae. Vet. Test. Pars II. In libros didacticos VI.] 8° (LXXXIV u. 474) Paris 1902, Lethielleux. *Fr.* 13.—

P. Knabenbauer bietet uns in vorliegendem Kommentar die Erklärung eines Buches, das in den letzten Jahren im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stand. Seit dem Jahre 1896 wurde nach und nach der größte Teil des hebräischen Urtextes der Weisheit Jesus Sirachs wiederaufgefunden und seitdem in zahlreichen Schriften besprochen, verbessert, erklärt u. s. w. (vgl. diese Zeitschrift LXII 526—539). P. Knabenbauer gibt in einem Anhange die entdeckten hebräischen Bruchstücke; aber in seinem Kommentar hat er an der bewährten Methode festgehalten, die in den übrigen Bänden des Cursus befolgt ist: er gibt eine Erklärung der Vulgata und Septuaginta unter starker Berücksichtigung der übrigen Übersetzungen und natürlich vor allem des Urtextes, soweit er bisher vorhanden ist. Für das wissenschaftliche Bedürfnis ist durch den erwähnten Anhang und die beigefügten kritischen Noten wohl genügend gesorgt, für die Anfertigung der wirklichen Übersetzung des Urtextes werden dem Verfasser besonders diejenigen Dank wissen, die den reichen Inhalt des Buches Sirach gern ganz ausnutzen möchten, ohne doch Exegeten von Fach zu sein. Überhaupt möchten wir die Herausgabe des Kommentars eigens mit Rücksicht auf die Prediger und Asketen begrüßen. Kaum ein Buch des Alten Testamentes enthält ja so viel Lebensweisheit, praktische Ermahnungen und Sittenvorschriften wie der Ekklesiastikus; P. Knabenbauer hat sich aber gerade bemüht, „den oft dunkeln Text des Buches zu erklären, den Zusammenhang und Fortschritt der Gedanken aufzuweisen“ (Vorrede), also die Hindernisse wegzuräumen, die einer Benützung für die Predigt entgegenstehen könnten. Möge das Werk vielen Priestern und durch sie dem christlichen Volke die Schätze der alttestamentlichen Weisheit erschließen helfen.

Der Psalm Nahum (Nah. 1). Kritisch untersucht von Dr. Otto Happel, Prediger in Kitzingen. 8° (34) Würzburg, Göbel. 80 ₰

Die alphabetische Versordnung in Nah Kap. 1 herzustellen, haben besonders G. Bickell und H. Gunkel versucht. Einen wiederholten Versuch bietet obiges Schriftchen. Dieser zeichnet sich vor den früheren hauptsächlich dadurch aus, daß eine Anzahl Änderungen, welche von den ersteren des Alphabetismus wegen vorgenommen wurden, als unnotig nachgewiesen und durch Berücksichtigung der Septuaginta in manchen Stellen auf einfache Weise ein guter Text hergestellt wird. Gut ist der Nachweis geliefert, daß die alphabetische Ordnung sich nur über 1, 2—15 (Vulgata) erstrecke. Die Herstellung des Alphabetismus bis 1, 8 bot weniger Schwierigkeit; verwickelter ist die Sache in der zweiten Hälfte. Aber es ist doch dem Herrn Verfasser gelungen, aus den hebräischen Worten mit Beiziehung der Septuaginta und mit einigen sinn- und sachgemäßen Umstellungen die Annehmbarkeit des Alphabetismus auf eine ungezwungene Art nachzuweisen. Es scheint demnach tatsächlich bewiesen zu sein, daß ein ursprünglich alphabetisches Stück durch spätere Glossen und Überarbeitung entstellt

worden ist. Freilich muß auch der Herr Verfasser annehmen, daß der Überarbeiter des ursprünglichen Liedes, der es zur Belehrung der bedrängten Zeitgenossen mit tröstenden Zusätzen versah, zwei Verse weglassen konnte, welche vielleicht für seine Absicht weniger dienlich waren. Recht lobenswert ist S. 14 ff die übersichtliche Zusammenstellung des massoretischen Textes, des Herstellungsversuches von Gunkel, Bickell und vom Herrn Verfasser; folgt Übersetzung des ursprünglichen und überarbeiteten Textes nebst kritischen Bemerkungen. Interessant ist S. 10 die Vermutung über den Zusatz 1, 1 Elcesaei. Der Herr Verfasser hat wohl klar gestellt, zunächst daß Nah Kap. 1 doch nicht, wie andere wollen, geradezu ein Beispiel sei für den verderbten Zustand unserer Textüberlieferung, und dann daß gegen Wellhausen die alphabetische Form das Ursprüngliche war.

Theologia moralis. Auctore Augustino Lehmkuhl, Societatis Iesu sacerdote. Volumen I. continens theologiam moralem generalem et ex speciali theologia morali tractatus de virtutibus et officiis vitae christianae. Volumen II. continens theologiae moralis specialis partem secundam seu tractatus de subsidiis vitae christianae. Cum duabus appendicibus. Editio decima ab auctore recognita et emendata. gr. 8° (XX, 818 u. XVI, 898) Friburgi Brisg. MCMII, sumptibus Herder. M 16.—; geb. M 20.—

Als dieses große Lehrbuch der Moraltheologie Ende 1883 zuerst hervortrat, waren die berufensten Stimmen aus den theologischen Fachkreisen darüber einig, daß hier eine Leistung von ungewöhnlicher Bedeutung vorliege, durch welche die Wissenschaft namhaft gefördert, den Verhältnissen und Bedürfnissen der Neuzeit glücklich entgegengekommen und dem praktischen Seelsorger die wesentlichsten Dienste geleistet würden (vgl. auch diese Zeitschrift XXVII 541 f). Bevor jedoch diese Urteile, auch nur dem größeren Teile nach, sich hatten vernehmbar machen können, war die erste starke Auflage des gelehrten lateinischen Werkes bereits vergriffen. Seitdem hat es sich in neun stets neu vervollkommneten, nicht minder mächtigen Auflagen über alle Länder der Erde verbreitet, wo immer katholische Seelsorger arbeiten. Mögen dem angehenden Theologiestudierenden die zwei Bände auch umfangreich und ihr Inhalt oft schwer zu bewältigen scheinen, wer sich das beharrliche Studium nicht verdrießen läßt, wird in dem Buche einen kostbaren Schatz fürs ganze Leben sich erschließen, aus dem er für Beichtstuhl, Kanzel und Verkehr, für Doktrin und Praxis mit vollen Händen schöpfen kann. Er wird hier Fingerzeige finden, Aufklärungen und Ratschläge für Situationen und Schwierigkeiten, für welche er an andern Orten vergebens Belehrung suchen würde. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß das ganze Werk auf dem wohlgefügten Fundament der theologischen und philosophischen Wahrheit organisch sich aufbaut und systematisch sich entwickelt, so daß trotz der naturgemäßen steten Rücksichtnahme auf die Praxis doch die Wissenschaft voll zu ihrem Rechte kommt. Die ganze Tugend- und Pflichtenlehre des christlichen Lebens wird auch nach der positiven Seite hin erörtert, knapp aber inhaltreich, wenn auch, gemäß dem Zwecke des Lehrbuches, den verschiedenen Verletzungen jener Pflichten ein genaueres Eingehen zugewendet werden mußte. Ein hervorragendes Verdienst des Werkes war es aber von seinem ersten Erscheinen an, daß es, soweit dem Zweck eines solchen Lehrbuches entsprechend, den modernen Zuständen und den sozialen Verwicklungen unserer Tage die Aufmerksamkeit gewidmet hat. Im Vorwort kann der Verfasser auf die

wertvolle Ergänzung hinweisen, welche er diesem seinem berühmten Lehrbuch durch seine Sammlung von praktischen Gewissensfällen (Casus Conscientiae) hat zu teil werden lassen, von denen der vorlängst erschienene II. Band bereits öffentliche Anerkennung gefunden hat, während die Veröffentlichung von Bd I in letzter Zeit erst erfolgt ist. Die Änderungen der neuen Auflage beschränken sich fast ganz darauf, die jüngsten kirchlichen Entscheidungen nachzutragen. Den neuerdings in einigen Tageszeitungen laut gewordenen Erörterungen über die angeblich richtigere Art, die katholische Moraltheologie zu behandeln, hat P. Lehmkuhl mit vollem Recht keinen Einfluß auf die Neuauflage seines Werkes gestattet, da dieselben weder aus dem Boden theologischer Wissenschaft, noch aus der seelsorglichen Erfahrung herausgewachsen sind. Alle Einsichtigen werden dem verdienten Moraltheologen dafür Dank wissen.

L'Évangile et le temps présent. Par M. l'abbé Elie Perrin. Deuxième série. 18° (VI u. 380) Paris 1901, Retaux. *Fr* 3.50

Abbé Perrin versteht es, den ewig wahren Lehren der Sonntagsevangelien ein aktuelles Gepräge zu geben. Das analytische Inhaltsverzeichnis läßt leicht die Kerngedanken des Verfassers finden. Dieselben regen zu weiterer Selbsttätigkeit an und zeigen die Richtung, in welcher man das Wort Gottes für die Gegenwart fruchtreich vortragen kann. Leider tritt ein gewisser Grundton der Trauer sehr hervor, sobald Abbe Perrin von der Schwierigkeit der Seelsorge in unsern Tagen spricht, und seine gutgemeinten Aufmunterungen bleiben zu allgemein, als daß sie diesen peinlichen Eindruck zu tilgen vermöchten.

Die Paradiesesflüsse. Exegetische Studie von Dr. Wilhelm Engelkemper Privatdocent. 8° (IV u. 80) Münster i. W. 1901, Aschendorff. *M* 1.50

Reiches, ausgiebiges Material ist in dieser Schrift zusammengetragen, um eine richtige Exegese der Stelle über die Paradiesesflüsse und die Lage des Paradieses (Gn 2, 8 ff) zu ermöglichen. Dabei geht das Streben des Verfassers dahin, der ältesten Deutung dieser Flüsse, die insbesondere auch in der altchristlichen, patristischen Exegese gang und gäbe war, das Wort zu reden. Standpunkt und Ergebnis der Forschung lassen sich kurz so skizzieren. An der angeführten Stelle soll offenbar die Lage des Paradieses bestimmt werden. Hierzu bedient sich der inspirierte heilige Schriftsteller, da es nicht Zweck der Heiligen Schrift ist, Geographie zu lehren oder wissenschaftliche Irrtümer richtig zu stellen, der bestimmten, freilich objektiv und nach unsern Kenntnissen unrichtigen geographischen Vorstellungen seiner Zeitgenossen. Diese mögen uns abenteuerlich vorkommen, decken sich aber wesentlich mit denen, die wir noch in viel späterer Zeit bei den Griechen, selbst bei Männern wie Alexander d. Gr. und dem Geographen Ptolemäus finden, und ermöglichen uns trotzdem, wenn wir sie einmal mit hinnehmen, einen annähernd richtigen Begriff von dem Ort des Paradieses. Von den vier Flüssen ist Phrat offenbar der Euphrat, Hiddekel sodann der Tigris, Pischon — da den Hebräern Chavila soviel ist als „der ferne Osten", Indien — ein indischer Fluß, etwa der Ganges; Gichon endlich, der das Land Kusch — Äthiopien durchfließt oder umfließt, ist der Nil, der aber durch ein Indien und Afrika verbindendes Land fließend (noch Ptolemäus meint, Asien und Afrika hängen durch ein Südland miteinander zusammen) und in Mittelasien zwischen Ganges und Tigris entspringend gedacht wird, also etwa an Stelle des Indus, wie ja auch Alexander beim Anblick des Hydaspes in Indien meinte, die Nilquellen entdeckt zu haben. Die Namen und der Lauf dieser Ströme, die sich der Erzähler der Genesis offenbar aus einer Quelle, eben

dem das Paradies bewässernden Fluß, entspringend denkt, sowie die Angabe, Eden sei „im Osten (oder Nordosten)“ und das Paradies wieder östlich von Eden, weist auf das östliche armenische Hochland als mutmaßliches Land des Paradieses. Mit andern Worten: objektiv wahrer Inhalt und beabsichtigter Sinn der Genesisstelle ist: das im Lande Eden gelegene Paradis wurde von einem Strome bewässert und lag in der Gegend, auf welche die genannten Flüsse hinweisen; eine objektiv unrichtige, aber die alten Hebräer mit ihren geographischen Vorstellungen ganz richtig auf das gemeinte Land hinweisende Angabe ist diese, jene vier Ströme entspringen dem einen Paradiesesfluß. Ein philologischer Exkurs über die Partikel miššam = inde, deren temporale Bedeutung „von da ab, später“ geleugnet wird, schließt die Broschüre und will der Auffassung derjenigen, die aus Gn 2, 10 herauslesen wollten, „in späterer Zeit“ habe sich der Paradiesesstrom in die vier Flüsse geteilt, den Boden unter den Füßen wegnehmen. Die Studie Dr. Engelkempers ist fleißig durchgearbeitet und interessant.

Les vertus et les dons dans la vie chrétienne. Par M. J. Ribet. 8° (VIII u. 440) Paris 1901, Lecoffre. *Fr* 5.—

Als freier Abriß der 2a 2ae des hl. Thomas bietet dieses Werk eine Fülle kerniger Gedanken für den Selbstunterricht, für Predigten und geistliche Unterweisungen. In der Gruppierung der Tugenden geht der Verfasser seine eigenen Pfade, sonst aber gibt er die Ideen des heiligen Lehrers getreu wieder. Schöne Stellen aus dem hl. Franz von Sales, dem hl. Bernhard, Gregor d. Gr., Augustin und Cyprian sind organisch eingestreut. Die Sprache ist leicht verständlich, herzlich und warm. An zwei bis drei Stellen scheint der Verfasser zu strengeren Ansichten hinzuneigen; an einigen andern läßt die theologische Präzisierung des Gedankens zu wünschen übrig.

Das Büchlein von den Elternpflichten. Von J. Deutz, Domkapitular in Kirchrath. Dritte, verbesserte Auflage. 8° (160) Donauwörth 1901, Auer. *M* 1.-

Ein recht apostolisches Priesterherz spricht in diesem lehrreichen Büchlein zu den katholischen Eltern von ihren wichtigsten Pflichten gegen ihre Kinder, vor allem von deren guter Erziehung. Grundlage und Bedeutung dieser erhabenen Aufgabe, ihre allseitige und zweckmäßige Ausübung, die praktische Verwertung der verschiedenen Mittel sind klar und verständlich dargelegt, in einer Sprache, die würdevoll und väterlich zugleich, voll warmer Überzeugung die echt christlichen Grundsätze zur Geltung bringt. Die Heilige Schrift findet eine ausgiebige und zutreffende Verwendung. Die Belehrungen und Winke sind anziehend, maßvoll, zeitgemäß, aus Vernunft und Glauben begründet und angenehm erläutert durch die eingestreuten fremden und heimischen Sprichwörter, Züge aus dem Leben, Beispiele der Heiligen und anschauliche Vergleiche. Die Ausstattung des Büchleins ist gefällig.

Catéchisme catholique populaire, rédigé d'après les règles de la Pédagogie pour les besoins de l'époque contemporaine. Par François Spirago, Aumônier à l'École normale impériale et royale de Trautenau. Ire Partie: Dogme. Traduit de l'allemand sur la 3e édition revue et augmentée par l'abbé N. Delsor, Prêtre du Diocèse de Strasbourg. 8° (XVI u. 208) Paris 1902, Lethielleux. *M* 1.60

Der Volkskatechismus Spiragos zeichnet sich, wie auch die Kritik schon bei der ersten Auflage desselben anerkannte, durch Volkstümlichkeit, Verständlichkeit,

Lebendigkeit der Darstellung und kirchlichen Sinn aus. Das dürfte denn auch der Grund gewesen sein, der seine Übersetzung ins Französische veranlaßte. In der ersten Auflage fanden sich Stellen, die theologisch schärfer hätten gefaßt sein können. Die dritte Auflage, nach der die französische Übersetzung angefertigt wurde, ist uns nicht zur Hand, so daß wir nicht darüber zu urteilen vermögen, in wie weit dieselben darin eine Verbesserung erfahren haben. Nach der französischen Wiedergabe zu schließen, scheint dasselbe jedoch durchweg geschehen zu sein.

Geschichte der Bayrischen Kapuziner-Ordensprovinz (1593—1902). Bearbeitet von P. Angelikus Eberl, Priester derselben Provinz. Mit 117 Abbildungen und 2 Karten. 8° (XX u. 792) Freiburg 1902, Herder. *M* 15.—; geb. *M* 17.50

Wenn die Kapuziner von alters her beim christlichen Volke in Deutschland einer besondern Beliebtheit sich erfreut haben, so ist dies zum Teil die Wirkung der schlichten, ehrlichen und fröhlichen Art, die ihnen wie ein erblicher Familienzug eigen zu sein pflegt, zum Teil ist es aber auch ein Lohn für die unermeßlichen Verdienste, die sie sich seit mehr denn 300 Jahren um Volk und Kirche Deutschlands erworben haben. Vorliegendes Werk, zunächst für die Mitglieder und Freunde des Ordens zur Erquickung und Erbauung bestimmt, ist geeignet, von diesen Verdiensten eine annähernde Vorstellung zu geben. Ein vortrefflicher Überblick über den ganzen gegenwärtigen Stand der Bayrischen Ordensprovinz ist damit verbunden. Der Verfasser ist durch sein schönes Buch über das Kapuzinerkloster in München (vgl. diese Zeitschrift LIV 218) bereits bekannt. Als Quellen dienen fast ausschließlich Archivalien des Ordens. Eben dadurch bietet das Werk zu wichtigen Perioden der vaterländischen Geschichte willkommene Ergänzungen. Haben doch zu Zeiten der sogen. Gegenreformation und während des Dreißigjährigen Krieges die Kapuziner mit unter den ersten des Tages Last und Hitze getragen, geliebt und gesucht von den katholischen Fürsten, mit Achtung und Schonung behandelt auch von Schweden und Franzosen. Sie haben gerade damals hervorragende Persönlichkeiten gestellt und nicht nur als Glaubensprediger, sondern auch als Friedensvermittler und auf diplomatischen Sendungen noch in der Folgezeit Außerordentliches geleistet. Zeiten der Kriegsgefahr, großer Epidemien und Teuerungen gaben ihnen wiederholt Gelegenheit, die von ihrem Orden unzertrennliche Liebestätigkeit für die Armen in heldenmütigem Grade auch vor der großen Öffentlichkeit zu betätigen. Ihre ehemals vielgeschätzten Verdienste als Feuerlöscher (vgl. diese Zeitschrift LIII 456) sind nur gelegentlich gestreift. Für die neuere Zeit tritt die großartige Tätigkeit des Ordens durch Volksmissionen am meisten hervor, wie ihr Dienst als Wallfahrtspriester an mehreren der volkstümlichsten Gnadenorte in Bayern. Auch der schriftstellerischen und künstlerischen Betätigung nicht weniger Mitglieder geschieht eingehende Erwähnung; die Gründung der pennsylvanischen Ordensprovinz und die Übernahme der Mission für die heidnischen Araukanier in Chile durch bayrische Kapuziner mit der weiteren Entwicklung dieser Unternehmungen wird erzählt. Da die Bayrische Ordensprovinz bis 1668 mit der Tirolischen zusammenfiel und ihr auch später noch Klöster auf heute württembergischem Boden angehörten, so mußte die Darstellung über die Grenzen des gegenwärtigen Königreiches Bayern noch weit hinausgreifen und bietet für den größeren Teil des behandelten Zeitraumes nahezu ein Gesamtbild von dem segensreichen Wirken des Kapuzinerordens im Süden Deutschlands.

Die Lage der katholischen und protestantischen Völker vom wirtschaftlichen, moralischen und sozialen Gesichtspunkt aus mit einander verglichen. Von P. Flamerion S. J. Genehmigte Übersetzung aus dem Französischen. 8° (74) Stuttgart und Wien 1902, Roth. 80 ₰

Der häufig gehörte Einwand gegen die katholische Religion aus dem augenblicklichen politischen Tiefstand der sogen. „katholischen“ Staaten wird zuerst in einem theoretischen Teil auf seine innere Folgerichtigkeit, dann im II. historischen Teil auf seine faktische Grundlage untersucht. Manche treffliche Erwägungen und beachtenswerte Tatsachen sind zusammengestellt, wenn auch die Darlegung eine erschöpfende nicht genannt werden kann, noch in allen Einzelheiten Zustimmung finden mag. Dieselbe Frage ist auch in dieser Zeitschrift (LVI 1 f, LVII 17 f, LXIII 131 f) wiederholt geprüft worden; es kann kaum oft und eindringlich genug geschehen, um kleinmütige Katholiken zu beruhigen. Zu wünschen wäre einmal eine alles zusammenfassende Behandlung der Frage.

Waffen gegen Feinde der Wahrheit. Eine Reihe volkstümlicher Antworten auf Einwendungen gegen Religion und Kirche. Gesammelt von Dr. Robert Klimsch. Mit vielen Illustrationen. 8° (320) Klagenfurt 1902, St Josefs-Bücherbruderschaft.

Das Leben der ersten Christen. 32 Katakombenbilder. Dem katholischen Volke vorgeführt von Franz Proschwitzer, bischöfl. Vicariatssecretär ꝛc. Mit über 150 Abbildungen. 8° (VIII u. 312) Ebendort.

Bunte Geschichten. Für die Mitglieder der St. Josefs-Bücherbruderschaft zusammengestellt. Mit vielen Abbildungen. 8° (192) Ebendort.

Die drei Bücher sind Vereinsgaben der seit verschiedenen Jahren so segensreich wirkenden St Josefs-Bücherbruderschaft zu Klagenfurt, welche ihren Mitgliedern um den ungewöhnlich billigen Jahresbeitrag von *M* 1.70 oder *Kr* 2.— jährlich fünf Schriften unterhaltenden, belehrenden oder erbaulichen Inhalts liefert. Das erste behandelt auf Grund und mit ausgiebiger Benutzung der einschlägigen popularen und populärwissenschaftlichen Literatur 45 Einwendungen gegen Glauben und Kirche und dürfte gerade jetzt in Österreich die besten Dienste leisten und vielen Nutzen stiften. Das zweite schildert zur Erhebung und Ermunterung des christlichen Volkes an der Hand der neueren Forschungen in anschaulicher Weise in Form kurzer Erzählungen das Leben und die Leiden der ersten Christen. Das dritte enthält in bunter Folge und untermischt mit vielen Illustrationen und Gedichten eine Reihe größerer und kleinerer Geschichten, die zwar vom künstlerischen Standpunkt durchweg wenig zu bedeuten haben, ihren Zweck, dem Volk eine anregende und sittliche Unterhaltung zu bieten, jedoch sehr wohl erfüllen.

Die alleinseligmachende Kirche oder Katholicismus und Seligkeit. Zeitgemäße populäre Abhandlungen über die katholische Kirche für jedermann, Katholiken und Protestanten. Von Joseph Reiter, Pfarrer. 16° (84) Paderborn 1902, Bonifacius-Druckerei. 60 ₰

Der Titel des Schriftchens deutet zur Genüge an, was in den 14 Kapiteln desselben behandelt wird. Dem Büchlein eignet eine klare, warme und gefällige Darstellungsweise. Möge es manche Leser finden.

Die Katakombe im Molinello-Thal bei Augusta in Ostsicilien, beschrieben von Dr. Joseph Führer. Separatabdruck aus der römischen Quartalschrift. XVI. Jahrgang, 3. Heft. 8° (26) Rom 1902, Druckerei der Gesellschaft des Göttlichen Heilandes.

Der durch seine Erforschung der sizilianischen Katakomben bekannte Verfasser berichtet in der vorliegenden Abhandlung über eine Katakombe im Tal des Molinello in Ostsizilien, die er zuerst im Jahre 1892 und dann wieder im Jahre 1894 einer eingehenden Untersuchung unterzog, und sucht dann das Alter derselben zu bestimmen. Da sich weder Inschriften noch Fresken noch sonstige Anhaltspunkte für die Datierung mehr in ihr vorfinden, muß sich die Feststellung ihrer Entstehungszeit lediglich auf die Eigenart der Gesamtanlage und des architektonischen Aufbaues stützen. Ein Vergleich, welchen deshalb der Verfasser zwischen den Eigentümlichkeiten der Katakomben von Molinello und denjenigen anderer ostsizilianischer Katakomben anstellt, läßt es ihm wahrscheinlich erscheinen, daß ihr Ursprung ins 5., frühestens aber ins 4. nachchristliche Jahrhundert fällt. Die Abhandlung bildet einen wertvollen Beitrag zur Literatur über die Katakomben Ostsiziliens.

Ein altchristliches Hypogeum im Bereiche der Vigna Cassia bei Syrakus. Unter Mitwirkung von Dr. Paoli Orsi, Direktor des Museo Nazionale zu Syrakus, beschrieben von Dr. Joseph Führer, Kgl. a. o. Professor für Geschichte und Philologie am Lyceum zu Bamberg. [Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. I. Kl. XXII. Bd, 1. Abt.] 4° (50 mit 5 Tafeln.) München 1902, Franz. *M* 2.40

Über die drei Hauptzömeterien von Syrakus hat Führer bereits 1897 in seinen „Forschungen zur Sicilia sotterranea" berichtet. Vgl. diese Zeitschrift LV 209 f. Den wichtigsten Teil der schon damals behandelten Sepulchralanlagen der Vigna Cassia, den er damals noch beiseite gelassen hatte, bespricht er hier ausführlich, indem er im 1. Kapitel nach Orsi Topographie, Architektur und Ausstattung desselben beschreibt, im 2. und 3. Kapitel die Fresken des Hypogeums eingehend würdigt und dem Ende des 4. oder dem Anfang des 5. Jahrhunderts zuweist. Sie sind Repräsentanten einer eigenartigen lokalen Kunstentwicklung, nähern sich bei den Szenen, worin Daniel, Jonas, Lazarus und der gute Hirt (ein Rind tragend) dargestellt sind, im allgemeinen dem römischen Kunstkreise, während sie beim Bild des Einzugs Christi in Jerusalem byzantinischen Werken mehr gleichen, in der Dekoration aber das alte hellenistisch-römische System festhalten. Alle Angaben hat der kundige Verfasser durch reiche Literaturnachweise begründet, wodurch er den Leser von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugt.

Erziehung und Unterricht in geistlichen Internaten. Ein Beitrag zur praktischen Erziehungslehre. Von P. Ignaz Watterott O. M. I. 8° (94) Aachen 1902, Schweitzer. *M* 1.20

Der kurze, aber treffliche Leitfaden, von einem P. Oblaten verfaßt, ist vollständig auf eine Missionsanstalt seiner Kongregation, d. h. auf die Bildung künftiger Missionäre während ihres Zusammenlebens zu den humanistischen Studien, zugeschnitten, ist aber für jedes andere Knabenseminar anwendbar. Der Stoff ist klar verteilt, die Darstellung ansprechend. Alles ist gesund und vernünftig und trägt die Spuren praktischer Erfahrung. Der Abschnitt über den Unterricht zeigt,

was heute so selten, das richtige Verständnis für die formale Bildung. Wenn vielleicht sonst in diesem Abschnitt zuweilen ein Punkt diskutierbar erscheint, so liegt dies nur an der Knappheit der Ausführung, welche für Einschränkungen und Unterscheidungen keinen Raum ließ. Bei der verständigen Einsicht, die durchwegs sich kundgibt, war gewiß alles richtig gemeint.

Der Tempelberg in Jerusalem und seine Heiligthümer. Von B. Bauer, Pfarrer in Lichtenthal (Baden). 8° (68 mit 2 Lichtdrucken und 6 andern Abbildungen) Einsiedeln 1899, Benziger. *M* 1.

Das Schriftchen ist zwar verfaßt, um eine von Bildhauer Riichert hergestellte plastische Nachbildung des herodianischen Tempels von Jerusalem zu erläutern. Da indessen die beiden Lichtdrucke die Formen jener Nachbildung deutlich zeigen, wird es auch für sich allein durch seine eingehende Beschreibung des salomonischen und herodianischen Tempels und der auf dem Tempelberge heute bestehenden späteren Bauwerke gute Dienste leisten und das Verständnis der heiligen Bücher erleichtern können.

M. Antonio Flaminio. Studio di Ercole Cuccoli. Con documenti inediti. 8° (XII u. 292) Bologna 1897, Zanichelli.

An Seite der Männer, welche bei den Bestrebungen für die kirchliche Erneuerung Italiens im 16. Jahrhundert im Vordergrunde standen, wie Seripandi, Giberti, Pole, Contarini, begegnet man immer wieder dem Namen des frommen Dichters Flaminio. Man begegnet demselben aber auch in den schöngeistigen Kreisen einer Giulia Gonzaga und Vittoria Colonna, deren Seele Juan Valdes war, und aus denen die Apostaten Vermigli, Ochino, Carnesecchi hervorgegangen sind. Gegenüber der deutsch-protestantischen Geschichtschreibung, welche auf Grund hiervon den Dichter zum Krypto-Protestanten zu stempeln liebt, ist der Verfasser dem Wesen und Schicksal Flaminios gründlicher nachgegangen und hat Tiraboschis Forschungen um vieles ergänzen können. Auch dem formgewandten Dichter und tiefempfindenden Lyriker hat er größere Aufmerksamkeit und eine volle Hälfte seines Buches gewidmet. Unter all den zahllosen lateinischen Poeten der italienischen Renaissancezeit befindet sich kaum ein liebenswürdigerer Sänger und eine poetischere Gestalt als Flaminio, der auch auf andere Geister in Italien wie jenseits der Alpen seinen Zauber auszuüben wußte. Ein unbekanntes Gedicht und mehrere ungedruckte Briefe an Contarini und Lud. Beccadelli sind als Anhang beigegeben. Wiewohl schon vor fünf Jahren erschienen, empfiehlt sich die gehaltvolle Studie auch jetzt noch der Aufmerksamkeit gelehrter Freunde der schönen Literatur.

Schwester Theresia vom Kinde Jesu. Karmeliterin. 1873–1897. „Geschichte einer Seele", von ihr selbst verfaßt. Nach dem französischen Originale frei bearbeitet und übersetzt von Gabriele von Frentz-Gemmingen. 8° (XXXVI u. 278) Essen 1902, Fredebeul und Koenen. *M* 2.40; geb. *M* 3.—

Therese Martin war als jüngstes Kind eines vermögenden Juweliers am 2. Januar 1873 zu Alençon geboren, verlor 1877 die Mutter und trat 9. April 1888 bei den Karmelitessen zu Lisieux ein. Zwei ihrer Schwestern waren ihr im Berufe vorangegangen, eine letzte sollte später folgen. Durch persönliches Auftreten vor

Bischof und Papst wußte die 15jährige alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihr zartes Alter ihrem Eintritt entgegenstellte; 8. September 1890 durfte sie Profeß ablegen, und bald wurde ihr die Heranbildung der Novizinnen übertragen. Karfreitag 1897 kam ein Brustleiden zum Ausbruch; sie starb 24jährig am 30. September 1897. Auf Geheiß ihrer Oberin schrieb sie während der letzten Krankheit ihre Lebenserinnerungen nieder. Einleitend sind denselben Mitteilungen über ihre Familie vorausgeschickt; ein Schlußabschnitt erzählt von ihrem Tod und dem Andenken, das sie hinterließ. Brieffragmente und Aufzeichnungen über sie von verschiedenen Schwestern sind beigegeben. Es sind ganz außerordentliche und erhabene Wege, welche dieses Gnadenkind geführt wurde. Wohlerzogene christliche Mädchen werden mit ebensoviel Vergnügen wie Erbauung diese Erinnerungen lesen. Wenn das Büchlein besonders empfohlen wird als Geschenk für Erstkommunikantinnen, so kann man nur zustimmen. Auch Erwachsene werden mit frommer Rührung das Wirken der Gnade in dieser auserwählten Seele bewundern.

Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Kath. Emmerich. Von Professor Dr. Herm. Grotemeyer. Zweites Heft. 8° (64) Münster 1902, Aschendorff. *M* 1.—

Dieses Heft enthält drei Abhandlungen. In der ersten, „Gedeons Sieg über Madian", kommt der Verfasser — freilich im Gegensatz zu allen Schriftauslegern — zu einer überraschend einfachen Lösung der Schwierigkeiten, die bis jetzt in dem biblischen Berichte gefunden wurden, und kann so ein einheitliches Bild von dem ganzen Hergang entwerfen. In dem zweiten Aufsatz werden die zahlreichen Angaben der Seherin über Kapharnaum und seine Umgebung zusammengestellt und geprüft. Die dritte Abhandlung vergleicht den Bericht Anna Katharinas über den Krieg des arabischen Fürsten Aretas gegen Herodes Antipas mit der Erzählung des Flavius Josephus. Wie im ersten Heft, so bekundet auch hier der hochwürdige Verfasser eine große Vertrautheit mit dem erforderlichen Rüstzeug und ein besonnenes Urteil.

Geschichte des Bischöflichen Priesterseminars zu Paderborn vom Jahre der Gründung 1777 bis zum Jahre 1902. Unter Benutzung der „Chronik des Bischöflichen Priesterseminars" von Anton Bieling bearbeitet von Johannes Schäfers, Seminarprokurator. Mit einer Heliogravüre, 5 Lichtdruckbildern, 4 Grundrissen und einem Lageplan. 8° (XVI u. 272) Paderborn 1902, Bonifacius-Druckerei. Brosch. *M* 3.—

Es verrät ein reges kirchliches Leben und gesunden katholischen Sinn, wenn dem Volke einer Diözese die priesterlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten so ans Herz gewachsen sind, wie dies bei Paderborn noch glücklich der Fall ist. Vorliegende schöne Festschrift ist der Beweis, daß hierin der Klerus dem gläubigen Volke mit dem Beispiel vorangeht und daß er diese Liebe in den Gläubigen zu pflegen und frisch zu erhalten weiß. Das Buch erzählt recht ansprechend die Gründung und Weiterentwicklung des Paderborner Priesterseminars, das 1777 nach vielen Schwierigkeiten durch die Tatkraft Fürstbischof Wilhelm Anton von Asseburgs ins Leben gerufen und, nur elf Jahre lang (1875—1886) durch den Kulturkampf in seinem stillen Wirken unterbrochen, bis jetzt etwa 2500 Priester für ihren hohen und schweren Beruf vorbereitet hat. Die Schrift ist aktenmäßig genau gearbeitet

und durch ihren Inhalt wohl geeignet, auch für die Lokal- und Kulturgeschichte Paderborns Gewinn abzuwerfen. Besonderes Interesse bietet sie durch Streiflichter auf die kirchliche Vergangenheit und durch die Erinnerung an manche ausgezeichnete kirchliche Persönlichkeiten für den hochwürdigen Klerus. Anlaß der Veröffentlichung war die feierliche Einweihung des vom gegenwärtig regierenden Bischof der Diözese neu erbauten Südflügels des alten Seminars.

Wolfgang von Salm, Bischof von Passau (1540—1555). Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. phil. Robert Reichenberger, Priester der Diözese Regensburg. [Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. II. Bd, 1. Heft.] 8° (VIII u. 84) Freiburg 1902, Herder. M 1.50

Die Wahl des Stoffes war eine ungemein glückliche. Ein pflichttreuer deutscher Bischof in schlimmer Zeit, da solche Bischöfe selten, ein liebenswürdiger Mensch, dabei ein naher Freund des bayerischen Herrscherhauses, ein Liebhaber und Förderer der Wissenschaften, hat Wolfgang von Salm es verdient, besser bekannt zu werden. Zugleich ist sein Name untrennbar von hochwichtigen historischen Augenblicken jenes vielbewegten Jahrhunderts wie: der Eröffnung des Trienter Konzils, dem Erlaß des Interims, dem Passauer Vertrag usw. Ein weitblickender kirchlicher Staatsmann war Salm ebensowenig wie eine herrschgewaltige Natur: er gehört zu jenen konzilianten Charakteren, die um den Preis einer weitgetriebenen Friedliebe Achtung und Vertrauen auch von Gegnern sich erwerben, deren Wirken aber in einer Zeit des Kampfes, wo Rettung oder Untergang auf dem Spiele steht, nicht immer zum Heil ist. Die Arbeit ist recht fleißig und trotz strenger Wissenschaftlichkeit in der Darstellung anziehend. Sie bietet auch für weitere Kreise Interesse und wird allen Vergnügen machen, die sie lesen.

Die Kaiserwahl Karls VI. (1711). Von Johannes Ziekursch. [Geschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Armin Tille. I. Bd, 1. Heft.] 8° (XIV u. 188) Gotha 1902, Perthes. M 3.60

Ein merkwürdiges Ereignis war es, als nahezu 200 Jahre nach Karl V. abermals ein König Karl von Spanien und Erbe der gesamten österreichischen Macht zum römischen Kaiser gewählt wurde. Es war bei derselben Wahl, daß nach so langen vergeblichen Versuchen die „ewige Wahlkapitulation" zum erstenmal zu stande kam. Am meisten aber bleiben diese Wahlvorgänge von 1711 für immer gekennzeichnet durch die absichtliche und überlegte Rücksichtslosigkeit der Fürsten und Diplomaten gegenüber einem so durchaus hochachtbaren und durchaus wohlgesinnten Papste wie Klemens XI. Viele unrichtige Auffassungen dieser Wahlverhandlungen sind noch heute verbreitet, und um so dankenswerter ist die vorliegende, auf reichem und neuem Aktenmaterial beruhende Studie. Im wesentlichen wird dem Papste (161 162) Gerechtigkeit erwiesen. Wenn ihm an anderer Stelle (131 132) Zweideutigkeit insinuiert zu werden scheint, so wäre doch einerseits seine ganze Persönlichkeit verständnisvoller zu würdigen gewesen, anderseits hätte den Gepflogenheiten und Erfordernissen des diplomatischen Verkehrs billiger Rechnung getragen werden müssen. Auch die Konversionsangelegenheit des Kronprinzen von Sachsen findet sich nicht nur unvollständig, sondern auch stark einseitig behandelt.

Die Rechte des Deutschen Kaisers. Ein staatswissenschaftlicher Versuch, veröffentlicht zur Begrüßung der in Münster i. W. errichteten rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät. Von H. Tophoff, kgl. preuß. Landgerichtsrat. 8° (60) Stuttgart und Wien 1902, Roth. 50 ₰

Viele das öffentliche Interesse berührende Rechtsfragen werden hier erörtert, welche sonst der Beachtung und Kenntnis auch politisch tätiger Deutschen sich entziehen. Die Behandlung ist voll Klarheit und Ruhe. Wiewohl rein juristisch gehalten, wird die Abhandlung doch von allen, die an innerpolitischen Fragen Anteil nehmen, mit Genugtuung studiert werden.

Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Herausgegeben von dem Historischen Verein für Stadt und Stift Essen. 22. Heft. 8° (202) Essen 1902, Baedeker. *M* 3.—

Gleich den früheren Heften (vgl. diese Zeitschrift LX 218 590) bringt das vorliegende nicht vielerlei, dafür aber wertvolle Arbeiten. Die ersten zwei Aufsätze, einer der Geschichte des Stadtwappens, der andere der städtischen Verfassung gewidmet, interessieren schon wegen der eigenartigen Stellung und Entwicklung, welche Essen infolge der Abhängigkeit vom Stifte genommen hat. Das „Stadtschreiberbuch" endlich, eine Reihe ungeordnet hingeworfener aber naturwahrer Aufzeichnungen bzw. Dokumentenabschriften von wenigstens sieben verschiedenen im städtischen Dienste stehenden Schreibern (1467—1540), ersetzt zum Teil die verlorengegangenen Ratsprotokolle und verzeichnet manche kostbare Einzelvorkommnisse aus dem Leben der kleinen Stadt wie den Kämpfen des Stiftes. Der Herausgeber hat mit Recht die chronologische Reihenfolge der Aufzeichnungen, soweit tunlich, hergestellt, diese selbst aber durch zahlreiche Anmerkungen erläutert und durch einen Anhang von Dokumenten verwandten Inhalts aus derselben Zeit weiter ergänzt.

Straßburgs Bibliotheken. Ein Rück- und Überblick auf Entwicklung und Bestand. Von Dr. Jos. Gaß. 8° (VIII u. 82) Straßburg 1902, Le Roux. *M* 1.50

Die früher (LXIII 459) zur Anzeige gebrachte artige Studie über die Bibliothek des Straßburger Priesterseminars ist zum Teil in die vorliegende größere Schrift wieder aufgenommen, welche das Straßburger Bibliothekwesen aus alter und neuer Zeit im Gesamtbilde vorführt. Die Sorge für gute Büchereien ist für Straßburgs Bürger ein altererbter Ruhm, und das tragische Schicksal ihrer berühmten Stadtbibliothek 1870 wie die von so raschem und glänzendem Erfolge begleitete Neugründung der Landesbibliothek gewinnt einem solchen Überblick von vornherein die Teilnahme. Die reichlichsten Vorarbeiten lagen vor. Der Verfasser hat sie nicht nur mit Geschick benutzt, sondern teils durch archivalische Forschung teils auf Grund mündlicher Informationen vielfach ergänzt. Der Bücherliebhaber wird wie der Historiker manches Beachtenswerte finden. Ein weiteres Interesse beanspruchen die Abschnitte über die Volksbibliotheken, insbesondere die seit 1846 bestehende segensreiche Einrichtung der Bibliothèque des bons livres. Auch über Privat- und Klosterbibliotheken erhält man dankenswerte Angaben.

Willensfreiheit und moderner psychologischer Determinismus. Psychologische Studie von Dr. theol. et phil. A. Seitz. 8° (IV u. 62) Köln a. Rh., Bachem. *M* 1.20

Die Freiheit des menschlichen Willens, diese grundlegende Wahrheit, die im Kampfe gegen die christliche Weltanschauung immer wieder angefochten wird, hat

im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe tüchtiger Verteidiger gefunden. An ihrer Spitze steht der hochverdiente Professor Dr. C. Gutberlet mit seinem ausgezeichneten Werke „Die Willensfreiheit und ihre Gegner“ (Fulda 1893). Da aber in den weiten Kreisen der Gebildeten die verschiedensten Bedürfnisse und Ansprüche sich geltend machen, so hat eine kurze und doch erschöpfende Arbeit, welche die Frage selbständig und von anderer Seite aus behandelt, ihre volle Berechtigung. Darum ist auch die vorliegende Schrift willkommen zu heißen. Der erste Abschnitt stellt den wahren Freiheitsbegriff fest; der zweite begründet den relativen Indeterminismus (oder Determinismus) zunächst positiv durch den ethischen, psychologischen und metaphysischen Beweis, dann negativ durch Widerlegung der verschiedenen Formen des absoluten Determinismus; der dritte bringt eine psychologische Untersuchung des Willensvermögens und dessen Tätigkeit. Der Verfasser bedient sich häufig der Worte des Chr. A. Chrusius, mit dem er sich bereits früher beschäftigt hat (vgl. diese Zeitschrift LVI 581), tut aber dadurch der Klarheit, die ohnehin schon manches zu wünschen übrig läßt, nur noch mehr Eintrag; das ist um so mehr zu bedauern, als er sonst ein scharfer Denker und gewandter Dialektiker ist. Mit großem Geschick läßt er auch die Gegner, unter denen besonders die deutschen berücksichtigt werden, vielfach einander widerlegen. Im Interesse jener Gebildeten, die mit philosophischen Fragen sich nicht eingehend befaßt haben, wäre eine eigene, knappe Ausführung der positiven Beweise vielleicht rätlich gewesen. Die Ausdrücke, Gott sei „von Ewigkeit her kraft eigener Tat im Besitze seiner Vollkommenheit“ (S. 10), oder habe die „vernünftige und freie Organisation . . . von Ewigkeit her sich selbst gegeben“ (S. 62), sind mindestens recht zweideutig.

Was ist der Mensch? Gemeinverständliche apologetische Vorträge von Constantin Hasert. 8° (188) Graz 1902, Moser. M 1.40

Gegenüber der durch die darwinistische Entwicklungstheorie verbreiteten Anschauung, der Mensch sei weiter nichts als ein höher entwickeltes Tier, für das es keinen Gott, kein Sittengesetz und kein Jenseits gebe, sucht der Verfasser die christliche Anschauung von der Natur und der Bestimmung des Menschen in vorliegendem Schriftchen zu begründen und gegen die verschiedenen modernen Einwände zu rechtfertigen. Das erste Kapitel behandelt das Dasein eines persönlichen Schöpfers, eine Wahrheit, die durch die Entwicklungstheorie nicht beseitigt, sondern nur noch um so unentbehrlicher gemacht wird. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Vorsehung Gottes für seine Geschöpfe. Im dritten Kapitel „Was ist der Mensch?“ wird die wesentliche Verschiedenheit von Mensch und Tier nachgewiesen, wobei mit Recht das Hauptgewicht auf die Erhabenheit des menschlichen Geistes über die sinnliche Tierseele gelegt wird. In den folgenden Abschnitten findet die Willensfreiheit des Menschen, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das Schicksal des Menschen nach dem Tode ihre Darlegung vom christlichen Standpunkte und ihre Verteidigung gegen die Einwürfe des modernen Unglaubens. Das Schlußkapitel „Der wahre Mensch“ zieht die praktischen Folgerungen aus den vorhergehenden Abschnitten; die wahre Würde des Menschen besteht in der Erkenntnis und Liebe Gottes und in der Erfüllung der göttlichen Gebote. Man könnte daher das lehrreiche und interessant geschriebene Büchlein als einen Kommentar zum Fundamente der Exerzitien des hl. Ignatius bezeichnen; es verdient, allen Gebildeten angelegentlich empfohlen zu werden, obwohl wir nicht mit allen Einzelheiten in gleicher Weise einverstanden sind.

Vom Sterbelager des Darwinismus. Von Dr. phil. E. Dennert. 8° (84) Stuttgart 1903, Kielmann. *M* 1.50

Durch eine Reihe von Zeugnissen verschiedener wissenschaftlicher Autoritäten auf dem Gebiete der Zoologie, der Botanik, Paläontologie usw. sucht der Verfasser nachzuweisen, daß der Darwinismus in einer Krise sich befinde, die mit seinem Untergange schließen müsse. „Die Deszendenzlehre wird heute von fast allen Naturforschern als eine berechtigte Theorie anerkannt. Zwar ist es trotz gegenteiliger Behauptungen noch nicht gelungen, sie als ganz unzweifelhaft zu erweisen, allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie eine einleuchtende Erklärung für eine Reihe sonst weniger verständlicher Probleme und Tatsachen bildet. Dem gegenüber wird heute auf der ganzen Linie der Darwinismus, d. h. die Lehre von der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein, zurückgedrängt. Die meisten Naturforscher erkennen seine Geltung überhaupt nicht mehr an, und die, welche sich zu diesem Standpunkt noch nicht hindurchgearbeitet haben, müssen wenigstens zugeben, daß die Darwinsche Erklärung eine untergeordnetere Bedeutung hat als man ihr früher zuschrieb. An die Stelle der Darwinschen Prinzipien sind mehr und mehr Gedanken getreten, die einmal den vor Darwin schon aufgestellten Prinzipien der Gewöhnung und des Gebrauchs (Lamarck) entsprechen, die anderseits aber den inneren Entwicklungsgründen eine weitgehende Bedeutung zusprechen. Damit ist die Anerkennung verbunden, daß die Entwicklung keine lediglich mechanische gewesen ist." Wir können es nur mit Freuden begrüßen, wenn durch Schriften wie die vorliegende auch in weiteren Kreisen allmählich die richtige Überzeugung durchdringt, daß Darwinismus und Deszendenzlehre keineswegs identisch sind, und daß eine hauptsächlich auf inneren Ursachen beruhende Entwicklung der organischen Welt mit der christlichen Weltauffassung völlig vereinbar ist.

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 8° Regensburg 1902, Manz.

III. Bdchn: **Treue Freunde in Haus und Hof.** Von Heinrich Bals. Mit 19 Illustrationen. (156) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

IV. Bdchn: **Kunsthandwerker im Tierreich.** Von Jos. Niessen. Mit 38 Illustrationen. (172) *M* 1.20; geb. *M* 1.70

Das dritte Bändchen behandelt die Haustiere des Menschen. In der Einleitung wird eine (wohl etwas zu summarische) Schilderung vom Bau des tierischen Körpers vorausgeschickt, in welcher sämtliche Organe und Gewebe des Tierkörpers mit Ausnahme der Knochen unter dem Begriff der „Fleischmasse" zusammengefaßt werden (das „Fleisch" ist doch nur Muskelgewebe!). Sodann werden die wichtigsten Haustiere der Reihe nach geschildert, der Hund und seine Rassen, die Katze, das Pferd, Schaf und Ziege, Hühner, Enten und Tauben. Auch praktische Ratschläge für die Pflege der Haustiere werden beigefügt. Den Schluß bildet eine kurze Schilderung des Seelenlebens der Tiere; dieser richtigen Auffassung entsprechend wären wohl auch manche Bemerkungen über die „geistigen" Eigenschaften in den vorigen Abschnitten besser geändert worden. Gut sind die Bemerkungen S. 136 gegen die übertriebene Liebe des Menschen zu den Tieren. Die Bilder sind recht gut, besonders die Katzenfamilie S. 31.

Die Kunsthandwerker im Tierreich bilden den Stoff des vierten Bändchens, welches wohl das reichhaltigste in der bisherigen Serie ist. Die Kunstbauten der Säugetiere, der Vögel, der Fische, der Insekten, der Spinnen, die

Muscheln und Schneckengehäuse und die Korallenbauten werden an gut gewählten Beispielen anschaulich beschrieben und durch gute Abbildungen illustriert. Die Einleitung behandelt in zutreffender Weise die Grundlagen des tierischen Seelenlebens. Als kleine Berichtigung ist zu bemerken, daß es S. 60 Eichenzweigsäger heißen muß statt Eichenblattsäger. Ferner muß die Unterschrift zu dem Bilde „Termiten“ (S. 107) lauten: „Soldat. Flügelloses junges Weibchen. Arbeiter. Königin. Geflügeltes Männchen“.

Die Aequatorfrage in der Geologie. Von P. Damian Kreichgauer S. V. D. 8° (394) Steyl 1902, Missionsdruckerei. Geb. *M* 9. –

Das Buch behandelt die interessante Frage: Ist der Äquator in allen Perioden der Erdgeschichte über dieselben Stellen der Erdoberfläche gegangen oder nicht? Für eine Verschiebung des Äquators und der Pole im Laufe der geologischen Entwicklung unserer Erde sprechen außer den Eiszeiten auch noch manche andere Tatsachen, welche der Verfasser der Reihe nach vorführt, z. B. daß in den gegenwärtigen Polargegenden Nordamerikas zur Steinkohlenzeit ein feuchtwarmes Klima mit reichlichem Pflanzenwuchs bestand, während in der Gegend des Indischen Ozeans zur selben Zeit ein arktisches Klima geherrscht zu haben scheint. Diese und andere einschlägige Erscheinungen sind nach dem Verfasser durch eine Verschiebung der beweglichen Erdrinde über dem flüssigen Kerne derselben zu erklären. Er sucht auch die Wege näher zu bestimmen, welche die Wanderung des Äquators im Laufe der Erdepochen eingeschlagen hat. Das inhaltreiche Buch ist allgemein faßlich geschrieben und durch gute Abbildungen illustriert. Die ganze Ausstattung durch die Verlagshandlung ist eine recht zweckmäßige und gefällige. Wir können dem Verfasser und Verleger zu diesem Werke wirklich Glück wünschen.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen. In Verbindung mit namhaften Schulmännern herausgegeben von Jos. Pötsch. 26. bis 33. Heft. 8° Kempten 1899, Kösel.

Diese acht neuen Hefte der „Sammlung zeitgemäßer Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete des katholischen Erziehungs- und Unterrichtswesens“ behandeln wiederum in einfacher und verständlicher, aber auch gründlicher Darlegung wichtige Schulfragen der Gegenwart. Regierungs- und Schulrat Dr. Gansen sagt im 26. Heft (60 S., 65 ₰) „Allerlei Praktisches“ über Lehrpläne, Stoffverteilung und Unterrichtsordnung. Das 27. Heft (87 S., 75 ₰) „Humane Disziplin oder das Züchtigungsrecht in der Volksschule“ beweist aus den Prinzipien des Christentums und der Geschichte der Erziehung, körperliche Strafen seien nötig, besonders in der Gegenwart, verlangt aber mit Recht, daß „die körperliche Züchtigung auf ein Mindestmaß beschränkt werde“. Joseph Wolff beantwortet die Frage: „Naturwissenschaft oder Geisteswissenschaft als Mittelpunkt des Bildungsinhaltes?“ „Wie der Geist höher zu werten ist als die Körperwelt, so ist auch die Wissenschaft, welche sich mit ihm beschäftigt, bedeutsamer als die von der körperlichen Welt“ (28. Heft, 32 S., 40 ₰). Johann Berninger, Lehrer in Wiesbaden, behandelt „Die Schulärztefrage in sozialpädagogischer Beleuchtung“ (29. Heft, 94 S., 90 ₰). Im 30., 31. und 32. Heft (je 20 S., je 30 ₰) werden Vorträge veröffentlicht, die Professor Dr. Otto Willmann in Lehrerversammlungen gehalten hat über folgende Stoffe: „Die Volksschule und die soziale Frage“, „Der Volksschullehrer gegenüber dem modernen Zeitgeiste“ und „Christliches Volkstum als Grundlage der Jugendbildung“. Im 33. Heft (64 S., 65 ₰) beweist Valentin Eichenlohr, daß

konfessionelle Schulen ein Erfordernis der pädagogischen Grundsätze" sind. Man erkennt aus dieser kurzen Inhaltsangabe den Wert dieser trefflichen Sammlung, deren weiteres Gedeihen dringend zu wünschen ist.

150 Vorlagen für Paramentenstickereien. Entworfen nach Motiven mittelalterlicher Kunst von Jos. Braun S. J. 24 Tafeln (50 × 70 *cm*). Text Lex.-8° (28) Freiburg 1902, Herder. In eleg. Halbleinwandmappe M 16.—

Domkapitular Schnütgen, einer der besten Kenner kirchlicher Gewänder, schreibt in seiner trefflichen Zeitschrift für christliche Kunst: „Es war die höchste Zeit, daß an die Aufgabe (passende Zeichnungen für Stickereien zu liefern) herangetreten wurde, welche genaue Kenntnis des alten Paramentenschatzes, völlige Vertrautheit mit der Technik und eigentlich auch die Handhabung der Zeichenfeder voraussetzt. Über alle diese Fähigkeiten verfügt der Verfasser, dem für die große Mühewaltung der wärmste Dank gebührt." Seine Sammlung umfaßt 12 Vorlagen für Kaselkreuze, 2 für Pluvialbesätze, 3 für Dalmatikbesätze, 6 zur Ausschmückung von Schultervelen, 12 für Baldachinbehänge, 11 zur Bestickung von Stolen, 36 für Bordüren zur Verzierung von Alben, Altartüchern und Kommunionbanktüchern, je 17 zur Ausstattung von Pallen und Korporalien samt einer Anzahl von Zeichnungen für sonstige Zwecke und 7 vollständige Alphabete. Im ganzen enthält sie 150 Vorlagen. Für Paramentenvereine ist sie „ein enormer Schatz".

Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Von Friedrich Paulsen, Professor an der Universität Berlin. 8° (16) Braunschweig 1902, Vieweg. 40 ₰

Dem Grundgedanken nach zielt die gehaltvolle kleine „Denkschrift" dahin, den Humanitätswissenschaften die Wertschätzung, den Schulwissenschaften einen Rest von Einheit zu retten, der Altertumswissenschaft soviel möglich die alte zentrale Stellung wieder zu erringen. In diesem Sinne wird dem höheren Lehrerstand zum Bewußtsein gebracht, daß er berufen sei, dem eigentlichen Gelehrtenstande anzugehören und an der wissenschaftlichen Arbeit selbsttätigen Anteil zu nehmen. Um hierfür günstige Vorbedingungen zu schaffen, werden Wünsche und Vorschläge geäußert, die alle ernster Prüfung wert sind. Die Bemerkungen über Beibehaltung der Schulprogramme, wie über nähere Fühlung bzw. leichteren Übergang zur Universität sind voll richtiger Einsicht. Von seiten der deutschen Regierungen haben wissenschaftliche Bestrebungen der Gymnasiallehrer auch bisher schon mannigfache Begünstigung und Förderung erfahren, und es war gut, daß S. 13 die notwendigsten Einschränkungen gemacht wurden. Gelehrtenarbeit kann leicht das Interesse für die Schule rauben und die Qualität der Schularbeit gründlich herunterbringen; ein sehr gelehrter Philolog kann ein recht schwacher Dozent und ein völlig unfähiger Direktor sein. Der entscheidende Satz S. 12 ist nicht ganz glücklich formuliert. Er sollte heißen: „Die Schule braucht Lehrer (und zwar ausschließlich), die vor allem und zuerst Lehrer sein wollen . . . aber das ist wichtig, daß wenigstens das eine oder andere Mitglied eines Lehrerkollegiums in der Wissenschaft selbst steht und etwas leistet."

Der Lehrer und die Schwachen und Gefährdeten unter seinen Schülern. Ein Konferenz-Vortrag von M. Roth, Pastor in Groß-Rosen. 8° (24) Jauer o. J., Hellmann. 40 ₰

Der Vortrag enthält eine Reihe trefflicher Winke und Bemerkungen und wirkt schon dadurch Gutes, daß er dem Lehrer seine besondern Pflichten gegen die

Schwachen nicht nur zum Bewußtsein bringt, sondern auch wert macht. Trotz der etwas kathedermäßigen, hyperdoktrinären Form, wie allerdings die modernen Lehrer sie lieben, zeigt sich der Verfasser als einen in der Praxis erfahrenen und alles richtig abwägenden Schulmann. Die Art der Anwendung von Bibelstellen verrät den evangelischen Pastor, im übrigen spricht nur der Menschenfreund.

Lindenzweige. [Allerhand aus Volk und Land. III. Band.] Von Vincenz May. Mit mehreren Vollbildern und kleineren Textillustrationen. 8° (196) Linz-Urfahr o. J., Kathol. Preßverein. *Kr* 2.—; geb. *Kr* 2.50

Bilder aus dem Treiben eines entlegenen Pfarrdorfes in Oberösterreich werden in 22 Abschnitten lebenswahr gezeichnet. Beobachtungsgabe, warmes Herz und edler Christensinn machen überall sich kund. Die Form ist sehr sorgfältig gewählt, oft zu schön und getragen, um dem schlichten Gegenstande sich richtig anzuschmiegen, und nicht urwüchsig genug, um nicht zum bescheidenen Gedankengehalt in fühlbaren Gegensatz zu treten. Am meisten empfiehlt sich das Büchlein als harmlose und dabei sprachbildende Jugendlektüre.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften. Bd. 20: **Derfflingers Hufschmied.** Eine kulturhistorische Erzählung aus der Zeit des großen Kurfürsten. (Für die reifere Jugend.) Von Robert Münchgesang. Mit 4 Farbendruckbildern. 8° (190) Köln, Bachem. Brosch. *M* 2.50; geb. *M* 3.—

Der Knabe eines armen Hufschmieds gewinnt durch seine Ehrlichkeit bei einer zufälligen Begegnung die Gunst des kurbrandenburgischen Generalfeldmarschalls Derfflinger. Als es dann später dem jungen Schmiedegesellen auf seiner Wanderschaft durch das vom Krieg verwüstete Land herzlich elend geht, trifft er wieder mit dem General zusammen und macht nun mit demselben den Zug mit, der in dem Siege von Fehrbellin über die Schweden seinen glorreichen Abschluß findet. Die Abenteuer des jugendlichen Helden sind nicht immer sehr glaubwürdig erfunden, aber sie bieten dem Erzähler Gelegenheit, manches kulturhistorisch interessante Bild einzuflechten. Selbstverständlich durchweht die Erzählung, namentlich wo der Große Kurfürst handelnd auftritt, kräftiger preußischer Patriotismus.

A Round Table of the representative German Catholic Novelists. With Portraits, Biographical Sketches and Bibliography. 8° (236) New York 1902, Benziger Brothers. $1.50

Den früheren Bänden mit den amerikanischen, englisch-irischen und französischen katholischen Novellisten, die wir (LIX 234) zur Anzeige brachten, ist nun auch, ganz ähnlich mit den Porträten, einer kurzen biographischen Skizze und der Angabe der Hauptwerke ausgestattet, die Tafelrunde unserer deutschen katholischen Erzähler der Gegenwart gefolgt. Der Band stellt sich in jeder Beziehung seinen Vorgängern würdig an die Seite. Da dem Plane des Werkes entsprechend nur ein Dutzend Autoren und jeder nur mit einem einzigen kurzen Stücke Aufnahme finden konnte, war die Auswahl nicht gerade leicht. Wenn wir auch dem einen oder andern unserer Erzähler, der übergangen wurde, den Vorzug eingeräumt hätten, so darf man doch die Wahl als eine glückliche bezeichnen. Unsere Leser werden mit Interesse vernehmen, auf wen dieselbe fiel; wir geben deshalb die Namen der zwölf „Repräsentanten der deutschen katholischen Novellistik“ zugleich mit dem ausgewählten Stücke, das deren Erzählerkunst den Amerikanern zeigen soll. Es sind: Antonie

Jüngst („Schwester Angela“); Otto von Schaching („Afra“); Karl Domanig („Der Postillon von Schönberg“); Everilda von Pütz („Opfer“); Ferdinanda von Brackel („Eine einfache Geschichte“); M. Herbert („Flitter“); Emmy Giehrl („Marienkinder“); H. Kerner („Der gute Dechant Ensfried“); C. von Bolanden („König Ratbodo“); Antonie Haupt („Nikolaus von Cues“); Joseph Spillmann S. J. („Der lange Philipp“); H. Hansjakob („Aus dem Leben eines Unglücklichen“).

Miszellen.

Eine Anti-Duell-Bewegung in alten Tagen. Der bretonische Edelmann Joh. Ghesnel de Chapponaye, von längeren Reisen im Orient zurückkehrend, war betroffen von dem Eindruck der Sittenerschlaffung und der frevelhaften Duelliersucht, die er unter dem Adel am Hofe Ludwigs XIII. vorfand. Er stellte dem König vor, wie nur durch eine engere Verbindung der besseren Standesgenossen dem Unwesen ein Ziel gesetzt werden könne, und machte 1614 den Vorschlag, zu diesem Zweck einen Ritterorden zu gründen. Der Orden solle den Namen der hl. Maria Magdalena tragen und zur besondern Treue gegen die Person des Königs verpflichten. Bereitwillig ging Ludwig XIII. auf den Gedanken ein, ernannte Ghesnel zum ersten „Magdalenen-Ritter“ und erteilte ihm Vollmacht, das Ritterkreuz zu tragen. Das Übrige sollte unterdessen noch reiflich erwogen und vorbereitet werden, und wirklich erschienen die Statuten des neuen Ritterordens 1618 zu Paris im Druck. Katholische Kavaliere, welche wenigstens bis ins dritte Geschlecht über adelige Abkunft sich ausweisen konnten, hatten Zutritt, auch verheiratete und solche, die sich zu verehelichen gedachten. Aber alle sollten sich eine zweijährige Schulung in einem eigens dafür einzurichtenden Ritterhause zu Paris gefallen lassen und während dieser Zeit zu besondern Diensten des Hofes sein. Nebst dem Duell waren für alle Ritter die Hazardspiele streng verpönt. Ritterspiele und Leibesübungen der verschiedensten Art sollten hingegen gepflegt und wissenschaftiche Studien begünstigt werden. Ein Ehrenrat von zwölf Rittern hatte über die Erfüllung der Ordenspflichten im öffentlichen Leben zu wachen und persönliche Händel unter den Rittern zu schlichten. Auch nach Vollendung der zweijährigen Schulungszeit hatte jeder Ritter einmal des Jahres vor dem Großmeister zu erscheinen, um über seine äußere Lebensführung (Luxus, Familienehre, Betätigung der Religion usw.) Bericht zu erstatten. Aber auch hier war „das Beste der Feind des Guten“. Die Anforderungen an die Herren vom Adel waren streng, und die ganze Sache war großartig angelegt. Das Ritterhaus in Paris war erst noch zu erbauen und für das Zusammenleben dort, wie für die Würdenträger und Beamten waren

Einkünfte zu sichern. Am Mangel der erforderlichen Mittel scheiterte das allzu weit ausschauende Unternehmen.

Aber ganz unabhängig von diesen Plänen trat elf Jahre später, im Jahre 1629, zu Paris eine Zahl hervorragender Laien zu einer einfachen Verbrüderung zusammen, deren Zweck allgemein auf tatkräftige Vertretung der christlichen Grundsätze im öffentlichen Leben und auf Bekämpfung sozialer Übelstände gerichtet war. Der Herzog von Ventadour, Gouverneur des Languedoc, war der eigentliche Begründer, Männer aus dem höchsten Adel und in den einflußreichsten Stellungen schlossen sich an. Trotz der strengen Auswahl bei Zulassung neuer Mitglieder mehrte sich der Verein, und es bildeten sich verwandte Verbrüderungen auch in andern Städten. Anfangs ohne besondere Bezeichnung, nahmen sie später die Benennung einer Compagnie du Saint-Sacrement an (vgl. Études religieuses XLV [1888] 351 546). Ordensleute waren durch die Statuten ausgeschlossen, wenngleich ein Kapuziner und ein Jesuitenpater bei der ersten Begründung Ratgeber und Förderer gewesen waren. Ausgezeichnete Weltgeistliche aber, wie Vinzenz von Paul, später als Heiliger bekannt, und Olier, der gottselige Stifter von St Sulpice, nahmen regen Anteil. Während den verschiedensten Werken der Charitas und der Fürsorge für die öffentliche Sittlichkeit auf den mannigfaltigsten Gebieten tätige Sorgfalt zugewendet wurde, hatte eines der Mitglieder, Antoine de Salignac, Marquis de la Motte-Fénelon, ein Oheim des berühmten Erzbischofs von Cambrai, der Bekämpfung des Duellunfugs sein Augenmerk zugewendet. Er selbst, von Jugend auf Soldat und in mancher blutigen Feldschlacht durch Tapferkeit ausgezeichnet, war vordem ein leidenschaftlicher Duellant gewesen und hatte sich durch siegreich bestandene Zweikämpfe einen Namen gemacht. Allein Olier hatte ihm die Augen geöffnet, und seitdem suchte er durch rastlose Bekämpfung jener Unsitte die früheren Fehler zu sühnen. Er ließ diese Frage nicht mehr aus den Augen und erstattete der „Kompanie" immer wieder Bericht über die Größe des Übels und die Mittel der Abhilfe.

Wohl war König Ludwig XIII. bereits in mehreren Edikten 1611 und 1613 der überhandnehmenden Unsitte entgegengetreten. Richelieu hatte durch unnachsichtige Hinrichtung zweier Duellmörder 1626 einen großen Eindruck hervorgebracht. Allein bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts war das Übel schon wieder so angewachsen, daß man einmal in Paris in einer einzigen Pfarrei und innerhalb einer einzigen Woche nicht weniger als 17 Herren zu begraben hatte, die in Duellen gefallen waren. Durch eine dringende Aufforderung von Poitiers her, wo die Unsitte nicht minder grassierte, wurde 1646 die „Kompanie" zu neuer Tätigkeit nach dieser Richtung gestachelt. Man beschloß zuletzt, sich mit Vorstellungen direkt an den König zu wenden.

Aber zuvor vereinigte sich eine größere Zahl von Mitgliedern am Pfingstfest, 18. Mai 1651, in der Kapelle von St Sulpice zu einem feierlichen Akte. Viele unter ihnen waren Offiziere von anerkannter Tapferkeit, alle gewandt in der Handhabung des Degens und vordem tollkühne Duellanten. An ihrer Spitze standen der Marquis de Fénelon und der Marschall de Fabert. Vor zahlreichen Zeugen verlasen sie nun mit lauter Stimme gemeinsam folgende Er-

klärung: „Die Endesunterzeichneten erklären hiermit öffentlich und geloben feierlich, künftig jede Art von Forderung zurückweisen und niemals mehr, aus welcher Ursache auch immer, im Duell sich schlagen zu wollen. In jeder Weise bezeugen sie ihren Abscheu gegen das Duell als im Widerspruch stehend zur Vernunft, zum Wohl und zum Gesetz des Staates und unverträglich mit dem Seelenheil und der christlichen Religion. Damit entsagen sie keineswegs dem Rechte, Beleidigungen, die ihnen könnten zugefügt werden, auf jede erlaubte Weise abzuwehren, soweit Stand und Geburt sie hierzu verpflichten. Von ihrer Seite sind sie stets bereit, solchen, welche sich von ihnen könnten beleidigt glauben, offene Erklärungen abzugeben, wie auch jeden Anlaß, der solches könnte glauben machen, zu vermeiden."

Diese gemeinsame Erklärung hatten alle eigenhändig unterzeichnet, und das Dokument dem frommen Olier zur Bewahrung übergeben. Bald darauf wurde dem Marquis de Fénelon wieder eine Forderung geschickt. Er wies sie kühl zurück. Hatten vorher gar manche die Duellgegner getadelt, so erregte diese mutige Tat allgemeine Bewunderung. Ein anderes Mitglied der Vereinigung hatte schon 20 Jahre früher als junger Offizier ähnlich gehandelt, wiewohl er sich damals noch keine Stellung im Leben errungen hatte und ganz vereinzelt stand. Es ist jener edle Herr von Renty, der am Pariser Hofe und in verheiratetem Stande lebend 1649 bei seinem Tode das Beispiel der erhabensten Tugend und den Ruf der Heiligkeit hinterlassen hat. Von einem Offizier zum Duell gefordert, berief er sich auf das Gesetz Gottes und des Königs und erklärte sich zu jeder andern vernünftigen Genugtuung bereit. Als aber wenige Tage später sein Gegner ihn mit blanker Waffe überfiel, zog auch er den Degen und schickte jenen nebst seinem Adjutanten mit blutigem Kopfe heim (Saint-Jure, La vie de Monsieur de Renty, 7[e] éd. Paris 1664, 19). Jetzt, da eine größere Zahl hochangesehener Männer sich auf die gleiche Handlungsweise verabredet hatten, wurde es für den einzelnen leichter, fest zu diesen Grundsätzen zu stehen. Die Marschälle von Frankreich, welche vom König mit dem obersten Ehrengerichte für das Land betraut waren, zur Zeit d'Estrée, de Schomberg, du Plessis-Praslin, Villeroy, nahmen zu der Erklärung von St Sulpice ausdrücklich Stellung. Sie fanden dieselbe in Übereinstimmung mit den Gesetzen des Staates und der Religion und ebenso mit den richtigen Begriffen von Standesehre und empfahlen dieselbe allen Edelleuten des Königreichs zur Nachachtung. Die Versammlung des Klerus von Frankreich, mit dem Erzbischof von Paris und 23 Prälaten an der Spitze erließen eine Kundgebung im gleichen Sinne (Études XLVI [1889] 116).

Am 14. August 1653 konnte endlich der Marquis de Fénelon der „Kompanie" die gute Nachricht bringen, daß der König selbst in der Sache einen entscheidenden Schritt getan habe. Nach langen und vielfältigen Beratungen hatte Ludwig XIV. sich entschlossen, eine öffentliche Erklärung zu erlassen und sich unter feierlichem Eide zu verbinden, niemals einem Duellmörder Begnadigung zu teil werden zu lassen. Die Marschälle von Frankreich und ein Ausschuß aus dem hohen Adel wurden beauftragt, den Wortlaut der Erklärung zu vereinbaren und die

weiteren Anordnungen zu treffen. Von da an wurden Fälle von Beleidigung unter den Kavalieren durch Spruch des Ehrengerichtes (der Marschälle) ohne Duell erledigt. Ein Gesinnungsgenosse des Marquis de Fénelon und gleich ihm ein unermüdlicher Eiferer gegen den Zweikampf auf Verabredung war der Comte de Bruy. Dieser trat sogar mit einer eigenen Schrift gegen das Duell vor die Öffentlichkeit. Sie trug den Titel: La beauté de la valeur et la lâcheté du duël, Paris 1658.

Die gesetzlichen Bestimmungen und die eidliche Verpflichtung für sich selbst hat Ludwig XIV. später öffentlich erneuert. Der gefeiertste Kanzelredner jener Zeit, der bei Hof so oft und gern gehörte Ludwig Bourdaloue, sprach am 2. Februar 1680 von der Höhe der Kanzel herab dem König seinen Glückwunsch dazu aus, daß er „um den Gesetzesbestimmungen gegen das Duell die Ausführung zu sichern, sich eine heilige Eidesschuld daraus gemacht habe, nicht mehr Herr seines Begnadigungsrechtes zu sein" (Griselle, Bourdaloue. Histoire Critique etc. I, Paris 1901, 504).

Das Leben und Blut seiner Edlen brauchte das königliche Frankreich damals für viel ernstere Aufgaben als für konventionelle Raufereien. Auch ohne Duell fand es Wege, ritterlichen Sinn für Ehre zu pflegen und den Mannesmut durch die Tat zu erproben.

Eine „mathematische Universalsprache". Bekanntlich erleichtert den Gebrauch fremder Sprachen und fremdsprachlicher Werke nichts so sehr als der Umstand, daß eine Menge von Wörtern und Redensarten den verschiedenen Sprachen gemeinsam sind und daß man sich besonders auf den Gebrauch derselben wissenschaftlichen termini technici geeinigt hat. Ebenso bekannt ist, daß in einer fremden Sprache auch dem Bestbeanlagten kaum etwas so viele Schwierigkeit bereitet und bis zur völligen Eingewöhnung so viel Übung erfordert als die Zahlwörter. Mancher, der im übrigen flott und tadellos Lateinisch, Englisch oder Französisch herunterliest, beginnt zu stocken, wenn er an eine die Tausend übersteigende Zahl kommt und unterliegt vielleicht der Versuchung, einfach die Zahlen der Muttersprache einzusetzen. Überdies sind in manchen Idiomen mit dem Gebrauch der Zahlen so viele Schwierigkeiten und grammatische Unregelmäßigkeiten verbunden (man denke nur an die slavischen und semitischen Sprachen), daß fast der Mutigste kopfscheu werden muß; in andern sind die Zahlwörter von einer Länge, welche dem Ohr die erstaunliche Menge der dadurch ausgedrückten Gegenstände versinnbilden zu sollen scheint. Heißt doch die Zahl 1893 in der Maschonasprache aufs kürzeste ausgedrückt: masana gumi anamasana masere anamagumi mabfumpamge anechitatu. Welche Idee liegt also einem der Menschheit wohlwollenden Manne näher als Einführung einer einfachen und einheitlichen Zählmethode in alle Sprachen? Es ist das Verdienst eines russischen Professors X., die Idee ausgedacht zu haben. Und wenn er gleich seinem Plan dadurch den Todesstoß gegeben hat, daß er es als Teil einer „Weltsprache" überhaupt anbietet und uns statt der lateinischen Buchstaben und arabischen Ziffern ein keilschriftähnliches Schreibesystem zumutet, so ist doch in der Tat seine Zählmethode so unübertrefflich

einfach, präzis und leicht, daß dieselbe mindestens in einer etwas umgemodelten Form als ansprechendes Kuriosum unser Interesse erweckt.

Zunächst bezeichnet er die Einheiten mit folgenden Silben:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9.
la	ma	na	ra	ya	ba	va	ga	da	za (= sa).

Für höhere Zahlen wird weiterhin die Regel aufgestellt: wie beim arabischen Ziffernsystem eine Ziffer an zweitletzter Stelle den 10fachen, an drittletzter Stelle den 100fachen Wert der Einheit bedeutet, ebenso wird der Zahlenwert obiger Silben, wenn sie Pänultimä sind, verzehnfacht und verhundertfacht, wenn man sie zu Antepänultimä macht. Mit andern Worten, größere Zahlwörter bildet man aus obigen Silben gerade so, wie man die Zahlen aus den entsprechenden Ziffern zusammensetzt. Also:

man schreibt:	10	11	12	13	14	20	21	28	29	30
man spricht:	mala	mama	mana	mara	maya	nala	nama	nada	naza	rala

40	50	60	70	80	90	100	101	102	788	999.
yala	bala	vala	gala	dala	zala	malala	malama	malana	gadada	zazaza.

Zu größerer Abwechslung, erhöhter Übersichtlichkeit und um möglichst durch den Klang der Silben den Wert derselben auszudrücken, wird je nach drei Stellen der Vokal gewechselt; mit der vierten Stelle tritt der Vokal e, mit der siebten i, dann o und u ein. Also: me 1000, de 8000 (da keine Zweideutigkeit entsteht, braucht man nicht zu sagen de-lalala), di 8 Millionen, do 8 Milliarden, du 8 Billionen; für noch größere Zahlen mögen die Mathematiker sich selbst weiter helfen. Wir hätten dann z. B.:

18637	603550	12 732 491 005
mede-váraga	vélere-bábala	mono-girini-yezeme-lalaba,

was entschieden kürzer und einfacher ist als „zwölf Milliarden, siebenhundertundzweiunddreißig Millionen, vierhundertundeinundneunzigtausend und fünf". Wie werden dann bei Einführung dieses Systems die Maschona sich freuen, wenn sie statt masana gumi anamasana masere anamagumi mabfumpamge anechitatu (1893) bloß zu sagen brauchen me-dazara! Selbst manchem Gymnasiasten wird dies einfacher vorkommen als mil huit cent quatre-vingt-treize oder (annus) millesimus octingentesimus nonagesimus tertius.

Mit einigen Strichen würde das System fast bis zur völligen Verwendbarkeit ergänzt sein: noch ein paar Wörtchen für + — × : (bei Dezimalbrüchen), Wurzel, Potenz, Logarithmus und Gleichheit, und es ist ein Bau geschaffen, in dem sich bald alle Völker, Hellenen und Barbaren, heimisch fühlen werden. Setzen wir einmal versuchsweise für

+	—	×	:	Potenz	Wurzel	log	,	=,
as	is	al	il	ar	ir	log	if	es,

so sind wir für das Gebiet der niedern Mathematik fast genügend ausgerüstet und werden von allen verstanden, wenn wir sagen: π es ra-if-mayama-bezene-vi (π = 3, 141 592 6, hier folgen die Vokale wieder in umgekehrter Ordnung); mava-is-za es ga (16 — 9 = 7); ga-ar-ra es rayara (7^3 = 343); ($\sqrt[3]{343} = 7$) rayara-ir-ra es ga; ravala-il-mana es rala (360 : 12 = 30) usw.

An Bestimmtheit und Einfachheit läßt die Methode nichts zu wünschen übrig. Vielleicht wäre nur die ungemeine Kürze und Knappheit ein Hemmschuh, indem unsere Gedanken dem dahineilenden Worte nur mit Mühe folgen könnten. Doch würde anderseits der regelmäßige Vokalismus, an den wir uns bald gewöhnt hätten, uns in leichter Weise zum Bewußtsein bringen, mit welcher Art Größen wir es zu tun hätten, und fast die ganze Aufmerksamkeit des Ohres wäre dem Konsonantengerippe der Zahl zugewandt. Möglicherweise wäre bei fleißiger Übung der zu raschem Denken zwingenden Methode selbst eine Beschleunigung des Denk- und Vorstellungsvermögens der Menschheit zu erwarten, was man gewiß aus hundert Gründen nicht warm genug begrüßen könnte. Z.

War Washington Freimaurer? Diese interessante Frage behandelt Martin J. J. Griffin, der Herausgeber der American Catholic Historical Researches im Julihefte seiner Zeitschrift (XIX [Juli 1902], Nr 3, Philadelphia). Er schreibt: „Es ist schon oft die Frage an mich gerichtet worden, ob wir positive Beweise dafür haben, daß Washington Freimaurer gewesen sei. Ich habe diese Frage immer im bejahenden Sinne beantwortet. Wir haben gerade so sichere Beweise für die Zugehörigkeit Washingtons zur Freimaurerei wie für seine Präsidentschaft." Wir geben im folgenden die Ausführungen Griffins wieder.

„Washington war ein Mitglied der Loge von Fredericksburg Va.

„In dem Protokoll der Loge findet sich unter dem Datum des 6. November 5752 (1752) die Eintragung: ‚Von Herrn Georg Washington als Beitrittsgeld $ 2,3 erhalten.' Das Protokoll einer am 4. November abgehaltenen Logensitzung besagt, daß er in dieser Nacht seine Aufnahme erhielt. Dann folgen noch folgende weitere Notizen.

„‚3. März 5753. Georg Washington wurde zum Gesellen erhoben. 4. August 5753. Georg Washington zum Meister erhoben.'

„Washington besuchte Philadelphia im Dezember 1778, während der Kongreß in Sitzung war. Auf St Johannestag, Montag, den 28. Dezember, wurde in der Christuskirche (Christ Church) maurerischer Gottesdienst gehalten, wobei Rev. William Smith, D. D., die Predigt hielt. Bei dieser Gelegenheit veranstalteten etwa 300 Brüder, die Mitglieder der Großloge mitgerechnet, alle in neuer Uniform, einen feierlichen Aufzug, woran ‚Se. Exzellenz, unser erlauchter Bruder Georg Washington, Esq. . . in Begleitung des Großmeisters und dessen Stellvertreters teilnahmen.' Bei dieser Gelegenheit wurde eine Sammlung für wohltätige Zwecke veranstaltet, die dem Berichte gemäß mehr als $ 400. einbrachte. Auf Geheiß der Großloge wurde die Predigt Dr. Smiths in Broschürenform veröffentlicht und der Ertrag zur Unterstützung der Armen bestimmt. Als Vorwort wurde ihr folgende Widmung vorausgeschickt:

„‚Sr. Exzellenz Georg Washington, Esq., General und Oberst-Kommandierendem der Heere der Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Freunde seines Vaterlandes und der Menschheit, dessen Trachten auf keinen höheren Titel gerichtet ist, selbst wenn es noch einen höheren gäbe, ist nachstehende Predigt,

die durch seine Gegenwart geehrt wurde, zum Zeugnisse aufrichtigster Liebe und brüderlicher Hochachtung seines Verdienstes gewidmet. Auf Geheiß der Brüder.

John Coats, Großsekretär, Pro. Tem.'

„Von dieser Zeit an wurde Washington mit maurerischen Ehren überschüttet. Es wurde bald Gebrauch, den ersten Toast bei maurerischen Festessen auf ‚General Washington' auszubringen und ihm besondere Ehren zu erweisen, so oft er eine Loge besuchte. Eine Militärloge, für welche am 6. Oktober 1779 von der Großloge von Massachusetts eine Bevollmächtigungsurkunde ausgestellt wurde, nannte sich nach seinem Namen.

„Als Lafayette im Jahre 1784 Amerika besuchte, brachte er als Geschenk für seinen früheren Vorgesetzten und Busenfreund eine maurerische Schürze mit, die, aus weißem Atlas gefertigt und mit zahlreichen maurerischen Verzierungen in bunter Seide gestickt, eine Handarbeit von Madame Lafayette war. Sie wurde mit andern maurerischen Emblemen in einem niedlichen Kästchen aus Rosenholz, das gleichfalls mit maurerischen Symbolen verziert war, überreicht. Die Schürze verblieb noch eine geraume Zeit nach dem Tode ihres Eigentümers zu Mount Vernon, wurde aber schließlich der Wohltätigkeitsgesellschaft in Washington übergeben, von der sie hinwiederum der Großloge von Pennsylvania geschenkt wurde. Das Kästchen aber wurde Eigentum der Alexandria-Loge. Eine andere historische Schürze wurde Washington am 10. August 1782 von Watson und Cassoul überreicht, einer französisch-amerikanischen Handelsfirma, die in Frankreich Geschäfte betrieb. Die Schürze und eine maurerische Schärpe waren auf Bestellung der Firma von Nonnen in Nantes angefertigt. (Die guten Nonnen werden gewiß nicht gewußt haben, daß sie an maurerischen Gewandstücken stickten.) Sie sind von Atlas, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, und enthalten die Fahnen der Vereinigten Staaten und Frankreichs vermischt mit maurerischen Symbolen. Diese beiden Schürzen, sagt Hayden, wurden oft verwechselt. Die letztere ist jetzt im Besitze der Alexandria-Loge und wird in dem Kästchen aufbewahrt, in dem sich ursprünglich die Lafayette-Schürze befand. Als Lafayette die Alexandria-Washington-Loge im Jahre 1824 besuchte, trug er die Watson- und Cassoul-Schürze; aber aus seinen bei dieser Gelegenheit gemachten Bemerkungen zu schließen, war er unter dem Eindrucke, als ob er die von seiner Frau gestickte Schürze trüge. Nach so vielen Jahren war der Irrtum ganz natürlich. Die Lafayette-Schürze ist in Seide gearbeitet und trägt auf dem Bande als Abzeichen einen Meisterring und geheime Buchstaben mit einem Bienenstocke in der Mitte.

„Als Washington am Ende des Krieges nach Mount Vernon zurückkehrte, sandte ihm die Loge in Alexandria Va. ein Willkommschreiben, und einige Monate später war er ihr Gast am Feste Johannes' des Täufers, bei welcher Gelegenheit er zum Ehrenmitgliede der Alexandria-Loge Nr 39 ernannt wurde. Im November 1788 kam die Loge, die bis dahin unter einem Charter der Provinzialgroßloge von Pennsylvania gearbeitet hatte, um eine neue Bevollmächtigung bei der Großloge von Virginia ein, mit der weiteren Bitte, daß ‚Bruder Georg Washington, Esq., in der Urkunde zum Meister der Loge

ernannt werden möge'. Der Bitte wurde willfahrt, die Logennummer wurde in 22 umgeändert. Washington, um dies beizufügen, war im vorhergehenden Mai zum Meister gewählt worden. Im Jahre 1804 kam die Loge um eine Namensveränderung ein, und das Andenken an ihren hervorragenden Meister wurde in dem Titel Alexandria-Washington-Loge Nr 22 verewigt.

„Eines der interessantesten Ereignisse in dem Leben Washingtons als Freimaurer fand am 18. September 1793 statt, als er, bekleidet mit der Schürze und andern Insignien des Ordens und in seiner Hand einen elfenbeinernen Hammer haltend, hervorragenden Anteil an den Zeremonien nahm, die mit der Grundsteinlegung des Nationalkapitols verbunden waren. Die bei dieser Gelegenheit vertretenen Logen waren die von Georgetown Nr 9 und die von Alexandria Nr 22. Washington schritt beim feierlichen Aufzuge zwischen dem Großmeister zu seiner Linken und dem ehrwürdigen Meister der Alexandria-Loge Nr 22 zu seiner Rechten.

„Die Umstände von Washingtons Tod sind zu bekannt, als daß sie hier wiederholt zu werden brauchten. Als das Ende herannahte, Samstag den 14. Dezember 1799 — er war damals 68 Jahre alt —, standen wenigstens zwei Maurer an der Seite seines Lagers. Der eine derselben war sein Hausarzt Dr. Craik, der andere der Meister der Alexandria-Loge, Dr. Elisha C. Dick. Die Anordnung des Begräbnisses war einem Komitee der Alexandria Loge übertragen worden. Montag den 16. Dezember wurde eine außergewöhnliche Logensitzung anberaumt, woran 41 Brüder und 2 Besucher, einer von Fredericksburg und ein anderer von Philadelphia, teilnahmen. Eine andere Loge in Alexandria, bekannt als die Brook-Loge Nr 47, versammelte sich zur selben Stunde. Darauf wurde ein gemeinsames Komitee für beide Logen bestimmt und das vom ersten Komitee aufgestellte Programm angenommen. Die Potomak-Loge Nr 9 zu Georgetown, die Bundesloge Nr 15 (jetzt Bundesloge Nr 1) von Washington sowie die Militärkompanien von Alexandria wurden zur Teilnahme eingeladen. Das Begräbnis fand Mittwoch den 18. Dezember statt. Von den vier anwesenden Geistlichen waren drei Mitglieder der Alexandria-Loge; einer der letzteren, Rev. Davis, Pastor der Episkopalkirche in Alexandria, hielt den Gottesdienst. Die Leichenträger waren sechs Mitglieder derselben Loge, und der Meister der Loge nahm die maurerische Leichenfeierlichkeit vor. Am Schlusse warf jeder Bruder nach maurerischer Sitte einen Zweig von Immergrün auf den Sarg. An den beiden folgenden Sonntagen bildeten die Maurer von Alexandria, in Trauer gekleidet, eine Prozession und begaben sich zur Presbyterianerkirche, wo Predigten auf den Tod Washingtons gehalten wurden. Noch manche andere Feierlichkeiten wurden zum Andenken an den berühmten Toten abgehalten, so zu Mount Vernon, in Alexandria und in Washington und später noch in andern entfernteren Teilen des Landes. Einige derselben waren ausschließlich maurerisch, an vielen andern hatten die Maurer hervorragenden Anteil. An den Zeremonien, welche am 26. Dezember auf Kongreßbeschluß in Philadelphia abgehalten wurden, nahmen die Maurer auf offizielle Einladung hin teil. Die Großloge von Pennsylvania wurde zu einer früheren Stunde zu-

sammenberufen, und der Großmeister hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache. Am 1. Januar 1800 hielt eine französische Loge in Philadelphia, bekannt als L'Aménité Nr 71, eine Trauersitzung, an welcher die Großoffiziere und viele Freimaurer aus der Stadt teilnahmen. Es wurden dabei sowohl französische als englische Ansprachen gehalten.

„Nachrichten verbreiteten sich in jenen Tagen noch sehr langsam. Erst am 20. Dezember traf die Kunde vom Tode Washingtons in New York ein. Die Großloge wurde drei Tage später zusammenberufen, und die Maurer der Stadt nahmen am 31. Dezember an einer öffentlichen Kundgebung teil, bei welcher Gelegenheit die Bibel, auf die Washington seinen Eid als Präsident geleistet hatte, vor dem Großmeister hergetragen wurde. In Boston langten die ersten Nachrichten am 23. Dezember an, und am 10. Februar wurde ein besonderer maurerischer Gottesdienst unter den Auspizien der Großloge von Massachusetts gehalten. Noch andere Gedächtnisfeierlichkeiten wurden von Groß- und Lokallogen in der ganzen Union veranstaltet, und bei allen Demonstrationen dieser Art waren die Zunftgenossen in hervorragender Weise beteiligt.

„Washingtons Verehrung für den Orden war bei Nichtmaurern und Maurern bekannt, und wo immer sein Andenken geehrt wurde, bestrebte man sich allgemein, auch die Bruderschaft zu ehren. Ein großer Teil seiner maurerischen Korrespondenz war schon vor seinem Tode veröffentlicht worden und hatte zweifellos eine weite Verbreitung gefunden. In einem dieser Briefe, einem Antwortschreiben auf eine Adresse der König-David-Loge, Newport R. I., hatte er geschrieben: ‚In der Überzeugung, daß eine rechte Anwendung der Grundsätze, auf welche die maurerische Bruderschaft gegründet ist, der Tugend des Einzelnen sowohl wie der öffentlichen Wohlfahrt förderlich ist, werde ich mich stets glücklich schätzen, die Interessen der Gesellschaft zu fördern und als ein ergebener Bruder von ihr betrachtet zu werden.' Die Auszeichnung, die den maurerischen Körperschaften bei allen öffentlichen Gedächtnisfeiern zuerkannt wurde, rührt wahrscheinlich von der weitverbreiteten Kenntnis der Tatsache her, daß Washington öfters seine Ansicht über den Orden in ähnlich hohen Lobeserhebungen geäußert hatte.

„Gerade ein Jahrhundert nach dem Tage, an welchem dieses bedeutsame Leben erlosch, versammelten sich mehr als 3000 Zunftgenossen um das Grab zu Mount Vernon, wo die irdischen Überreste des Patrioten, Soldaten und Staatsmannes ruhen. Die Hauptansprache an dem Tage wurde von der Piazza des Hauses, in dem Washington gestorben, von Wilhelm Mc. Kinley gehalten, seinem Nachfolger im Präsidentenamte und gleichfalls einem Maurer."

An der Tatsache, daß G. Washington dem Freimaurerorden angehörte, läßt sich somit nicht zweifeln. Ein sonderliches Ruhmesblatt im Lorbeerkranze des großen Amerikaners ist dies freilich nicht; wir wollen aber zu seiner Entschuldigung annehmen, daß er die eigentlichen Ziele und Zwecke der Loge nicht zu erkennen vermochte. Manchen andern geht es ja ähnlich.

Die Einführung der gotischen Baukunst in Deutschland bis zu Ende des 13. Jahrhunderts.

Von Rom kamen mit der Predigt des Evangeliums die Anfänge der christlichen Kunst nach Gallien und Germanien. Die Anlage der kirchlichen Basiliken hing mit dem Kultus und mit der Kultur des römischen Reiches so eng zusammen, daß ihre Form ohne weiteres auch diesseits der Alpen für alle größeren Gotteshäuser maßgebend blieb. Breit und hoch stieg das Mittelschiff über die Seitenschiffe auf, hinter ihm schloß das Chor in einer gewölbten Apsis, oben bildete eine flache Decke die Grenze. Offene Dachstühle waren in nördlichen Gegenden wegen der winterlichen Kälte nicht zu gebrauchen. Die den Römern wohlbekannte Kunst des Wölbens blieb auch während der ersten Hälfte des Mittelalters in Übung bei der Chorrundung und im Triumphbogen sowie bei Rundkirchen. In den Krypten, den Seitenschiffen und Emporen sowie in Schloß- und Turmkapellen fand sie mehr und mehr Verwendung. Solange die Decke des Mittelschiffes flach blieb, herrschte hinsichtlich der Anlage der Kirchen volle Freiheit; denn der Bauherr konnte die Breite des Mittelschiffes nach Belieben bestimmen, die Stützen gegen die Seitenschiffe hin als Säulen oder Pfeiler bilden und sie in größeren oder kleineren Abständen verteilen. Es stand ihm frei, die Zahl der Fenster oben in den Wänden des Mittelschiffes zu vermehren oder zu verringern, wie er wollte.

Neue Verhältnisse entstanden, als im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts der Versuch gewagt wurde, auch das Mittelschiff größerer Kirchen zu überwölben. Er ward fast zu gleicher Zeit in Frankreich, Italien und Deutschland unternommen: zu Cluny in der großartigen, 1088 begonnenen, 1095 hinsichtlich der östlichen Hälfte vollendeten Abteikirche, in S. Ambrogio zu Mailand und dem wenig später erbauten S. Michele zu Pavia, am Rhein zu Speier und Mainz. Wie sehr die Zeitgenossen diese ge-

wölbten Gotteshäuser bewunderten, erhellt aus dem Berichte eines Schriftstellers, der nach dem Tode Heinrichs IV. 1106 klagt: „Mainz, welche Zierde hast du verloren, da du eines solchen Bauherrn beraubt wurdest, der dein Münster aus den Trümmern wieder erstehen lassen wollte. Wenn er länger gelebt und den begonnenen Ausbau deines Domes vollendet hätte, würdest du den Wettstreit aufnehmen können mit dem berühmten Münster von Speier, das er von Grund auf in gewaltigen Massen und mit bildlichem Schmuck vollendete.“ [1]

Die Neuerung gab dem Innern eine größere architektonische Einheit, sicherte vor Brandschaden, der fast alle älteren Kirchen so oft verwüstete, schützte vor übergroßer Kälte und übermäßiger Hitze, weil sie die Schwankungen der Temperatur verminderte, und gab den freilich stärker belasteten Mauern mehr Festigkeit. Sie legte aber dem Architekten unangenehme Fesseln an, solange derselbe seine Gewölbe nur über quadratischen Abteilungen des Grundrisses auszuführen vermochte, weil diese Gewölbe aus zwei sich senkrecht schneidenden Halbzylindern bestanden. Wo diese sich trafen, entstanden Grate, welche Diagonalen von elliptischer Form bildeten. Nach Osten und Westen ruhten diese Gewölbe auf zwei quer über das Mittelschiff gespannten halbkreisförmigen Bogen, nach Süden und Norden hin auf den Oberwänden des Mittelschiffes, oft auf deren Schildbogen. Der Grundriß des Mittelschiffes mußte demnach aus Quadraten bestehen. Jede Abteilung der Seitenschiffe verlangte nun die Hälfte der Länge und Breite eines der Quadrate des Mittelschiffes. Form und Kraft der Stützen der Mittelschiffsmauern mußten wechseln, weil die erste, dritte, fünfte und siebte Stütze nach einer Seite hin die Gewölbeanfänge dieses Mittelschiffes, nach der andern Gewölbe der Seitenschiffe zu tragen hatten, während die zweite, vierte und sechste nur Gewölbe der Seitenschiffe und die Obermauern des Mittelschiffes stützten. Die Architekten suchten natürlich aus diesem „gebundenen System“ herauszukommen, und dies Streben führte in Deutschland zur Weiterentwicklung der romanischen Kunst, in Frankreich zur Gotik. Schon in der 1156 vollendeten Abteikirche zu Laach führten die Benediktiner die Gewölbe des Mittelschiffes über rechteckigen, nicht mehr quadratischen Abteilungen auf und gaben jedem Seitenschiff ebensoviele Joche als dem Mittelschiff. Dadurch hatten sie den Wechsel in der Form der Stützen unnötig gemacht und neue Freiheit gewonnen.

[1] Vita Heinrici IV., Mon. Germ. SS. XII 270. Vgl. Schneider, Der Dom zu Mainz 18.

Wunderbare Ruhe und Kraft liegt in den gewölbten Kirchen des romanischen Stiles. Die festen Grundformen des rechten Winkels und des Halbkreises sammeln das Ganze zur Einheit. Alles weist sich aus als reife Frucht einer jahrhundertlangen Entwicklungsreihe. Solche Gotteshäuser passen ebensosehr zu der strengen Zucht des alten Benediktinerordens und der zu festem Zusammenleben verpflichteten Stiftsgeistlichkeit als zur patriarchalischen Ordnung des römischen Reiches deutscher Nation, das noch von angestammten Herzogen unter freigewählten Königen regiert wurde. Mäßiges Sonnenlicht erfüllte die weiten Räume. Nur vom Altare aus und von dem vor ihm hängenden Radleuchter verbreiteten bei Festen zahlreiche Kerzen und Lampen ihren Glanz. Alle Bauglieder blieben einfach, weil die Kunst der Steinmetzen im 12. Jahrhundert noch wenig entwickelt war. Reichere Ausstattung fand das Auge nur am Altare, an den Gräbern der Heiligen und an den Eingängen. Der Gottesdienst hatte noch nicht viel Wechsel, die Gewänder der Geistlichkeit waren zwar reich an Festtagen, aber selten prunkvoll. Der Gesang bewegte sich fast nur in den altererbten, feierlich ernsten Melodien der Psalmen und Präfationen.

Nach der Mitte des 12. Jahrhunderts begann neues Leben in die deutschen Kirchenbauten einzudringen. Kreuzfahrten und Römerzüge hatten das Volk in Bewegung gesetzt und seinen Blick erweitert, Kämpfe zwischen Kaiser und Papst die Geister in hohem Grade erregt. Die Könige hatten die alten großen Herzogtümer zerschlagen und deren Gebiete zersplittert, fanden aber nun statt einiger Herzoge zahlreiche Besitzer auf den erblich gewordenen Krongütern, Landesteilen und Ämtern, welche die königliche Macht lähmten. Zwischen Adel und Königtum schob sich das aufstrebende Bürgertum der Städte ein. Im 14. Jahrhundert bestand das deutsche Reich aus mehr als zweihundert geistlichen oder weltlichen reichsunmittelbaren Gebieten, in denen ebensoviele Vertreter der Reichsstände herrschten. Auf kirchlichem Gebiete waren frische Orden entstanden. Sie drängten die Benediktiner zurück und verfochten die neuen Ideen, insoweit dieselben von der Kirche gutgeheißen wurden. In Deutschland traten vor allem die Cistercienser und Prämonstratenser als Herolde einer neuen Zeit auf, dann die beiden großen Bettelorden. In diesen in Bewegung geratenen Massen bildeten sich für den Kirchenbau zwei Richtungen, eine nationale und eine internationale.

Die deutschen Baumeister waren an ihr Material und an ihre Konstruktion gewöhnt. Ihre Arbeiter hatten sich in der alten Form eingelebt,

hatten sich in manchen Gegenden gewöhnt, größtenteils mit Bruchsteinen und Tuff zu bauen, waren häufig mehr Maurer als geübte Steinmetzen. In der höheren Geistlichkeit, in den Kapiteln und Stiftern blieben die älteren Herren konservativ gesinnt und zeigten sich wenig geneigt, nach dem Auslande, besonders nach Frankreich, sich zu richten. Ihre Baumeister suchten darum den romanischen Stil auf Grund der alten Formen weiter zu entwickeln. Sehen wir zu, wie sie ihn ausbildeten.

Die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts begonnene Wölbung der Mittelschiffe bewog zu häufigerer Anlage von Emporen. Man hatte solche Emporen auch früher gerne gesehen, weil sie in Kirchen der weiblichen Orden den Nonnen einen passenden Aufenthaltsort boten, in Städten aber, worin wegen der Ringmauern die Bauten auf engen Raum zusammengedrängt wurden, bei weniger Bodenfläche den Kirchleuten mehr Platz verschafften. Jetzt stützten ihre Gewölbe und Bogen die Obermauern des Langschiffes, denen sie als Gegenlager dienten. Sie halfen überdies zur Gliederung und Erleichterung der Mauermassen des Mittelschiffes.

Für größere Kirchen erweiterten die spätromanischen Baumeister das Kreuzschiff, indem sie dessen Arme halbkreisförmig schlossen und im Grundriß dem Chore gleich machten. Dadurch beschenkten sie uns mit den prachtvollen Dreikonchenkirchen von Maria im Kapitol, St Aposteln und Groß-Martin zu Köln, von Schwarzrheindorf, Neuß und Roermond. Die Wände wurden immer mehr durch Nischen und Säulen belebt und erleichtert. Im Westen schloß oft ein zweites und weites Querschiff den Bau ab.

Wie das Innere erhielt auch das Äußere mehr Leben. An der Chorrundung wurde unter dem kräftigen Dachgesimse eine schattenreiche Zwerggalerie eingeschoben, welche sich bei reicheren Anlagen sogar um das Schiff hinzog. Die Fassade wurde mit ihren Türmen zu einem großartigen Ganzen geeint. Über der Mitte des kreuzförmigen Grundrisses erhob sich oft ein Vierungsturm, der das Ganze äußerlich zusammenfaßte und dem man gerne Seitentürme als Begleiter gab. In den Portalen mit ihren reichen Säulen und in den sich bis zum Tympanon verengenden Rundbogen feierte die Kunst späterer und geübterer Steinmetzen ihre Triumphe und wetteiferte mit Erfolg gegen die Genossen des Handwerks, welche in Frankreich gelernt hatten.

Weil so alle einzelnen Teile immer mehr harmonisch aufeinander gestimmt und zu einer wechselvollen Einheit gesammelt wurden, kam die romanische Baukunst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dem Ideal

architektonischer Schönheit überaus nahe. Mustergültig ist zu Köln die vom Neumarkte aus betrachtete Ostseite der Kirche der heiligen Apostel, nicht minder vom Rhein aus gesehen der über niedrige Häuser emporsteigende Mittelturm von Groß-Martin. Die fünfteilige Turmgruppe von St Kunibert, die im waldigen Talkessel breit hingelagerte Abteikirche von Laach mit ihren sechs Türmen, sowie die malerisch gelegenen Kirchen von Schwarzrheindorf und Sinzig verdienen volle Anerkennung. Wer aber die Stiftskirche von Limburg unten aus dem Lahntal betrachtet und sieht, wie sie mit sieben Türmen gleichsam aus dem Felsen hervorwächst, der in ihr neue Gestalt und die edelsten Formen gefunden zu haben scheint, findet einen so vollendeten Zusammenklang von Kunst und Natur, daß man ihn kaum ansprechender erdenken kann. Sehr schön liegt auch bei Limburg auf steilem, neben der Lahn aufragendem Felsen das Stift Dietkirchen. Nicht weit davon steigt die reich bewegte Gruppe des 1220—1232 erbauten Chores und Querschiffes der Kirche zu Gelnhausen über die umliegenden Gebäude empor. Mehr noch als das Innere ihrer östlichen Hälfte fesselt das Äußere mit den vielen Giebeln und mit vier stolzen Türmen. Schüchtern zeigen sich hier und da etwas zugespitzte Bogen, durchgängig aber herrschen Kleeblattbogen und Rundfenster mit Vierpässen. Eine nach Art gotischer Triforien gebildete Galerie umsäumt draußen das mittlere Geschoß des Chores und verleiht dem Bau eine ungewöhnliche und leichte Schönheit.

Gegenüber der herrschenden Mode, die Anfänge liebevoller Betrachtung der Natur und des Verständnisses für landschaftliche Schönheit bei den Italienern des 13. und 14. Jahrhunderts zu suchen, muß entschieden auf solche Bauten hingewiesen werden. Die neben einer Unzahl untergegangener Denkmäler bis heute in Deutschland erhaltenen Dome und Abteien mit ihren Kirchen und Kreuzgängen zeugen laut dafür, daß man am Ende des 12. und beim Beginn des 13. Jahrhunderts diesseits der Alpen großes Gewicht darauf legte, ein Gebäude in seine Umgebung und in die Landschaft einzugliedern. Sicherlich verdankte bereits damals der Rhein mit seinen malerisch angelegten Städten und Kirchen, mit seinen kühnen Burgen und reichen Palästen der Baukunst große Schönheit. Unbillig wäre die Annahme, jenen, welche ihn so schön ausstatteten, hätte das feinere Gefühl für die Schönheit der Berge und Täler und der ganzen Natur gefehlt.

In die bis dahin genannten Meisterwerke, worin die Keime des älteren Stiles zur höchsten Blüte sich entfalteten, waren indessen drei fremd-

artige Elemente eingedrungen. Sie treten in den deutschen Kirchenbauten der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer mehr hervor: der Spitzbogen, welcher den halbkreisförmigen Bogen immer mehr verdrängt und den spätromanischen Kleeblattbogen in Maßwerk umwandelt, Diagonalrippen, welche selbständig aus Hausteinen aufgemauert wurden, um die Gewölbekappen zu tragen, und vor denen die quadratischen oder sechsteiligen Gewölbe allmählich verschwinden, endlich Strebebogen, welche statt der Lisenen und Strebemauern sich dem Druck der neuen Wölbungsart entgegenstemmen. Diese drei Neuerungen hängen eng zusammen; denn während bei den über quadratische Räume geschlagenen romanischen Gewölben die diagonalen Gratbogen flache Ellipsen bildeten, die Schildbogen an den Wänden aber Halbkreise, wurden die Bogen der neuen Diagonalrippen zu Halbkreisen, die Schildbogen aber spitz. Wie in romanischer Zeit die Fenster unter den runden Schildbogen rund waren, so wurden sie nun spitz unter den spitzen Schildbogen. Durch die neue Wölbungsart wurde der Druck, welcher sich vordem auf die ganze Mauer der Schiffe verteilte, auf die Endpunkte der Diagonalrippen und der übrigen Bogen der Kappen verlegt, welche darum durch Strebebogen Festigkeit erhalten mußten.

Daß diese drei neuen Elemente zuerst in Frankreich im 12. Jahrhundert zu einem systematischen Ganzen vereint wurden und von dort im 13. Jahrhundert als organisch gegliederter gotischer Stil nach Deutschland übertragen wurden, ist heute allgemein anerkannt. Das ganze System war so richtig und empfehlenswert, daß es auf die Dauer angenommen werden mußte. Es war überdies die konsequente Weiterentwicklung der allgemein üblichen Bauart.

Hatten die Architekten zuerst der Basilika Gewölbe gegeben, so handelte es sich nun darum, die Konstruktion dieser Gewölbe zu verbessern, die Masse der Mauern auf die Hälfte zu vermindern und durch größere Fenster, welche von den entlasteten Obermauern gestattet wurden, eine Fülle von Licht in das Innere der Kirche zu bringen. Am längsten wehrten sich die deutschen Baumeister gegen die offen und deutlich gezeigten Strebemauern und gegen Strebebogen. Schon die Römer und die Byzantiner hatten das Prinzip des Strebesystems gekannt, darum ihre Mauern an den bedrohten Punkten sorgsam verstärkt, aber ohne diese Verstärkung äußerlich zu betonen. Nur in Lisenen trat sie immer mehr hervor, doch sehr maßvoll. Die Gotiker machten sich dagegen fast ein

Vergnügen daraus, ihre Strebemauern und Strebebogen offenkundig an die Mauern anzulehnen. Wer aber z. B. die Größe der Strebebogen an der Kathedrale von Notre Dame zu Paris oder ihre Menge am Kölner Dom betrachtet, wird begreifen, daß romanisch gebildete Baumeister sich dafür nicht zu begeistern vermochten. Man mußte sich an sie gewöhnen, bevor man sie als zum Konstruktionssystem gehörend liebgewann. Diese Gewohnheit aber, sie zu sehen und sich mit ihnen zu versöhnen, konnte anfangs nur bei jenen deutschen Bauleuten Platz greifen, welche nach Frankreich gewandert waren, um dort ihre Lehrzeit abzumachen. Was fanden sie dort?

Während das deutsche Reich sich zerklüftete und zersplitterte, die Kaiser mehr und mehr ihr altes Ansehen verloren, bis zuletzt das Interregnum das Unglück voll und offenkundig machte, beugten Frankreichs Könige ihre Vasallen immer tiefer unter die oberste Gewalt. Wenn sie auch über einzelne Fragen mit den Päpsten in Streit gerieten, hüteten sie sich doch, durch längeren und tiefgehenden Zwist ihr Ansehen im eigenen Lande und in der ganzen Christenheit zu schädigen. Dort führte Ludwig der Heilige das Zepter, während in Deutschland Konrad IV. (gest. 1254) als letzter Staufe gegen Wilhelm von Holland (gest. 1256) um die Krone kämpfte, Richard von Cornwallis aber mit Alfons von Kastilien die Zeit des Interregnums ausfüllte. Ludwigs Land war überdies reicher als Deutschland, hatte seine ältere Kultur eifriger entwickelt und besaß zu Paris eine von zahlreichen Deutschen besuchte Universität.

Auch das Material der französischen Steinbrüche war weit fügsamer und haltbarer, gebrauchen unsere Baumeister doch noch heute für bessere Leistungen französische Steine.

Dort wurden nun in dem kurzen Zeitraum von 60 Jahren (1180—1240) alle großen Kathedralen des Landes geplant und rüstig in Angriff genommen. Zu Paris begann 1160 Bischof Maurice de Sully die 1235 bis auf die Turmspitzen vollendete Kirche Notre Dame. An ihren Grundriß schloß man sich in Bourges eng an, wo im Beginne des 13. Jahrhunderts der Grundstein gelegt, der Bau aber sehr langsam gefördert wurde. Bereits 1150 hatte Bischof Balduin von Noyon seine neue Kathedrale begonnen. Als Ratgeber standen ihm die berühmtesten Männer des Landes zur Seite: der hl. Bernard, der herbe Tadler der dekorativen Überschwenglichkeit zu Cluny, und der kunstsinnige Abt Suger von St Denys, der 1140 und 1144 die Weihe seiner

neuen Abteikirche gefeiert hatte. Wie zu St Denys, zu Paris und Noyon, dessen Mittelschiff um das Jahr 1190 eingewölbt wurde, gab man auch zu Laon den Seitenschiffen der um 1192 begonnenen und rasch vollendeten Kathedrale Emporen. Noch vor dem Jahre 1200 wurde die Kathedrale von Soissons vollendet, die sich in vielen Einzelheiten eng an jene von Noyon und Laon anschloß.

In den bis dahin genannten fünf Domen war die Gotik allmählich entwickelt worden. Nachdem aber 1194 ein Brand die im ganzen Lande als Wallfahrtsort hoch angesehene Kathedrale von Chartres verwüstet hatte, erhob sich an ihrer Stelle ein Gotteshaus, in dem der gotische Stil so weit durchgeführt ist, daß Viollet-Le-Duc[1] es als Cathédrale type, als Musterkathedrale des neuen Stiles bezeichnet. 1220 waren die Gewölbe, 1250 die reichen Portale des Querschiffes vollendet. Die Schiffe haben keine Emporen, sondern schmale Triforien, Diagonalrippen statt der sechsteiligen Gewölbe, die sich noch in Paris, Bourges, Laon und im ursprünglichen Plane von Noyon finden. Vom Jahre 1212 an wuchs dann die Kathedrale von Reims freilich so langsam auf, daß man erst 1240 die oberen Teile des Chores ausbaute und dann das Schiff und die Fassade begann. Das vollendetste Meisterwerk des Landes erhielt Amiens in der 1220 begonnenen Kathedrale.

Während fast an allen bedeutenderen Orten des nördlichen Frankreich größere und kleinere Kirchen im durchgebildeten gotischen Stile sich erhoben, hatte man in Deutschland noch keine einzige rein gotische Kathedrale. Nur langsam begann man an verschiedenen, weit auseinanderliegenden Orten die staunenswerten Leistungen Frankreichs nachzuahmen. Versuchen wir zuerst eingehend zu zeigen, wie in den Erzdiözesen Trier und Köln die Gotik eingebürgert wurde, dann mehr im allgemeinen, wie sie in Nord- und Süddeutschland eindrang und sich verbreitete. Belgien, die Niederlande und die Schweiz mögen außer Betracht bleiben, weil der ohnehin weitläufige Stoff hier kurz zu behandeln ist und weil diese Länder nicht mehr zu Deutschland gehören.

Beim Bischofe Adalbero von Trier waren die Cistercienser, die Bahnbrecher und „Missionäre“ des gotischen Stiles für Italien, Deutschland und England, bereits 1134 eingetroffen. Er war ein Freund des hl. Bernard und sandte sie nach Orval im Großherzogtum Luxemburg,

[1] Dictionnaire raisonné de l'architecture française II 311.

das zu seinem Sprengel gehörte. Innerhalb seines Gebietes gründete er ihnen dann bei Wittlich unfern der Mosel die Abtei Himmerode, in deren Kirche er sein Herz zu bestatten befahl. Sein Nachfolger Hillin (1152—1169) hatte als Jüngling sich in Frankreich aufgehalten, als Bischof den hl. Bernard zu Clairvaux besucht und ihn bewogen, nach Lothringen zu reisen, um in Metz und Verdun Frieden zu stiften. In seinen letzten Lebensjahren begann er das Ostchor des Trierer Domes neu zu errichten. Wohl sind alle Fenster und Bogen dieses Neubaues noch in Halbkreisen ausgeführt, bleiben also noch im alten romanischen Geleise, trotzdem ist in ihm ein entscheidender Schritt zur Gotik hin gemacht. Sein polygoner Grundriß ist der erste dieser Art in Deutschland [1], und viele Einzelheiten zeigen, daß der Baumeister Frankreich besucht hat.

Das Ostchor des Trierer Domes ist [2] „vielleicht das einzige Architekturwerk in Deutschland, in dem schon im dritten Vierteil des 12. Jahrhunderts eine so mannigfache Annäherung zum germanischen Baustil gefunden wird. Die Hohlkehlen und Rundstäbe haben nicht mehr die gedrückte halbelliptische Form. Es ist uns kein Beispiel in den Rhein- und Moselgegenden bekannt, wo die Konsolen unter Wandsäulen früher vorkommen. Bezeichnende Merkmale sind der polygonische Chorschluß, die zwar noch unausgebildeten Strebepfeiler an den Ecken dieses Polygons und das das Chor bedeckende, mit Gewölberippen versehene Sterngewölbe, welche drei den germanischen Stil bezeichnende Hauptelemente in genauestem Zusammenhange miteinander stehen, und von denen das eine die Entstehung des andern zur Folge hatte. Von Reifsäulen liefert uns das östliche Chor eines der frühesten Beispiele. Auch der Spitzbogen kommt an unserem Chor schon einigemal vor."

Hillins Nachfolger, Arnold I., welcher 1183 in den Armen der Äbte von St Eucharius-Matthias bei Trier und von Himmerode starb, und Johannes I., welcher ihm 1190 nach langer Erledigung des Bischofstuhles folgte, vollendeten dies Ostchor, dessen Altar 1196 geweiht wurde. Dann begann der schwierige Umbau der Schiffe des Domes [3].

Himmerodes Ansehen stieg durch die Tugend seiner Mönche. Bischof Johannes I. besuchte es oft und wählte es 1212 zum Ort seines Begräbnisses. Da er bereits 1202 eine Reise nach Frankreich unternommen hatte und in Cisterz einkehrte, ist es nicht zu verwundern, daß der neue, in Frankreich blühende und von den Cisterciensern bevorzugte gotische Stil

[1] Dehio, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I 490.
[2] Schmidt, Baudenkmale in Trier II 55 f.
[3] Vgl. darüber diese Zeitschrift XXX 154 f.

beim Dombau immer mehr Geltung gewann [1]. Der Fortschritt steigerte sich unter Johannes' Nachfolger Theoderich I. (1212 1242), der nicht nur den Cisterciensern gewogen blieb, sondern auch in Absalom, dem Abte der Augustinerabtei Springiersbach bei Reil an der Mosel, einen einflußreichen Berater fand. Absalom, vordem Kanoniker und Lehrer an der berühmten Schule von St Viktor zu Paris, wurde eine Zierde der Trierer Diözese [2] und sah, wie man den Dom vollendete und den größten Teil des Domkreuzganges erbaute.

In den damals errichteten Teilen des Domes „behaupten die Spitzbogen mit den Rundbogen schon gleichen Rang; auch könnte das Profil der Schaftgesimse und das der Reife an den Säulchen der Lichtöffnungen über den Abseiten schon als rein germanisches Profil betrachtet werden [1].

„Eine noch größere Annäherung zum germanischen Baustile nehmen wir im Domkreuzgange wahr; hier sehen wir ein fast gleichmäßiges Gemisch von byzantinischen und germanischen (d. h. romanischen und gotischen) Elementen. . . . Das Profil einer einzigen Gewölberippe ist noch mehr byzantinisch als gotisch, wogegen allen andern die rein germanischen Profile gegeben sind. Das Gewölbe hat die Spitzbogenform. Auch alle Fensterrosen gehören dem germanischen Stile an. Alle Kapitäle haben das germanische Profil. Auch alle Ornamente der Kapitäle sind nach germanischer Weise gebildet und haben gar keine Gemeinschaft mehr mit denen aus der byzantinischen Periode. Die Strebepfeiler, welche überall in Anwendung gebracht sind, haben hier, bis auf die Gesimse, ihre völlige Ausbildung erlangt, und an einigen bemerkt man schon einen geringen Anfang zu dem Stabwerk" (Violen und Maßwerk, nach dem alttechnischen Ausdrucke) [3].

Der vollendete Dom zog die Augen der Zeitgenossen derartig auf sich hin, daß seine neuen Formen in weitem Umkreise als Vorbild aufgenommen und weiter entwickelt wurden, besonders in den Domen zu Münster i. W., Magdeburg und Mainz [4]. Auch durch andere Bauten war in Trier der Boden für eine noch entschiedenere Aufnahme des in den Kathedralen des benachbarten Frankreich so herrlich aufblühenden gotischen Stiles genügend

[1] Brower, Annal. Trev. II 93 f 99 111. Durch Urkunde vom Jahre 1211 schenkte er den Cisterciensern die Trümmer des Trierer Amphitheaters und der römischen Wasserleitung. Aus den Steinen erbauten sie ein Landhaus (l. c. 110).

[2] Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier II, 2, 219; Brower l. c. 115.

[3] Schmidt a. a. O. 61 f. Abbildung des Kreuzganges bei Schmidt und Gailhabaud, Denkmäler der Baukunst II auf zwei Tafeln.

[4] Zentralblatt der Bauverwaltung 1886, 28 f; Rincklake, Über den Dom in Trier; Schneider, Der Dom zu Mainz 111; Dehio a. a. O. I 489 482 620.

vorbereitet. Innerhalb der Diözese hatte man zu Limburg an der Lahn 1235 das neue Chor der bereits genannten Stiftskirche geweiht und im Aufriß des Mittelschiffs die Kathedrale von Noyon oder die von Laon nachgeahmt[1]. Das 1222 geweihte Chor der Kirche St Thomas an der Kyll erhebt sich wie dasjenige des Ostchores der Trierer Kathedrale über einem Grundriß, der fünf Seiten eines Zehneckes hat. Die 1225 vollendeten Gewölbe eines Mittelschiffes und deren Schildbogen sind spitz gebildet. Im Äußern stützten starke Strebemauern die Hochwände des Mittelschiffes.

In Marienstadt (Nassau) hatten die Cistercienser 1227 (nach andern erst 1243) eine Kirche begonnen, deren Chor sie noch über einem Halbkreis aufführten und dem sie Rundpfeiler gaben. Über diesen Pfeilern errichteten sie ein verkümmertes Triforium, zwischen dem Säulenbündel mit Schaftringen aufsteigen, um ein gotisches Gewölbe zu tragen, das durch ein ausgebildetes Strebesystem gestützt wird. Nordfranzösische Kirchen haben als Vorbilder gedient, ungeübte deutsche Bauleute, vielleicht Laienbrüder, jedoch den Plan ausgeführt, so daß die Einzelheiten ziemlich unbeholfen ausgefallen sind.

Von deutschen und französischen Arbeitern hatte der hl. Norbert seine erste Abtei Prémontré errichten lassen, bevor er 1126 als Erzbischof nach Magdeburg zog. Dadurch versinnbildete er gleichsam das von seinem Orden eingehaltene Bestreben, deutsche und französische Kultur zu verschmelzen. In der Trierer Diözese erbauten seine Prämonstratenser im 13. Jahrhundert zu Arnstein an der 1139 begonnenen, 1208 geweihten Kirche eine Vorhalle im Übergangsstil. Zu Rommersdorf führten sie nach Vollendung der 1210 geweihten Kirche einen Kreuzgang auf, dessen Formen sich denen der Gotik nähern. In Sayn gaben sie dem westlichen Teil ihrer Kirche Halbrosetten, zu dreien geordnete spitzbogige Fenster und ein gotisches Portal. Altenberg an der Lahn wurde erst gegen 1267 von ihnen umgebaut.

Von hoher Wichtigkeit war es für Trier, daß die Bischofe von Metz, Toul und Verdun Suffragane des dortigen Erzbischofes waren; denn ihre Diözesen stießen so sehr an Nordfrankreich an, daß sie gleichsam

[1] Für die Abhängigkeit von Noyon stimmen Schnaase (Geschichte der bildenden Künste III² 363) und Otte (Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland 359) mit allen älteren Schriftstellern überein, während Dehio und von Bezold für Laon als Vorbild eintreten (I 496 583; II 261 f).

zu Brücken des gotischen Stiles wurden. In Verdun hatte man St Nicolas 1231 in deutlichem Anschluß an die gotischen, damals in Frankreich errichteten Gotteshäuser erbaut. Zu Toul erhielten in St Gengoult während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die in den Ecken zwischen dem polygonen Chore und den Querschiffflügeln liegenden Kapellen jene schrägliegende polygone Grundform, die wir in der Trierer Liebfrauenkirche und in Xanten finden werden. In der stattlichen Kathedrale wurden erst 1280 die Gewölbe des Mittelschiffes geschlagen. Strebebogen, Wimperge über den Fenstern und ein Triforium fehlen ihr noch. Ihre einfachen, edeln Formen sind aber ganz französisch. Der im Beginn des 13. Jahrhunderts entstandene Kreuzgang gleicht sehr demjenigen des Trierer Domes. In Metz vertritt das Schiff von St Martin den schönen, im Anfange des 13. Jahrhunderts gültigen Stil reiner Gotik. Um 1250 wurde der kleine, aber graziöse Neubau von St Segolena in bereits ziemlich entwickelter Gotik errichtet. Der Bau der jetzigen Kathedrale begann freilich erst unter Bischof Philipp von Floranges (1261—1264) mit Anlehnung an die Kathedrale von Reims. Der Grundstein der Abteikirche des hl. Vinzenz zu Metz, worin die „eben zum Durchbruch gekommene französische Gotik eine volle und reine Anwendung fand", erfolgte 1248, doch konnte die Weihe erst 1376 vollzogen werden. Von den Benediktinern in St Vinzenz hing die in der Trierer Diözese 1151 gegründete Propstei zu Offenbach am Glan ab. Schon der gelbe Sandstein, aus dem sie erbaut ist, weist auf französisch gebildete Bauarbeiter hin. Ihre Formen erinnern an diejenigen von Marienstadt und nähern sich im Verlaufe der Bauzeit immer mehr denjenigen der französischen Gotik.

Dem Bischof von Verdun war die in der Trierer Diözese gelegene Abtei Tholey unterworfen. An ihrer 1230—1240 erbauten Kirche wechseln freilich noch runde Fenster mit spitzbogigen. Auch die Strebemauern sind noch unter den Dächern der Seitenschiffe verborgen, weil man sich, wie bemerkt, in Deutschland nur schwer dazu entscheiden konnte, die Streben offen zu zeigen, wie dies in Frankreich seit einem halben Jahrhundert Gebrauch war. Trotzdem sind Ausführung und Profilierung gotisch.

Tholey und Offenbach gleichen nun in ihren Einzelheiten in auffallender Weise den damals am Trierer Dom ausgeführten Arbeiten. Sie sind die Vorläufer oder gleichsam die ersten Knospen einer neuen

Zeit, welche in der Liebfrauenkirche[1] und in der Elisabethkirche zu Marburg der Diözese die ersten Blüten schenkte. Es wäre darum sehr wichtig, den Zeitpunkt genau zu kennen, in welchem jene beiden in jeder Hinsicht hervorragenden Werke entstanden sind.

Die fast überall wiederholte Angabe, Triers Liebfrauenkirche sei 1227 begonnen und 1244 vollendet worden, beruht leider nicht auf urkundlichen Quellen. Die Grundsteinlegung muß später angesetzt werden. Zu Marburg erfolgte sie 1235, also in dem Jahre, da Limburgs Hochaltar geweiht wurde. Das Ostchor wurde zu Marburg 1249, der Altar im südlichen Kreuzarm 1257, der des nördlichen 1274 geweiht, die Schiffe 1283, die Türme erst 1360 vollendet.

Beide Kirchen, sowohl die U. L. Frau als diejenige der hl. Elisabeth, erinnern an nordfranzösische Bauten zu Noyon, Châlis und besonders zu Soissons. Für den Grundriß der Liebfrauenkirche ist derjenige von St Yved zu Braisne bei Soissons benutzt[2]. Ihr Meister hält mehr an älterer Form fest und wendet sogar an den Portalen und im Mittelturm Rundbogen an. Er war wohl älter, hatte schon beim Bau des Kreuzganges des Domes sich an die früheren Formen anschließen müssen und trat konservativer auf. Der Erbauer der östlichen Teile der Marburger Kirche hat sich dagegen von allen romanischen Gewohnheiten getrennt und sich ganz als freier Nachahmer nordfranzösischer Architekten benommen. Weder der eine noch der andere hat jedoch französische Vorbilder sklavisch kopiert. Beide haben dieselben frei benutzt, umgemodelt und gleichsam verdeutscht. Dies gelang ihnen um so leichter, da, wie gezeigt wurde, in den eben vollendeten oder noch im Bau begriffenen Gotteshäusern ihrer Diözese französische Formen mit deutschen gemischt und zu dem sog. Übergangsstil vereint worden waren. Trotzdem dauerte es noch lange, bevor die neue Richtung in der Trierer Diözese die alte ganz beiseite geschoben hatte.

Im Jahre 1246 wurde das im Übergangsstil erbaute zierliche Chor der Kirche zu Remagen, fast um dieselbe Zeit dasjenige von Oberbreisig, 1247 die Stiftskirche zu Karden geweiht. Die Kirchen zu Münstermaifeld

---

[1] Schmidt a. a. O. III 6 14.

[2] Zeitschrift für christliche Kunst (1899) Sp. 231 f: Beissel, Die Kirche U. L. Frau zu Trier. Dehio und von Bezold legen S. 268 und 311 nahe, auch die Marburger Kirche sei wie die Trierer ursprünglich als Zentralbau geplant worden, erst der zweite Baumeister habe das Langhaus hinzugefügt.

(1225 begonnen), Güls bei Koblenz, Heimersheim bei Sinzig, Oberbreisig und Linz bei Andernach sind noch im Übergangsstil erbaut. Die 1242—1259 erneuerte Liebfrauenkirche zu Koblenz ist noch ganz romanisch wie die gleichzeitige, ihr verwandte Kirche St Johann in Niederlahnstein. Gotisch sind dagegen die Kirchen zu Ahrweiler (1245—1274), zu Bacharach (Ruine der Wernerkirche, das Chor 1293 geweiht, das Schiff erst 1428) und die Stiftskirche zu Kyllburg (1276 begonnen). Die alte Abteikirche zu Echternach erhielt 1244 oben im Mittelschiff gotische Fenster.

Glänzender entfaltet sich die gotische Baukunst in den jenseits des Rheins gelegenen Teilen der Diözese, wo die Kirche der hl. Elisabeth als vielbesuchter Wallfahrtsort vieler Augen auf sich ziehen und zur Nachahmung auffordern mußte. Eine schöne Leistung ist dort die noch zur Trierer Diözese gehörige dreischiffige Hallenkirche des Stiftes zu Wetzlar, dann freilich schon außerhalb der Diözese die kreuzförmige, um 1290 begonnene Hallenkirche zu Friedberg bei Frankfurt a. M., deren Einzelheiten fein und geistreich ausgebildet sind. Sehr anziehende, noch im 13. Jahrhundert angefangene, von der Marburger beeinflußte Kirchen besitzt Hessen in Wetter, Grünberg (1272) und Frankenberg an der Eder (1286—1353). Eigenartig ist die nach 1253 erbaute Vorhalle der Stiftskirche zu Fritzlar, deren alter Name: „Kapelle der hl. Elisabeth" auf Marburg hinweist[1]. Größere, noch im 13. Jahrhundert begonnene rein gotische Kirchen sind demnach in der Trierer Diözese außer der Liebfrauenkirche und der Elisabethkirche nur die Gotteshäuser zu Wetzlar, Ahrweiler und Kyllburg. Doch treten sie weit zurück vor den um jene Zeit in Köln gegründeten, wo der Dom für die Einführung der Gotik am Rhein von entscheidender Bedeutung wurde.

[1] Vgl. diese Zeitschrift XLIX 386 f.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Unterrichtsfreiheit und Vereinsgesetz in Frankreich.

Wie wir schon mehrfach hervorgehoben, richtet sich die durch das französische Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901 eingeleitete Verfolgung der Ordensgenossenschaften vor allem gegen den kirchlichen[1] und christlichen und überhaupt gegen jeden wirklich religiösen Unterricht, und in letzter Linie sogar gegen jede kirchliche und religiöse Propaganda, insofern letztere für die wesentlich atheistischen „Verweltlichungs"-Bestrebungen der am Ruder befindlichen jakobinischen Parteien ein ernsthaftes Hindernis bildet. Die Ordensgenossenschaften sind lediglich deshalb die ersten Opfer dieser Verweltlichungspolitik, weil die genannten Parteien glauben, durch die Kaltstellung ihrer Wirksamkeit im Dienste der religiösen Propaganda den entscheidenden Schlag gegen den kirchlichen und religiösen Unterricht im weitesten Sinne des Wortes und damit gegen Kirche und Religion selbst zu führen. In diesem Sinne stellt das Gesetz unter dem trügerischen Aushängeschild der Vereins-„Freiheit" vor allem ein ungeheures und ungeheuerliches hinterlistiges Attentat auf die in Frankreich seit 1830 verfassungsgemäß ausdrücklich gewährleistete und seit 1850 auch gesetzlich sanktionierte und geregelte Unterrichtsfreiheit dar.

Treffend bemerkte H. Barboux bezüglich der Urheber und Förderer des Vereinsgesetzes bereits am 10. November 1900: „Darwinisten in ihrer Art, versuchen sie das Organ der [kirchlichen und religiösen] Lehrtätigkeit zu zerstören, um die Funktion zu vernichten."[2]

Graf de Mun rief am 21. Januar 1901 den radikalen Parteien in der Kammer zu: Die hervorragende Rolle, welche die Ordensgenossenschaften im kirchlichen Unterrichtswesen innehaben, „ist in Wirklichkeit der einzige Grund Ihres Vorgehens. Die Tote Hand, die Milliarde, die Unerlaubtheit der Gelübde, der Verzicht auf natürliche Rechte ist nur die Inszenierung. . . . Hinter all dem Lärm, der mit diesen Schlagworten gemacht wird, taucht immer wieder die ewige Prätension der Jakobiner auf, die Ideen zu regieren, ihre Ansichten

[1] Gleich hier sei bemerkt, daß man unter „kirchlichem" Unterricht in Frankreich jeden in katholischem Sinne erteilten Unterricht versteht, in dem der Religion die ihr nach katholischer Anschauung gebührende Stellung eingeräumt ist gleichviel ob katholische Geistliche oder Laien die Lehrer oder die Eigentümer und Leiter der betreffenden Schulen sind.

[2] H. Barboux, Le projet de loi sur les associations 1901. 44 f.

aufzuoktroyieren und die Gewissen am Gängelbande zu führen" [1]. — Das gleiche stellten am 22. Januar und 20. März 1901 auch die fortschrittlichen Abg. Ribot [2] und Aynard [3] fest, Parlamentarier, die zwar ihrer Gesinnung nach antiklerikal sind, aber dabei doch die sektiererischen Ausschreitungen der jetzigen französischen Parlamentsmehrheit, welche die Freiheit nur für sich, aber nicht für die Gegner gelten lassen will, vom ehrlich „liberalen" und vom Standpunkt der Fundamentalgrundsätze der französischen Revolution aus aufs entschiedenste bekämpfen. Beide zeichnen sich zugleich durch hohe Sachkunde auf dem Gebiete des Unterrichts aus. In letzterer Hinsicht sei daran erinnert, daß Ribot, ehemaliger Ministerpräsident, Präsident der großen parlamentarischen Kommission von 1899 zur Untersuchung des Mittelschulwesens in Frankreich war und in den Debatten über das Vereinsgesetz selbst sich unter allen antiministeriellen Parlamentariern als einen der scharfblickendsten und gewandtesten Politiker erwies. Aynard war als Berichterstatter die rechte Hand Ribots bei den Arbeiten der genannten Kommission und hatte als Vizepräsident der Kammerkommission für das Vereinsgesetz auch Gelegenheit, den Gang der Verhandlungen über dieses Gesetz aufs genaueste zu verfolgen.

Im Text des Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 selbst bringt namentlich der Art. 14 die bezeichnete wahrste und tiefste Bedeutung des Gesetzes zum Ausdruck. Derselbe lautet:

„Art. 14. Niemand darf, sei es unmittelbar sei es durch eine Mittelsperson, eine Unterrichtsanstalt irgend welcher Stufe leiten oder an derselben Lehrtätigkeit ausüben, wenn er einer nicht genehmigten religiösen Ordensgenossenschaft angehört.

„Zuwiderhandelnde verfallen den in Art. 8, Alinea 2 vorgesehenen Strafen [4]. Überdies kann bei einer Verurteilung durch das Gericht auch die Schließung der betreffenden Anstalt ausgesprochen werden."

Das Rundschreiben des Justizministers vom 25. September 1901 an die Staatsanwälte, die Ausführung des Vereinsgesetzes betreffend, bemerkt zu diesem Artikel:

Für den Fall, daß es sich um die Leitung der Anstalt durch ein Mitglied einer nicht genehmigten Ordensgenossenschaft handelt, ist „gleichzeitig die Bestrafung des Übertreters und die Schließung der Anstalt zu beantragen". Handelt es sich um eine Lehrtätigkeit eines Mitglieds einer nicht genehmigten Ordensgenossenschaft an einer Anstalt, so ist außer diesem Ordensmitglied „unter Berücksichtigung der Umstände auch der Leiter der Anstalt als Mithelfer und

[1] De Mun, Discours, 21 janv. 1901 (Paris 1901) 40.

[2] Kammerrede vom 22. Januar 1901: Questions Actuelles LVII 323.

[3] Kammerrede vom 20. März 1901: ebd. LVIII 565 f.

[4] Geldstrafe von 16 bis 500 *Fr* und Gefängnisstrafe von sechs Tagen bis zu einem Jahre.

Mitschuldiger bei der Übertretung zu verfolgen und gegen ihn auf Schließung der Anstalt zu beantragen" [1].

Der Art. 14 des Vereinsgesetzes deckt sich, abgesehen von der Höhe der vorgesehenen Strafe, ganz und gar mit dem in den Jahren 1879 und 1880 soviel erörterten, in der Kammer angenommenen, aber im Senat verworfenen Art. 7 des Gesetzentwurfs über die „Freiheit des höheren Unterrichts". Dieser Art. 7 lautete — in der Fassung, in welcher er von der Kammer angenommen und werkwürdigerweise ebenfalls am 1. Juli (1879), also genau 22 Jahre vor dem Datum des Vereinsgesetzes, im Journal Officiel (S 7812) veröffentlicht wurde — mit dem zugehörigen Art. 9:

„Art. 7. Niemand ist zur Leitung einer Anstalt des öffentlichen oder privaten Unterrichts irgend welcher Stufe oder zur Ausübung einer Lehrtätigkeit an derselben zuzulassen, wenn er einer nicht genehmigten Ordensgenossenschaft angehört.

„Art. 9. Jede Übertretung der Art. 4, 5 und 7 des gegenwärtigen Gesetzes ist mit einer Geldstrafe von 100 bis 1000 *Fr* und im Wiederholungsfalle von 1000 bis 3000 *Fr* zu bestrafen.

„Im Falle der Übertretung des Art. 7 ist (zudem) die (betreffende) Anstalt zu schließen." [2]

Als Jules Ferry infolge des unüberwindlichen Widerstandes des Senats endgültig darauf verzichten mußte, seine gegen die nicht genehmigten Ordensgenossenschaften gerichteten Pläne im Gesetze über „die Freiheit des höheren Unterrichts" selbst zu verwirklichen, erließ er, unter Berufung auf veraltete und tatsächlich längst nicht mehr angewendete Gesetze aus der Zeit des ersten Kaiserreichs und der französischen Revolution, die bekannten Dekrete vom 29. März 1880. Von diesen Dekreten, welche der Promulgation des Gesetzes über die „Freiheit des höheren Unterrichts" vom 18. März 1880 auf dem Fuße folgten, sprach das erste die Auflösung sämtlicher Jesuitenanstalten auf dem Territorium der Republik aus; das zweite machte den übrigen nicht genehmigten Ordensgenossenschaften, unter Androhung der Auflösung, die Nachsuchung der behördlichen Genehmigung innerhalb einer Frist von drei Monaten zur Pflicht [3]. Angesichts des Widerstandes, welcher sich im Lande und namentlich auch im Richterstande gegen diese Dekrete erhob, vermochte die Regierung dieselben indes nur in höchst unvollkommener Weise durchzuführen [4].

Die ersten Entwürfe für das Vereinsgesetz, der Entwurf Waldeck-Rousseaus vom 14. November 1899 und der Kammerkommissionsentwurf vom

[1] Vgl. Trouillot-Chapsal, Du Contrat d'Association. Commentaire de la loi du 1er juillet 1901 (1902), 469.

[2] Vgl. A. de Beauchamp, Recueil des lois et règlements sur l'enseignement supérieur III (1884) 425.

[3] Ebd. 447—451.

[4] Vgl. de Rochemonteix in der Pariser Zeitschrift Études vom 28. Januar 1902 ff. und La Vérité franç., 11 mars 1902.

8. Juni 1900, erwähnten nun die Lehrtätigkeit der Ordensgenossenschaften noch mit keiner Silbe, enthielten aber bereits die Bestimmungen des zweiten der Dekrete vom 29. März 1880, und zwar in verschärfter Form. Nachträglich wurde der auf die Genehmigung der Ordensgenossenschaften bezügliche Abschnitt des Gesetzes noch wesentlich schärfer gefaßt. Die Bezeichnung „Ordensgenossenschaft", welche im Entwurf vom 14. November 1899 nirgends, und in dem vom 8. Juni 1900 nur in der Begründung zu finden war, ging nun in den Text des Gesetzes selbst über; es wurde ferner ausdrücklich für jede einzelne nicht besonders genehmigte Niederlassung auch der genehmigten Ordensgenossenschaften die Notwendigkeit einer eigenen Ermächtigung und die Befugnis für die Regierung festgesetzt, jede Ordensgenossenschaft und jede Anstalt jederzeit völlig nach eigenem Ermessen aufzulösen. Die betreffenden Bestimmungen lauten in der endgültigen Fassung, in welcher sie im Vereinsgesetze vom 1. Juli 1901 vorliegen:

„Art. 13. Keine religiöse Ordensgenossenschaft kann sich ohne Genehmigung durch ein Gesetz bilden, welches die Bedingungen ihrer Wirksamkeit regelt.

„Sie kann keine neue Anstalt gründen außer in Kraft eines vom Staatsrat erlassenen Dekrets.

„Die Auflösung der Ordensgenossenschaft oder die Schließung jeder Anstalt derselben kann durch Dekret des Ministerrats verfügt werden.

„Art. 16. Jede ohne Genehmigung gebildete Ordensgenossenschaft ist als unerlaubt zu erklären. Ihre Mitglieder verfallen den im Art. 8, Alinea 2 verhängten Strafen. Für die Stifter oder Leiter derselben erhöht sich das Strafmaß auf das Doppelte.

„Art. 18. Die zur Zeit der Promulgation des gegenwärtigen Gesetzes bestehenden Ordensgenossenschaften haben für den Fall, daß sie nicht bereits früher genehmigt und anerkannt worden sind, nach Ablauf von drei Monaten sich darüber auszuweisen, daß sie die erforderlichen Schritte getan haben, um den Vorschriften des Gesetzes nachzukommen.

„Falls sie diesen Ausweis nicht erbringen, werden sie als in aller Form des Rechts aufgelöst erachtet. Dasselbe gilt bezüglich der Ordensgenossenschaften, welchen die Genehmigung verweigert wird."

Da einerseits die Vorgeschichte des Vereinsgesetzes und insbesondere auch der eben angeführten Artikel gegen die Ordensgenossenschaften keinen Zweifel daran übrig ließen, daß es dabei hauptsächlich auf die Zerstörung von Unterrichtsanstalten der Ordensgenossenschaften abgesehen sei, und da anderseits die gegen die Ordensgenossenschaften und ihren Unterricht vorgebrachten Beschwerden sich gleicherweise gegen sämtliche Ordensgenossenschaften und teilweise wenigstens sogar gegen den Weltklerus und den gesamten kirchlichen Unterricht richteten, waren vor allem die katholischen, mit ihnen aber auch die ehrlich liberalen fortschrittlichen Abgeordneten, nicht wenig darüber beunruhigt, daß in den Art. 13 und 14 die sämtlichen Ordensgenossenschaften mit allen ihren Anstalten der Regierung und der Parlamentsmehrheit auf Gnade und Ungnade sollten ausgeliefert werden. Waldeck-Rousseau war indes mit Erfolg bemüht, so-

wohl die Abgeordneten als das katholische Publikum und selbst viele Ordensgenossenschaften in falsche Sicherheit einzuwiegen. Solange das Gesetz nicht unter Dach und Fach war, und selbst bis zum Ablauf der für die Einreichung der Genehmigungsgesuche anberaumten Frist, kargte er nicht mit den beruhigendsten Versicherungen, deren Wirkung er noch dadurch erhöhte, daß er sie in die verbindlichsten Formen zu kleiden und mit dem Zauber persönlicher Liebenswürdigkeit und freundschaftlicher Dienstbeflissenheit zu umgeben verstand. So erreichte er es, den Widerstand gegen die Durchführung seiner Absichten auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Von beruhigenden Beteurungen mehr allgemeiner Natur, mit welchen Waldeck-Rousseau während der Beratungen über das Vereinsgesetz verschwenderisch um sich warf, seien probeweise folgende erwähnt:

Bei den Bestimmungen hinsichtlich der Ordensgenossenschaften handelt es sich lediglich um die Geltendmachung unveräußerlicher Rechte des Staates, wie sie unter allen Regierungsformen beansprucht worden sind [1], und um die Schaffung der nötigen Bürgschaften für die öffentliche Ordnung [2]. Das Gesetz richtet sich in Wirklichkeit ausschließlich gegen „gewisse" mehr politische als religiöse Ordensgenossenschaften [3], welche mit einem geordneten Staatswesen unverträglich sind. „Religiöse", „katholische Interessen" werden dabei nicht verletzt [4]. „Nirgends im Gesetze ist gesagt, daß nicht genehmigte Genossenschaften unterdrückt oder die Bildung neuer verhindert werden sollten." [5] Die Kammern, welche Ordensgenossenschaften im Ausland unterstützen, werden dieselben auch sicher im Inland mit Wohlwollen behandeln! [6] Willkürliche Auflösungsdekrete der Regierung würden der Berufung an den Staatsrat unterliegen [7]. Wenn gewisse Ordensleute vom Unterrichte ausgeschlossen werden, so geschieht es nur, weil sie die Unterwerfung unter den Staat verweigern [8]; weil sie „eine Formalität nicht erfüllen wollen, von der sie kein Regierungssystem ausgenommen hat" [9]. Kurz, das Gesetz ist seiner Natur nach so weit entfernt, „eine religiöse Agitation zu entfesseln", daß es vielmehr der „Beruhigung" dient [10]. „Wenn auch der Katholizismus zu gewissen Zeiten die freie Forschung geächtet hat, so verstehe ich doch die Denkfreiheit nicht so, daß durch dieselbe die Glaubensfreiheit geächtet werden sollte, und man wird mich nicht eines Fanatismus im gegenteiligen Sinne schuldig finden." [11]

Bezüglich der Unterrichtsfreiheit im besondern gab Waldeck-Rousseau am 18. März 1901, anläßlich der Beratung des Art. 13 des Gesetzes, eine Erklärung ab, welcher mit Rücksicht auf den weiteren Verlauf der Dinge eine ganz hervorragende Wichtigkeit zukommt. Zum besseren Verständnis derselben sei folgendes vorausgeschickt:

[1] Waldeck-Rousseau, Associations et Congrégations 58 64 93 218.
[2] Ebd. 118 309 382 f. [3] Ebd. 312. [4] Ebd. 93 319 326.
[5] Ebd. 93. [6] Ebd. 332. [7] Ebd. 369 f. [8] Ebd. 256.
[9] Ebd. 301. [10] Ebd. 37 333.
[11] Ebd. 100; vgl. auch LXII 479 f dieser Zeitschrift.

Anläßlich der Beratung über einen Abänderungsantrag des Abg. Alicot zum Art. 13 hatte der Berichterstatter Trouillot geäußert, die Gesetze, durch welche die Genehmigungsgesuche der Ordensgenossenschaften erledigt würden, würden im Falle der Genehmigung zugleich „die Zahl der Häuser bestimmen, welche eine Ordensgenossenschaft eröffnen könne,“ und auch für die Genehmigung der bereits bestehenden nicht genehmigten Anstalten der genehmigten Ordensgenossenschaften sei eine Genehmigung durch den Staatsrat erforderlich. Darauf erwiderte der Abg. Alicot:

„Diese Genehmigungen können versagt werden.“ Und wenn dies der Fall ist, so bleibt die Genehmigung auf die Mutterhäuser beschränkt. „Erlauben Sie mir die Bemerkung: Das ist eine indirekte Art, die Ordensgenossenschaften und besonders, ich gewahre dies recht gut, alle freien [oder Privat-] Schulen zu unterdrücken.“ (Beifall im Z. und r.[1]) „Wenn Sie das wollen, müssen Sie es auch freimütig aussprechen. Sie müssen die Frage offen aufrollen und dem Lande klar und deutlich sagen: ‚Ja, wir wollen die Unterdrückung der freien Schulen; wir wollen sie mit einem Schlag vernichten.‘ Ungehörig aber ist es, auf Schleichwegen (voie oblique) die Existenz dieser Anstalten unmöglich zu machen[2].“ (Beifall auf denselben Bänken.)

Damit war der Punkt, auf welchen es den herrschenden Parteien vor allem ankam, mit aller Schärfe bezeichnet. Der Abg. Denys Cochin, welchem das Los der zahlreichen freien katholischen Privatvolksschulen zu Paris — an denen Mitglieder genehmigter Ordensgenossenschaften, und darunter besonders auch Schulbrüder von der bekannten Genossenschaft der „christlichen Schulen“, im Auftrage nicht kongreganistischer Eigentümer und Verwalter dieser Schulen, lehren — besonders am Herzen lag, richtete nun, nachdem er den Fall kurz dargelegt hatte, an den anwesenden Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau folgende Anfrage:

„Sollen diese Schulen, die in allen Stadtteilen von Paris zerstreut sind, verpflichtet werden, sich sämtlich durch Dekret genehmigen zu lassen? Diese Frage erlaube ich mir dem Herrn Ministerpräsidenten vorzulegen.“

Auf diese für die Abstimmung über den entscheidendsten Artikel des ganzen Gesetzes hochwichtige und hinsichtlich ihres Sinnes nicht mißzuverstehende Anfrage gab Waldeck-Rousseau im Namen der Regierung folgende ebenso klare als bestimmte Antwort:

„Meine Herren! Die Antwort, welche ich dem Abg. Cochin zu geben habe, ist einfach und kurz und wird ihn, wie ich glaube, zufriedenstellen. Die von ihm aufgeworfene Frage erhält ihre gesetzliche Regelung nicht durch das augenblicklich zur Beratung stehende allgemeine Vereinsgesetz, sondern durch die bestehenden Unterrichtsgesetze. Beispielsweise nenne ich die Schulbrüder von der

---

[1] Wir bedienen uns im folgenden der Abkürzungen: r. = rechts; l. = links; a. d. ä. L. = auf der äußersten Linken; Z. = Zentrum.

[2] Questions Actuelles LVIII 463-465, und Rede des Rechtsgelehrten de Lamarzelle im Senat vom 30. Oktober 1902: La Vérité franç. 31 oct. 1902.

christlichen Lehre (sic)[1]. Diese Genossenschaft ist, wie der Staatsrat noch jüngst von neuem bestätigt hat, durch ein Gesetz genehmigt und hat auf Grund dessen gesetzlich anerkannte Korporationsrechte mit juristischer Persönlichkeit. Wenn ich untersuche, in welchem Umfange die Genossenschaft im Sinne des zur Beratung stehenden Gesetzes diese Rechte ausüben könne, so finde ich beispielsweise, daß die Brüder von der christlichen Lehre (sic), welche zwei, drei, vier Noviziate, also [Ordens-] Anstalten gegründet haben, im Sinne des zur Beratung stehenden Gesetzes bei Gründung einer neuen Anstalt dieser Art sich notwendigerweise an die in diesem Gesetze enthaltenen Vorschriften halten müßten.

„Was das Recht betrifft, Volksschulen zu eröffnen, weiß die Kammer ganz genau (la Chambre sait à merveille), daß dasselbe durch ein spezielles Gesetz geregelt ist. Handelt es sich um den höheren Unterricht, so ist eine Genehmigung erforderlich; handelt es sich um den Elementarunterricht, so genügt eine einfache Anzeige (déclaration). Die Schule untersteht dann der staatlichen Überwachung und Beaufsichtigung. Die Ermächtigung aber zur Eröffnung einer Elementarschule kann ihre Regelung nur durch die spezielle [Unterrichts-] Gesetzgebung finden, auf die ich soeben Bezug nahm.

„Die Beantwortung der Anfrage hat mich dazu geführt, einen Punkt schon zum voraus zu berühren, der besser bei Erörterung des Alinea 2 des Art. 13 zur Sprache kommt. Ich werde dort darlegen, daß die Bestimmungen der Gesetzesvorlage mit der Unterrichtsgesetzgebung ganz und gar nichts zu tun haben und daß letztere — und dies kann als ausgemacht gelten —, bis sie abgeändert wird, ihre ganze Kraft bewahrt, und daß das augenblicklich zur Beratung stehende Gesetz nicht im geringsten daran tastet."[2] (Sehr gut! l.)

Das „spezielle Gesetz", auf welches hier Bezug genommen wird, ist das Gesetz vom 30. Oktober 1886 über die „Volksschulunterrichts-Ordnung" (Organisation de l'enseignement primaire); neben den Art. 37 und 38 dieses Gesetzes kommen für den Gegenstand besonders noch die Art. 158—166 des zugehörigen „Organischen Dekrets über den Volksschulunterricht" vom 18. Januar 1887 in Betracht. Gemäß den Bestimmungen der Art. 37 und 38 des Gesetzes vom 30. Oktober 1886 hat „jeder Lehrer, der eine Privatschule eröffnen will", sowohl dem Bürgermeister als dem Präfekten, dem Akademie-Inspektor und dem Staatsanwalt seine Absicht mit Angabe des Schullokals zu eröffnen. Der Bürgermeister verabfolgt ihm sofort ein Rezepisse für seine An-

[1] Waldeck-Rousseau läßt sich hier eine Verwechslung der frères des écoles chrétiennes, der bekannten, von de la Salle gestifteten Genossenschaft, die ihren Sitz in Paris hat, mit den frères de la doctrine chrétienne, deren Mutterhaus in Nancy ist, zu Schulden kommen. Da von sämtlichen Schulbrüder-Genossenschaften einzig und allein erstere Genossenschaft in Frankreich im Sinne des Gesetzes genehmigt und als juristische Person anerkannt ist, beabsichtigte Waldeck-Rousseau offenbar, von ihr zu reden.

[2] Waldeck-Rousseau, Associations et Congrégations (1901) 230 f; vgl. auch die oben schon zitierte Rede de Lamarzelles vom 30. Oktober 1902.

zeige und macht letztere durch eine Bekanntmachung, die einen Monat lang angeschlagen sein soll zur öffentlichen Kenntnis. Den Anzeigen bei dem Präfekten, dem Akademie-Inspektor und dem Staatsanwalt muß auch eine Reihe von Angaben über seine Person beigegeben werden, unter denen besonders die für den Fall, daß er Ordensmitglied ist, vorgeschriebene Beilegung eines Exemplars der Statuten der betreffenden Ordensgenossenschaft bemerkenswert ist. Erfolgt in Monatsfrist nach der Anzeige kein Einspruch, so ist die Schule als gesetzlich eröffnet zu erachten[1]. Nach Art. 158 und 166 des Dekrets vom 18. Januar 1887 hat der „Lehrer, dem die Leitung der Schule anvertraut ist", die vorgeschriebenen Anzeigen zu machen und erhält dafür auch von den drei genannten höheren Verwaltungsstellen ein Rezepisse. Bei einem Einspruch des Bürgermeisters oder Akademie-Inspektors bringt nach Art. 162 der Präfekt die Angelegenheit vor den Departementsrat. Von der Entscheidung des letzteren sind wieder durch Vermittlung des Präfekten und des Ministers des öffentlichen Unterrichts Berufungen der Interessierten an den „Höchsten Unterrichtsrat" (Conseil supérieur de l'Instruction publique) zulässig[2].

Eine im Texte des Gesetzes selbst enthaltene augenscheinliche Bestätigung der Erklärung Waldeck-Rousseaus vom 18. März ist der Art. 14; denn dieser Artikel erkennt dadurch, daß er den Mitgliedern der nicht genehmigten Ordensgenossenschaften, im Gegensatz zu den Mitgliedern genehmigter, die Leitung von Unterrichtsanstalten und die Lehrtätigkeit an denselben untersagt, indirekt die Berechtigung der letzteren, solche Anstalten — wofern sie die in den Unterrichtsgesetzen vorgesehenen Bedingungen erfüllen —, zu leiten und an denselben Unterricht zu erteilen, offenbar an. Zu allem Überflusse stellte Waldeck-Rousseau in seiner Kammerrede vom 25. März 1901 dies auch noch ausdrücklich fest:

„Es gab einen Augenblick, in welchem man meinen konnte, die von der Kammerkommission vorgeschlagene Fassung (des Art. 14) greife ins Unterrichtsgebiet über. Nachdem bereits gesagt war, daß keine Ordensgenossenschaft sich ohne eine Genehmigung bilden könne, fügte die Kommission bei, daß auch die genehmigten Ordensgenossenschaften ohne neue Genehmigung dazu keinerlei Lehrtätigkeit sollten ausüben können. Die Kommission setzte also voraus, daß es sich um eine genehmigte Ordensgenossenschaft, eine vom Staate anerkannte juristische Person handele; die Lehrberechtigung einer vom Staate anerkannten juristischen Person aber in Frage stellen hieße unzweifelhaft ins Gebiet der Unterrichts-Gesetzgebung übergreifen. Die Kommission entschloß sich auf diese Bemerkungen hin, welche ich ihr unterbreitete, der Kammer eine neue, sehr verschiedene Fassung (des Art. 14) vorzulegen, welche ausschließlich die nicht genehmigten Genossenschaften trifft, und bestimmte, daß kein Mitglied derselben Lehrtätigkeit ausüben könne."[3] (Sehr gut! Sehr gut!)

[1] A. E. Pichard, Nouveau code de l'instruction primaire (13e éd. 1890) 26 f.

[2] Ebd. 84—86.

[3] Waldeck-Rousseau, Associations et Congrégations 253 f.

Tatsächlich galt auf die Erklärungen Waldeck-Rousseaus vom 18. und 25. März hin der Inhalt der ersten dieser Erklärungen sowohl für die Kammer als für den Senat, nach dem Wort des Ministerpräsidenten, als eine „ausgemachte Sache". Der beste Beweis dafür ist, daß auch im Senat nicht wieder auf die Frage zurückgegriffen wurde. Es ist demnach offenkundige Tatsache, daß die Abstimmung über das Gesetz, und besonders über die Art. 13 und 14 desselben, in der Kammer sowohl als im Senate unter der Voraussetzung der durch diese Erklärungen des verantwortlichen Ministerpräsidenten und Ministers des Innern und der Kulte umschriebenen Tragweite der Art. 13 und 14 erfolgte.

Daß Waldeck-Rousseau in seinen Erklärungen auf die „juristische Person" Nachdruck legt, ist für die Lehrberechtigung der Mitglieder zukünftig, ohne Zuerkennung der juristischen Persönlichkeit, zu genehmigender Genossenschaften von keinerlei Bedeutung. Für die vor dem Gesetze vom 1. Juli 1901 genehmigten Ordensgenossenschaften hatte die „Genehmigung" oder staatliche „Anerkennung", gemäß den schon erwähnten Gesetzen vom 2. Januar 1817 [1] und vom 24. Mai 1825 [2] mit der zugehörigen Instruktion vom 17. Juli 1825 [3], im Grunde nur die Bedeutung, daß den betreffenden Genossenschaften die juristische Persönlichkeit mit der „Ermächtigung" zur „Annahme von Schenkungen und Vermächtnissen" unter bestimmten Bedingungen erteilt wurde. Die „legale Existenz" einer Genossenschaft bedeutet im Sinne der genannten, von Waldeck-Rousseau, Trouillot, Vallé, Combes und Genossen systematisch und gröblichst mißdeuteten Gesetze von 1817 und 1825 nichts andres als das [4]. Zu bemerken ist bezüglich dieser Genehmigung im Sinne der Gesetze von 1817 und 1825 überdies, daß dieselbe wieder einen verschiedenen Charakter hatte, je nachdem es sich um Männer- oder um Frauengenossenschaften handelte. Die vor dem Gesetze vom 1. Juli 1901 anerkannten fünf Männerkongregationen: „der äußeren Missionen, der Lazaristen, der Väter vom Heiligen Geiste, der Priester von St-Sulpice und der Schulbrüder der christlichen Schulen", sind als Kongregationen anerkannt, und jede von ihnen wird gemäß den Gutachten des Staatsrats vom 28. Januar und 1. August 1901 vor dem

[1] M. Lepec, Bulletin annoté des lois, décrets et ordonnances 1789—1830 XIV 129.

[2] Ebd. XVI 373 f. [3] Ebd. 400—402.

[4] Vgl. diese Zeitschrift LXIII 160 f; de Vareilles-Sommières, Les personnes morales (1902) 559—567 und La Vérité franç., 12 janv. 1903.

Gesetze nur als „eine Anstalt" oder eine einzige Korporation betrachtet[1]. Die vor dem 1. Juli 1901 anerkannten 905 Frauenkongregationen hingegen sind, gemäß dem Gesetze vom 24. Mai 1825 und der zugehörigen „Instruktion" vom 17. Juli 1825, nicht als Kongregationen, sondern nur in den 2870 einzelnen Anstalten anerkannt, für welche sie die staatliche Anerkennung und damit Korporationsrechte tatsächlich erlangt haben[2]. Die wirkliche Bedeutung dieser Verschiedenheit in der Art der Anerkennung lag gemäß der Gesetzgebung vor dem 1. Juli 1901 darin, daß bei den genannten Männerkongregationen das Mutterhaus für alle Anstalten Korporationsrechte hatte, während bei den Frauenkongregationen diese Korporationsrechte auf jede einzelne Anstalt beschränkt waren.

Die Anregung, anläßlich der neuen gesetzlichen Regelung der Lage der Ordensgenossenschaften auch dem früher im Senate durchgefallenen Art. 7 des Gesetzentwurfes über die „Freiheit des höheren Unterrichts" Gesetzeskraft zu verleihen, ging von dem fanatischen Gegner der Ordensgenossenschaften und des kirchlichen Unterrichts, Br.·. Rabier, aus, dem jetzigen Berichterstatter der Kammerkommission für die Ausrottung der Ordensgenossenschaften, demselben Br.·. Rabier, der früher schon einen Antrag auf Wiederherstellung des staatlichen Unterrichtsmonopols eingebracht und am 20. September 1899 auf dem großen freimaurerischen Jahreskonvent zu Paris mit nackten Worten die Abschaffung der Unterrichtsfreiheit gefordert hatte[3]. Auf Befürwortung Waldeck-Rousseaus[4] schaltete die Kammerkommission, im Sinne Rabiers, nachträglich noch den Art. 14 in ihren Gesetzentwurf ein.

Wir glauben dem Leser die Lage, wie sie sich nun für das freie kirchliche Unterrichtswesen gestaltete, nicht überzeugender und anschaulicher schildern zu können, als wenn wir ihm zunächst die Hauptstellen der bezüglichen Darlegung des seiner Gesinnung nach antiklerikalen[5], liberal-fortschrittlichen Abg. Aynard unterbreiten. Derselbe führte am 20. März 1901, als erster Redner zum Art. 14, aus:

[1] Rede des Ministerpräsidenten Combes in der Kammer vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 1902, 2118.

[2] Ebd. 2118 f; vgl. auch Waldeck-Rousseau, Associations et Congrégations 233 f 371 f, und Trouillot-Chapsal, Du Contrat d'Association (1902) 233—240.

[3] Festgestellt durch Br.·. Rabier selbst während der Rede des Abg. Lerolle in der Kammer vom 18. März 1901: Questions Actuelles LVIII 421.

[4] Trouillot-Chapsal, Du Contrat d'Association (1902) 281—286.

[5] Vgl. die Feststellungen Aynards vom 20. März 1901 in der Kammer: Questions Actuelles LVIII 582.

„Der geehrte Ministerpräsident (Waldeck-Rousseau) bemerkte in seiner Toulouser Rede bezüglich des jetzt zur Beratung stehenden Abschnitts des Gesetzes: ‚Wenn wir auf das Vereinsgesetz so hohes Gewicht legen, so geschieht das auch aus dem Grunde, weil es die Lösung wenigstens eines Teiles der Unterrichtsfrage in sich schließt.‘ [1] Der Ministerpräsident möge mir gestatten, an ihn in aller Ehrerbietigkeit die Aufforderung zu richten, daß er uns hierüber klare und bestimmte Auskunft gebe.“ (Sehr gut! im Z.) Vorgestern gab er hier eine Erklärung ab, welche im Vergleich mit der angeführten Äußerung aus der Toulouser Rede klarer erscheint. Er sagte am 18. März:

„‚Die Beantwortung der Anfrage [Cochins] führte mich dazu, eine Erklärung vorwegzunehmen, welche besser bei der Beratung über Alinea 2 des Art. 13 — welcher jetzt Art. 14 geworden ist — zur Sprache kommt. Ich werde dort feststellen, daß die vorgeschlagenen Bestimmungen mit der Unterrichtsgesetzgebung ganz und gar nichts zu tun haben und daß diese Gesetzgebung — und das kann als ausgemacht gelten —, bis sie abgeändert wird, ihre ganze Kraft bewahrt und daß das gegenwärtige Gesetz nicht im geringsten daran tastet.‘“ (Zuruf Waldeck-Rousseaus: „Ganz richtig.“)

„Wir werden gleich sehen, inwieweit diese Behauptung, daß das Gesetz die Unterrichtsfreiheit nicht antastet, den Tatsachen entspricht, und ich wiederhole, über diesen Punkt von der durchschlagendsten grundsätzlichen Bedeutung dürfen wir zweifelsohne eine unzweideutige Auskunft hinsichtlich der zwei erwähnten Erklärungen erwarten, die so verschieden zu lauten scheinen.“ [2] (Sehr gut! im Z.)

Waldeck-Rousseau erteilte diese unzweideutige Auskunft in der schon erwähnten weiteren Erklärung vom 25. März 1901, welche die Erklärung vom 18. März durchaus bestätigte. Nach dieser Einleitung fährt der Abg. Aynard fort:

„Ich vertraue auf die Erklärungen des Ministerpräsidenten und nehme daher an, daß an den Gesetzen über die Unterrichtsfreiheit nicht getastet wird. Es handelt sich, wird der Ministerpräsident sagen, einzig und allein um die Einfügung einer neuen ‚Unfähigkeit‘ (incapacité) in die Artikel, welche die Bedingungen zur Ausübung der Lehrtätigkeit regeln.“ (Zuruf de Mun s: „Sehr richtig!“) „Erlauben Sie mir, dazu zu bemerken, daß hierin allein schon eine große Gehässigkeit liegt.“ (Beifall im Z. und r.) „Wie, man will die Mitglieder der Ordensgenossenschaften Übeltätern gleichstellen, — Leuten, deren Unfähigkeit zur Ausübung des Lehramtes in den Unterrichtsgesetzen vorgesehen ist, weil sie ein Vergehen oder Verbrechen gegen die Sitten oder gegen die (bürgerliche) Ehrenhaftigkeit begangen haben; Leuten, welche durch die Gerichte ihres Landes verurteilt worden sind oder denen aus ihrer Vergangenheit eine sittliche Makel anhaftet, die sie der Ausübung der Lehrtätigkeit unwürdig macht!“ (Beifall im Z. und r.)

[1] Programmrede vom 28. Oktober 1900, welche die ganze politische Aktion gegen die Ordensgenossenschaften vor der Öffentlichkeit einleitete. Waldeck-Rousseau, Associations et Congrégations 42.

[2] Questions Actuelles LVIII 556.

Die „tatsächliche Wirkung des Gesetzes" ist ferner, daß der größte Teil der kirchlichen Lehrkräfte so in die Unmöglichkeit versetzt wird, eine Lehrtätigkeit auszuüben. Was hilft's, die „Unterrichtsfreiheit im Prinzip unberührt" zu lassen — und bleibt dieselbe auch wirklich im Prinzip unberührt? —, wenn man die Einzigen oder fast die Einzigen, welche in Anbetracht der bei uns bestehenden Einrichtungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in der Lage sind, von dieser Unterrichtsfreiheit Gebrauch zu machen, verhindert, dies zu tun"? (Sehr gut! im Z. und r.) „Das ist gerade so, als ob man Leuten die Freiheit einräumen würde, nachdem sie gestorben sind, zu tun, was ihnen beliebte." (Gelächter.)

In Wirklichkeit ist es, so führt der Redner weiter aus, „vor allem auf den kirchlichen Mittelschulunterricht abgesehen", weil hier die kirchlichen Lehranstalten mit den öffentlichen, staatlichen und kommunalen erfolgreich in den Wettbewerb eintreten. Auf dem Gebiete des Elementarunterrichts ist, da der öffentliche Elementarunterricht unentgeltlich ist und der private kirchliche keinerlei staatliche Zuschüsse erhält, der Wettbewerb so schwierig, daß nur etwa ein Drittel der Schüler auf die kirchlichen Privatschulen entfallen. Im Hochschulwesen ist der Sieg des Staates nahezu ein vollständiger.

Nach den Erklärungen des Ministerpräsidenten wäre es — „wofern die Regierung die ihr (in § 3 des Art. 13) eingeräumte Befugnis nicht in ganz und gar mißbräuchlicher Weise anwenden sollte" — „übertrieben, zu behaupten, daß die Unterrichtsfreiheit auf dem Gebiete des Volksschulwesens unterdrückt sei"; denn für diesen Zweig des Unterrichtswesens besteht eine Anzahl staatlich bereits anerkannter Genossenschaften. — „Auf dem Gebiete des Mittelschulwesens hingegen wird die Unterrichtsfreiheit nahezu vollständig unterdrückt. Und das ist auch Ihre Absicht." (Sehr gut! r.) „Denn, wie Sie ganz genau wissen, besteht keine einzige genehmigte Ordensgenossenschaft, welche auf dieser Unterrichtsstufe Lehrtätigkeit ausübte." Abgesehen von einigen erweiterten Elementarschulen, welche seit einiger Zeit auch in den Realfächern Unterricht erteilen, befindet sich der „gesamte [kongreganistische] Mittelschulunterricht ausschließlich in den Händen nicht genehmigter Ordensgenossenschaften, welche die Genehmigung auch nie erlangen werden. So wird durch das Vereinsgesetz das gesamte kirchliche Mittelschulwesen ins Herz getroffen" [1].

Ja, „die ganze (soziale) Wirksamkeit der Religion erhält einen tödlichen Stoß" [2]. Das Gesetz läuft „einfach auf die Unterdrückung der Ordensgenossenschaften hinaus" [3]. „In der Kommission hörte ich maßgebende Politiker, wie den Abg. Rabier, offen aussprechen: ‚Worauf es uns bei diesem Gesetze vor allem ankommt, das ist die Unterdrückung der Unterrichtsfreiheit.'" [4] „Der Abg. Rabier kennt [als eingeweihter Freimaurer] besser als irgend jemand anders die eigentlichen Absichten der Freimaurer-Verbindung, die übrigens leicht zu durchschauen sind": „Die Zitadelle, die erstürmt werden soll, ist für diese Verbindung

[1] Questions Actuelles LVIII 556 562 f 567. [2] Ebd. 554.
[3] Ebd. 553. [4] Ebd. 554.

unbestreitbar die Unterrichtsfreiheit."[1] „Die Unterdrückung der Unterrichtsfreiheit ist auch das große Ziel, welches unter Mitwirkung der Freimaurerei die radikale und sozialistische Partei in dieser Legislaturperiode verfolgen. Da ich Sie nicht durch Vorlesen von Zitaten ermüden will, verzichte ich darauf, die zahlreichen Dokumente hier vorzulegen, die dies beweisen; im übrigen bin ich auch gewiß, daß ich von dieser Seite (der Linken) keinen Widerspruch erfahren werde. Sie werden mir hierin alle beistimmen."[2] (Zuruf l.: „Jawohl!")

„Die Regierung hatte es in ihrem Gesetzentwurf [vom 14. November 1899] nicht gewagt, auch nur das Wort ‚Ordensgenossenschaft' auszusprechen; sie schämte sich dessen wohl. Ebenso scheute sie sich, im Gesetze selbst allzu klar anzudeuten, daß die Unterrichtsfrage dabei im Spiele sei."[3] „Auf Schleichwegen (par voie oblique. Beifall r. und im Z.), um mich nicht eines schärferen Ausdrucks zu bedienen, will man [die Unterrichtsfreiheit,] eine der grundlegendsten (primordiales) Freiheiten dieses Landes, vernichten, um welche 50 Jahre hindurch in unsern gesetzgebenden Versammlungen gekämpft wurde."[4] (Erneuter Beifall im Z. und r.) „Wir haben jüngst gar merkwürdige Dinge, ganz neue Auslegungen der liberalen Prinzipien vernehmen müssen, welche lange Zeit unsere Politik beherrschten. Wir hörten von dieser Tribüne aus sogar Thesen hinsichtlich der öffentlichen Ordnung verteidigen, die wohl eher in die Zeit des zweiten Kaiserreiches gepaßt hätten. Diesen unerwarteten Auffassungen der parlamentarischen Regierungsform reiht sich würdig der Vorgang an, dessen Zeuge wir heute sind, daß man nämlich [die Unterrichtsfreiheit,] diese natürliche Freiheit, diese Freiheit, die ich als eine ursprüngliche bezeichnete, diese Freiheit, die P. Bert die Betätigung der persönlichen Freiheit nannte, durch ein Polizeigesetz indirekt und auf Umwegen unterdrückt." (Sehr gut! Sehr gut!) „Ein derartiges Vorgehen ziemt nicht für eine freiheitliche Regierung."[5]

„Außer und mit der Unterrichtsfreiheit wird durch das Gesetz auch und in noch höherem Grade die religiöse, d. h. die Gewissensfreiheit angetastet (Sehr gut! im Z. und r.); denn die Unterrichtsfreiheit wurde bei uns zu Lande immer nur als eine der höchsten Formen der religiösen Freiheit verstanden (Beifall auf denselben Bänken). Es geht nicht an, daß man den neuen Feldzug mit dem falschen Alarmruf der ‚republikanischen Verteidigung' beschönigt, dieser Goldgrube der Republik (Gelächter im Z.); ebenso ungerechtfertigt ist es, im Erfolg des Privatmittelschulunterrichts eine unerwartete Konkurrenz zu erblicken oder eine Erscheinung, welche mit dem Geiste und den Absichten des Gesetzes von 1850 im Widerspruch stünde. Im Gegenteil wird man, wenn man die parlamentarische Geschichte unseres Landes durchgeht, anerkennen müssen, daß alle diejenigen, welche um die Unterrichtsfreiheit gekämpft haben, in den langen Debatten, die zuerst zur Freiheit des Elementar- und hierauf zu jener des mittleren und höheren Unterrichts führten, in der Unterrichtsfreiheit, dem Universitätsmonopol gegenüber, hauptsächlich und vor allem die Freiheit der Religionsübung mittels

[1] Questions Actuelles LVIII 556. [2] Ebd. 557. [3] Ebd. 559.
[4] Ebd. 558. [5] Ebd. 559.

eines Unterrichts ihrer Kinder in der Religion durch Lehrer ihrer Wahl zu erstreiten beabsichtigten (Beifall r. und im Z.) Dies geht aus den parlamentarischen Verhandlungen der Vergangenheit mit einer nicht zu überbietenden Klarheit hervor." [1]

Um die vorstehend hervorgehobenen Punkte dem Verständnisse des deutschen Lesers näher zu bringen, möge uns verstattet sein, folgende weitere Bemerkungen unsererseits beizufügen:

Unter den geistig bedeutenderen Franzosen aller Richtungen herrscht völlige Übereinstimmung darüber, daß die Unterrichtsfreiheit grundsätzlich zu den wesentlichen natürlichen „Menschenrechten" gehört oder doch in denselben notwendigerweise enthalten ist, und daß sie daher auch ein wesentlicher Bestandteil der Fundamentalgrundsätze der französischen Revolution ist, auf welchen die moderne Gesellschafts- und Staatsordnung in Frankreich ruht. Ausdrücklich gewährleistet ist die Unterrichtsfreiheit im Art. 69 der französischen Verfassung von 1830 und im Art. 9 der Verfassung von 1848. Gemäß letzterem Artikel darf die Lehrtätigkeit nur solchen, welche die „von den Gesetzen bestimmten Bedingungen der Befähigung und der Moralität" nicht erfüllen — oder wie die viel gebrauchte Formel Jules Simons lautet, „Unwissenden und Unwürdigen" [2] —, verwehrt werden. Auf Grund einer mehr als fünfzigjährigen praktischen Übung der Unterrichtsfreiheit sind ferner auch sämtliche bedeutenderen Vertreter der staatlichen Universitäten [3] in Frankreich einstimmig der Ansicht: die Konkurrenz der Privatschulen auf allen und besonders auf den mittleren und höheren Unterrichtsstufen sei auch für den staatlichen Unterricht ein so heilsamer Stachel und für den Fortschritt des Unterrichtswesens von so hoher Bedeutung, daß am Prinzip der Unterrichtsfreiheit nicht gerüttelt werden dürfe. Dies trat namentlich bei der großen parlamentarischen Enquête 1899 über den Mittelschulunterricht aufs augenscheinlichste zu Tage [4]. Die hier erwähnten Tatsachen erklären es, daß auch die jakobinisch gesinnten Ministerien in Frankreich die Unterrichtsfreiheit nicht offen und direkt, sondern nur meuchlings und hinterrücks, auf Schleich- und Umwegen anzugreifen wagen.

Im übrigen ist jetzt schon die Unterrichtsfreiheit in Frankreich nur eine so beschränkte, daß man immer noch von einem tatsächlichen „Schulmonopol" des Staates [5] reden kann. Der Staat setzt die Bedingungen fest, welche das Lehrpersonal auch an Privatschulen zu erfüllen hat, und dem staatlichen Lehrkörper

[1] Questions Actuelles LVIII 567.

[2] Vgl. z. B. Questions Actuelles LVIII 617 f, und Journal Officiel. Sénat 1901, 996 f.

[3] Seit dem Gesetze vom 10. Juli 1896 gibt es in Frankreich, das bis dahin vom 10. Mai 1806 an nur eine „Universität" kannte, wieder „Universitäten".

[4] Vgl. darüber die Rede Aynards in der Kammer vom 15. Februar 1902 und die öffentliche Erklärung des bekannten ultraradikalen Historikers A. Aulard vom 15. Februar 1902: L'Univers, 16, 18 et 19 févr. 1902.

[5] Vgl. Aynard: Questions Actuelles LVIII 571 f.

ist ausschließlich die Abfassung der Schulprogramme, die Beaufsichtigung der Schulen und die Graderteilung vorbehalten. Da der Staat zudem einerseits, wie bereits bemerkt, den kirchlichen Privatschulen keinerlei finanzielle Zuschüsse aus dem Unterrichtsbudget gewährt und anderseits die ganze Fülle seiner Macht und Geldmittel in verschwenderischer Weise zu Gunsten der „weltlichen" Schulen in die Wagschale wirft, so sind die Konkurrenzbedingungen auch in dieser Hinsicht sehr ungleich. Ausdrücklich bemerkt sei bezüglich des finanziellen Punktes, daß 1899 an den öffentlichen Mittelschulen nicht weniger als 10 091 Schüler vom Staate oder den Departementen und Gemeinden Stipendien (Bourses) bezogen. Im Staatsbudget allein figurieren für diesen Zweck 3 265 000 *Fr*[1].

Da das kirchliche Volksschulwesen bereits durch die Gesetze vom 28. März 1882 und vom 30. Oktober 1886 und das kirchliche Hochschulwesen durch die Gesetze vom 18. März 1880 in so entscheidender Weise getroffen sind, daß auf diesen Gebieten eine Konkurrenz, die dem Staate ernste Sorgen bereiten könnte, nicht mehr möglich ist, so gelten die gegenwärtigen Schulkämpfe hauptsächlich dem kirchlichen Mittelschulwesen. Die von der großen parlamentarischen Kommission über den Stand vom 31. Dezember 1898 aufgestellte Statistik des Mittelschulwesens weist folgende Schülerzahlen auf:

Öffentliche Mittelschulen:

Lyzeen[2]	52 372
[Gemeinde-] Kollegien	33 949
Summa	86 321
Weltliche (laïques) Privatanstalten	9 725
Weltliche Anstalten zusammen	96 046

Kirchliche Privatmittelschulen:

Diözesananstalten	12 250
Von Weltpriestern geleitete Anstalten	23 636
Ordensanstalten oder Anstalten, die ehemals (vor 1880) Ordensanstalten waren	31 757
Summa	67 643
Bischöfliche Knabenseminare	23 497
Kirchliche Anstalten zusammen	91 140[3]

Um dem Leser in etwa einen Vergleich mit der Vergangenheit zu ermöglichen, merken wir noch folgende Schülerzahlen für die Jahre 1815, 1844 und 1876 an:

[1] P. Fesch, La faillite de l'enseignement gouvernemental (1900) 37 f.

[2] Lyzeen heißen seit 1848 wieder die Staatsgymnasien, welche unter der Restauration und der Juli-Monarchie den Titel Collèges royaux geführt hatten. Vgl. F. Buisson, Dictionnaire de pédagogie I[e] Partie II 1747.

[3] Vgl. P. Fesch a. a. O. 23—27.

1815	Lyzeen u. [Gemeinde-] Kollegien	37 000	Knabenseminare	5 000
			Weltliche u. geistliche Privatanstalten	39 000
1844	Öffentliche Anstalten	45 000	Privatanstalten	56 000 [1]
1876	Lyzeen	38 695	Weltliche Privatanstalten	31 249
	[Gemeinde-] Kollegien	38 236	Kirchliche Privatanstalten ohne Knabenseminare	46 816 [2]

Der Abg. Aynard [3] und auch katholische Parlamentarier [4] sprachen sich dahin aus, daß im allgemeinen eine verhältnismäßige Abnahme der Schülerzahlen an öffentlichen Mittelschulanstalten nicht bemerkbar sei, und daß daher im jetzigen Verhältnis der kirchlichen und der staatlichen Anstalten nichts für den Staat wirklich Beunruhigendes gefunden werden könne. Der Unterrichtsminister Leygues selbst rühmte die unbestreitbare „Superiorität" des öffentlichen Unterrichts, indem er zum Beweis hierfür den hohen Prozentsatz hervorhob, mit welchem bei der Aufnahme in die „großen Schulen" die Schüler der Universitätsanstalten figurieren. Dieser Prozentsatz betrug 1899 ihm zufolge: für die Normalschule 100 %; für die polytechnische Schule 82 %; für die Schule St-Cyr 75 %; für die Marineschule 70 % und für die Zentralschule 64 % [5].

Die einzige wirklich auffallende Erscheinung in den französischen Schulstatistiken seit 1870 ist der Rückgang der weltlichen Privatschulen, besonders infolge der französischen Schulpolitik seit 1879, wie folgende Übersicht zeigt:

1876 bestanden 494 weltliche Privatmittelschulen mit 31 249,
1887 „ 302 „ „ „ 20 174,
1898 „ 202 „ „ „ 9 725 Schülern [6].

Dieser Rückgang ist um so auffallender, als die staatlichen Behörden durch Gewährung großer finanzieller Zuschüsse und sonstige Begünstigung dieser Schulen ihr möglichstes taten, um denselben aufzuhalten. Der Grund dieses Rückganges ist einfach der, daß für diese Schulen, seitdem die öffentlichen Schulen selbst ganz „verweltlicht", d. h. von der Religion losgelöst sind, im Publikum kein Bedürfnis mehr vorhanden ist. Die Eltern, welche für ihre eigenen Kinder eine religionslose oder gar religionsfeindliche Erziehung wirklich vorziehen, sind verhältnismäßig selten [7]. Selbst antiklerikale radikale Abgeordnete suchen ihre eigenen Kinder häufig genug in kirchlichen und sogar in Ordensanstalten unterzubringen, deren Vernichtung sie als „Politiker" aus allen Kräften betreiben.

[1] Aus der Rede Aynards in der Kammer vom 20. März 1901: Questions Actuelles LVIII 567. — Zu bemerken ist, daß die öffentlichen Schulen vor 1880 der Kirche bei weitem nicht so ablehnend und feindlich gegenüberstanden wie seither.

[2] P. Fesch a. a. O. 30.

[3] Questions Actuelles LVIII 567.

[4] Vgl. z. B. de Mun am 21. März 1901: ebd. 618 f.

[5] Am 21. Juli 1901: Journal Officiel, Sénat 1901, 1011.

[6] P. Fesch a. a. O. 30.

[7] Vgl. auch de Mun: Questions Actuelles LVIII 606.

Durch die zunehmende Verweltlichung der öffentlichen Schulen und die im Zusammenhang damit sich steigernde pädagogische Minderwertigkeit derselben ist zugleich das Bedürfnis für gut geleitete kirchliche Schulen ein dringenderes geworden. Auch vor der parlamentarischen Untersuchungskommission wurde sogar durch hervorragende Vertreter des staatlichen Universitätsunterrichts die unleugbare Inferiorität der Universitätsanstalten in erzieherischer Hinsicht, namentlich gutgeleiteten Ordensanstalten gegenüber, festgestellt [1]. Selbst der bekannte hochradikale Abg. Henri Maret gesteht dies im Radical offen ein: „Die Priester verstehen es zu erziehen, die [Staats-] Professoren nicht." „In unsern Lyzeen ist keine Erziehung möglich." [2] Und das begreift sich. Denn wo, wie an der vom religiösen Skeptizismus schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts zerfressenen und seit 1879 mehr und mehr dem religiösen Nihilismus zuneigenden französischen Universität, eine festgewurzelte, sichere, einheitliche Sittenlehre fehlt [3], ist wohl Verstandesbildung und eine gewisse äußere Dressur, aber keine wahrhafte Erziehung möglich. Daß die Sittenlehre, von ihrer religiösen Grundlage losgelöst, keine feste Wurzeln hat und sich auch inhaltlich mehr und mehr verflüchtigt, ist gerade anläßlich der Verweltlichung oder „Neutralisierung" der Schulen in Frankreich seit 1879 praktisch in der handgreiflichsten Weise zu Tage getreten. Ein genauer Kenner der Zustände an den Universitätsanstalten, A. Lebrun, stellte jüngst noch in einem offenen Brief an den Unterrichtsminister Chaumié fest, „der Krebsschaden der Unsittlichkeit" habe an denselben in so hohem Maße um sich gegriffen und sei so allgemein geworden, daß er zur „nationalen Gefahr" sich ausgestaltet habe. Ein alter Universitätsprofessor, welcher die Universitätsinternate durch und durch kannte, äußerte selbst zu Lebrun:

„Wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich vorziehen, ihn in eine Senkgrube zu werfen, als ihn in einem Universitätsinternate unterzubringen." [4]

So erklärt es sich auch, daß gerade Väter, die selbst in Staatsanstalten erzogen worden sind, eben weil sie dieselben aus eigener Erfahrung kennen, ihre Kinder vielfach kirchlichen Anstalten anvertrauen [5].

[1] P. Fesch a. a. O. 135 158 ff 171 ff 202 f 276 f.
[2] Abgedruckt in L'Univers, 18 févr. 1902.
[3] P. Fesch a. a. O. 178 ff 187 f.
[4] L'Univers, 15 déc. 1902.
[5] P. Fesch a. a. O. 98.

(Schluß folgt.)

Hermann Gruber S. J.

Eine Krisis der Geschichte der Philosophie.

I.

Die Geschichte der Philosophie scheint auf ihrem Triumphzug durch das 19. Jahrhundert ihren Gegenstand verloren zu haben. Gewiß eine tief einschneidende, unersetzliche Einbuße. Denn fällt nicht eine bestimmte, abgegrenzte Gruppe von Tatsachen und Erscheinungen in den Bereich dieser Geschichte, so wird sie zu einem bunt gefügten Sammelband der verschiedenartigsten mehr oder weniger willkürlich aneinander gereihten Einzelheiten.

Eine solche Erniedrigung müßte aber die traurigsten Folgen auch für die gesamte Philosophie nach sich ziehen.

Gerade die wissenschaftliche Ausbildung der Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert half wacker mit, die Fesseln der Vorurteile zu sprengen, welche seit den vierziger Jahren bei uns und seit der großen Revolution in Frankreich so viele bedeutende Geister gefangen hielten und die Vernachlässigung, ja die Verachtung der „Weltweisheit" großgezogen haben.

Allerdings ist die augenblickliche vorsichtige, langsame, aber sichere und allgemeine Rückkehr zum Philosophieren hauptsächlich die Folge eines unwiderstehlichen Dranges des menschlichen Geistes nach zusammenfassendem Wissen, nach einer einheitlichen fest geschlossenen Weltanschauung und nach Ergründung der letzten Ursachen alles Seins und Denkens, Könnens und Wollens, Dürfens und Genießens. Aber nach Vergeudung der Erbschaft deutscher Philosophie in den Spielhöllen des Materialismus und des radikalen Individualismus ging aller Kredit der Metaphysik und bald auch der des übrigen philosophischen Bestandes schnell zur Neige. Die einzelnen philosophischen Schriftsteller, auch die bedeutenderen Denker, vermochten vorerst die Nachfrage nicht zu steigern. Nur die Geschichte der Philosophie eroberte sich ihre Kundschaft, wußte sich zu behaupten und zu bereichern, sie allein bildete in vielen, maßgebenden Kreisen die einzige Verbindung mit der eben noch allmächtigen, jetzt entthronten Spekulation; sie erweckte wieder das Interesse für philosophisches Denken; ihr ist es zu verdanken, daß manche Geister nicht eben unvorbereitet waren, als sich aus der erdrückenden, einseitigen Fülle des Detailwissens der Ruf nach Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen die Geisteswissenschaften erhob.

Es heißt diesen Ruf deutschen Geistes und Gemütes nur nach seinem äußeren Klang und nicht nach seinem tiefen seelischen Gehalt beurteilen, wenn man das neu quellende philosophische Leben um die Mitte des Jahrhunderts kurzweg auf eine Wiedereroberung des Kantianismus und auf naturwissenschaftliche Bedürfnisse zurückführt. Diese Rückkehr zu Kant war ein Notbehelf; man sah sich vorläufig nach Königsberg um im Bewußtsein der eigenen philosophischen Verarmung.

Die Ersatzmittel für philosophische Spekulation waren alle durchberaten worden von Jacobis Gefühlsphilosophie bis zum schrecklich entschlossenen Glauben Sören Kierkegaards[1] und Joseph Radowitz'[2]. Der Rest war Zweifel.

Man hatte Kants „Ding an sich" mit einer möglichst ausgeprägten Realität bekleidet. Der Rest war neben unerbittlicher Inkonsequenz eine Zersplitterung alles Seins und Denkens zu einzelnen unzusammenhangenden Atomen im Sinne Herbarts oder das Halbdunkel eines unerklärlichen blinden Willensphänomens im Sinne Schopenhauers.

Man hatte den Idealismus mit den verschiedensten Dosen von Erfahrung und von „Positivem" versetzt. Die Mischung wollte nicht gelingen. Der Rest war reine Erfahrung ohne wissenschaftliche Zusammenfassung zur Einheit.

Der Kreislauf schien beendet, und man hoffte durch eine neue Inszenierung der Spekulation frische Anregungen zu einem fruchtbareren Entwicklungsprozeß aufzunehmen. Man wollte wieder etwas mehr Wesen und etwas mehr Gründe haben. Den einen war der Traum bloßer Erscheinungen mählich zum Gespötte geworden; die andern begann doch wenigstens die Prosa reiner Tatsachen zu langweilen. Die Rückkehr zu Kant ist nicht der bezeichnende Name des Schauspiels; sie bildet bloß einen Akt; der nächste Koulissenwechsel wird uns ja wohl eine Wiederbelebung Hegels vorzaubern. Kant kommt eigentlich in neuester Zeit zum drittenmal in Szene. Er soll ein nüchterneres Denken einleiten, nachdem er bei seinem zweiten Auftreten um die Mitte des Jahrhunderts durch spekulative Taschenspielerkünste verdrängt worden war. Die Umkehrung aller Werte, wie sie die Hegelsche Linke begonnen hatte, war in Nietzsches Aphorismen neu aufgelegt worden. Alle Energie des Lebens

[1] Über Kierkegaard vgl. M. J. Monrad, Denkrichtungen der neueren Zeit (1879) 39 ff.

[2] Gesammelte Schriften V (1829) 25 ff.

und aller Drang des Wissens trat bei Hartmann in den Dienst der Vernichtung und der Bewußtlosigkeit als der höchsten Ziele und Güter. Da tat Nüchternheit not. Aber diese gesamte Bewegung durchzog ein unwiderstehliches Sehnen nach Metaphysik. Man erhob sich von naturwissenschaftlichen Theorien zu Spekulationen über Kraft und Welt, Werden und Vergehen, Leben und Bewußtsein, Wahrnehmen und Denken, weil der wissenschaftliche Trieb im Menschen über die physikalischen Tatsachen und ihre Verbindung zu Gesetzen nach den Wurzeln des Seins und einer lenkenden Einheit sehnsuchtsvoll ausschaute.

Und das Interesse an diesem neuen Denkfrühling wurde durch die Geschichte der Philosophie ermöglicht und vorbereitet, gehütet und genährt.

Ähnlich, wenn auch unter andern Bedingungen, entwickelte sich diese Reaktion in Frankreich, wo sich Herz und gesunder Menschenverstand, die Religion und der Drang nach wissenschaftlicher Vertiefung zum Sturz der Alleinherrschaft des Positivismus verbanden. Vor dessen Aufblühen war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Einfluß der Geschichte der Philosophie sogar noch unmittelbarer und einschneidender gewesen. Der ruinbringende Nachlaß der materialistischen Philosophen der Revolution hatte ein so vollständiges Stocken aller philosophischen Arbeit zur Folge, daß man in ungesunder Übertreibung die Autorität und den Glauben als Ersatz für alle selbständige philosophische Wahrheit einzuschmuggeln suchte; da war es Cousin und seine Schule, welche in der Geschichte der Philosophie Stoff und Anregung fanden, jenen vermessenen Unglauben an die Arbeitskraft und die Produktivität der Vernunft wirksam zu erschüttern. Bleiben und beherrschen konnte freilich diese neue eklektische Bazardphilosophie nicht; sie erreichte aber, was die Arbeiten bedeutender Psychologen und Erkenntnistheoretiker, der Maine de Biran, der Jouffroy, der Royer Collard, der Ampère nicht zu stande gebracht hatten. Der Bann skeptischen Zweifels ward gebrochen, das Interesse für die gewaltige Denktätigkeit der Jahrtausende schien fest begründet und konnte nur auf kurze Zeit durch die brutale Hand des Emporkömmlings, des Positivismus, niedergehalten werden.

In England war das Interesse am Philosophieren so lebendig geblieben, daß es des Stabes der Geschichte weniger bedurfte. Man darf aber nicht vergessen, daß in diesem Lande der Überlieferungen immer wieder an historisch-philosophische Traditionen, in Zeiten der Not selbst an solche mit einer recht minderwertigen Marke angeknüpft wurde. Der

auf praktischen Boden überpflanzte Kant wurde hier realer und der Positivismus philosophischer.

Auch die moderne christliche und neuscholastische Philosophie wurzeln in geschichtlichem Boden; historisches Begreifen der denkenden Vorzeit förderte ihr rasches Aufblühen und erzwang ihr Anerkennung oder doch gerechtere Würdigung.

Diese lauten Tatsachen erklären es, weshalb man mit einer Art bangen Mißbehagens einer Diskreditierung der Geschichte der Philosophie entgegensieht. Bei ernsten Forschern müßte die Verleugnung der Weltweisheit und ihrer Lebensschicksale eintreten, wenn es sich herausstellen sollte, daß gerade die Geschichte der Philosophie gelehrt habe, man wisse gar nicht einmal, was Philosophie sei, sie stelle jedenfalls nichts Festes, Greifbares, Einheitliches vor, sie habe sogar ihre Fragen immer wieder anders gestellt und offenbare in ihren Antworten nur ein unsicheres Tasten nach Entzifferung unlösbarer Rätsel.

Hat uns denn die historische Wissenschaft wirklich dieses Danaergeschenk gebracht? Man sollte es meinen, wenn man die fast aufdringliche Literatur über den Begriff, den Gegenstand, die Aufgaben und die Methoden der Philosophie durchsieht und alle Vierteljahrhundert als Niederschlag dieser Untersuchungen den Ausruf vernimmt: „Die Philosophie existiert nicht!"

Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts ist diese Deklamationsübung modern. Aber auch ernste Forscher schütteln nach Durchmusterung aller Aussprüche der Philosophen über den Begriff ihrer Wissenschaft unmutig den Kopf und finden keinen festen Boden.

Es ist „untunlich", meint noch in neuester Zeit Windelband, „aus historischer Vergleichung einen allgemeinen Begriff der Philosophie gewinnen zu wollen" [1]. Muß man dann aber nicht eine Folgerung, welche er selbst als Einwand vorbringt, unwiderlegt hinnehmen? „Je verschiedener im Laufe der Zeiten Aufgaben und Inhalt der Philosophie bestimmt worden sind, um so mehr erhebt sich die Frage, welchen Sinn es haben kann, so nicht nur mannigfache, sondern auch verschiedenartige Vorstellungsgebilde, zwischen denen es schließlich keine andere Gemeinsamkeit als diejenige des Namens zu geben scheint, in historischer Forschung und Darstellung zu vereinigen." [2]

[1] Geschichte der Philosophie [2] (1900) 3. [2] Ebd. 7.

Man wird es jetzt begreifen, mit welchem Recht wir von einer Krisis der Geschichte der Philosophie sprechen. Man kann nicht die Geschichte des Chaos schreiben. Aber finden sich denn keine Ärzte, welche dieser Krankheit, keine Gönner, welche dieser Armut steuern könnten? Heilmittel und Operationen wurden in Menge vorgeschlagen und angewandt. Sie erwiesen sich aber immer wieder als unzulänglich oder allzu gewaltsam.

Es hilft jedenfalls nichts, frischweg die Existenz des Problems zu leugnen, um mit beneidenswertem Optimismus die volle Eintracht der Philosophen in Bezug auf den Begriff ihrer Wissenschaft zu verkünden. Die Leugner dieser Eintracht mögen allerdings vielfach ein wenig Haarspalterei mit den überlieferten Begriffsbestimmungen der Philosophie getrieben haben. Sie fahndeten nach Verschiedenheiten und klammerten sich an Worte und eine ungenaue Ausdrucksweise, wo doch der Geist und die deutlich kundgegebene Absicht klar genug eine unbedachtsam hingeworfene Bemerkung Lügen strafte. Auch verglich man allzu mechanisch die großen Strömungen philosophischer Weisheit mit armseligen privaten Wasserstäßchen. So erhielt man eine Summe von Differenzen, welche von einem höheren Standpunkte aus doch nur als quantités négligeables erscheinen. Aber neben diesem Zugeständnis bleibt dennoch die Tatsache bestehen: Der Begriff der Philosophie, zumal jener Begriff, welcher nicht einigen Lehrsystemen, sondern einer allgemeinen Geschichte dieser Wissenschaft zu Grunde gelegt werden muß, hat eine Entwicklung, einen historisch bestimmbaren Lebenslauf, der gar nicht so einförmig verlief, wie man anzunehmen geneigt ist.

Die Geschichte der Philosophie wird nur dann ihre nicht ungefährliche Krisis überstehen, wenn es gelingt, *die große einheitliche Idee* dieser Entwicklung zu einer allgemein gültigen, wenn auch recht weiten Definition der Philosophie zu verdichten. Wir sagten „*nur dann*“: denn eine historische Behandlung der mannigfaltigsten Dinge, die da von diesem oder jenem Weltweisen für Philosophie ausgegeben wurden, ist des wissenschaftlichen Namens nicht wert.

Anderseits genügt es auch nicht, den einheitlichen Zusammenhang allein in der „*gemeinsamen Leistung*“ zu suchen, welche die Philosophen trotz aller Verschiedenheit des Inhalts und der Absicht ihrer Beschäftigung sachgemäß herbeigeführt haben [1].

[1] Windelband, Geschichte der Philosophie 7.

Eine solche gemeinsame Leistung kann unmöglich zufällig oder unbeabsichtigt sein. Fällt sie in ihrem Endergebnis bei diesem oder jenem philosophischen Schachtarbeiter nicht mit dem angekündigten Plan, mit der ausgesprochenen Absicht zusammen, so beweist das nur, daß jenes ursprüngliche programmartige Wort wieder einmal nicht zum treuen Dolmetscher eines an sich richtigen Gedankens wurde.

Selbst wenn man dieser gemeinsamen Leistung mit Windelband eine möglichst freie, allgemeine Deutung gibt, muß man sie dennoch in die innigste Wechselbeziehung zum Leistenden bringen. Alle Philosophen arbeiten, wie sich Windelband ausdrückt, daran, „die notwendigen Formen und Inhaltsbestimmungen menschlicher Vernunftbetätigung zum bewußten Ausdruck zu bringen und sie aus der ursprünglichen Gestalt von Anschauungen, Gefühlen und Trieben in diejenige der Begriffe umzusetzen“[1]. Ist dieses wirklich die allgemein gültige Formel, in welche sich alle philosophischen Kraftanstrengungen kleiden lassen, so ist es auch unzweifelhaft, daß die einzelnen Bewerber von einem verschiedenen Ansatz aus mittels verschieden gearteter Operationen, aber dennoch mit einer gemeinsamen Idee auf das Endergebnis lossteuerten. Die abweichende Fassung der Schlußformel kann den verwandten Inhalt nicht aufheben. Dieser tatsächliche Gehalt eines Systems wird aber, soweit er irgendwie Anspruch erhebt, ins Inventar der philosophischen Wertsachen oder doch der philosophischen Kuriositäten eingetragen zu werden, nimmermehr von der bewußten Arbeit des Denkers losgelöst werden.

Um die Krisis der Geschichte der Philosophie beschwören zu können, werden wir daher weniger gewaltsame Lösungen finden müssen. Und sie lassen sich finden auf dem Boden der Tatsachen.

Unsere Aufgabe wird darin bestehen, nach dem eigenartigen Gegenstand der Geschichte der Philosophie zu suchen. Bei Durchwanderung des Altertums und des Mittelalters stößt man trotz mancher Unklarheiten und Schwierigkeiten auf einen festen Kern, um den sich eine Geschichte der Philosophie ganz wohl gruppieren läßt. Eine neue Seite des Problems zeigt sich seit dem 15. Jahrhundert. Die philosophischen Systeme zersplittern sich, der Begriff der Philosophie beginnt sich zu verengen, der der Wissenschaft sich zu erweitern; die Definition der Philosophie ist mannigfachen Schwankungen ausgesetzt. Eine Synthese des Alten und

[1] Windelband a. a. O. 8.

des Neuen, eine im ganzen klare Lösung, bahnt die neuere Zeit an. Die zahlreichen Untersuchungen über den Gegenstand der Geschichte der Philosophie haben ein so einheitliches Ergebnis gezeitigt, daß man über dieses freundschaftliche Zusammengehen der entgegengesetztesten Meister und Schulen — ein seltenes Schauspiel auf philosophischem Gebiet — sich nur staunend freuen kann. Das Fazit ist Übereinstimmung, nicht Zwiespalt. Differenzen, auch nichtige, in Einzelheiten liegen allerdings genug vor. Indes hat man sich nicht bloß über den Gegenstand der Philosophie als Lehrsystem im allgemeinen geeinigt, man hat ein weit schwierigeres, bisher widerspenstiges Problem gelöst: Man hat für die Philosophie, insofern sie den Gegenstand der Geschichte bildet, für dieses anscheinend proteusartige Wesen, einen festen, klaren Begriff gefunden, welcher nicht bloß der Vorzeit gerecht wird, sondern auch der modern entwickelten Idee der Philosophie und des Philosophischen gut angepaßt ist. Diese Resultate dürfen wir im gewissen Sinne eine Neuheit nennen; sie wird wohl niemand unerwünscht sein.

Beginnen wir unsere Wanderung.

Der Begriff der Philosophie war im Altertum zwar nicht allen möglichen willkürlichen Deutungen preisgegeben, er erfuhr aber auch nicht eine ganz feste, unverrückbar bestimmte Umgrenzung. Es ist dies eine alte, von den Klassikern der Scholastik wohl erkannte, von den Neuscholastikern des 16. und 17. Jahrhunderts mit dem Aufwand bemerkenswerter Gelehrsamkeit festgelegte Tatsache. Wenn Haym um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch einen berühmt gewordenen Aufsatz über Philosophie [1] die folgenden Geschichtschreiber dieser Wissenschaft der Mühe selbständiger Forschungen nach dem Begriff der Weltweisheit überhob, so war dies insofern zu bedauern, als Hayms verdienstvolle Arbeit nur in wenigen Teilen das vorhandene Wissen ergänzte, während sie vieles übersah, was die Belesenheit der Konimbrizenser [2] und Komplutenser [3] ausgegraben hatte.

[1] Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie III (1847) 24, Art. Philosophie 1 ff.

[2] Commentariorum Collegii Conimbricensis S. J. in octo libros Physic. Prooemium (ed. 1609 und besser 1625). Iidem in univers. Logicam II (1604). c. X 226 f. In univers. Dialecticam (1611) 484—725.

[3] Collegium Complutense Philosophicum (1629) Prooemium et Disp. XIX 397—423. Sehr wertvoll auch: Benedicti Pererii S. J. De communibus omnium rerum naturalium principiis et affectionibus libri XV (1588) l. 1.

Für Aristoteles ist Philosophie und Wissenschaft identisch; die Erkenntnis aus den Gründen, und zwar die Erkenntnis um ihrer selbst willen, das ist ihr Wesen. Sind diese Gründe die letzten und allgemeinsten, so bilden sie den Gegenstand der „ersten Philosophie". Sind die Untersuchungen nur auf das Wissen gerichtet, haben sie nicht das Handeln zum Ziele, so ersteht die theoretische Wissenschaft als dreiteilige Philosophie, als Physik, Mathematik, erste Philosophie. Das praktische Wissen, Ethik, Ökonomik und Politik umschließend, rechnet Aristoteles mit einigem Widerstreben aber noch zur Wissenschaft, d. h. zur Philosophie im weitesten Wortsinn. Die rationellen Wissenschaften, Logik, Grammatik, Poetik und Rhetorik, entfernen sich ebensosehr vom strengen Begriff der Wissenschaft.

Wenn Plato und nach ihm die Stoiker die Weisheit vom Streben und Ringen nach Weisheit, von der Philosophie, unterscheiden, so heben sie damit die Identität der Wissenschaft und Weisheit keineswegs auf. Sie proklamieren damit nur eine Wissenschaft höherer Ordnung, sie beehren den Vollbesitz der Erkenntnis alles Göttlichen und Menschlichen mit dem Prunknamen Weisheit. Was andere Sterbliche, Griechen und Moderne, der eigenen Forschungsnot und des eigenen Mangels bewußt, Wissenschaft nennen, das ist eben platonische und stoische Philosophie; nur leuchtet dem Platoniker das Ideal der Erkenntnis, dem Stoiker das der Tugend vor.

Für beide ist die Gesamtheit des Wissens aus Gründen Wissenschaft, Philosophie. Hierin unterscheiden sie sich nicht von Aristoteles.

Die aristotelische Auffassung blieb für die Scholastik maßgebend; nur warf die bei den Kirchenvätern beliebte platonische und stoische Einteilung in Logik, Physik und Ethik ein teils gesundes, teils nicht ungefährliches Ferment in die Spekulationen der alten und neueren Scholastik und auch der andern Systeme über Begriff und Einteilung der Philosophie. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Auffassung der älteren griechischen Väter, wonach die geoffenbarte Wahrheit und ein echt christliches Leben vor allem Namen und Vorrechte wahrer Philosophie erben sollten, wird von Einfluß gewesen sein beim Kampf der Theologie um die Ehren der Wissenschaft und ihre Machtstellung gegenüber dem natürlichen Wissen.

Ist also den Alten und dem Mittelalter die Philosophie tatsächlich gleichbedeutend mit Wissenschaft, so stoßen wir ja bei unserem Problem alsbald auf Felsengrund, den, wie es scheint, nichts zu durchbrechen vermag.

Die Geschichte der Philosophie fällt dann für jene Perioden mit der Geschichte aller Wissenschaften zusammen; sie hat keinen besondern Gegenstand. Später, nach der Absonderung der einzelnen Wissenschaften und Abzweigung eines eigenartigen philosophischen Wissens, mag sich immerhin ein fest umgrenztes Objekt herausheben; ist man aber berechtigt, diese Geschichte als organische Fortsetzung jener älteren, durchaus allgemeinen Enzyklopädie aufzufassen?

Bevor wir eine Antwort versuchen, sollen zwei Vorbemerkungen die Begriffe klären. In welchem Sinne waren ehemals Philosophie und Wissenschaft identisch, in welchem Grade gehörten die Einzelheiten des Wissens zur Wissenschaft? Nicht die Philosophie als eine Gesamtwissenschaft war dem Altertum und dem Mittelalter identisch mit der Wissenschaft überhaupt. Jede strenge Wissenschaft hieß damals Philosophie. Als Anton von Mirandula, Bischof von Caserta, im 16. Jahrhundert die Philosophie im engeren Sinn als die einzige, alles umfassende Wissenschaft bezeichnete[1], stieß er auf allgemeinen Widerspruch[2].

Wenn man zu jener Zeit bestimmte Wissensgebiete nicht zur Philosophie rechnete, so geschah das nur, weil man ihnen überhaupt den Charakter des Wissenschaftlichen absprach.

Was die Detailkenntnisse anbetrifft, so gehörten sie ehemals zweifellos zur Philosophie, zur Wissenschaft. Alle mathematischen Operationen, alle meteorologischen Einzelheiten, alle physikalischen und naturwissenschaftlichen Tatsachen trugen das Zeichen der Philosophie, der Wissenschaft, so scharf man auch die bloße Kenntnis von dem Wissen aus Gründen der wissenschaftlichen Erkenntnis unterschied. Diese Einzeltatsachen gehörten aber keineswegs in dem gleichen Grade zur Wissenschaft wie die allgemeinen Wahrheiten, die Prinzipienlehre. Nur insofern das Besondere auf das Universelle zurückgeführt wurde, galt es als Wissenschaft. Es war eine Illustration, die man ganz mitnehmen konnte, eine Ergänzung, die man nicht zu scheuen brauchte, weil der vorhandene Stoff beschränkt genug war, um von einem Geiste überschaut zu werden, und weil man die Schwierigkeiten des Überganges von den Tatsachen zu den Gesetzen manchmal mit allzu kühnem Geistesflug überwand.

[1] Antonius Bernardi Mirandolano, De eversione singularis certaminis (1562) l. 13, sect. 6 et 7.

[2] Vgl. Pererius a. a. O. I, 8, 26 ff; Suarez, Disp. Metaph. I, l. 1, sect. 2.

Janet und Séailles hatten demnach ganz recht, als sie in ihrer Geschichte der Philosophie die bemerkenswerten Worte niederschrieben:

„Wenn auch die alte Philosophie alle Wissenschaften in sich schließt, so geschieht das, um sie zu umschließen und über sie hinauszugehen durch Zurückführung auf eine Einheit. Die menschliche Erfahrung ist noch beschränkt, der Denker hat nicht zu viel an allen Elementen, die ihm vorliegen, sein System aufzubauen. Aber die Philosophie ist weder eine besondere Wissenschaft, noch auch die Summe, das Ganze der erworbenen Kenntnisse; sie erscheint als eine Synthese, sie betrachtet die Dinge, insofern sie ein Ganzes bilden, in Wechselbeziehung, in Sympathie zueinander stehen." [1]

Mit Hilfe dieser Vorbemerkungen vermag man eine ziemlich befriedigende Antwort auf die oben gestellte Frage zu geben.

Eine Geschichte der Philosophie des Altertums und des Mittelalters wird entweder den damaligen Begriff der Philosophie oder den späteren zu Grunde legen. Will sie mit dem späteren rechnen, so muß man zunächst die Frage entscheiden, ob dieser Begriff ein einigermaßen fester und einheitlicher geworden ist, und ob sich sein Inhalt der Hauptsache nach in der älteren Denkarbeit findet. Auf den ersten Teil dieser Frage werden die folgenden Ausführungen eine Antwort erteilen. Wir werden erkennen, daß sich aus allen Arbeiten der Forscher und Denker, welche eine Philosophie schaffen wollten, ein gemeinsames, deutlich genug geplantes und verfolgtes Ziel heraushebt. Ein Vergleich dieser „Philosophie" mit der älteren „Wissenschaft" wird hier wie dort einen Gegenstand offenbaren, der mit vollem Recht als gleich bezeichnet werden kann. Der wesentlichste Teil der alten „Wissenschaft" behandelt die wichtigsten Probleme der späteren Philosophie. Dadurch wird auch der zweite Teil der Frage erledigt.

Es gab ja damals wie jetzt ein Wissensgebiet, das sich mit den allgemeinen Gründen alles Seins, Denkens und sittlichen Handelns beschäftigte. Schon die älteste griechische Philosophie hatte nach diesen Prinzipien gesucht, ob sie nun den Stoff oder die Bewegung oder den Geist als Urgrund annahm. Überall handelt es sich um eine Lösung des Welträtsels durch Zurückführung der verwirrenden Mannigfaltigkeit auf eine ordnende Einheit.

[1] Janet-Séailles, Histoire de la philosophie (1887) 7 f.

Das war zuletzt auch der Grundgedanke der indischen Weisheit gewesen.

Dieses Wissensgebiet, welches man später zur „Philosophie“ im engeren Sinn rechnete, hatte früher keinen ausschließlichen Namen, da das Wort Philosophie von der Wissenschaft im allgemeinen beschlagnahmt war.

Immerhin ist man in einer Geschichte der Philosophie berechtigt, mit Zugrundelegung der nach bestimmten Gesetzen entwickelten Wortbedeutung der Philosophie nur jenen Teil der Wissenschaft des Altertums und des Mittelalters zu behandeln, welcher sich seinem Hauptinhalt nach mit dem späteren Gegenstand der Philosophie deckt.

Dieses Recht ist um so unbestreitbarer, als man auch in älterer Zeit gleichsam instinktiv jene Gruppe von Erkenntnissen, die wir soeben gezeichnet haben, als etwas Eigenartiges, Zusammengehöriges betrachtete. Außerdem waren schon damals alle Keime vorhanden, aus denen sich später der neuere Begriff der Philosophie mit einem ihr eigentümlichen Gegenstand, verschieden von andern Wissenschaften, entfaltete.

Sollte man sich aber trotz alledem aus methodischen Gründen nicht entscheiden können, der älteren Geschichte der Weltweisheit den späteren Begriff der Philosophie zu Grunde zu legen, so kann man auch, ohne sich vor ein unlösbares Problem zu stellen, die Philosophie jener Perioden einfach als Wissenschaft vorführen. Eine solche Geschichte der Philosophie des Altertums und des Mittelalters wird allerdings alle natürlichen Wissenschaften in ihren Bereich ziehen müssen; aber doch nur jene, welche damals als solche galten; sie wird ferner auch auf die Details der Mathematik, der Physik usw. einzugehen haben, aber doch nur insofern diese Einzelheiten in unmittelbarer Berührung mit den allgemeinen Wahrheiten stehen.

Manches von dem, was demnach die Geschichte der Philosophie früherer Zeiträume behandeln muß, wird für die späteren Perioden ausfallen. Aber diese Verschiebung des Gegenstandes der Forschung macht deshalb das Problem noch lange nicht unzugänglich und hebt den organischen Zusammenhang mit den folgenden Zeiten in keiner Weise auf.

Tatsächlich werden neben der Metaphysik und Naturphilosophie, der Logik und Ethik nur noch die Mathematik und die damals bekannten Tatsachen der Naturwissenschaft und Physik in Frage kommen. Die Geschichte der Mathematik wird den Stoff wenig vermehren. Man kann

sich nämlich bei ihr mit Fug und Recht auf diejenigen Denker beschränken, welche diese Wissenschaft ausdrücklich neben andern Forschungen nach den letzten Gründen der Dinge betrieben. Es besagt dies allerdings ein kleines Abgehen vom strengen Prinzip, ein gewisses Nachgeben an Opportunitätsrücksichten. Wo fände man aber solche Schwächen nicht?

Was die Einzelerkenntnisse der Naturwissenschaften und der Naturlehre anbetrifft, so hangen sie ja, wie wir gesehen haben, auch nach der Theorie der Alten, nur mittels einiger Fäden mit dem wissenschaftlichen Grundstock zusammen. Eine Geschichte der Wissenschaft, welche das berücksichtigt, wird im Stoff nicht ertrinken.

Somit kann eine Geschichte der Philosophie wohlgemut nach einem erreichbaren Ziele streben.

Wahr ist allerdings, daß sich in der grundlegenden Begriffsbestimmung der Wissenschaften und in deren Einteilung einige Unbestimmtheiten festgesetzt hatten, welche einer Klärung bedurften. Diese Mängel bezeichneten aber gerade den Ausgangspunkt einer naturgemäßen, kräftigen Weiterentwicklung.

In der alten Philosophie, zumal in der peripatetischen, hatte man den Begriff des Wissens „um seiner selbst willen" in einer gewissen Verschwommenheit belassen. Aus diesem Grunde mußten die praktischen und rationellen Wissenszweige vor dem Tore der strengen Wissenschaften Halt machen, obwohl man die Richtigkeit ihrer Eintrittspässe nicht abzuleugnen vermochte. Auch war das Verweilen der Detailkenntnisse im Hauptbau der Wissenschaften mehr durch Gewohnheitsrecht als durch die deutliche Sprache des Gesetzes geregelt. Damit hing die unsichere Stellung der Geschichte und der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften und der Heilkunde zusammen.

Innerhalb der Wissenschaften konnten die zusammengehörigen Gruppen nach einleuchtenderen Grundsätzen geordnet werden.

Diese Prinzipienlehre, welche man später als Philosophie zu bezeichnen pflegte, war in der peripatetischen Schule noch nicht fest verkettet. Die Mathematik, die doch zweifellos der Prinzipienlehre im Sein ferner stand als beispielsweise die Prinzipienlehre vom sittlich Guten, behauptete dennoch ihre Stellung zwischen Physik und Metaphysik und drängte Logik und Ethik zurück.

Eine zweite vom Altertum überkommene Einteilung in Physik, Logik und Ethik entsprach nur teilweise dieser Forderung einer sachgemäßen Gruppierung.

Rührte sich da nicht das Bedürfnis nach einem neuen Einteilungsgrund?

Der rastlos voranstrebende Genius mußte sich auf allen diesen Punkten zu voller Klarheit durchringen.

Für uns bedeutet dieser Klärungskampf einen bedeutenden Schritt nach vorwärts zur Enträtselung der Frage nach dem bleibenden Gegenstand der Geschichte der Philosophie.

Sollte alle Dunkelheit aus dem Begriff der Wissenschaft schwinden, so mußte man jene Halbwissenschaften, nämlich die logischen und ethischen Erkenntnisse, entweder definitiv ausschließen oder ungeteilt aufnehmen; sodann war die Stellung des Detailwissens zur Prinzipienlehre genau zu umgrenzen; endlich drängten die einzelnen Gruppen im Schoße der Wissenschaften zu einer andern Zusammenstellung.

Also liegt die Entwicklung des Begriffes der Philosophie auf jener Linie, welche durch dieses dreifache Problem vorgezeichnet ist. Abbiegungen kamen vor, aber die Hauptrichtung war damit gegeben.

Die Geschichte dieses Prozesses in wenigen Zügen zu entwerfen, ist um so schwieriger, je verwickelter sie ist und je weniger Interesse sie bisher gefunden hat. Man vermischt sie gewöhnlich mit der Geschichte der philosophischen Systeme, mit der sie in keiner Weise zusammenfällt.

In diesem Kampf um den allgemeinen Begriff der Philosophie war weit weniger Gegensatz und leidenschaftliche Gegnerschaft als im Kampf um den Inhalt der philosophischen Weltanschauungen. Die verschiedenartigsten Strömungen flossen hier zusammen, ohne sich feindlich zu widerstreben. Was in vielen neuen Systemen für den ruhigen Fortschritt philosophischer Erkenntnis schädlich war, trug oftmals mittelbar oder unmittelbar dazu bei, den Begriff der Philosophie von den ihm anhaftenden Unklarheiten langsam zu befreien. Er bietet ein lebendig bewegtes, interessantes Bild, dieser Kampf um die endgültige Feststellung der Begriffe der Wissenschaft und der Philosophie.

Bevor wir die einzelnen Teile dieses Verfassungskampfes verfolgen, müssen wir uns in einem gedrängten Bilde die Schwierigkeiten vorführen, welche am Ausgange des Mittelalters der Klärung des Begriffes der Philosophie und der Wissenschaft entgegentraten. Nur auf diese Weise erhalten wir einen Überblick über den Kampfplatz, auf dem sich die Schicksale der Weltweisheit entschieden.

Die Verwirrung wurde allmählich so groß und floß aus so mannigfaltigen Quellen, daß man anfangs das Interesse für die Gründe und

letzten Ursachen für verloren halten konnte. Die Nebel mußten erst niedergehen; langsam brachen jene drei Lichtkörper, welche den Begriff der Wissenschaft erhalten sollten, mit ihrem Glanze durch, langsam wich die Dämmerung, nicht ohne düstere Schatten zu hinterlassen, die sich niemals völlig hoben.

Obwohl das von uns entworfene Bild sich von dem landläufigen vielfach stark abheben wird, glaubten wir dennoch auf eine ausführliche Polemik verzichten zu dürfen. Naturgemäß erscheinen die neuen Gesichtspunkte in etwas greller Beleuchtung. Ein wenig einseitig wird dadurch die Darstellung allerdings; das läßt sich aber in einer kurzen Skizze nicht vermeiden.

Die Spekulation des 14. Jahrhunderts hatte den Philosophen der Renaissance verwirrende Grenzstreitigkeiten zwischen dem Wissen und dem Glauben als böses Erbe hinterlassen. Die gewöhnlichen Darstellungen sprechen hier von einem Streben nach voller Unabhängigkeit des Wissens dem Glauben gegenüber. Das war bloß ein Teil des Vermächtnisses, daneben erstarkte eine andere Richtung, welche entgegengesetzte Ziele verfolgte. Schauen wir uns die Sachlage näher an.

Soweit es auf genaue Scheidung des rein Philosophischen vom Theologischen ankam, war ja ein Fortschritt über die Methoden des Mittelalters erwünscht und lohnend. Die fruchtbarsten Anlagen zu dieser Scheidung lagen aber nicht, wie man meinen sollte, in der skotistischen Schule, die doch mit allem Nachdruck auf die Trennung der Vernunfterkenntnis von der Offenbarung drang, sondern gerade im Thomismus, welcher Wissen und Glauben harmonisch zu vereinigen suchte. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich durch folgende Betrachtung. Der Skotismus oder, besser gesagt, seine späteren radikalen Erben, Ockam und Anhänger, entfernten nach Kräften den Gegenstand der Philosophie von dem der Theologie durch möglichste Beschränkung der Vernunfterkenntnis. Aufhellung der Glaubensgeheimnisse mit Hilfe philosophischer Erwägungen sahen sie nicht gerne; an die höchsten Fragen des menschlichen Lebens durfte fast nur der übernatürliche Glaube herantreten. Diese Flucht zur Offenbarung mußte notwendig die Grenzen zwischen dem Gegenstand des Glaubens und dem des Wissens verwischen. Die Verdemütigung des Verstandes hatte notwendig Rückeroberungspläne im Gefolge, deren Ergebnis, nach dem Vorbild aller reaktionären Erscheinungen, radikal ausfiel, Glauben und Wissen auf immer trennte.

Im Gegensatz dazu hatte der Thomismus allerdings in seiner Methode Philosophie und Theologie nicht rein geschieden; er überließ aber die Vernunft ihren Kräften, er nahm ihr kein Stückchen Land, erlaubte ihr indes auch nicht, das Glaubensgebiet zu beherrschen. Auf einer solchen Grundlage konnte an eine Vervollkommnung der Methode durch genaue Absteckung eines rein philosophischen und eines rein theologischen Gebietes gedacht werden. Die fortschrittlichen Aufgaben der Philosophie lagen auf dieser Linie.

Es war ein Unglück, daß jene Aristoteleserklärer des Mittelalters, welche auf Averroes schwuren, auch die Lehre der doppelten Wahrheit vom Araber herübernahmen[1]. Danach konnte etwas nach der Philosophie wahr sein, was der Glaube, der als unfehlbar galt, als falsch hinstellte. Für jene Reaktion der Vernunfterkenntnis, welche wir eben berührt haben, mußte diese Entdeckung überaus trostvoll sein. Man fühlte sich fromm und durfte dabei denken, wie man wollte.

Auch hier konnte eine Reaktion nicht ausbleiben. Sie erstrebte das unmögliche Ziel, Glauben und Wissen zu einem einzigen System zusammenzuschweißen.

So schwebte das Problem des Verhältnisses des Wissens zum Glauben zwischen zwei Extremen, welche eine größere Anziehungskraft übten als eine vermittelnde, gemäßigte Lösung. Der Glaube ward entweder in Gegensatz zum Wissen gestellt, man glaubte schwarz und wußte weiß; oder Glaube und Wissen verquickten sich zu einem wunderlichen Zwitterding: man kettete die Glaubensgewißheit oder doch eine Art religiöses Gefühl und die wissenschaftliche Erkenntnis aneinander, nicht in den Resultaten, wie es eine einheitliche Weltanschauung fordert, sondern in der methodischen Forschung, im Aufbau des Systems.

Beide Anschauungen enthielten folgenschwere Verirrungen, welche die Klärung des Begriffs der Wissenschaft und der Philosophie vorerst unmöglich machten.

Durch die Annahme einer doppelten Wahrheit im Sinne der Averroisten kam nicht bloß die organische Einheit des glaubenden und

[1] Daß die Averroisten des Mittelalters, deren Werke und sogar deren Namen bisher wenig bekannt sind, die doppelte Wahrheit lehrten, folgt aus einem gegen sie im Jahre 1277 vom Bischof Stephan von Paris gerichteten Dekret (vgl. Denifle, Chartularium Univ. Paris. I 543). Genannt sind hier Siger von Brabant und Boetius der Dazier. Daß Ägidius Colonna diese Lehre verteidigt habe, ist ganz unwahrscheinlich (vgl. Chartul. I 633 634).

wissenden Geistes in Auflösung, es wurde dadurch auch das ganze Erkenntnisleben des Menschen zu einer Komödie herabgewürdigt. Diese Theorie ist eine hohe Schule des Dilettantismus und der Heuchelei.

Die wohlgemeinte Verbindung des geoffenbarten und natürlichen Wissens im System einer einzigen Wissenschaft verwischte dagegen die Grenzen des Natürlichen und Übernatürlichen; man fahndete begierig nach mystischen und allegorischen Verbindungslinien und legte Nacht über beide Gebiete. Wie war das so gekommen? Hatte denn die Renaissance keine Kräfte erzeugt, welche diese Irrtümer niederringen konnten?

Die Kräfte waren vorhanden, kamen aber nicht zur Geltung.

Die ganze philosophische Welt des 15. Jahrhunderts rief nach Erlösung. Es waren aber keine metaphysischen Abgründe, aus denen man sich heraufzuarbeiten bemühte. Man sehnte sich im Gegenteil nach metaphysischer Tiefe. Dieses Sehnen hatte die dunkle Theosophie eines Nikolaus von Cusa geschaffen und ließ am philosophischen Himmel Italiens als beherrschendes Sternbild die Seelenlehre aufgehen.

Selbständige Größen bot damals die lebensmüde Scholastik nicht; sie zerrieb ihre Kräfte in kleinen Gefechten und ließ die sieggewohnten Waffen ihrer unsterblichen Ahnen verrosten. Man krankte nicht an scholastischem Überfluß, es mangelte vielmehr an echter kernhafter Scholastik, an philosophischen Charakterköpfen.

Die tonangebenden Meister der Schule auf vielen Universitäten waren Terministen, d. h. zunächst Anhänger Okkams.

Daß wir nicht von Nominalisten sprechen, hat seinen guten Grund. Eine Nominalistenschule, die da die allgemeinen Begriffe einfach für Worte ausgegeben hätte, gab es im Mittelalter nicht[1].

Die Terministen entkleideten die allgemeinen Ideen jeder Art von Realität außerhalb des denkenden Geistes; sie waren ihnen Hilfsbegriffe, weiter nichts. Die Terministen leugneten aber nicht, daß die Wissenschaft das „Allgemeine“ zum Gegenstand habe; obwohl nun diesem Allgemeinen nach ihnen gar keine Wirklichkeit in den Einzeldingen entsprach, traten sie dennoch für eine Wissenschaft der Dinge ein, insofern der Geist eben diese selbständigen Dinge ihrer Ähnlichkeit wegen in einem allgemeinen Begriff zusammenfasse und mittels dieses Hilfsbegriffes systematisch aneinanderreihe.

---

[1] Nachgewiesen von De Wulf, Histoire de la philosophie médiévale 351—358. Vgl. Mercier, Critériologie générale 306 ff.

Endlich leugneten zwar Okkam und seine ersten Schüler in keiner Weise die Objektivität der Außenwelt; sie konnten aber von ihrem rein subjektiven Erkenntnisprinzip aus folgerichtig zu einem Gegenstand außerhalb des Geistes kaum vordringen.

Die späteren Terministen durchbrachen denn auch alsbald alle ihre Schranken. Ihnen wurde die Wissenschaft der Dinge zum Gespötte, die Wahrheit etwas rein Subjektives, und dadurch wurden auch sie zur Annahme einer januskköpfigen Wahrheit gedrängt[1].

Mit alledem löschten diese Philosophen zuletzt doch die objektive Welt für die Wissenschaft aus. Sie zogen eine Wissenschaft der Begriffe, ja der Worte groß, in welcher die Einzelerkenntnis der allgemeinen Wahrheit an Würde nicht nachstand. Die Metaphysik machte Sophismen und logischen Haarspaltereien Platz. Der in einen rein subjektiven Vorgang gebannte Geist wirtschaftete nicht mehr mit der Wahrheit wie mit einem anvertrauten Kapital, sondern begann mit ihr zu spielen als mit einer selbst erarbeiteten, leicht zu beschaffenden Rente. Er begann sich zu mißtrauen und sich geringzuschätzen und suchte für die maßgebendsten Erkenntnisse eine Unterkunft beim Glauben. Damit schwand nach und nach der vornehme Stolz der Vernunfterkenntnis, welcher die großen Aufgaben entzogen wurden. Statt tiefer Metaphysik hörte man spitzfindige Sophistik, während die wirklich tüchtigen Kräfte sich in Widerlegungen zersplitterten.

Deshalb rief man nach Metaphysik, nach großen wissenschaftlichen Zielen, nach philosophischer Tiefe.

Und die Renaissance war ganz gewiß stark genug, auf diesen Ruf eine kräftige Antwort zu geben.

[1] Man vergleiche dazu die antiterministischen Dekrete der Pariser Facultas artium vom 25. September 1339 und vom 29. Dezember 1340 (Denifle a. a. O. II, Nr 1023 1042, S. 485 f 505 f; sowie den Brief Klemens' VI. vom 20. Mai 1346: a. a. O. Nr 1125, S. 587 f); ferner die Akten in Bezug auf die Lehren des Nikolaus von Ultricinia a. a. O. Nr 1124, S. 576 f). Vgl. auch De Wulf a. a. O. 376–381. Vollständiger Subjektivist und ein allerdings etwas schüchterner Vertreter der doppelten Wahrheit war der Kardinal Petrus von Alliaco, Bischof von Cambray 1350–1420. Vgl. Salembier, Petrus de Alliaco (1886) 156–168.

(Schluß folgt.)

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Augustin Louis Cauchy.

(Schluß.)

III.

Schon die einfache Darlegung des äußeren Lebensganges Cauchys zeigt, daß er nicht nur ein großer Gelehrter, sondern ebensosehr und mehr noch ein edler Charakter war. Die unwandelbare Treue aber gegen seine Überzeugung, sein Opfermut und seine Festigkeit erweisen sich als ganz und gar getragen und durchdrungen von einer tiefen Religiosität.

Die Erziehung, welche Cauchy im elterlichen Hause genossen hatte, war eine durch und durch christliche und katholische, und Christ und Katholik blieb der große Gelehrte sein ganzes Leben hindurch. Aus der Zeit seiner ersten Kommunion — dieselbe fällt der Unsitte der Zeit gemäß erst in sein fünfzehntes Jahr — sind noch eine Reihe von Vorsätzen erhalten; in einem derselben macht er es sich zum Gesetz, nie auf sein Wissen sich etwas einzubilden, „die menschlichen Wissenschaften seien nichts im Vergleich mit der Wissenschaft des Heiles, und die Kenntnis von ihnen allen würde ohne jene keinen Wert haben". Die erste größere Probe hatte seine Festigkeit zu bestehen, als er auf der polytechnischen Schule unter so vielen jungen Leuten aller Art sich mitten in eine Flut von falschen Grundsätzen und schlechten Beispielen hineingestellt fand. Der junge Mann erwehrte sich ihrer namentlich durch ein offenes Bekenntnis seines Glaubens und seiner Frömmigkeit. Jeden Morgen und Abend kniete er vor seinem Bette nieder und verrichtete sein Gebet, wie er es in der Familie gelernt hatte. Seine Kameraden gewöhnten sich nach und nach an den Anblick, zumal da sonst Cauchys Frömmigkeit nichts Aufdringliches und Puritanisches an sich hatte und die geistige Überlegenheit des jungen Mannes den Spott verstummen ließ. Größere Gefahren als auf der polytechnischen Schule erwarteten ihn als Ingenieur in Cherbourg. Man weiß, daß der französische Student und angehende junge Mann zwar nicht, wie der deutsche, seine Jugend im Dienste des Bakchus genießen will, aber dafür vielfach einer andern noch gefährlicheren Gottheit huldigt. Cauchy hielt sich in dieser Beziehung rein. Während seine Kameraden, wie Bertrand meint versichern zu können, „ohne Strupel und ohne Gewissensbisse" ihren Ver-

gnügungen nachgingen, suchte er seine Erholung in Spaziergängen und im Verkehr mit einigen guten Familien.

Natürlich blieben dem jugendlichen Ingenieur Tadel und Neckereien nicht erspart. Sogar bei seinen Eltern in Paris verklagte man ihn; die Religion, hieß es, verdrehe ihm den Kopf, er verliere sich in Übertreibungen. Cauchy mußte sich verteidigen; der Brief, in welchem er es tat, ist zu bezeichnend, als daß wir ihn trotz seiner Länge hier nicht ziemlich vollständig wiedergeben sollten.

„Liebe Mutter", schrieb er im November 1810, „ich danke Dir sehr, daß Du mir alles mitteilst, was man von mir in Paris Gutes oder Schlimmes sagt. Ich sehe darin einen Beweis Deines Interesses für mich und werde einen solchen immer darin sehen. Aber um Dich besser in stand zu setzen, mir zu raten und zu beurteilen, ob die Vorwürfe, die man mir machen konnte, oder welche Du in Zukunft vielleicht hören wirst, begründet sind oder nicht, lege ich Dir mein Verhalten dar."

Er verbreitet sich dann über die gesellschaftlichen Beziehungen, welche er in Cherbourg unterhält. Er verkehrt zunächst natürlich mit den Familien seiner Vorgesetzten, außerdem mit einigen Personen, die ihn durch ihren Rat oder ihre Kenntnisse unterstützen können. Unter den gesellschaftlichen Vereinigungen der Stadt gibt es einige, in denen man die Religion in Ehren hält, und andere, in denen man nur Unterhaltung sucht. Vier oder fünf Gesellschaften der ersten Art pflegt er zu besuchen; seinen Verkehr weiter auszudehnen ist ihm unmöglich aus Mangel an Zeit, ihn mehr einzuschränken untunlich aus Anstandsrücksichten.

„Es mag nun sein, daß einige von den Familien, mit denen ich trotz ihrer verbindlichen Einladung aus Mangel an Zeit oder weil es mir nicht paßt, keine Beziehung unterhalte, das sonderbar gefunden haben. Daß sie die Schuld auf meine religiösen Grundsätze schieben, mag ebenfalls sein. Aber immerhin benehmen diese Personen sich freundschaftlich gegen mich, wenn ich sie treffe, und um sie nicht zu stoßen, werde ich ihnen ein- oder zweimal im Jahr einen Anstandsbesuch machen. Im übrigen glaube ich, die Personen, mit denen ich verkehre, sind bereit, mich auf alles aufmerksam zu machen, was mich bei andern in schlechtes Licht stellen könnte. . . .

„Aber Du sagst, man erhebe gegen mich Anklagen, von denen man mir keine Mitteilung gemacht habe. Sehen wir also, von welcher Seite diese Vorwürfe kommen, welche Bedeutung sie haben, ob sie begründet sind.

„Man sagt, daß die Frömmigkeit mir noch den Kopf verdrehen werde. Aber wer sind denn diejenigen, die das sagen? Sicherlich nicht diejenigen, welche selbst viel Religion haben, denn diese haben mich nur ermutigt, an meiner Art und Weise festzuhalten, und alles, was mir Bezügliches gemeldet wurde, beweist mir nicht, daß sie mich tadeln. Höchstens hat vor einigen Tagen jemand aus der Gesellschaft . . . mir freundschaftlich bemerkt, die Religion verkehre mitunter jungen Leuten den Kopf. Ich plauderte mit diesem Jemand über die

Sache und bewies ihm, daß mein Kopf noch am rechten Ort stehe. Was die Leute angeht, die keine Religion haben, so bin ich entschlossen, mit ihnen über diesen Gegenstand nicht anzubinden, ich begnüge mich, ihnen zu antworten, wenn sie mich angreifen. So meinte z. B. M. nach meiner Ankunft in Cherbourg mir eines Tages bezüglich der religiösen Übungen sagen zu sollen, ich würde bald in Bezug auf alles das auf bessere Wege kommen. Ich antwortete, ohne aufgebracht zu werden, man könne auf bessere Wege nur kommen, wenn man auf schlimmen sei, und fragte ihn, was er Schlimmes in meiner Aufführung finde. Einer von den Anwesenden war meiner Ansicht und trat auf meine Seite. Nachdem einige Witzeleien ihm mißglückt waren, machte der Herr ein Ende, indem er mir viel Höflichkeiten sagte, und seither redet er nicht mehr mit mir über Religion. Augenblicklich läßt man mich mit diesem Gegenstand in Frieden und spricht mir nicht mehr davon, außer um mir zu raten, mich mehr und mehr in meinen religiösen Grundsätzen zu bestärken.

„Vielleicht ist es einem Philosophen eingefallen zu behaupten, die Religion werde mir den Kopf verdrehen, und ich wünsche mir aufrichtig Glück, daß in einem Land, wo soviel Neuigkeiten produziert werden und manche sich von morgens bis abends damit beschäftigen, böse Bemerkungen zu machen, man mir noch nicht andere Vorwürfe gemacht hat. Und was in der Religion wäre denn auch dazu angetan, den Kopf zu verdrehen? Vielleicht die Gegenwart beim Gottesdienst, die Erfüllung der Christenpflichten, der Empfang der Sakramente einigemal im Jahre? Ich glaube nicht, und ich bin Euch für nichts zu größerem Danke verpflichtet, als daß Ihr mich von früh auf zu diesen heiligen Übungen angehalten habt. Ich danke Euch, liebe Eltern, daß Ihr mir immer nur gute Ratschläge und gute Beispiele gegeben habt. Ich danke Gott, daß er mich von so christlichen Eltern geboren werden ließ und mir alle Mittel, ihm zu dienen, gegeben hat. Und wenn ich ihn um etwas zu bitten habe, so ist es dies, er möge den religiösen Sinn, den er mir gegeben hat, kräftigen, er möge mehr und mehr mein Herz von der Liebe der Geschöpfe losreißen, um es an sich allein zu fesseln, er möge nie erlauben, daß ich den Glauben, in dem ich erzogen wurde, verliere, mir meine Sünden verzeihen, mich mit seiner Gnade bereichern auf Erden, um mich dann mit Euch zur himmlischen Erbschaft in der Gesellschaft der Heiligen zuzulassen. Ich sehe in dem allem nichts, was mir den Kopf verdrehen könnte, im Gegenteil, wenn ich die heilige Gabe des Glaubens verlieren sollte, so bin ich der Ansicht, daß dann meine Seele, die nicht mehr wüßte, was sie fürchten und hoffen soll, unruhig und unsicher über die Existenz eines andern Lebens, ohne Ziel von einem Gegenstand ihrer Umgebung zum andern wandern würde, ohne Ruhe im Ausblick auf die Zukunft zu finden. Gerade diese Unruhe der Seele, diese Ungewißheit in den Ideen führt manchmal zum Ekel am Leben, und hat manchmal die Vernunft der Philosophen [1]

[1] „Philosophen" ist der damals gebräuchliche Ausdruck für die Anhänger Voltaires. Wenn damals ein Schuster oder Schneider die Sakramente nicht mehr empfing, so sagte man: er ist ein „Philosoph".

in dem Grade verwirrt, daß sie zum Selbstmord kamen. Beispiele, die nur zu neu noch sind, und besonders das traurige Ende M.s in Marseille könnten, wenn nötig, belegen, was ich sage. Es ist also lächerlich, zu sagen, die Religion könne jemand den Kopf verdrehen, und wenn man alle Narren ins Irrenhaus schickte, so würde man mehr Philosophen als Christen darin finden.

„. . . Ich habe mich lang bei diesem Gegenstand aufgehalten, und es ist wohl nützlicher für mich, an einer Abhandlung über Mathematik zu arbeiten, als mich über derartige Betrachtungen zu verbreiten. Aber ich wollte Euch beweisen, daß ich den Kopf nicht verloren habe. Wollt Ihr noch einen andern Beweis dafür, so liegt er darin, daß meine Liebe zu Euch unverändert ist, und daß ich, ganz so wie früher, von ganzem Herzen Euch umarme."

Den Gesinnungen, die der Zwanzigjährige hier ausspricht, ist Cauchy sein ganzes Leben lang treu geblieben. Er war stets der überzeugte Katholik, der aus seinen Überzeugungen kein Hehl machte. Vielleicht am klarsten zeigte er das in der Öffentlichkeit während des Sturmes, der seit 1843 gegen die Orden, vor allem die Gesellschaft Jesu, entbrannte und der 1845 mit der Schließung der französischen Jesuiten-Kollegien ein Ende nahm. Cauchy war den Jesuiten geneigt, er verkehrte in ihren Häusern zu Paris wie ein langjähriger Freund und brachte namentlich P. Ravignan großes Vertrauen entgegen. In zwei kleinen Schriften meinte er also seine Stimme zu ihren Gunsten erheben zu sollen.

„Als Katholik", sagt er in einer[1] derselben, „kann ich nicht gleichgültig bleiben gegen die Interessen der Religion, als Mathematiker kann ich nicht gleichgültig sein gegen die Interessen der Wissenschaft. Als Katholik kann ich nicht glauben, daß die Gesellschaft irgend ein Interesse daran hat, unter allen Ständen gerade jenen zu ächten, den das Evangelium als den vollkommensten ansieht. . . . Als Akademiker und Mathematiker kann ich nicht mit Gleichmut sehen, wie man unbegründete Vorurteile den bescheidenen und arbeitsamen Gelehrten in den Weg stellt, welche die Wissenschaft durch so viel kostbare Entdeckungen bereichert haben, und deren Arbeiten noch jeden Tag von unsern Akademien anerkannt und gekrönt werden."

Er führt dann den Gedanken aus, daß die verschiedenen religiösen Orden den verschiedenen Arten sozialer Not Abhilfe gewähren, die Barmherzige Schwester der Not der Armen, der Schulbruder dem Bedürfnis der verwahrlosten Jugend. Zu Gunsten seiner besondern Schützlinge macht er deren Verdienste um die Zivilisation geltend, indem er ein glänzendes Bild von der Tätigkeit der Gesellschaft Jesu in den Missionen, den Schulen,

[1] Considérations sur les ordres religieux, adressées aux amis des sciences. Lyon-Paris 1844. Vgl. Valson, Le baron Cauchy 116 ff.

der Wissenschaft entwirft. Es geziemt sich nicht, an diesem Orte bei demselben zu verweilen. Nur als Probe des Stiles sei eine Stelle aus dem Schluß der Verteidigungsrede mitgeteilt.

„Und nun, wie wäre es möglich, diese Männer zu verdammen und sie wie niedrige Verbrecher zu behandeln! Ihr wollt doch gewiß nicht als Feinde der Zivilisation und der Aufklärung diejenigen betrachten, welche soviel verschiedene Völker aufgeklärt und zivilisiert haben. Ihr wollt nicht als Feinde des Talentes und Genies die geschickten Erzieher ansehen, von denen Grotius und Heinrich IV. sagten, daß sie die andern an Wissenschaft und Tugend überträfen, diese hervorragenden Lehrmeister, die zu Schülern Corneille, Bossuet, Molière, Montesquieu und so viel andere hatten. Ihr betrachtet nicht als Feinde des Ruhmes unseres Vaterlandes Männer, welche die Condé, Villars, Molé, Lamoignon, Belzunce gebildet, nicht als Feinde der Wissenschaften die Lehrer eines Descartes, Cassini, Tournefort, diejenigen, deren Arbeiten oft mit Lob von Laplace, Lagrange, Delambre zitiert worden, diejenigen, die noch in unsern Tagen unter ihren Bewunderern und Freunden einen Ampère, Freycinet, Coriolis zählten. Ihr fordert gewiß nicht, daß man beim Neudruck der Werke von Laplace die Namen eines Gaubil und Boscovich auslasse; ihr fordert nicht, daß man aus den Lehrplänen des französischen Kollegs, der Sorbonne, der polytechnischen Schule die Diffraktion, entdeckt von dem Jesuiten Grimaldi, oder den Lehrsatz des Jesuiten Guldin, oder die Entdeckungen des Jesuiten Riccati entferne, dem die Republik Venedig für seine Verdienste um Italien eine goldene Denkmünze zuerkannte. Ihr werdet es ihnen nicht zum Verbrechen anrechnen, . . . den Gebrauch der Chinarinde verbreitet zu haben, die so bekannt war unter dem Namen Jesuitenpulver, noch die gelehrte Schrift verfaßt zu haben, die unter dem Namen ‚Das Jesuitenbuch' im Handgebrauch der englischen Marine war. Ihr seht auch nicht als Feind einer gesunden Moral ein Institut an, das Franz von Sales und Vinzenz von Paul so teuer war." . . .

„Wie also", ruft er in einer zweiten Schrift [1] aus, die sich unmittelbar an die Kammern wendet, „ihr habt mit lauter Stimme die Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Kultes, die Freiheit des Unterrichts ausgerufen, und ihr ächtet französische Bürger, welche sich die Übung der christlichen Tugenden zum Lebensberuf gewählt haben! Das Gesetz, das sie nicht anerkennen will, um ihnen seinen Schutz zu leihen, soll sie anerkennen, um sie zu verfolgen und ihr Gewissen zu martern. . . . Ihr fragt niemand, der sich dem öffentlichen Unterricht widmen will, ob er Anhänger des Wischnu, des Dalai Lama, des Mohammed ist oder nicht, ihr fragt ihn nicht einmal, ob er an Gott glaubt oder nicht. Aber ihr fragt ihn recht wohl, ob er Schüler des hl. Dominikus oder Ignatius ist, und wenn er das Unglück hat, nicht nur die Gebote, sondern auch die Räte des Evangeliums in Ausübung zu bringen, wenn er das Unglück hat, den

[1] Mémoire à consulter, adressé aux Membres des deux Chambres. Vgl. Valson a. a. O. 118.

Namen Bourdaloue, Porée, Lacordaire oder Ravignan zu führen, so zeigt ihr mit dem Finger auf ihn als auf einen Menschen, der dem Gesetz verdächtig ist, den es für unfähig erklärt, der Jugend Unterricht zu erteilen, er muß die Schmach auf sich nehmen, im Angesicht von ganz Frankreich sich diffamiert zu sehen."

Solche Worte beleuchten Cauchys Gesinnungen wohl in klarster Weise. Zum Überfluß findet sich außerdem in der ersten der eben genannten Schriften ein förmliches Glaubensbekenntnis[1].

„Ich bin Christ, d. h. ich glaube an die Gottheit Jesu Christi mit Tycho Brahe, Kopernikus, Descartes, Newton, Fermat, Leibniz, Pascal, Grimaldi, Euler, Guldin, Boscovich, Gerdil, mit allen großen Astronomen, mit allen großen Physikern, mit allen großen Mathematikern der vergangenen Jahrhunderte. Ich bin auch Katholik mit der Mehrzahl von ihnen, und wenn man mich um meine Gründe dafür fragte, so würde ich sie bereitwillig angeben. Man würde dann sehen, daß meine Überzeugungen nicht das Ergebnis von ererbten Vorurteilen, sondern die Frucht tiefgehender Untersuchung sind. Ich bin aufrichtiger Katholik, wie es Corneille, Racine, La Bruyère, Bossuet, Bourdaloue, Fénelon gewesen sind, wie es war und noch ist eine große Zahl der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit unter jenen, welche der exakten Wissenschaft, der Philosophie, der Literatur am meisten Ehre gemacht, unsere Akademie am meisten geziert haben. Ich teile die tiefen Überzeugungen, welche durch Wort, Handlungen, Schriften so viele Gelehrte ersten Ranges an den Tag gelegt haben, ein Ruffini, Hauy, Laënnec, Ampère, Pelletier, Freycinet, Coriolis; und wenn ich noch Lebende nicht nenne, um ihre Bescheidenheit zu schonen, so kann ich wenigstens sagen, daß ich mit Freude den ganzen Adel, die ganze Großmut des christlichen Glaubens in meinen erlauchten Freunden fand, dem Schöpfer der Kristallographie (Hauy), den Erfindern des Chinins und des Stethoskops (Pelletier und Laënnec), in dem berühmten Seefahrer an Bord der Urania und dem unsterblichen Schöpfer der dynamischen Elektrizität" (Freycinet und Ampère).

IV.

Der Gelehrte, der mit solchem Mannesmut in ungläubiger Umgebung seine christliche Überzeugung bekannte, hat derselben noch schöneren Ausdruck durch ein Leben nach den Grundsätzen des Christentums gegeben. Namentlich war die Übung der Nächstenliebe Cauchys Lieblingstugend; sein Leben war, wie eine Kette von wissenschaftlichen Entdeckungen, so namentlich seit seiner Rückkehr nach Frankreich auch eine ununterbrochene Reihe von Erweisen der Wohltätigkeit. Was er in dieser Beziehung, namentlich als eifriges Mitglied des 1833 gestifteten Vinzenzvereins, bei Armen und Kranken getan hat, entzieht sich im einzelnen näherer Kenntnis.

[1] Zitiert bei Valson a. a. O. 173.

Dagegen konnte es nicht verborgen bleiben und war allgemein bekannt, was Cauchy in einer andern Beziehung zum Wohl der Notleidenden geleistet hat. Er übte nämlich die Wohltätigkeit auch im großen Stil. Überall, wo es galt, die Kräfte vieler zu einem großen Werk der Nächstenliebe zu sammeln, wohltätige Vereine zu fördern, Hindernisse ihrer Tätigkeit aus dem Weg zu räumen, da fand man Cauchy nicht nur zur Mitwirkung bereit, sondern sehr oft war er es, von dem der erste Gedanke zu großen Unternehmungen ausging. Und hatte er einen Plan ausgedacht, um irgend einem wichtigen Bedürfnis zu begegnen, so scheute er auch die Opfer nicht, um ihn ins Werk zu setzen, und stellte seine Person wie seinen wissenschaftlichen Ruf in den Dienst der Nächstenliebe. So hatte sich z. B. seit 1826 der Verein des hl. Franz Regis gebildet, der sich die Ordnung von wilden Ehen und die Legitimierung der Kinder zum Ziele setzte. Viele Erfolge hatte der Verein aufzuweisen, allein ein großes Hindernis seiner Tätigkeit lag darin, daß es für die ärmeren Klassen zu umständlich und kostspielig war, sich die notwendigen staatlichen Aktenstücke zum Abschluß einer gültigen Ehe zu verschaffen. So hatte im Jahre 1845 der Verein von den 25 628 *Fr*, die er überhaupt verausgabte, nicht weniger als 10 638 einzig für die Kosten der offiziellen Dokumente ausgeben müssen. Cauchy fand ein Mittel, diesem Übelstand abzuhelfen. Er setzte eine Bittschrift auf, in welcher die Regierung um ein Gesetz gebeten wurde, welches unbemittelte Brautpaare von den bisherigen Taxen befreien sollte. Mit diesem Aktenstück in der Hand machte er dann die Runde bei den Mitgliedern der fünf französischen Akademien und bat seine gelehrten Mitakademiker, ihre Unterschrift unter dasselbe setzen zu wollen. Bedeckt mit 174 der angesehensten Namen Frankreichs, wurde dann die Bittschrift vom 23. Februar 1846 im Namen des französischen Instituts der Kammer vorgelegt, und Cauchy hatte die Freude, den Zweck derselben erreicht zu sehen [1].

Dasselbe Jahr 1846 ist traurig berühmt durch eine Hungersnot, die namentlich in Irland aufs schrecklichste sich geltend machte. Cauchy mochte sich dem Elend gegenüber nicht mit müßigen Klagen begnügen. Wiederum wollte er es mit einer Bittschrift versuchen, die diesmal an den Papst gerichtet sein sollte, um von dem gemeinsamen Vater aller

---

[1] Vgl. die Aktenstücke in Annales de la Charité. 2e Année 1846. Paris 1847, 129—138 383—391.

Christen ein Rundschreiben an die ganze Christenheit zu Gunsten Irlands zu erbitten. Wiederum also ließ er seine geliebten mathematischen Formeln ruhen und trug die Petition von Tür zu Tür zu seinen Kollegen vom Institut, zu den Mitgliedern der Kammer, kurz zu allen, die über einen irgend hervorragenden Namen verfügten. Es war ein anstrengender Rundgang, den er sich auferlegte, des Abends fühlte er sich fast erschöpft vor Müdigkeit von dem vielen und immer wiederholten Reden und Plaidieren bei den verschiedensten und mitunter recht anspruchsvollen Persönlichkeiten. Aber was lag seinem Eifer daran? Nach ein paar Tagen schon zählte er unter seiner Petition einige Hundert glänzender Namen. Gregor XVI. erließ sein Rundschreiben, und wiederum hatte sich gezeigt, daß ein berühmter Name unter Umständen ein größeres Kapital sein kann als der Besitz von Millionen.

Im Jahre 1843 war Cauchy Mitglied eines Geschworenengerichtes, in dessen Schoß sich lebhaft das Gefühl geltend machte, die Gefängnisse seien nicht, wie sie sein sollten, und verdürben den Verbrecher eher noch mehr, als daß sie ihn besserten. Man beschloß also, Vorschläge zur Abstellung der Übelstände an die Regierung zu richten, und Cauchy war es, der mit Ausarbeitung einer entsprechenden Denkschrift betraut wurde. Bereitwillig stellte der große Mathematiker seine Zeit und seine Fähigkeiten auch hier der guten Sache zur Verfügung. Von seiten Tocquevilles fanden seine Vorschläge Anerkennung.

Doch kein Werk der Nächstenliebe stand in Cauchys Schätzung höher als die Wirksamkeit zum Besten der Jugend, und keinem widmete er mehr Zeit und Aufopferung. So beteiligte er sich an dem Vereine zum Besten der kleinen Savoyarden, der diesen armen Kindern in ihrer Armut und Vereinsamung in der großen Weltstadt Unterstützung und Unterricht zukommen läßt und namentlich den Tag ihrer ersten Kommunion zu einem möglichst festlichen gestalten will. An der Seite eines Herzogs Mathieu de Montmorency, eines Grafen Alexis de Noailles konnte man in den Versammlungen des Vereins lange Zeit auch den berühmtesten Mathematiker Frankreichs sehen, wie er zu den Kindern sich herabließ und ihnen die ersten Wahrheiten des Katechismus erklärte.

Den ersten Platz im Herzen Cauchys durften natürlich diejenigen beanspruchen, die an den großen Lehranstalten von Paris seine Schüler waren. Ihnen stand seine Tür allzeit offen. So lange er ein öffentliches Lehramt bekleidete, versammelte er sie jede Woche einmal in seiner Wohnung

und stand ihnen mit Rat und Tat, soviel er vermochte, bei. Natürlich suchte er im Verkehr mit den jungen Leuten den Wirkungen des herrschenden Unglaubens entgegenzuwirken. Allein er wurde in dieser Beziehung nicht aufdringlich und wollte nicht, daß sie dem einflußreichen Professor zuliebe äußerlich eine Religiosität zur Schau trügen, von der sie im Herzen fern waren. Sein Einfluß machte sich mehr mittelbar geltend durch sein Beispiel oder durch eine gelegentliche Bemerkung zur rechten Zeit.

Man weiß, welche Zustände in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts an den höheren Schulen in Paris herrschten, als Viktor Cousin der Leiter des Universitätswesens war und das Bekenntnis zu seiner pantheistischen Philosophie in einem Grade forderte, daß die Schüler sich ängstlich vor dem Examen nach den neuesten Ansichten des allmächtigen Meisters erkundigten, um seine Huld durch unbotmäßige Überzeugungen nicht zu verscherzen. Demgegenüber konnte die Einwirkung eines einzelnen Lehrers auf vereinzelte Schüler nicht ins Gewicht fallen. Deshalb dachten Cauchy und mit ihm andere hervorragende Männer, der sog. Universität gegenüber eine Einrichtung ins Leben zu rufen, die es den katholischen Schülern ermögliche, auch die Antworten der christlichen Wissenschaft auf die Einreden kennen zu lernen, die ihnen von Staats wegen vorgetragen wurden. So kam es zur Gründung des sog. Institut catholique oder Cercle de Luxembourg. Jede Woche wurden in demselben vier Konferenzen für Rechtswissenschaft, fünf für Naturwissenschaften, eine für Literatur, eine für Kunst gehalten, und sehr tüchtige Kräfte ließen sich bereit finden, in denselben wichtige Fragen aus ihrem Gebiet zu besprechen. So z. B. der berühmte Diplomatiker Pardessus, der bekannte Ozanam, die Mathematiker Binet, Beudant, Coriolis, der Botaniker August Saint-Hilaire, der Arzt Récamier, der Kunsthistoriker Raoul Rochette und andere. Cauchy beteiligte sich an den Konferenzen mit großem Eifer. Er war anfangs Sekretär des Institut und Leiter des Komitees für die exakten Wissenschaften. Man besitzt von ihm noch manche Vorträge, die er im katholischen Institut gehalten hat.

Zwei Unternehmen religiösen Charakters sind ganz auf Cauchys Anregung zurückzuführen. Das eine derselben, ein Verein zur Förderung der Sonntagsruhe, führte den Titel: „Vereinigung für die Freiheit des Sonntags" — Association pour la liberté du dimanche. Was derselbe bezweckte und welche Seite dieses Zweckes in den Vordergund gerückt

wurde, läßt sich schon aus dieser Benennung abnehmen. Es sollte der Zwang gebrochen werden, der dem Arbeiter, Handwerker, Kaufmann die Notwendigkeit auferlegt, auch den Sonntag den materiellen Bestrebungen zu opfern, es sollte die Freiheit wieder erobert werden, den ersten Tag der Woche sich selbst, der Religion und einer vernünftigen Erholung zu widmen. Einige bedeutende Kaufleute hatte Cauchy für seinen Plan gewonnen, andere kleinere Händler waren deren Beispiel gefolgt, manche hatten sich verpflichtet, am Sonntag keine Einkäufe zu machen. In einer Versammlung am 11. März 1854 konnte Cauchy von Erfolgen seiner Bemühungen berichten. Doch scheiterten dieselben im großen und ganzen an einer leicht zu verstehenden Schwierigkeit. Keiner von den Kaufleuten wollte den Anfang mit der Schließung seines Geschäftes am Sonntag machen, so sehr auch alle gewünscht hätten, daß die allgemeine Sonntagsruhe eingeführt worden wäre. Während sie aber warteten, bis die Nachbarn mit gutem Beispiel vorangingen, verlief alles im Sande.

Mehr Glück hatte Cauchy mit einem andern großen Unternehmen, dem sog. Werk der Schulen des Orients, Oeuvre des Écoles d'Orient. Nach dem Krimkrieg blieb die Aufmerksamkeit von ganz Europa noch lange Zeit auf die Verhältnisse des Ostens gerichtet. Der Gedanke, etwas zu tun, um diese ehemals so blühenden und so tief christlichen Gegenden aus ihrem Elend und ihrer Erniedrigung zu erheben, war in vielen Herzen erwacht. Aber in welcher Weise sollte die Erhebung des Orients sich vollziehen, und in welcher Weise sollte man zu derselben mitwirken? Cauchy überzeugte sich bei wiederholtem Nachdenken, daß nur durch die Schule zu helfen sei, wie es übrigens schon von seiten der alten Jesuitenmissionäre ausgesprochen worden war. Allein riesenhafte Schwierigkeiten schienen der Ausführung eines solchen Planes im Wege zu stehen. Ein früherer französischer Konsul im Orient, Ed. Guys, den Cauchy um Rat fragte, veranschlagte die Kosten für Errichtung jeder Schule auf 20000 *Fr*; 20 Schulen sollten für das erste Jahr 400000, für jedes folgende 300000 *Fr* beanspruchen. Woher diese Summe zusammenbringen? Cauchy ließ sich nicht einschüchtern. Man begann Geld zu sammeln, man begann Schulen zu errichten, und es stellte sich bald heraus, daß Guys in seiner Rechnung einen wichtigen Faktor vergessen hatte, die Opferwilligkeit der Missionäre und Ordensschwestern. Es zeigte sich, daß man schon mit 1000—2000 *Fr* eine Schule eröffnen könne. Heute hat das Unternehmen der Orientschulen bedeutende Fort-

schritte gemacht. Daß aber der erste Gedanke dazu bei Cauchy entsprungen ist, wird durch das Zeugnis des P. Damas S. J., des Kardinal Lavigerie, des Bischofs Dupanloup verbürgt. Um die Tatsache unzweifelhaft festzustellen, ist es wichtig, solche Gewährsmänner anführen zu können. Denn Cauchy selbst redete von seinem charitativen Wirken nicht viel; nachdem die Sache in Gang gebracht war, trat er bescheiden in den Hintergrund zurück.

Die Schulen des Orients sollten unter den größeren Unternehmen, welche Cauchy zu Gunsten der Hilfsbedürftigen anregte, das letzte sein.

V.

Trotz seiner 67 Jahre hatte Cauchy in den ersten Monaten des Jahres 1857 noch in voller Geistesfrische sich seinen gelehrten Arbeiten gewidmet, als am 30. März der Tod seines nur wenig jüngeren Bruders Alexander ihm den Gedanken an sein eigenes Ende nahe legte. Der Schmerz über die Trennung war noch frisch, als im Mai 1857 ein leichtes Unwohlsein auch den großen Mathematiker zwang, das Krankenlager aufzusuchen. Den Ärzten flößte indes sein Zustand kein Bedenken ein. Sie rieten ihm, sich auf sein Landhaus in Sceaux bringen zu lassen, wo die milde Jahreszeit ihn bald herstellen werde. Allein schon nach einer Woche nahm am Himmelfahrtstag die Krankheit eine schlimme Wendung, und bald schien es sicher, daß die Hoffnung auf Wiedergenesung eine sehr geringe sei.

Cauchy nahm mit großer Ruhe und Ergebenheit in Gottes Willen das Bedenkliche seines Zustandes wahr, dessen ganze Gefahr er allerdings erst spät erkannte. Seine Gedanken wandten sich ganz der Ewigkeit zu. Daß er Gelehrter gewesen sei, mit glänzenden Forschungen die Wissenschaft bereichert habe, schien er vergessen zu haben. Kein Ausdruck der Freude über seine Entdeckungen oder die Aussicht auf einen unsterblichen Namen, kein Wort des Bedauerns über die Arbeiten und Pläne, die er unvollendet und unausgeführt hinterlassen mußte, kam über seine Lippen. Von allem, was irdisch war, beschäftigte nur noch ein Gegenstand aufs lebhafteste seine Gedanken, es waren das die Werke der Nächstenliebe, die er begonnen und noch nicht zu Ende geführt hatte, und für deren Zustandekommen sein Tod ein Hindernis bieten konnte. Namentlich kam ihm eine Niederlassung der Schulbrüder nicht aus dem Sinn, welche auf seine Anregung in Sceaux entstanden war, eine öffentliche Unterstützung aber noch nicht hatte erlangen können.

Über die Einzelheiten seiner letzten Tage sind wir durch den Bericht eines Augenzeugen, den Brief des Rektors des Jesuitenkollegs zu Vaugirard, P. Coué, an ein Mitglied seines Ordens, genau unterrichtet. Wir können das ganze lange Schreiben mit seiner Schilderung der Ergebenheit des Kranken und der rührenden Frömmigkeit, mit der er die Sakramente empfing, hier nicht wiedergeben. Einige Stellen werden genügen [1].

„Am Donnerstag, dem Fest der Himmelfahrt, gab Herr Cauchy, der seit zehn Tagen krank war, Grund zu ernster Besorgnis. P. Lefebvre wurde gerufen, ging denselben Tag noch nach Sceaux und hörte seine Beicht. Den Tag darauf ging ich selbst hin. Ich fand ihn in tiefem Schlaf, aus dem man ihn weckte, indem man ihm meinen Namen nannte. Er drückte mir aus, wie sehr mein Besuch ihn freue, sagte mir lächelnd und ruhig ein Wort von seiner Gesundheit, und sprach dann mit Lebhaftigkeit von der Berufung eines Schulbruders auf seine Kosten und von den Hindernissen, die der Munizipalrat bereite. Als ich Anstalt machte, ihn zu verlassen, versprach ich, am andern Tag die heilige Messe nach seiner Meinung zu lesen, und er bat mich um meinen Segen.

„Unterdessen hatte man zum Pfarrer geschickt, daß er ihm die Sterbesakramente reiche. Er war abwesend, sein Vikar ebenfalls. Ich hatte mich noch in einem Hause aufgehalten, in dem ich zwei Zöglinge gelassen hatte; man holte also mich, und ich kehrte mit der heiligen Wegzehrung und den heiligen Ölen zurück, welche ich in seinem Salon niedersetzte. Dann begab ich mich zu dem werten Kranken, der die Gefahr seines Zustandes nicht kannte. Als ich ihm sagte, ich käme, um vor meiner Rückkehr ihm einen großen Trost zu bringen, nämlich den, unsern Herrn empfangen zu können, antwortete er mir: ‚O sehr gern, aber vor allem will ich, daß die große Treppe, über welche Unser Herr kommen wird, mit all den schönsten Blumen des Gartens geziert werde.' . . .

„Am Abend besuchte ihn der Herr Pfarrer, der beim Abschied sagte, er werde Gott bitten, ihm die Gesundheit wiederzugeben, die für die Seinigen, die Armen, für alle Einwohner von Sceaux so kostbar sei. ‚Herr Pfarrer', antwortete der Kranke, ‚beten Sie vor allem für das Unternehmen mit den Schulbrüdern; die Menschen vergehen, die Werke bleiben.' Die Krankenschwester, die ihn pflegte, sagte ihm: ‚Sie haben Schmerzen, ich bete zu Gott, daß er Ihnen Erleichterung schicke.' Er antwortete: ‚O nein, ich leide nicht stark.' Bei seiner bewundernswerten Geduld, seinem friedlichen, unbefangenen, wohlwollenden Lächeln konnte man in der Tat glauben, er leide wenig.

„Samstag den 23. Mai schrieb mir seine Tochter, Mme de l'Escalopier: ‚Mein Vater hat bis 3 Uhr seine völlige Geistesklarheit bewahrt. Um 3½ Uhr sprach er die heiligen Namen Jesus, Maria, Joseph aus; zum erstenmal schien er die schwere Gefahr seines Zustandes zu bemerken. Um 4 Uhr gab er seine Seele

[1] Abgedruckt bei A. de Ponlevoy, Vie de Xavier de Ravignan de la Comp. de Jésus II[15], Paris 1900, 388—392.

in die Hände Gottes mit einer Ruhe zurück, daß wir über unser Unglück uns noch Täuschungen hingeben konnten, als es bereits eingetreten war.'

„Alle Welt ist überzeugt, daß der heiligmäßige Mann geraden Weges in den Himmel gegangen ist. In der Rue des Postes (Haus der Jesuiten in Paris) sagte man: ‚Der gute Herr Cauchy! Er wird in den Himmel eingetreten sein, wie er in unsere Zimmer kam, ohne anzuklopfen.'

„Am Montag, beim Leichenzug, war die ganze gelehrte und fromme Welt aus Paris gegenwärtig und zeigte sich gesammelt und ergriffen. Der Maire von Sceaux brachte mit einigen recht christlichen und tief empfundenen Worten viele Tränen zum Fließen. Ich habe arme Arbeiter, arme Frauen, arme Mädchen weinen sehen wie die Kinder an diesem Grab, in das ein Vater, Freund und Wohltäter hinabstieg."

Einige Sätze aus der erwähnten Leichenrede des Maires von Sceaux mögen den Schluß unserer Skizze bilden. Der Redner schildert die Tätigkeit des Verstorbenen in Sceaux und vervollständigt durch einige Züge das Bild, das wir oben von Cauchys Mildtätigkeit zu geben versuchten.

„Seitdem Cauchy seinen Wohnsitz inmitten dieser Bevölkerung genommen hatte, wurde sie, sozusagen, sein Adoptivkind und seine zweite Familie. Allen widmete er seine Sorgen, den einen materielle Unterstützung, den andern Aufmunterung, allen das Beispiel eines untadelhaften Wandels, guten und wertvollen Rat, und vor allem Belehrung, welche die Größe unserer künftigen Bestimmung begreiflich machte.

„Die Greise und Kinder und alles, was Mitleid einflößen kann oder der Hilfe bedarf, waren vor allem der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit.

„Ohne Aufhören war er mit guten Werken beschäftigt, gewöhnlich mit mehreren zu gleicher Zeit, und wenn er sein Ziel erreicht, so war es ihm doch nicht möglich zu ruhen, sondern der unermüdliche Eifer seiner Nächstenliebe machte ihn erfinderisch für neue Gelegenheiten, ihn von neuem zu üben.

„Fast alle Tage, mitunter mehrmals im Tage, empfing ich Besuche von ihm; sie dauerten nur kurze Zeit und vermieden unnütze Redensarten, denn die Zeit war kostbar für einen Mann, der einen so würdigen Gebrauch von ihr machte. Bald hatte er mir einen armen Kranken zu empfehlen, bald ein Waisenkind, bald eine Person, die Anstellung in einer passenden Haushaltung suchte, oder einen jungen Soldaten, der die Stütze seiner Familie war und ihr zurückgegeben werden sollte. Ich bewunderte diese unablässige Tätigkeit, diese Ausdauer des Eifers, der sich nie abschrecken ließ. . . .

„Der Jugend die Wohltat des Unterrichts und besonders einer sittlich-religiösen Erziehung zu vermitteln, war nach Cauchys Ansicht der größte Dienst, den man der Gesellschaft leisten kann, und so war ihm nichts zu schwer, um hier Erfolge zu erzielen. Nachdenken, Schritte bei den Behörden, ermüdende Gänge, Geld, kurz alles kam zur Anwendung; immer voran, nie vor Schwierigkeiten zurückweichend, ging er wie ein wahrer Apostel seinen Weg, der ihn zum ersehnten

Ziel, der sittlichen Hebung seiner Mitmenschen, führen sollte. So verdankt diese Gemeinde ihm die Niederlassung der Schwestern vom hl. Andreas, den Vinzenzverein, einen Verein zum Schutz der jungen Leute, die Einführung der Schulbrüder, als freier Schule. Er hatte mit letzterem Unternehmen noch Größeres vor und hätte er einige Tage länger gelebt, so würde er vielleicht sein Lieblingswerk vollendet gesehen haben. Er dachte beständig daran, besonders in seinen letzten Tagen. Um den Erfolg zu sichern, hatte er große Geldopfer gebracht, und als ich eines Tages mein Erstaunen darüber bezeigte, sagte er mir mit liebenswürdiger Naivität: ‚Erschrecken Sie nicht, das ist nur mein Gehalt; der Kaiser bezahlt, nicht ich.‘ ...

„Wenige Augenblicke vor seinem Tode, als beunruhigende Symptome dessen Nähe schon ankündigten, unterhielt er sich noch mit dem Herrn Pfarrer, als ob er in voller Gesundheit stände. Er war noch beständig mit den Anliegen unserer Gemeinde beschäftigt, machte neue Pläne und Empfehlungen, die, wie er sagte, man mir notwendig übermitteln solle. Da er sich stark aufregte, suchte der Herr Pfarrer ihn über den Gegenstand zu beruhigen, der ihn so stark in Anspruch nahm, und bat ihn also, sich nicht aufzuregen, um so die Wirkung der Gebete nicht zu beeinträchtigen, die in seiner Absicht bei einer gottesdienstlichen Feier veranstaltet wurden. Da unterbrach er ihn mit den Worten: ‚Herr Pfarrer, die Menschen vergehen, die Werke bleiben bestehen, beten Sie für das Unternehmen.‘“

Ein einfacher Gedenkstein auf dem Friedhof von Sceaux deckt Cauchys Grab. Beatus qui intelligit super egenum et pauperem liest man auf demselben. **C. A. Kneller** S. J.

Vier neue, illustrierte Romane.

1. Gegen Ende des verflossenen Jahres erschien[1] die erste Romanreihe der „Deutschen Literatur-Gesellschaft“. Eröffnet wurde sie durch W. von Etensteens „Friede den Hütten“. Da diese Arbeit von der genannten Gesellschaft mit dem ersten Preis gekrönt wurde, darf man etwas Hervorragendes erwarten. Sie befaßt sich mit der Lösung einer sozialen Frage.

Ernst von Hellinghoff, der früh verwaiste Sproß eines alten Adelsgeschlechtes, hat „auf der Hochschule mehr der Form als des Studiums halber einige Jahre mit halbem Interesse die philosophische Fakultät besucht“ und dann „sein Leben auf Reisen und im hastenden Genuß der Großstädte vergeudet“. Er kann sich das erlauben; denn im Neckartal besitzt er ein Schloß mit einem großen Eisenhammer und ausgedehnten Waldungen und Ländereien, das reiche Erbe seiner Tante, bei

[1] München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

der „er als Knabe so manche Freuden und glückliche Tage verlebt“ hat. „Ein hehres, großes Arbeitsfeld hat ihm also das Schicksal angewiesen, eine Aufgabe, um ein ganzes Leben auszufüllen“, aber „kaum zwei, drei Tage ist er im Lauf der Jahre zuweilen hingereist, nur um gelangweilt die Berichte seiner Beamten und Diener entgegenzunehmen“, sonst „hat er in den Tag hinein gelebt, bemüht mit mehr oder minder kavaliermäßigem Anstand das zu verausgaben, was ihm in so verschwenderischem Maße zur Verfügung steht, aber ohne sich je glücklich und wahrhaft zufrieden zu fühlen“. Und doch „hält er die Wünschelrute zur inneren Zufriedenheit in der Hand“, nur „weiß er sie nicht zu schwingen“.

Da trifft ihn ein Schlag, der ihn aus dem „Strudel des inhaltlosen Genußlebens“ herausreißt. „Leutnant Lubinsky rühmt sich der Gunst der Dichterin Eurikion in burschikoser Weise“, Hellinghoff „tritt für sie ein und schlägt ihm in schneller, entrüsteter Anwandlung das Glas aus der Hand“. Die Folge ist ein Zweikampf auf Pistolen, der nahe bei Schloß Geierstein ausgefochten wird. Ernst wird schwer verwundet und in ein freundliches Bauernhaus von Buchenfelden gebracht. Besitzer desselben ist sein Jugendgespiele Johann Frei, „Landmann aus freier Wahl“; die Leitung einer großen Spinnerei hat er nämlich niedergelegt, weil er durch Krankheitsfälle in der Familie und darauffolgenden Landaufenthalt erkannt hat, „daß man Gott viel leichter findet, wo kein unrastiges Leben und Treiben die Sinne von höheren Zielen ablenkt“. „Der erhebende Gedanke erfaßte uns — erzählt er — nicht über, sondern mitten unter den Brüdern zu stehen, zu arbeiten und zu kämpfen.“ „Fern vom Getriebe der Welt“ bestellt er nun selbst seinen Acker und ist dabei glücklich. Überdies „spielt er sich als Menschenbeglücker auf“, „er liebt es, den Bauern zu zeigen und zu beweisen, daß ihm jede ihrer Arbeiten lieb ist, daß er sie schön, erhebend und ehrenvoll findet“. Mit seiner Frau Maria und dem Pfarrer sucht er den Dorfbewohnern höhere Bildung und vor allem Sinn für „den Segen der Scholle“ beizubringen. „Damit kein Fremdenzuzug das Dorf entweihe, kauft er alles Land ringsum an.“ — Im „Hauslazarett“ Freis wird Hellinghoff von der Nählene, dem bildungsfähigsten Mädchen des Ortes, sorglich gepflegt und ist in einigen Wochen geheilt. Die „stille, sonnige Häuslichkeit“ und die volksbeglückenden Bestrebungen seines Freundes, das frohe und sinnige Wesen seiner Pflegerin, die schlichte Frömmigkeit des Volkes und die Annehmlichkeit des Landlebens wirken mächtig auf ihn, so daß er allmählich zu einer tieferen Lebensauffassung gelangt. „Zum erstenmal seit undenkbarer Zeit“ besucht er wieder die Kirche; er erkennt, „daß er unrecht tue, die schöne ererbte Besitzung im Neckartal zu vernachlässigen und deren „Revenuen im Genuß der Großstadt zu verjubeln“. Doch die völlige Umkehr wird noch aufgehalten.

Schwartzmann, ein „Industrieritter schlimmster Sorte“, beabsichtigt, seine zerrütteten Geldverhältnisse durch Errichtung eines großartigen „Fremdenheims zur Sommerfrische für die feine Welt“ aufzubessern. Um Attienare für sein Unternehmen zu gewinnen, veranstaltet er ein glänzendes Sommerfest auf Schloß Geierstein. Vor allen hat er es auf Hellinghoff abgesehen. Darum führt er seine Gäste nach Buchenfelden, um ihn „im Triumphzug zu Diner, Theater und Tanz mitzunehmen“ und so dem Einfluß Freis zu entziehen. Es gelingt auch, ihn von der Erntefeier weg zur Mitfahrt in dem bereit stehenden Wagen zu bewegen; der Lene aber ist's, „als gingen die rollenden Räder über ihr Herz“. — Auf dem Schloß „verlebt Ernst ein paar seichte Tage“, doch kann er sich trotz mancherlei schlau berechneter Einwirkungen nicht entschließen, „seine Hand zu einer Sache zu bieten,

die Frei in seinem Wirken schädigen" muß. „Als er in die alten Kreise zurückkehrt, geht der Hauch von innerem Frieden verloren, den er in der einfachen, schlichten Häuslichkeit seines Freundes verspürt hat." In das alte Treiben findet er sich nicht mehr hinein, „das Leben der Großstadt widert ihn an". „Ist das Tierische im Menschen das, was das Leben ausfüllen muß", fragt er sich, „oder liegt die menschliche Größe in der Unterwerfung der tierischen Persönlichkeit unter die Gesetze, die Vernunft und ein höherer Wille gebieten?" Keiner ist da, der ihm Antwort gibt. — Um weiteren Belästigungen Schwartzmanns zu entgehen, reist er nach Helgoland. Im Angesichte der „unendlichen Fläche des Meeres senkt sich eine Ahnung der Unendlichkeit in seine Seele, ein Hauch von Frieden streift ihn, eine große Ruhe zieht in sein Herz; da wächst ihm die Freude am Leben und erfüllt ihn ein wohliges Gefühl der Kraft. Nur wenn er hie und da vor dem Niederlegen noch eine Zigarre in den kühlen Dämmer hinausraucht, dann beschleicht ihn etwas wie Sehnsucht und Verlassenheit". Der Genuß wird ihm jedoch durch das Erscheinen der redseligen Familie Wolhagen gestört, die ihm die neuesten Münchener „Nachrichten auftischen". Da „grinst ihn die Unruhe, der er entflohen, wieder mit dem müden Antlitz an, das ihm die frohen Gedanken trübt". Er eilt fort zur eigenen Scholle. — Am Hamburger Hafen glaubt er die Stimmen Schwartzmanns und Lassows zu vernehmen; doch er gewahrt nur einen Geistlichen mit glattrasiertem Gesicht und einen Herrn in langem, blondem Dichterhaar mit einer Dame am Arme. Sie waren in der Tat die Hochstapler, welche „die Loewenich um ihr halbes Vermögen gebracht" und durch den „Schwindel mit der Kolonie Noblesse viele in miserabelster Weise geschädigt haben" und nun einem fremden Erdteile zusegeln. Hellinghoff aber glaubt „am hellen Tag Gespenster zu hören", er muß „hypernervös" sein. „Fester denn je reift daher der Entschluß in ihm, zu arbeiten und in der Arbeit Gesundheit zu suchen."

Unerkannt in die Heimat gelangt, überzeugt er sich persönlich von der üblen Lage und bittern Stimmung seiner verhetzten Arbeiter. Nun „erfaßt ihn der Ehrgeiz, nicht mehr für sich allein, sondern auch für andere zu leben". Trotz des Widerstandes, den er bei dem arbeiterfeindlichen Direktor Wandel findet, setzt er mit Hilfe des Pfarrers Lehmann seine Verbesserungspläne durch: die Arbeitszeit wird gekürzt, der Lohn erhöht, Kirche und Spital werden erbaut und eine saubere Arbeiterkolonie errichtet. Anfangs stößt er vielfach auf Mißtrauen, als aber die sozialdemokratischen Führer mit der Parteikasse durchbrennen und er den Verlust doppelt ersetzt, gewinnt er alle Herzen. Er selbst aber „fühlt die tiefe Wahrheit sich an ihm erfüllen, daß in der werktätigen Liebe allein Befriedigung und selbstloses Glück liegen".

In einsamen Abendstunden ist es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er einer gleichgesinnten Lebensgefährtin bedarf. Die adelsstolzen Komtessen Flemming passen natürlich nicht für den „Arbeiter mit dem Adelsprädikat und den Allüren eines Plebejers". Auch Hella Wandel, „die frisch erblüte Mädchenblume, die sich fürchtet vor den finstern Blicken der Arbeiter und nicht in die Häuser des Elends zu gehen vermag, um Kranke zu besuchen und Verzweifelte aufzurichten", kann ihm nicht helfen bei der schweren Aufgabe, die er sich gestellt hat. Er bedarf einer willensstarken Frau, die „eins ist mit ihm in Fühlen und Denken, die alle Freuden (!) und Ärgernisse (!) treu mit ihm teilen mag und nicht davor zurückschreckt, mit freundlichem Zuspruch in die Hütten zu treten". Er, der „bisher mit dem hehrsten aller Gefühle nur getändelt", fühlt in sich eine wahre Liebe zu der „jungen, duftigen

Lene" aufkeimen, über die sich „der feine, veredelnde Hauch der Bildung" gelegt hat und die unter der Hand Marias zu einer Salondame herangereift ist. Eine Lungenentzündung, in der er seine ehemalige Pflegerin vermißt, bringt seinen Entschluß zur Reife. Auch der Lene „hat sich das süße Wunder der Liebe schon erschlossen". „Dann kommt der Prinz mit dem Federbusch — Und holt die Prinzessin: husch, husch, husch!" – Frei sieht seine Bestrebungen durch den Fremdenzudrang vereitelt; daher läßt er sich leicht bewegen, die Verwaltung der Ländereien Hellinghoffs zu übernehmen. So ist für Ackerbau und Gewerbe gesorgt. Im Verein mit Lene bringt Hellinghoff „Friede den Hütten".

„Das wahre Glück des Einzelnen und der Gesamtheit wird durch liebevolle Annäherung und gemeinsame Arbeit der Höheren und Niederen errungen". Das ist der wertvolle Grundgedanke des Romans. Damit wird die Rückkehr aus der Welt der Überkultur zu einem stillen, arbeitsamen Leben gepredigt, die Pflichten der Reichen gegen die Armen betont, der Segen der Arbeit und das Glück der christlichen Liebestätigkeit gefeiert. Das ehrliche und im ganzen glückliche Streben, eine so bedeutsame Frage zu lösen, verdient alle Anerkennung. Daneben werden noch manche Gebiete des sozialen Lebens berührt: Die Notwendigkeit eines friedlichen Nebeneinandergehens von Ackerbau und Gewerbe, der Abkehr von der Umsturzpartei, der materiellen und geistigen Hebung des Arbeiterstandes wird betont; der Duellunfug und das Treiben gewissenloser Hochstapler werden gebrandmarkt, die Geschmacksverirrungen in der heutigen Kunst gegeißelt und die Standesvorurteile der höheren Kreise maßvoll bekämpft. All diese gesunden Tendenzen, die sich nicht ungebührlich aufdrängen, gruppieren sich kunstvoll um das Hauptproblem und werden mit ihm durch Einreihung in die Entwicklungsgeschichte des Helden einheitlich verwoben. Die wichtigeren Personen sind zwar richtig beobachtet, doch eher typisch als individuell gehalten; wegen der schroffen Gegensätze tritt das um so mehr hervor. Besser gelungen sind einige ganz nebensächliche Figuren wie der Jörgl, Kätchen Wandel, die „angejahrte Rentiere Welser" usw. In der Darstellung wechseln Erzählungen, Beschreibungen, Wechselgespräche, Reflexionen recht glücklich ab. An dem „poetischen Zauber" des Enrikonischen Märchens ist jedoch wenig zu zerstören. Das Kunstmittel des Gegensatzes ist ausgiebig verwendet. Angenehm berührt die ungezwungene Einflechtung einer eigentlich katholischen Lebensäußerung (S. 101). Die Beschreibung des Hüttenwerkes, der Besuch bei Flemmings und die Liebesgeschichte Hellas gehören zu den besten Abschnitten; der zweite Teil überhaupt steht viel höher als der erste. Die Handlung und besonders der Entwicklungsgang Lenes leiden an einigen Unwahrscheinlichkeiten, doch soll das kein großer Vorwurf sein. Ob aber die Verfasserin in der Erfindung glücklich gewesen? Nicht weniger als drei Krankheiten hat sie notwendig: eine, um Frei zum Bauern zu machen und so eine passende Unterkunft für den verwundeten Adligen zu bekommen, eine zweite, um Hellinghoff zu einer ernsten Lebensauffassung, eine dritte, um ihn zum Heiraten zu bringen. Für die doch höchst einfach verlaufende Handlung scheint uns das etwas viel. Ferner scheitert Frei, wie zu erwarten ist, mit seinen altfränkischen Bestrebungen. Doch das ist nicht schlimm; denn er findet schon ein Plätzchen

bei Hellinghoff, der gerade einen solchen Mann für seine Güter braucht. Anstatt seine unhaltbaren Pläne aufzugeben und den unabwendbaren Fremdenandrang in die rechten Bahnen zu leiten, weicht er bei der ersten Schwierigkeit, und so bleibt diese Frage ungelöst. Die unsägliche Erbärmlichkeit der fast gesamten Umgebung Hellinghoffs ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch unzweckmäßig für die psychologische Entwicklung des Helden. Nimmt man noch das Schematische der meisten Charaktere hinzu, so muß man sagen, die Anlage des Romans ist künstlich, aber wenig künstlerisch. In der Darstellung ist viel Konvention und Unnatur. Der einfache und ungezierte Erzählungston ist selten, in Ausdruck und Satzbau finden sich viele Verstöße gegen den geläuterten Geschmack [1]. Die Sprache ist im Banne der Phrase und des Fremdwortes.

Da es nach Art der Neueren nicht so sehr auf die Erzählung als auf die Lösung zeitgemäßer Fragen abgesehen ist, so wird auf den Reiz der Spannung fast gänzlich verzichtet. Trotzdem aber wird das Buch wegen seines gesunden Geistes und seiner christlichen Weltanschauung seine Leserwelt finden.

2. Paul Keller hat mit seinem Ich-Roman „Waldwinter" die Hoffnungen, die er durch „Gold und Myrrhe" erweckt hatte, glänzend erfüllt und seinen schriftstellerischen Ruf für immer gesichert. Der Stoff ist an und für sich nicht bedeutend; aber erhält er schon durch die Versetzung in die Gegenwart und das Hineinspielen eines jüngst vergangenen Ereignisses eine größere Anziehung, so wird er durch die Eigenart der Verwicklung und die Meisterschaft der Behandlung zu einem genußreichen Kunstwerk. Der ungewöhnliche Reiz des

[1] Auf eine Eigentümlichkeit insbesondere sei die Verfasserin noch aufmerksam gemacht. Wie Fürst Bismarck in seinen Schriften eine große Vorliebe für das Wort „hausbacken" zeigt, so hat auch sie einen Liebling, doch nicht einen so sonderbaren: sie hätschelt das schlichte Wörtchen „breit". „Weit und breit" ist ihr nicht nur jede Heerstraße, jede Hauptstraße, jede Fahrstraße beständig „breit", sondern auch die Chaussee, die gewöhnliche Straße, der Parkweg ist „breit". „Breit" sind der Graben, das Schlafgemach, die Haustür, die Glastür, die Balkone, die Fenstersimse, die Fensterflügel, die Steintreppe und die Treppenabsätze. Ist sonst noch etwas „breit"? Ja, auch der Läufer, die Schürze, der Strohhut, die Brust, die Schulter, das Kinn erfreuen sich des schmückenden Beiwortes „breit". Ist das Lachen nicht „sonnig", so ist es „breit", ist das Behagen nicht „wohlig", so ist es „breit" oder beides zugleich. Der „breitschultrige" Mann trägt den stets „breitrandigen" oder „breitgerandeten" Hut oder schwingt den „breiten" Strohhut. „Geranien und Fuchsien grüßten üppig vom breiten Balkone nieder"; „ein breitstirniger Bernhardiner schlug an"; „der Diener öffnete breit die Haustüre", „auch ‚breite Läufer dämpften den Schritt'", alles S. 210. Zuweilen erscheint das geklagte Wörtchen zweimal in demselben Satz. Der Pfarrer biegt mit „breiten Schritten auf die breite Hauptstraße ein"; „die Serviette hat er breit vorgesteckt"; „die Bauern stehen breitbeinig in der Kirche". „Breit liegt die Vorfrühlingssonne auf der Straße und der Hund dehnt sich breit in der Mittagssonne', während ‚vom breiten, rauschenden Zaun die Bauernhöfe herabeinladen."

Buches liegt nicht bloß in dem ausschmückenden Beiwerk, in dem der Humor vielfach zur Geltung kommt, sondern auch in dem Gang und der Lösung der Haupthandlung. Diese setzt nach einem etwas langen, aber köstlichen Vorspiel ein und wird in folgerichtiger Entwicklung und mit immer steigender Spannung zu Ende geführt. Die Mittel der Technik handhabt der Verfasser mit großem Geschick; er weiß wirksame Gegensätze ins Spiel zu setzen, heitere, komische und ergreifende Szenen geschmackvoll einzuflechten und Wechselgespräche aufzubauen, in denen Schlag auf Schlag folgt und die Personen, jede nach ihrer Art, mit der größten Natürlichkeit ihr Seelenleben wiedergeben. Zwischen Stoff und Form herrscht ein schönes Ebenmaß; die Sprache ist mannigfaltig und angemessen, lebhaft, fein und glänzend. Die Charaktere sind mit psychologischem Tiefblick geschaut, mit sicherer Hand entworfen und folgerichtig durchgeführt. Der treuherzige Baumann und der urwüchsige, aber kindlich gute Oberförster sind vorzüglich gelungene Figuren. Mit besonderer Liebe ist die geheimnisvolle, fast unheimliche Gestalt Mariannens gezeichnet, ihre Seelenkrankheit und allmähliche Gesundung sind ergreifend geschildert. Ingeborg besticht durch ihre liebenswürdige Einfalt, — eine Einfalt, die sie allerdings in etwas heikle Lagen bringt. Doch weiß der Verfasser recht wohl anzudeuten, was sein oder vielmehr was nicht sein sollte, und versteht es, gewandt und geschmeidig solche Verwicklungen zu lösen. Hätte er bei der pikanten Szene auf der Bergfahrt nur das gleiche Geschick bekundet! Der Ich-Held ist ein echtes Weltkind, leichtlebig und nach Genuß haschend, aber im Grunde doch nicht so übel; ihm gegenüber soll Waldhofer das Muster eines urvernünftigen Mannes sein. Anerkennung verdient die Kunst, uns alle Personen ohne Ausnahme, trotz ihrer Schwächen, wirklich sympathisch zu machen und der idyllartigen Erzählung die richtigen Farbentöne zu geben; über dem Ganzen liegt nämlich eine trauliche Winterstimmung und der Duft frischer Waldpoesie, in die düstere Sagen und laute Tagesereignisse nur leise wie aus weiter Ferne hineinzittern, während das uralte Lied von der Liebe Leid und Freud wehmütig das heimische Stilleben durchklingt.

Auffassung und Darstellung bewegen sich nicht in ausgetretenen Geleisen. Wie eigenartig ist z. B. folgendes Naturbild: „Der Herbst hatte dem Walde Wunden geschlagen, tausend und abertausend. Überall, wo sich ein Blattstiel vom Zweige gelöst hatte, war eine solche Wunde. Ein Zucken ging durch den königlichen Wald, und ein leises, mühselig unterdrücktes Wimmern zitterte von ihm herauf. — Da legte der allgütige Vater seinem schönen, kranken Kinde ein weiches, feuchtes Tüchlein auf die schmerzenden Glieder. Herbstnebel spann sich von Baum zu Baum, und durch seidenweiches Gewebe sickerten seine Wassertröpflein. Das tat dem Walde wohl, das kühlte sein Fieber, das würde ihm den Winterschlaf bringen und darauf die Heilung" (S. 84).

In einer herrlichen Schilderung zeigt er uns seine schlesische Heimat. Der Doktor und Marianne hatten zur Winterszeit einen Ausflug auf die Schneekoppe unternommen. „Hinter der einsam liegenden, großen deutschen Baude fanden wir eine Stelle, an welcher uns der Wind weniger erreichte. Dort schauten wir hinab ins Tal. — Das holde, wunderschöne Schlesierland lag vor uns in

jungfräulich weißem Brautgewande. Wie verstreute Myrtenzweiglein blitzte hie und da ein grüner Tannenast aus dem faltigen Kleide. Menschenhäuser lagen drunten wie schimmernde Perlen, und ein feiner Nebel flatterte über allem wie ein duftiger Schleier. Dazu sang im hohen Orgelton der Wind sein ewiges Lied, jetzt aufjauchzend und himmelstürmend in brausenden Tönen und dann wieder feierlich ernst in tiefen Akkorden, ganz so wie das keusche Mädchen sein Brautlied hört, das ihm Lust und Wehe verkündigt. — Und so standen wir einsamen, jungen Menschenkinder mitten in Eis und Schnee, und unser Blut war so heiß . . ." (S. 308).

Ein Muster moderner Erzählung, in der die Gedanken „in natürlicher Folge knapp und blank aneinandergereiht, die Einzelheiten scharf herausgearbeitet werden", ist der Bericht des Oberförsters: „Denken Sie sich eine Stelle weitab vom Dorfe. Kein Mensch kommt dorthin. Und es ist Nacht. Der Wind braust, und der Regen rinnt. Der Förster geht ganz allein. Da sieht er eine schwarze Gestalt. Ist's ein Baumstumpf oder ist's ein Mensch? Nein, es bewegt sich — es ist ein Mensch! — ‚Halt! Wer da?' — Und der Förster hebt seine Büchse. Der Mann erschrickt, er ist verloren. Langsam, Schritt für Schritt, immer die Kugel auf das Menschenwild gerichtet, geht der Forstmann näher. Da kracht ein Schuß — vornüber fällt der Förster — der Kumpan des Wilderers hat ihn von hinten erschossen. — Die Kerle stehen mit bleichen Gesichtern bei der Leiche — dann fassen sie an. — Einen Holzstoß räumen sie beiseite — und türmen ihn wieder auf über dem Toten. — Zu Hause warten Weib und Kind. — Nach langem, langem Suchen spürt ein Hund den Toten auf" (S. 96).

Neu und überraschend ist auch die Reflexion, die der Schriftsteller beim Taufgang[1] anstellt: „Dann ging's über den Friedhof. Die ganze tiefe Poesie des Dorfkirchhofs stieg vor mir auf. An den stillen Toten vorbei ging das junge Leben. Die Kleinen, die ihre Bahn begonnen, wußten nichts von denen, die schon am Ziele waren. Und wenn ein junges, strahlendes Brautpaar vorüberging nach der Kirche, das wußte noch viel weniger von einem so stillen Ende. — Ein Dorfkirchhof ist nicht so düster-schwermütig wie die weiten Totengärten der Großstädte. Jeden Sonntag geschmückte, fröhliche Kirchgänger und oft Hochzeit und Taufgang und schallende Hymnen aus der Kirche und jubelnde Osterprozessionen durch die Gräberreihen, das alles nimmt ihm die Starrheit. Ringsum lauter Bekannte, einstige Freunde, Verwandte, Genossen in Lust und Leid! Da ist's schließlich nicht so schwer, auch einmal hinunterzusteigen, als abseits der Großstadt auf dem großen, düstern Felde, auf dem nie mehr ein freudiger Laut klingt, über das nie mehr ein buntes Kleid flattert, bei den vielen fremden Menschen begraben zu sein" (S. 231 f).

Der Erzähler weiß auch über sein eigenes Mißgeschick mit feinem Humor zu scherzen. Es war zur Zeit, da die Liebe zu Ingeborg in ihm aufzukeimen

[1] Die Patenschaft S. 229 ist etwas sonderbar!

schien. In einer stürmischen Nacht konnte er keine Ruhe finden, seine Gedanken schweiften aus der Waldeinsamkeit immer wieder zu den Genüssen der Großstadt. „Ich zündete die Nachtkerze an, zog den Schlafrock an und ging in den Bankettsaal. Da fand ich neben der Lampe in einer kleinen Vase eine rote Rose. — Von Ingeborg! — Vergessen war die glänzende Großstadt, vergessen die ganze Welt. Ich griff nach der Rose mit zitternden Händen, ich erfreute mich an ihrem Dufte, — ich küßte sie endlich. O du holder Gast in der Einsamkeit, du goldener Bote von sonnigen Tagen, du süßer Bote der Liebe! — Ich sank in einen Stuhl und betrachtete immerfort die rote Rose. Woher hatte das schöne Kind um diese Zeit die freundliche Blume? Und warum schenkte sie mir die Rose? Ich schloß die Augen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Jetzt, in tiefer Nacht, in einem alten zerfallenen Bau, während draußen der Sturm heulte und der Regen peitschte, blühte mir eine Rose auf, und die Liebe kam — die erste, große, schöne, wirkliche Liebe meines Lebens.

„Gegen Morgen erst schlief ich ein und träumte von Ingeborg, bis ich erwachte. Als ich mich angekleidet hatte, erschien Baumann mit meinen Stiefeln. Er hüstelte verlegen und fragte dann: ‚Ha—haben der Herr Doktor die Rose schon gesehen?‘ — Ich war unangenehm berührt. ‚Allerdings! warum fragen Sie?‘ ‚Ich — ich war gestern in der Stadt, und da habe ich mir erlaubt, die Rose zu kaufen und Herrn Doktor zu verehren.‘ — Es war mir, als ob ich aus sieben Himmeln stürzte! Die Rose war von Baumann! Aber ich beherrschte mich und reichte dem Alten die Hand. ‚Lieber Freund, ich danke Ihnen herzlich! Sie glauben gar nicht, was Sie mir mit der Rose für eine große Freude bereitet haben!‘

„Baumann war ganz gerührt. ‚Ja — ja — ja, hab' ich wirklich?‘ stotterte er. ‚Gewiß haben Sie! Ich liebe die Rosen sehr. Das war wirklich mehr als hübsch von Ihnen, lieber Freund!‘ — Da traten dem guten Menschen die Tränen in die Augen.‘ ‚Ich — ich — ich, der Koffer ist fertig!‘ stotterte er, machte eine rasche Verneigung und verschwand.

„Na ja! Von Ingeborg war nun die Rose nicht, und es war vielleicht unnötig, lange zwei Stunden im Bankettsaal zu sitzen und mir das Baumannsche Präsent zu betrachten, etwas übereilt auch, daß ich die Rose so zärtlich geküßt hatte. Wenn das Baumann wüßte! Er weinte sich tot vor Rührung! Und doch, — was war er für ein guter Kerl!“ (S. 127 ff.)

Zum Schluß noch etwas von dem goldenen Oberförster! Am Tage vor Weihnachten war Bescherung der armen Kinder. Nach der Feier erstand der Oberförster den Christbaum, „stellte sich vor die strahlende Dorfjugend und hielt folgende Rede: ‚Liebe Kinder! Es ist heute heiliger Abend. Da ist der Herr Jesus geboren worden. Der Herr Lehrer hat euch das schon gesagt und auch, daß der Christbaum eigentlich an den Baum im Paradiese und an den Kreuzesbaum erinnern soll. Na ja, das ist alles richtig und sehr hübsch, aber der Christbaum soll uns noch an was anderes erinnern. Nämlich an was? Ja, wo is der Baum her? Aus dem Walde is er, und der Herr Baron hat ihn gestiftet und stiftet außerdem noch 30 Mark pro Weihnachtsfest. Da sollt ihr dankbar

sein und im Walde keinen Schaden machen, verstanden?! Keine Äste abbrechen, keine Blumen mit den Wurzeln ausreißen, keine Vögel ausnehmen, kein Wild scheu machen und in keine Schonung laufen! Vor allen Dingen aber kein Feuer machen! Der Deibel fährt euch in den Nacken, wenn ich einen erwische. So, das wollte ich euch blos hier beim Christbaum noch sagen, und nun räubert ihn.' — Halloh, nun ging's los. Vom Podium sprangen die Kinder, und alle umringten den Oberförster, jedes wollte ihm einmal die Hand geben. Er war mit allen zärtlich, natürlich in seiner rauhen Weise, und immer wieder griff er in seine Hosentasche, welche eine unergründliche Fundgrube von Nickelstücken zu sein schien" (S. 257 f).

„Es gibt selten etwas Gedrucktes, das man zweimal liest," sagt der Verfasser S. 7, „aber viel Geschriebenes, das man zehnmal liest. Die Tinte ist wahrer als die Druckerschwärze." Aber hier dürfte das Gedruckte das glückliche Los des Geschriebenen teilen. Man wird gern wieder zu diesem Buche zurückkehren, nicht weil die Druckerschwärze hier so wahr ist wie die Tinte, sondern weil sie von einem romantischen Hauche verklärt ist. „Auch unsere naturalistische Zeit lugt ja schon wieder von ihrer harten, scharfbelichteten Straße hinüber nach den dämmernden Wäldern der Romantik" (S. 446).

3. Als man vor Jahren sich von gewisser Seite berufen fühlte, über die katholische Belletristik oder vielmehr Roman- und Novellenliteratur zu Gericht zu sitzen, fanden nur zwei Schriftsteller irgendwie Gnade: A. Schott und Jos. Cüppers; aber auch diese standen noch mehr oder minder im Anfang, so daß sich über ihre weitere Entwicklung nicht viel vorhersagen ließ. Ob es den beiden gelungen ist, den gehegten Erwartungen oder Wünschen zu entsprechen, wissen wir nicht; jedenfalls haben sie rührig weiter gearbeitet und uns neue Gaben geboten. — A. Schott befaßt sich vornehmlich mit seinen Landsleuten, den Bewohnern des böhmisch-bayrischen Waldgebirges; in dem vorliegenden Werk, „Der Bauernkönig" betitelt, führt er uns den Bauernstand vor. Der Bauer spielt in der neuzeitlichen Literatur wieder eine gewisse Rolle. Pflegte man ihn zur Zeit B. Auerbachs als einen Ausbund aller Tugend, als den Vertreter echter Frömmigkeit und treuherziger Gesinnung zu schildern, so nähert man sich jetzt wieder der realistischen Darstellungsart J. Gotthelfs. Dabei liegt natürlich die Gefahr nahe, zu übertreiben und die Schattenseiten zu stark aufzutragen. Auch Schott ist ihr nicht ganz entgangen.

Des Kienhäuslers Alex will fort aus der Heimat! Gesagt ist's gleich, aber wie es einen ankommt, den es angeht! Da geht so ziemlich jeder um wie ein krankes Hühnchen, und jeder läßt den Kopf um ein Merkliches tiefer hängen. Da darf es dem Alex gar keiner für übel halten, wenn er düstern, schwermütigen Gedanken nachhängt. Aber warum will er denn fort? Er ist aufgewachsen mit der Liesel, des Gogls Pflegekind; sie haben gespielt, gegreint und gerauft miteinander. Im Laufe der Jahre ist aus dem Findling ein sauberes Dirnlein geworden; er hat Gefallen an ihr gefunden, sie ist ihm gut gewesen, und so hat er Tag und Nacht geträumt von einem kommenden Glück, dem nichts mehr zu vergleichen auf dieser Welt. Aber da hat des Reichenbauers Galli die Neigung der Liesel ge-

wonnen und ihr auch die Ehre geraubt. Zwar will er sie nicht allein in der Schand' sitzen lassen, aber in den Reichenhof kommt sie nie, das sagen die Alten all zwei. So haben die Reichenbauerleut' dem Alex jede Spur von Glück vernichtet; darum haßt er sie auch wie seine Todfeind'. Doch nun will er es versuchen, Haß und Liebe hinter sich zu lassen und beide zu vergessen mit der Zeit und unter fremden Leuten.

Weber, der Bauer vom Reichenhof, ist der Bürgermeister in Seetal. Schier wie ein Schloß nimmt sich das langgestreckte Wohnhaus mit dem Glockentürmchen aus. Breit und behäbig wie ein rechter Protz liegt der Hof am Gehänge in reizender Gegend. Schon der Vater hat da und dort ein Stücklein zugekauft, und wo immer ein Fretter und Notvogel verkaufen wollte oder mußte, da hat es der jetzige Bauer zu erwerben gewußt; denn ein feiner Vogel ist er allzeit gewesen, aber Ehrgefühl und Gewissen hat er wenig gehabt. So hat er auch den Dachsenhof unter den Hammer gebracht und ein bißel zu wohlfeil in die Hand gekriegt. Dem Hundertsten wär's zu schofel gewesen, aber er ist nun der größte Bauer der Gemeinde und der reichste Mann; denn auch Geld ist im Reichenhofe, Geld schier so viel wie Mist anderwärts. Geld aber macht heutzutage alles Krumme gerade. Damit gedenkt er auch den Fehltritt seines Buben zu begleichen; denn so ein Bettelflanken wie die Liesel kann doch nicht Bäuerin auf dem Reichenhof werden! Allweil hoch hinaus und den Großen herauskehren! Sein einziger Sohn soll bei der nächsten Wahl ins Abgeordnetenhaus kommen und dann eine reiche Frau auf den Hof bringen. Aber der Galli hält fest an seinem Liebchen und verspricht ihr die Heirat, und „wenn der einmal was sagt, dasselb' ist schon, als wenn es im Evangeli stünd'", meint die Liesel.

Der Gangerl aus dem Geschwend liegt mit seinen Eltern, die im Leibtumstübel wohnen, beständig im Streite; der Alte hat seine Eltern allweil schlecht behandelt, und jetzt wird's ihm heimgezahlt. Der Geschwendbauer wendet sich an den Bürgermeister um Hilfe. „Der Lump könnt zu was zu brauchen sein", denkt dieser und nimmt sich seiner an. Er rät ihm, den Alten den Eingang zur Kammer zu vermauern und die Stiege wegzureißen; denn im Vertrage sei nur von der Stube, aber nicht von Tür und Stiege die Rede. So würde er die Leute schon aus dem Haus bringen.

Der Galli ist in den Reichsrat gekommen, hat dort durch seine freimütigen Reden großes Aufsehen erregt und durch sein eifriges Eintreten für seinen Stand den Ehrentitel „Bauernkönig" erhalten. Nun sitzt er im Kreise seiner Wähler beim Freitrunk und erzählt aus der hohen Politik. Da weiß ihm der Gangerl, vom alten Reichenbauer gewonnen, den Verdacht beizubringen, seine Liesel habe sich mit dem Schmiedegesellen Mathes eingelassen. Anfangs will er's nicht glauben, doch gegen Abend schleicht er sich aus Haus des Gogl und findet dort wirklich seine Braut im Gespräch mit Mathes. In aufbrausendem Zorn sagt er sich von ihr los. Die unschuldige Liesel ist ganz unglücklich, und nur der Gedanke an ihr Kind hält sie vom Selbstmord zurück. Der Gogl will aufklären, aber der Galli ist schon in aller Frühe als ein Fuchswilder davongereist. Der alte Reichenbauer aber gibt dem Gangerl 50 Gulden für seine Lumperei und bringt auch die Liesel dazu, sich mit 5000 Gulden abfinden zu lassen.

Ist halt so eine eigene Sache, wenn einer einmal den leidigen Trotz Herr sein läßt über sich. Wo ihn der hinführt, dorthin muß er nach. Die Reden des Gangerl hat der Galli bestätigt gefunden, und ein Trotz und eine Wildheit hat

sich seiner bemächtigt, daß er schier nicht gewußt hat, wo aus und an damit. Gerade zum Trotze bandelt er mit Erna Erbach aus Wien an, macht ihr den Hof und wirbt schließlich um sie. Zwar kommen ihm dann und wann Bedenken, ob er dem Dirndl, der Liesel, doch nicht unrecht getan. Aber was nützt das? Er ist mit Erna versprochen, und er hält ihr sein Wort. — Noch einen andern Einfluß wirkt der Zorn wegen der Liesel und die Anbandelei mit der Erna auf ihn aus. Immer häufiger kommt er mit Erna zusammen und begleitet sie da und dorthin. Sollte sich das Leut seinetwegen von allen des Weges Gehenden anschauen und angaffen lassen? Das kleinste Geschau würde es nicht geben, wenn es, das Fräulein, am Arme des grobklotzigen Bauernlackels hinge. Das ist er ihr schon schuldig, daß er sein Äußeres ihren Verhältnissen anbequemt. So wird er ein Stadtherr vom Zylinder bis zu den Stiefelspitzen. — Der Galli führt Erna, „ein sakrisch feines Weiberl", auf den Reichenhof. „Ist denn das Leutel zur Arbeit?" fragt ihn vorwurfsvoll die Mutter; „nein, da wär' mir die Liesel allweil noch lieber gewesen als Schnur." Aber jetzt ist es zu spät.

Der Galli zeigt eines Sonntags seiner jungen Frau das ausgedehnte Besitztum. Da treffen sie den alten Falk, der vor seiner Hütte in einem großblättrigen Buche liest. „Sein Ähnl hat's vom Kaiser kriegt, und drinnen steht geschrieben, daß er sich Falk, Edler von Geyerswald schreiben dürfe: hat's aber nicht tan." „Das Buch kaufst du," rät Erna. Aber dem Alten ist's für Geld nicht feil. „Falk, Edler von Geyerswald!" seufzt Frau Erna auf dem Heimwege; „schade um den schönen Namen, ich bin schier verliebt in ihn. Wenn der Mann das Buch und ... den Titel doch verkaufte!"

Der Gangerl hat den Kniff des Reichenbauern ausführen wollen, doch da ist es zum Prozeß gekommen. Das Gericht aber hat gegen den alten Geschwender entschieden: das Stübel stehe ihm zu, der Eingang und die Stiege aber nicht. Von Zorn übermannt erschlägt der Alte seinen Sohn. Große Aufregung in Seetal! Der Bürgermeister muß mit den Behörden zur Stätte des Verbrechens. Auch Galli und Erna schließen sich an. Bei der Untersuchung bezeichnet die junge Bäuerin den Reichenbauer als den Urheber des ganzen Unglücks: Wie er den Gangerl veranlaßt habe, den Galli und die Liesel auseinander zu bringen, so habe er ihn auch zum Prozeß verführt. Dabei kommt heraus, daß der Galli Braut und Kind gehabt. Frau Erna fällt in Ohnmacht. Eine tiefe Verstimmung entsteht zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau. Erna will zu ihren Eltern zurückkehren und die Ehescheidung beantragen. Doch Galli ersteht für schweres Geld von dem alten Falk den Adelsbrief und weiß sein schmollendes Weibchen durch die Aussicht auf Standeserhöhung zu beschwichtigen.

Im Reichsrat wird über die Errichtung eines Fideikommisses verhandelt. Dafür haben sich nur zwei Polen zum Worte gemeldet, dagegen aber Redner in schier endloser Zahl. So muß der Antrag durchfallen; aber siehe — bei der Abstimmung wird er mit allen gegen 30 oder 40 Stimmen angenommen! „Die reinste Komödie!" ruft der Galli und verläßt den Saal. Angewidert von diesem Treiben, will er sein Mandat niederlegen; doch da die Vertrauensmänner sich widersetzen, läßt er sich bestimmen, es weiter zu führen „allweg dem arbeitenden Stande zu Nutz und Frommen".

Frau Erna sucht von der Liesel das Büblein zu erlangen, um es wie ihr eigenes aufzuziehen, aber von der erbitterten Mutter bekommt sie nur harte Worte zu hören. Zu ihrer nicht geringen Bestürzung vernimmt sie auch von dem Fluch,

den die Unglückliche gegen Galli ausgestoßen hat. Mit dem alten Reichenbauer geht es bergab. In der Sonnwendnacht ist er vom Dachsenbauer, der ganz verlumpt wieder in der Gemeinde erschienen, überfallen und gewürgt worden; seither kränkelt er dahin, zeitenweis' redet er auch irre.

Der Bauernkönig verliert allmählich von der allgemeinen Achtung, deren er sich beim arbeitenden Volk bislang erfreut; denn er ist wie ein vollständiger Stadtherr und tut, als ob er sich des Bauerngewandes und des Bauernstandes schäme; zudem hält er es im geheimen mit der Fortschrittspartei. Ferner wird bekannt, „daß er sich des adligen Namens wegen vom alten Falk hat an Sohnes Statt annehmen lassen, und daß er sich jetzt ebenfalls Falk, Edler von Geyerswald schreiben darf. So eine Überhebung regt jedes billig und rechtlich denkende Gemüt auf. Noch ein drittes stößt den Sinn der Bauern. „Zu einem schönen Nam' gehört auch ein schönes Herrschaftl"; darum will der eben Geadelte den Geschwendhof kaufen, er braucht ihn zur Abrundung seines Besitzes. Doch man arbeitet ihm zu Trotz, wo man kann. Auf Betreiben des Baumlang kommt ihm der Gogl zuvor und sichert sich für das Büblein Liesels das Vorkaufsrecht. Als der Galli das vernimmt, fährt er in der Stube herum wie ein Wilder und greint und schimpft. Aber „wie der Vater seinerzeit den Dachsenhof weggeputzt hat, so kommt auch der Geschwendhof weg," verspricht er. „Dann bist du um kein Haar besser als die Großgründler, du, der Bauernkönig," erinnert ihn Frau Erna. „Gegen diese ziehst du bei jeder Gelegenheit zu Felde, und du machst es ebenso wie sie. Übrigens ist es wahr, daß du mit dem Adel und den Großgründlern gestimmt hast wider die Interessen der Bauern, die du vertreten sollst?" Am Kirchweihtag hat sie so etwas vernommen. Er kann es nicht leugnen, sucht sie aber vergebens zu beschwichtigen. „Pfui!" erwidert sie und wendet ihm verächtlich den Rücken. „Ich kann dich nur verachten, das ist eine Gesinnungslumperei."

Kaum hat er in Aufregung das Zimmer verlassen, da kommt die Mutter händeringend herangestürzt: „Geschwind, der Vater stirbt." Mit weitgeöffnetem Munde liegt der alte Reichenbauer als ein völliges Gerippe in der Bettstatt und lechzt und atmet zum Erbarmen. Die Hausgenossen sammeln sich um das Krankenlager. Der Hiesel ist mit sämtlichen Sterbegebeten aus dem uralten „Himmelsschlüssel" zu Ende, aber der Kranke ist noch nicht verschieden, sein ganzes Gehaben ist geradezu unheimlich geworden. „Leicht hat er noch ein Anliegen oder etwas auszumachen, das auf derer Welt da ausgemacht werden muß," rät der Sir. „Möchtest dich ausgleichen mit deinen Feinden, Sepp?" fragt die Bäuerin, und ein leises Nicken ist die Antwort darauf. „Schickt schnell aus um solche Leut', sie sollen um Gottes willen kommen und verzeihen." „In solcher Stunde geht der verbittertste Feind zum Feinde, vergißt alles ihm widerfahrene Unrecht und bietet die Hand zur Versöhnung; das ist schon der Brauch im Walde." So kommen sie denn alle, die Liesel, die Geschwendbäuerinnen und der Dachsenbauer und sohnen sich mit dem Sterbenden aus, der bald darauf den letzten Atemzug tut.

Der Galli legt das Mandat nicht nieder, wie er es beim Tode des Vaters versprochen; der leidige Trotz und daneben die Großmannssucht lassen es nicht zu. Deswegen überwirft er sich wieder mit Erna und reist ohne Abschied und Aussöhnung fort. Um mehr Rückhalt und Gewicht zu bekommen, erklärt er sich offen zur Fortschrittspartei. — Am Lichtmeßtag kommt er im dichtesten Schneegestöber heim, seine Frau hat einem Kinde das Leben geschenkt. Aber der Fluch der Liesel ist in Erfüllung gegangen: „nicht zum Anschauen ist das Bubel." „Wenn

man ihm im Bad so ein Äderchen aufmachen täte?" meint die Alte. „Gerad' einschlafen tät es, und alles wär' aus. Zum Leben taugt es nicht." Die Mutter wird jedoch in Unkenntnis gelassen und das Kind unter dem Vorwande, es schlafe, im Nebenzimmer gehalten. Verstohlen geht der Galli hin, um das Wesen zu schauen. „Nase, Mund und Augen erkennt man, alles übrige jedoch hat gar nicht die Form, als gehörte es einem Menschen an. So ist der Bub eines Reichenbauern, ein Bub, der sich Falk, Edler von Geyerswald nennen kann." Ein Schauer läuft seinen Rücken hinab; die geballte Hand wider das Kreuz schüttelnd, würgt er heraus: „Den Fluch hast du hören müssen? Oft ein anderes bittet und bettelt jahrelang um dies oder jenes, und du tust, als wenn du gar nicht wärest; so ein Wort hörst du . . . du . . ." Nur mühsam beruhigt er sich, und da kommt ihm auch der Gedanke an die eigene Schuld. Aber der Bub darf nicht am Leben bleiben, er darf nicht Spott und Schande laden auf den Reichenhof. Der herbeigerufene Arzt hat zwar eine solche Abnormität noch nicht gesehen, aber auf das Ansinnen Gallis kann er nicht eingehen. - Durch das heimliche Flüstern und Tuscheln, durch das beständige Fernhalten des Kindes sind Frau Erna allerhand seltsame Gedanken gekommen. Darum benutzt sie einen unbewachten Augenblick, um nach dem Kinde zu sehen. Beim Anblick des unmenschlichen Wesens bricht sie mit einem Schrei zusammen, und am andern Tag verkündet die Glocke auf dem Reichenhof ihren Tod. — Die Liesel hört in dem Wimmern der Glocke nur das eine Wort: Mörderin! „Ich hab's auf dem Gewissen, daß die Reichenbäuerin gestorben ist," jammert sie, „ich bin eine Mörderin." Diesen Gedanken wird sie nicht los.

Übermäßig großen Schmerz empfindet der Galli nicht ob des Verlustes der Gattin, die er trotz allem nie so recht geliebt. Doch als er vom Grabe scheidet, wird es ihm gar schwer ums Herz, seine Pflichtverletzung kommt ihm klar zum Bewußtsein. Er hätte für seine Wähler einstehen müssen, in letzter Zeit aber hat er nur getan, was für ihn gut gewesen. Das Vertrauen der Bauern hat er verloren, sie zetern laut über sein Verhalten im Reichsrat, der Name „Bauernkönig" ist nur mehr ein Schimpfname. Gleich nach Beendigung des Leichendienstes schreibt er daher dem Vorsitzenden des Reichsrates, daß er sein Mandat niederlege. „Zu der Komödie," sagt er sich, „gehört einer, der ist wie Stein und Felsen, der sich nicht ruckt und nicht reibt, oder der ein recht verwaschener Lump ist. Ich bin zu wenig fest gewesen und auch zu wenig Lump."

Vom Turme des Reichenhofs wimmert wieder das Glöcklein zu ungewöhnlicher Zeit: das Kind ist gestorben. — Die Liesel ist von einem Tag zum andern schwermütiger geworden, und wie sie das Läuten hört, stürzt sie wie eine Geschreckte in die Stube und rupft an ihrem Haar. „Sie läuten ihr schon wieder aus; ich hab' sie schon wieder umgebracht." Das Dirndel hat den Verstand verloren und wird ins Narrenhaus gebracht. - Des Kienhäuslers Alex, der wieder heimgekehrt ist, hat sich noch in letzter Zeit Mühe gegeben, die Zuneigung der Liesel zu erringen, aber umsonst. Nun er das Schreckliche erfahren, will er Rache an dem Reichenbauer nehmen; er fällt ihn auf offener Straße an, und nur durch Gewalt gehindert, läßt er sein Opfer fahren. — Galli erhält nach langem Bemühen das Kind Liesels, mit dem Tachsenbauer gleicht er sich aus, die ungebetenen Gedanken aber weiß er nicht anders zum Schweigen zu bringen als durch Trinken — er wird ein Süffling.

Die Liesel wird geheilt und kehrt heim. Das erste, was sie verlangt, ist ihr Kind. Langer Widerstand im Reichenhof! denn es ist der Liebling aller geworden

Aber alles ist umsonst. „Die Liesel verlangt den Buben, und ich muß ihn bringen," besteht der Gogl. „Nachher heiratest du das Dirndel," rät da plötzlich die Alte. „Gehören tut es sich, und nachher bleibt der Bub gleich da." Nun nimmt der Galli das Kind auf den Arm, und unterwegs flüstert er ihm zu: „Mußt zu der Mutter sagen: Ich bleib' beim Dati; du auch mitgehen zum Dati!" Die Liesel eilt mit ihrem Bub gleich in ihre Kammer, vom Galli mag sie nichts wissen. Das Büblein aber springt auf den Vater zu: „Ich geh' doch wieder heim mit dir." Hoffnungslos wendet sich der Reichenbauer mit dem Kind zum Gehen. Da stürzt sich die Mutter auf den Buben. „Ich geh' mit Dati," sagt der trotzig, und sich seines Auftrages erinnernd, setzt er hinzu: „Du auch mitgehen zum Dati!" Allgemeine Überraschung über diesen Einfall! Der Galli aber benutzt den Augenblick, reicht der Liesel die Hand hin und spricht: „Kannst du mir denn gar nicht verzeihen? Ich bin schuld an allem. Aber verzeih mir und . . . folg dem Büblein." Langsam legte sie da ihre hagere Hand in die seine: „Es ist dir verziehen!" Die Liebe lodert wieder auf in ihren Herzen und verscheucht die Schatten, die solange eines jeden Gemüt verdüstert. Bevor sie am andern Tag zum Pfarrer gehen, treten sie an das Grab Ernas zu einem kurzen Gebet. „Nun sind die Verirrungen vorüber," sagt er. „Gott sei Dank! Wir schaffen uns daheim ein Glück, um das uns das ganze Seetal beneiden muß. Als ein rechter Bauersmann will ich den andern in allen Stücken vorausgehen. Ich verdien' mir den ‚Bauernkönig' schon wieder als Ehrennam', wenn er jetzt derweil auch gerad' nur ein Schimpfnam' ist."

Der reiche Stoff dieser gewohnheitsmäßig als Roman bezeichneten Volkserzählung ist mit großer Kunst verarbeitet und mit anschaulichen Stimmungsbildern, passenden Reflexionen und trefflichen Schilderungen von Landessitten und Volksanschauungen anmutig durchflochten. Die Darstellung ist zwar etwas breit und ohne beherrschende Höhepunkte, aber bei dem angenehmen Plauderton der kernigen Bauernsprache doch immer fesselnd. Einige Abschnitte sind ganz ausgezeichnet. Die urwüchsigen Gestalten der Wäldler sind individuell, mit tiefer Kenntnis und feiner Beobachtung gezeichnet; leider erscheinen sie nicht in ihrem eigentlichen Element, im Schaffen und Ringen des Arbeitslebens, sondern zumeist in Feierstunden und Spektakelszenen, die allerdings packend hingeworfen sind. Idealisiert sind sie nicht, ja, wie uns scheint, stark in Grau gemalt; denn außer Erna, die eigentlich nicht in diese Kreise gehört, tritt uns kaum eine wirklich anziehende Figur entgegen. Die tiefen seelischen Wandlungen der Hauptpersonen sind etwas schwach begründet und darum nicht ganz wahrscheinlich. Manche dem Nichtösterreicher unverständliche Ausdrücke sind in kurzen Anmerkungen erklärt, doch würden sie außerhalb des Dialogs besser vermieden. Alles in allem verdient die Arbeit volle Anerkennung.

4. Jos. Cüppers Roman „Leibeigen" spielt im Sachsenlande zu einer Zeit, da der Bauer noch in unwürdiger Abhängigkeit von seinem Gutsherrn stand, und behandelt die Abschaffung dieser Knechtschaft durch einen jungen Bauernsohn, der in der Fremde die Freiheit kennen gelernt hat und sich nun in die heimischen Zustände nicht mehr finden kann. Ein solcher Stoff hat vor andern manche Vorzüge: Schneidende Gegensätze, bewegtes Leben, hervorstechende Gestalten auf beiden Seiten, reichliche Gelegenheit, packende Volksszenen zu entwerfen. Diese

Vorteile hat der Verfasser glücklich ausgenützt. Die Anordnung ist so getroffen, daß die verschiedenen Klassen in höchst lebendig gezeichneten Gestalten verkörpert sind. Aus dem Adel erscheinen die Vertreter der alten und der neuen Richtung, unter den Bauern solche, die nichts Höheres kennen, als im Schatten der Vornehmen leben zu dürfen, andere, die sich nur mit Widerwillen dem Regiment fügen, und wieder andere, die entschiedenen Widerstand leisten und mit gewalttätiger Hand das Joch zerreißen. Dazu kommen als Vermittler noch einige friedliebende Personen mit mehr oder minder weitem Blick. Die fest geschlossene und straff gespannte Handlung eilt rasch und sicher einem glücklichen Ende zu. Aber ist der Schlaganfall des Grafen nicht ein deus ex machina? Mit nichten, denn er ist nicht die Lösung selbst, sondern beschleunigt nur die unvermeidliche Wandlung. Daß aber der alte Barthel, dieser „stierköpfige", schwer erregbare Sachsenbauer, durch den Unfall seines halb blödsinnigen Sohnes, der übrigens gut gelungen ist, zu Tode getroffen wird, klingt recht unglaublich. Die drückenden Zustände, die auf diesem Schauplatze herrschen, aber gewiß nicht zu verallgemeinern sind, werden ergreifend geschildert, doch wird das Düstere, das über den Szenen des Leides und des Kampfes ruht, durch freundliche Bilder gemildert. Die Sprache ist kräftig und auf den rechten Ton gestimmt, die Darstellung fesselnd, anschaulich und naturwahr, zuweilen von hinreißender Gewalt.

Eine der schönsten Szenen möge hier Platz finden. Der Graf hatte unverhofft die rückständigen Pachtgelder eingefordert. „Als Georg sich vom Schlosse nach Hause begab und ins Dorf kam, fand er die Leute in großer Aufregung. Der Händler Isidor war mit zwei Knechten aus der Stadt gekommen, um Vieh zu kaufen. Einige der Bauern hatten ihn darum gebeten, und nachdem er die Gründe erforscht, suchte er den größten Vorteil aus dem Handel zu ziehen. Er hatte unerhört niedrige Preise geboten und dennoch eine ganze Herde zusammengebracht; denn die Bauern wollten und mußten Geld für den nächsten Tag schaffen. Es war jammervoll zu sehen, wie die Weiber weinend vor ihren Häusern standen und dem abziehenden schönen Vieh nachsahen. Einige liefen noch eine Strecke mit und hielten die Arme um den Nacken der Kühe geschlungen, heulende Kinder trotteten dazwischen. Der Händler und seine Knechte fluchten und schimpften und schwangen schließlich die Peitschen gegen die Buben und Mädchen, um sie zurückzutreiben. Doch flößte die drohende Haltung der Männer ihnen Furcht ein, und sie beeilten sich, aus dem Dorfe zu kommen mit der Beute, die sie der Not abgerungen. Alles das sah Georg, und es schnitt ihm ins Herz" (S. 179 ff).

Die beigegebene, ungemein zarte Novelle Noli me tangere ist eine vollwertige und ausgereifte Frucht von feinstem Geschmack, eine eigenartige, mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitete Erzählung, die mindestens das gleiche Lob verdient wie der Roman.

Zwar ist es schwierig, die Vorzüge und Mängel der einzelnen Romane zu aller Befriedigung abzuschätzen und genau gegeneinander abzuwägen, weil der persönliche Geschmack dabei von bedeutendem Einfluß ist. Doch dürften vielleicht folgende Bemerkungen so ziemlich das richtige treffen. Ohne Zweifel

behandelt „Friede den Hütten“ den bedeutsamsten und wertvollsten Vorwurf. In „Leibeigen“ dürfte der Stoff wohl am besten angelegt und verarbeitet und die Verwicklung am natürlichsten gegeben sein; auch eignet ihm eine straffe, zielbewußte Handlung und eine trefflich besorgte Sprache. Durch eine eigenartige Verwicklung, kunstvolle Handhabung der Technik und Angemessenheit der Darstellung zeichnet sich der „Waldwinter“ aus, während niemand so fein zu charakterisieren und so angenehm zu plaudern versteht wie „Der Bauernkönig“. Allen Anforderungen der Kritik wird nie ein Roman entsprechen, man darf zufrieden sein, wenn etwas Tüchtiges geboten wird. Darum muß man die Darbietungen der „Deutschen Literatur-Gesellschaft“ willkommen heißen.

H. Wiesmann S. J.

Rezensionen.

Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Christus. Von **Hermann Schell.** [Weltgeschichte in Karakterbildern. Dritter Band.] Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Erstes bis zehntes Tausend. gr. 8° (156) Mainz 1903, Kirchheim. *M* 4.—

Ob es ein glücklicher Gedanke war, ein Charakterbild des Weltheilandes in die bekannte Reihe der bereits erschienenen „Karakterbilder" aus der Weltgeschichte, Asoka, der Große Kurfürst, Cavour usw. einzufügen, ist eine Frage für sich, über die in der Tagespresse bereits das Nötige gesagt worden ist. Begreiflich ist es allerdings, wenn man es befremdlich fand, Christus in solcher Gesellschaft zu sehen. Indes hätte man sich damit wohl noch versöhnt und Christus aus der ihm wenig konvenienten Umgebung nach und nach losgelöst, wenn die Behandlung dem Ideale, welches wir auf Grund der unfehlbaren Offenbarungswahrheit von der hochheiligen Persönlichkeit Jesu Christi uns gebildet haben, und den berechtigten Anforderungen, welche man in formeller wie sachlicher Beziehung an ein derartiges Werk stellen muß, entsprochen hätte. Ist dem aber so?

Die Lektüre des Werkes ist keine leichte Arbeit. Die Darstellung ist oft außerordentlich eigenartig, dunkel. Viele Stellen, ganze Spalten, muß man mehrmals lesen, um schließlich zu dem Resultate zu gelangen: Wenn ich den Verfasser recht verstehe, will er diesen oder jenen an sich so einfachen Gedanken ausdrücken. Hier einige Beispiele:

„In Philo prägte sich der Gedanke der einseitig gedachten Welterhabenheit und abgeschlossenen Vollkommenheit des Seins zur Religionsphilosophie aus; im Judentum der Sadduzäismus, Pharisäismus und Essenismus zur entsprechenden Religionspraxis. Jesu Offenbarung lautet: Die Ursache wird durch die Vollkommenheit, welche sie zur Ursächlichkeit befähigt, nicht von ihrer Wirkung ferngehalten und in ihrer Wirksamkeit gehindert, sondern gerade dazu befruchtet. Je nachdem die Grundgesinnung ist, wird das nämliche Verhältnis zum Grunde der Erbarmung oder der Verdammung, des Wirkens oder der Zurückhaltung" (S. 38).

„An Gott glauben, heißt an die Macht des Geistes, des Gedankens, des Willens glauben" (S. 42).

„Das Wunder und die Schöpfung bedeuten eine und dieselbe Weltanschauung, einen und denselben Gottesbegriff: die höchste Ursächlichkeit des Gedankens, die Allmacht des Denkens und Wollens. Das Erste und Allursächliche ist die Innerlichkeit. Dieser Glaube ist indes nicht Aberglaube; er hat nichts Magisches oder

Vernunftwidriges zum Inhalt, denn er bedeutet die Allmacht der Vernunft, der Weisheit, der Güte. Die Allmacht heißt Vater und ist Vater. Ihr Wunderwerk, die Schöpfung und deren Vollendung, das Gottesreich, ist darum durchdrungen vom Geist der Kindschaft und berufen zu einem Reich der Wahrheit und Liebe" (S. 42 43).

„Aller Wert besteht im Gebrauch; alle Kraft des Seins im Wirken. Das Reich Gottes ist nicht die Substantialität des Besitzes, sondern die Aktualität der hochherzigen Liebe. Das Reich Gottes ist nicht die Gewissenhaftigkeit vorsichtigen Zagens, sondern zuversichtlichen Wagens!" (S. 71.)

„Weil die Innerlichkeit das Organ des Gottesreiches oder des gottzugewandten Lebens, Erwerbens und Wirkens ist, darum ist keine Beeinträchtigung des einen durch den andern möglich. Die Innerlichkeit ist nämlich weder Organ des Stoffwechsels noch der mechanischen Ausgleichung und Teilung, des Umsatzes durch gleichwertige Äquivalente, sondern die Anlage für das Ganze, für Wiedergabe und Verwertung, Aneignung und Durchdringung der Wirklichkeit, ohne sie in ihrem eigenen Wesen und Leben zu beeinträchtigen. Die Innerlichkeit ist die Kraft und Form, um selber alles zu werden und das Leben aller zu leben, ohne sein Selbst zu verlieren und anderer Selbst zu gefährden" (S. 90; vgl. S. 92 ff.).

„Die Kirche im katholischen Sinne ist der Aktivismus des Gottesreiches: seine Wesenserscheinung, seine tatkräftige Selbstbehauptung, seine Liebesgemeinschaft; die Selbstverwirklichung seiner inneren Lebendigkeit, seiner Tatkraft, seiner Liebespflicht" (S. 120).

„Kirche bedeutet den intellektuellen Aktivismus des Evangeliums. Die Kirche ist die lehrhafte Auswirkung und lehramtliche Selbstbehauptung des Wahrheitsgehaltes, mit dem das Gottesreich der Welt verkündigt, dargeboten und eingepflanzt wurde" (S. 121).

„Die Kirche ist der unentbehrliche Aktivismus des Evangeliums. Natürlich der geistige Aktivismus des Gottesreiches. Darum der intellektuelle und praktische Aktivismus, weil Erkenntnis und Wille die beiden Formen des geistigen Lebens sind. Indem das Reich Gottes zur Kirche wird und sich als Kirche auswirkt, indem es die Gesamtheit zur planmäßigen Verwirklichung des Gottesreiches in jeder Seele und von jedem Geist und Herzen aus zu wechselseitiger Abhängigkeit zusammenordnet, wird das Evangelium selber erlebt. Erleben heißt denkend und wollend erleben, heißt durch tatkräftiges Denken und Wollen erleben" usw. (S. 121).

„Innerlichkeit heißt der heilige Ort des Gottesreiches. Dies ist der Grundgedanke des Markusevangeliums. Aber nicht Innerlichkeit, die sich vor der Äußerlichkeit wie vor etwas Unreinem und Gegensätzlichem fürchtet, sondern die Innerlichkeit als der ursächliche Lebensgrund aller äußeren Erscheinung und Ausgestaltung. Das ist die Kirche" (S. 121—122).

Die angeführten wenigen Sätze werden genügen, um ein annähernd richtiges Bild von der eigentümlichen Darstellungsweise Schells zu geben. Schaden wird dadurch kaum angerichtet. Wer mit „Substantialität" und „Aktivismus", mit „Innerlichkeit" und „Selbstbehauptung", mit Innerlichkeit zugleich als „Ort" und „ursächlichem Lebensgrund" nicht umzugehen weiß, greife nach dem Katechismus oder einem andern Buche der guten alten Schule, und er wird leicht verstehen, was Kirche sei. Wer aus dem ganzen ersten Abschnitt des vorliegenden Buches nicht klug werden kann, worin denn schließlich die weltgeschichtliche Be=

deutung Jesu Christi liege, nehme den hl. Paulus zur Hand. Die Briefe des Weltapostels, z. B. jener an die Römer und jener an die Hebräer, aber auch die andern, werden ihm in unvergleichlicher Schönheit und Erhabenheit die gewünschte Antwort geben.

Schwerwiegender sind aber die sachlichen Ausstellungen, die wir zu machen gezwungen sind.

Wir lesen S. 24 die richtige psychologische Bemerkung: wo die Unbefangenheit fehlt oder wesentlich eingeschränkt ist, tritt sofort die Personenfrage in den Vordergrund; auch von dem ernsten Wahrheitsverlangen und dem ehrlichen Zweifel wird die Person- und Rechtsfrage erhoben: wer ist dieser Neuerer? was für eine Vollmacht hat er aufzuweisen? — Ganz gut. Nun will aber die neue Schrift über Christus die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Lehre dem modernen Menschen klar legen. Sollte man da nicht mit Recht erwarten, daß bei der jetzigen Geistesstimmung und Richtung in gebildeten Kreisen gerade die Personfrage lichtvoll und durchschlagend erörtert und in aller Schärfe und Klarheit in den Vordergrund gestellt werden müßte? Ich meine die kraftvolle und entschiedene Betonung: Jesus ist wahrer Gott — es begegnen uns nur einzelne, flüchtig hingeworfene Wendungen zum Ausdruck dieser für Zweck und Bedeutung der Schrift grundlegenden Wahrheit: Menschwerdung Gottes (S. 33) und S. 102 103 Göttlichkeit Jesu, wesenhafte Gottessohnschaft, eines Wesens mit dem Vater. Diese Ausdrücke sind allerdings für den Katholiken klar. Aber man liest auch: Es ist das Geheimnis seiner Person, daß er den Geist Gottes als Quellgrund bleibend und vollkommen in sich habe (S. 95), oder: Jesus stand in Gott (S. 101), aus der Einsamkeit der Wüste ging der Messias mit dem klaren Gesetz seiner Sendung hervor; der innere Grund der Gottessendung war die Gottessohnschaft, die Salbung mit dem Geist der Sohnschaft (S. 29); ist da nicht zu befürchten, daß manche Gebildete die Lesung beschließen ohne die Überzeugung gewonnen zu haben, dieser Jesus sei als wahrer Gott dargestellt und behauptet? Während sonst so manche Stellen der Evangelien ausführlich erörtert werden, bleiben Stellen für Jesu Gottheit (Mt 11, 27. Lk 10, 22. Jo 1, 14; 5, 18 f; 8, 58; 20, 28) unbenützt — und welch reichliche Belege bieten die apostolischen Briefe? Und dieses wirklich von der Schrift zu erwarten, war man berechtigt, da es S. 16 heißt: „Unsere Darstellung will demnach dem modernen Bewußtsein das Christusbild der geschichtlichen Urkunden näher bringen und zwar so, wie es als Festlegung und Auslegung des im Leben und Wirken Jesu vorgefundenen Tatbestandes von den neutestamentlichen Schriftstellern entworfen worden ist. So, wie die Evangelien und Schriften des Neuen Testamentes die Persönlichkeit Jesu schildern, war sie unmittelbar oder mittelbar von den Evangelisten erlebt worden. Dieses in möglichster Schärfe und Tiefe zu erfassen, ist für den denkenden Geist die erste Aufgabe".

Nach diesem Programm vermißt man schmerzlich die in den Urkunden doch deutlich enthaltene Darstellung der wahren Gottheit Jesu. Und ist nicht gerade sie von der höchsten Bedeutung auch für Gegenstand und Zweck obiger Schrift? Wie ganz anders tritt eine Lehre an uns heran, wenn wir uns sagen müssen,

der Lehrer ist Gott, er hat die menschliche Natur angenommen, um uns zu lehren; quod scimus loquimur — quod vidimus testamur: Deum nemo vidit umquam; unigenitus Filius qui est in sinu Patris, ipse enarravit (Io 3, 11; 1, 18). Eine einseitig beschränkte Kritik hat Fragen aufgeworfen, wo man den echten Christus finde: ob in der Bergpredigt oder in den Streitreden des Johannesevangeliums; ob im sanftmütigen Jesus oder im selbstbewußten Geheimnisvollen; ob in den Gleichnissen des Himmelreiches oder in den zündenden Worten vom Weltgericht usf., und die lange Reihe solcher Fragen wird uns auch S. 9 f nicht erspart. Und doch macht die Idee des Gottmenschen sie alle überflüssig; er ist eben wahrhaftig, weil Gottmensch, das eine und das andere.

Im Hinblick auf jenes Programm (S. 16) muß sich noch ein anderer Wunsch geltend machen. Christus, der *Erlöser*, der für uns stellvertretende Genugtuung leistete, der die Welt mit Gott versöhnte — Deus erat in Christo mundum reconcilians sibi (2 Cor 5, 19) — der durch sein Sühnopfer den Menschen alle Gnaden verdiente, wird laut und deutlich in den neutestamentlichen Schriften verkündet: Christus sagt selbst, er sei gekommen, um sein Leben als Lösegeld für viele hinzugeben (Mt 20, 28. Mk 10, 45). Er erklärt: „Das ist mein Blut des Neuen Bundes, das vergossen wird zur Nachlassung der Sünden" (Mt 26, 28. Mk 14, 24. Lk 22, 20); er ist vom Vorläufer bereits angekündigt als das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt und tragend hinwegnimmt, sühnt (Jo 1, 29); er ist die Versöhnung (ἱλασμός) für die Sünden der ganzen Welt, und Gott, der uns zuerst liebte, hat seinen Sohn als Versöhnung für unsere Sünden gesandt (1 Jo 2, 2; 4 10); durch seinen Tod sind wir mit Gott versöhnt worden (κατηλλάγημεν τῷ Θεῷ, Rom 5, 10. Cf. 2 Cor 5, 18. Eph 2, 16. Col 1, 20); nicht mit Gold und Silber sind wir erkauft worden, mahnt Petrus, sondern durch ein kostbares Blut, wie es eben das Blut des unbefleckten Lammes, Christus, ist (1 Petr 1, 18 19), der unsere Sünden an seinem Leibe aufs Holz hinaufstrug (d. h. für uns die Sündenstrafen erlitt, 1 Petr 2, 24). Sein Blut reinigt uns von Sünde, wäscht ab unsere Sünden (1 Jo 1, 7. Offb 1, 5); er hat sich als Lösegeld für alle hingegeben (ἀντίλυτρον, 1 Tim 2, 6); er hat sich hingegeben für uns, um uns zu erlösen (Tit 2, 14), und wie sehr wird sein Opfertod zur Tilgung der Sündenschuld im Briefe an die Hebräer hervorgehoben (Hebr 9, 13—15 26 28; 10, 5—10 12 14). So ist er für uns der Urheber des Heiles geworden, von dem und durch den wir alle Gnade erhalten (Hebr 2, 10; 5, 9. Jo 1, 16). Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Erlösers, wie sie an fast zahllosen Stellen der Apostelbriefe festgelegt ist (vgl. Röm 3, 24; 5, 6 9; 8, 32. 1 Kor 1, 23 24; 5, 7; 8, 11; 15, 22. Gal 2, 20. Eph 5, 2. Kol 2, 15 usf.).

Da demnach die Erlösungstat und Christi Genugtuung eine so hervorragende Stellung in den neutestamentlichen Schriften einnehmen, so muß man wohl mit Recht wünschen, diese unser Heil grundlegende Tat, der Charakter Christi als Erlöser und Quell aller Gnaden, sollte auch in der neuen Schrift über Christus gebührend betont werden. Das ist leider nicht der Fall. Es wird

nur S. 11 die Frage kurz gestellt: Oder hat Jesus für notwendig gehalten, daß vorher stellvertretende Genugtuung geleistet werde? Die bloßen Ausdrücke: Opferaltar des Kreuzes (S. 23), Opferleiden, Selbsthingabe Jesu (S. 61), freie Selbstaufopferung (S. 101) können doch wohl nicht genügen, zumal da (S. 18) das Leidensverhängnis als Probe der Gerechtigkeit für den „Gerechten" hingestellt und überdies (S. 104) im allgemeinen gesagt wird: „Die Annahme der Notwendigkeit, daß Gott erst durch irgend eine Mittlerschaft gnädig gestimmt werde, ist ein Gradmesser dafür, wie weit die Gottesidee der Offenbarung und der Evangelien menschlicher Verunstaltung anheimgefallen ist." Aber redet die Offenbarung nicht vom Zorne Gottes, von Versöhnung? Freilich wenn das Leiden Christi nicht in dieser zentralen Bedeutung als Sühneleiden und Quelle aller Gnaden für uns gewertet wird, begreift man den Ausspruch: „Selbst die Kirche scheint die eigentliche Bedeutung Jesu mehr in das zu legen, was er erlitten, als was er gelehrt hat. Ist es daher zu verwundern usf." (S. 8—9). Das wahre übernatürliche Leben wird uns durch die Zuwendung des Verdienstes seines Opfertodes, seiner Gott dargebrachten Genugtuung, vermittelt und gegeben; in diesem ist zugleich die einzige Quelle der Gnaden, die wir nötig haben zur Annahme und Befolgung seiner Lehre. Mit vollem Rechte legt demnach die Kirche (im klaren Einklang mit den neutestamentlichen Schriften) die eigentliche Bedeutung in das, was er gelitten, in sein Erlösungswerk, aus dem erst Kraft und Gnade zur Befolgung seiner Lehre geschöpft werden.

Aus dem bekannten Werke „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" von Houston Stewart Chamberlain S. 207 209 werden folgende Sätze herausgehoben: „Christus wies auf eine verborgene Kraft hin, drinnen in der unerforschten und unerforschlichen Welt des Menscheninnern, eine Kraft, fähig, den Menschen selber völlig umzugestalten, fähig, aus einem elenden, leidbedrückten Wesen ein mächtiges, seliges zu machen. . . . Der menschliche Wille war von jeher die Saat alles Unheils und Elends, das über das Menschengeschlecht niederging; jetzt sollte er zur Wiedergeburt des Geschlechtes dienen, zur Entstehung einer neuen Menschenart. Daher die unvergleichliche, weltgeschichtliche Bedeutung des Lebens Christi." „Was das Griechentum für den Intellekt, das tat Christus für das sittliche Leben: eine sittliche Kraft hat die Menschheit erst durch ihn gewonnen." „Christus gewann der Menschheit eine neue Jugend ab, und darum wurde er auch der Gott der jungen, lebensfrischen Indo-Europäer." Darum? Und wo bleibt denn die durch Christus verdiente übernatürliche Gnade? Nach Chamberlain und, fast möchte es scheinen, auch nach Schell liegt die weltgeschichtliche Bedeutung Christi darin, daß „Jesus die wichtigste und folgenschwerste Entdeckung gemacht habe"; er habe nämlich im Menschen eine Kraft entdeckt, die ihn befähige, „alle naturhaften und selbstsüchtigen Triebe" überwinden zu können und „das Reich der Wahrheit und Liebe zu gewinnen" (S. 36). Es ist kaum erklärlich, wie man diese Sätze, die Pelagius gerade so gut geschrieben haben könnte, wie H. St. Chamberlain, ohne Bemerkung mitteilen wollte. Es folgt allerdings später: „Die Seele muß getauft und erfüllt werden vom Heiligen Geiste. Von da aus (vom Innern der Seele aus) erfolgt die Umwandlung der Welt zum Gottesreich. Im Innern

wird die Seele von Gott berührt: von dort aus erfolgt alle Wendung zum wahren und vollkommenen Leben" (S. 41). Allein werden alle Leser jetzt das Verfängliche in den obigen Sätzen einsehen, zumal da Schell auch sonst die menschliche Tätigkeit und Tatkraft oft in einem Maße betont, daß man darüber das Wirken der Gnade gar leicht vergessen könnte? Durch die Gnade Gottes sind wir, was wir sind, nicht durch irgend welche Kraft, die im Menschen erst noch zu entdecken und aufzuerwecken war.

Gerade das also, was die einzigartige Bedeutung Jesu in der Weltgeschichte begründet und ausmacht und auch dem modernen Menschen gegenüber gar sehr zu betonen wäre, kommt in der neuen Schrift über Christus nicht zur vollen, klaren, bestimmten Geltung.

Anderseits kann man den Eindruck einer gewissen Überschwenglichkeit, die verhängnisvolle Mißverständnisse sehr nahe legt, nicht ganz abweisen. . . . Oder ist nicht zuviel behauptet, wenn gesagt wird: „Ohne planmäßige wissenschaftliche Arbeit gibt es für den Menschen keinen Wahrheitsbesitz" (S. 64); aber in wie vielen Stücken nehmen wir eine Wahrheit an, die wir nicht selbst planmäßig und wissenschaftlich erforscht und verarbeitet haben? Und in Bezug auf die religiösen und sittlichen Wahrheiten, muß die jeder durch eigene Arbeit erfinden? Es könnte so scheinen, da es heißt: „Die wenigsten haben den Mut, dem eigenen Urteile zu folgen . . .; sie wagen in geistigen, religiösen und sittlichen Fragen nur als Herdenmenschen zu denken und zu handeln" (S. 52). Wer, besonders von den Gebildeten, will als Herdenmensch gelten? Soll man daher in religiösen und sittlichen Fragen möglichst weit von den allgemein angenommenen Normen ablenken und eigene Wege gehen, um nicht in den Verdacht eines Herdenmenschen zu geraten? Eine Einschränkung wird angenommen. Aber welche? „Was dem Durchschnittsmenschen nottat, war ein guter Hirt, war Hingebung und Hirtenliebe, die aufwärts hebt und aufwärts nötigt, war Autorität, Kirchentum, Lehrgewalt, Seelsorge. Die Kirche ist die organisierte Aufgabe des Hirtenamtes; denn der Durchschnittsmensch ist Herdenmensch. Auserwählte sind es, welche die große Wahrheitsfrage in sich als ihre Herzenssorge und Lebensaufgabe empfinden, deren furchtbare Spannungen erleben und deren Geisteskämpfe im Innern auszuringen haben. Auserwählte sind es, welche das hohe Ideal der Vollkommenheit, des Guten selber, als ihre Lebenspflicht fühlen und von den Wechselfällen der Ideale so betroffen werden, daß sie dieselben als ihr eigenes Glück oder Unglück empfinden. Der Durchschnittsmensch, d. h. die vielen, allzu vielen, haben weder die Anlage noch die Zeit noch die Neigung dazu. Sie brauchen Hirten, die sie aus den Niederungen der Not und der Naturliebe hinauf zum Gastmahl des höheren Lebens nötigen und sie trotz ihres steten Sehnens nach den Fleischtöpfen der Knechtschaft für die Freiheit erziehen. Sie brauchen etwas *Festes* — an dem sie sich halten, Personen und Lehrer, Gesetze und Übungen. Sie brauchen eine Stütze des Gewissens, des Glaubens, der Verantwortlichkeit; denn es wäre der ärgste Widerspruch und Hohn auf ihre eigene Lage und Art, wenn sie sich selber bloß das zur grundlegenden Überzeugung machen dürften und wollten, was sie aus eigener Denkarbeit errungen haben"

(S. 125). Und: „Die Mittelmäßigkeit des Durchschnittsmenschen macht die Autorität notwendig" (S. 124).

Brauchen die Auserwählten nichts Festes? Müssen sie sich ohne Stütze und Autorität durch selbsteigene Denkarbeit den Glaubensinhalt erringen? Ist für sie das von Christus eingesetzte Lehramt nicht vorhanden? „Gehet hin und lehret alle Völker (μαθητεύσατε — macht sie zu Schülern) und lehret sie alles halten, was immer ich euch aufgetragen habe" (Mt 28, 19 20). Ja, diese „Auserwählten", die abseits vom kirchlichen Lehrbegriff zu ringen vermeinen; und der Erfolg? Hermes, Günther! Oder: „Die Menschheit, wie sie durchschnittlich geartet ist, also die Armen, denen die Heimsuchung Gottes gilt, hat nämlich das Bedürfnis nach lehrhafter Feststellung dessen, was man als wahr annehmen und zur Erlangung der Gnade vollbringen muß" (S. 145). Sollen die „Auserwählten" aus sich allein in unabhängiger Forschung das schöpfen? So kann es nicht gemeint sein; denn: „im Dogma und Sakrament wurde das Evangelium der Wahrheit und Gnade für alle lehrhaft und vollziehbar" (S. 145). Aber warum dann die Inanspruchnahme einer Sonderstellung für Auserwählte? Es gilt doch für alle: „Die erste Form der kirchlichen Verkörperung, zu der das Evangelium auswachsen mußte und wollte, ist die Ausbildung eines festen Lehrbegriffes und einer verpflichtenden Kultusordnung. So wurde das Evangelium naturgemäß zur Religion der Lehrwahrheit und der Gnadenmittel, zur Religion der festen Autorität für Glauben und Übung" (S. 145) — und „die Kirchengründung im Felsenmann, die große messianische Königstat Jesu" (S. 18) gilt doch auch für alle!

Mißverständlich und zu weit gehend ist die Forderung, die Voraussetzungslosigkeit der Untersuchung dürfe nicht etwa dadurch gemäßigt werden, daß man sich durch den Glauben und die Autorität im sichern Besitz der Wahrheit fühlt (S. 71). Ein Katholik darf die Voraussetzungslosigkeit einer Glaubenslehre gegenüber nie bis zum (positiven) Zweifel ausdehnen; illi qui fidem sub magisterio Ecclesiae susceperunt, nullam umquam habere possunt iustam causam mutandi aut in dubium fidem eandem revocandi (Constit. Concilii Vatic. c. 3 de Fide). Was im Sinne moderner Kritiker (S. 8) angeführt wird: „Die Antwort kann nur erleben, wer die Frage empfindet und zu stellen wagt; wer sich fürchtet, die Frage zu erleben, ist unfähig, eine wirkliche Antwort zu erzielen; das, was er für Antwort und Überzeugung hält, sei nur Surrogat einer Antwort, das Scheinbild einer Überzeugung; gemachte Blumen sind trotz aller Vorzüge, ja trotz ihrer Unverwelklichkeit keine wirklichen Blumen" — ist in mehr als einer Hinsicht schief. Wie viele feste Überzeugungen hat jeder einfach auf das Ansehen und die Glaubwürdigkeit anderer hin! Nimm das hinweg, und du kennst und weißt nicht einmal deine Eltern, für die dir doch so strenge und heilige Verpflichtungen aufgelegt sind.

S. 100 heißt es: „Bei den Verhandlungen über das Recht und die Vollmacht Jesu müßte man erwarten, daß das Hauptgewicht auf die äußeren Kriterien gelegt worden wäre: Wunder und prophetisches Zeugnis. Allein die Wunder waren wegen der Sabbatverletzung meist selber der Anlaß zu dem

feindseligen Vorgehen der jüdischen Hierarchie. Sonst hält man gerade die Wunder für die entscheidenden Beweisgründe. Denn sie sind von den Anschauungen der Parteien unabhängig. Auch scheinen sie das der geistlichen Autorität gegenüber geeignetste Beweismittel zu sein. Das Evangelium belehrt uns indes, daß die Wunder nicht einmal dazu ausreichten, das Recht Jesu zu erweisen, am Sabbat Wunder zu wirken." Wenn dem so wäre, wie die Worte besagen, müßte man zunächst einen schreienden Gegensatz zwischen dem Evangelium und der Glaubensentscheidung des Vatikanums konstatieren (Const. dogm. c. 3 de Fide, cf. can. 4), welches im Wunder und im prophetischen Zeugnis den stärksten Beweis für die Göttlichkeit der Offenbarung findet. Bekanntlich beruft sich aber auch Christus wiederholt auf das Wunder als auf den durchschlagendsten Beweis für die Göttlichkeit seiner Sendung und die Wahrheit seiner Lehre.

Noch merkwürdiger klingt, was auf derselben Seite über das prophetische Zeugnis des hl. Johannes gesagt wird. „Warum will Jesus das prophetische Zeugnis des Johannes nicht als eigentlichen Beweisgrund seiner Sendung gelten lassen?" Sehen wir für den Augenblick von der Begründung ab; worauf es zunächst ankommt, ist der Gedanke, Jesus wolle das prophetische Zeugnis des Johannes nicht als eigentlichen Beweisgrund seiner Sendung gelten lassen. Einige Spalten weiter lesen wir aber (S. 110 f): Die Hierarchen fordern Jesus zur Rechenschaft. „Aus welcher Vollmacht tust du dieses? Wer hat dir das Recht gegeben, so zu handeln?" ... „Jesus antwortet mit der Gegenfrage: ‚War die Taufe des Johannes vom Himmel oder von Menschen? Wenn ihr mir dies beantwortet, dann will ich auch euch sagen, aus welcher Macht ich dies tue!' Jesus hatte ihnen damit das öffentliche Zeugnis des Propheten Johannes ins Gedächtnis gerufen, daß Jesus der Messias sei und daß die Aufgabe des Messias darin bestehe, die Welt mit dem Heiligen Geiste zu taufen. Daß Johannes ein gottgesandter Prophet war, galt als unbestrittene Wahrheit. Folglich war die prophetische Beglaubigung für die messianische Würde der Person Jesu gegeben, aber ebenso auch die Gewißheit, daß der Messias wie Johannes ein geistiges Gottesreich zu begründen habe ..." Es ist schwer, in den beiden Sätzen: Jesus läßt das prophetische Zeugnis des Johannes als eigentlichen Beweisgrund seiner Sendung nicht gelten, und: Jesus beruft sich für seine messianische Sendung auf das prophetische Zeugnis des Johannes als auf einen vollgültigen Beweisgrund, nicht einen offenbaren Widerspruch zu erblicken.

Noch mehr! Ganz richtig wird hier gesagt, die Aussage des gottgesandten Propheten (Johannes) begründe die Gewißheit, daß der Messias wie Johannes ein geistiges Gottesreich zu begründen habe; oben aber (S. 101) soll Jesus das prophetische Zeugnis des Johannes als eigentlichen Beweisgrund seiner Sendung nicht gelten lassen, weil „nur die Wahrheitserkenntnis echt ist, welche die Wahrheit aus ihr selber erkennt, indem sie ihr tiefstes Geheimnis und den Quellgrund ihres Wesens erfaßt. Eine Erkenntnis, die sich auf das Zeugnis anderer stützt, ist noch keine rechte Erkenntnis; wer das Göttliche nicht aus dessen eigener Wesensart erkennt, hat eben noch keinen Begriff und kein Verständnis für Gott

gewonnen". Wie viel Richtiges, Halbrichtiges, Schiefes durcheinander in diesen wenigen Worten! Hier nur das eine: Das prophetische Zeugnis des Johannes gab den Hierarchen von Jerusalem die Gewißheit von der Messiaswürde Jesu; Gewißheit aber setzt eine rechte Erkenntnis voraus: warum also sollte da Jesus das Zeugnis des Johannes nicht gelten lassen? Und ist es wahr, daß nur die Wahrheitserkenntnis echt ist, welche die Wahrheit aus ihr selber erkennt, indem sie ihr tiefstes Geheimnis und den Quellgrund ihres Wesens erfaßt? Nur diese Wahrheitserkenntnis ist vollkommen, adäquat, ja; aber echt? Was wir von der heiligen Dreifaltigkeit wissen, ist uns nur durch die Offenbarung, d. h. durch das Zeugnis eines andern, übermittelt; wir wissen auch sicher, ja mit der größten Gewißheit, daß der ganze Offenbarungsinhalt die lauterste Wahrheit ist; es ist uns somit durch die Offenbarung eine Erkenntnis von Gott vermittelt, die zwar unvollkommen, aber nicht unecht, nicht unrichtig ist, obgleich wir das tiefste Geheimnis und den Quellengrund des göttlichen Wesens nicht erkennen, ja niemals vollkommen erfassen können.

Es wird S. 29 gesagt: „Das Reich Gottes ist wie Jesus Innerlichkeit des Geisteslebens, Gottesherrschaft in der Seelentiefe, Ablehnung aller Äußerlichkeit." Ist nicht zu befürchten, daß bei manchen „Ablehnung aller Äußerlichkeit" zum Schlagwort, zur Beschönigung werde mit Berufung auf einen berühmten Namen? Und doch könnte das nur mit dem größten Unrecht geschehen; denn Fasten, Almosen und Gebet sind wertvolle Übungen im Dienste der Religion (S. 50); im Fasten ist eine heilsame Form geistiger Erstarkung (S. 63); S. 107 wird auch den Wallfahrten und äußeren Andachtsübungen jeglicher Art wahrer Wert zugeschrieben, und S. 113 werden die getadelt, welche „meinen, ohne Übungen und Gebräuche, ohne Dogmen und Sakramente, ohne Werke und Genugtuung des göttlichen Gastmahles teilhaft zu werden"; und: „Innerlichkeit heißt der heilige Ort des Gottesreiches. Aber nicht Innerlichkeit, die sich vor der Äußerlichkeit wie vor etwas Unreinem und Gegensätzlichem fürchtet, sondern die Innerlichkeit als der ursächliche Lebensgrund aller äußeren Erscheinung und Ausgestaltung. Das ist die Kirche" (S. 121). Allein werden nicht manche „Ablehnung aller Äußerlichkeit" als Schlagwort und bequemen Grundsatz festhalten, ohne sich die Mühe zu geben, in den späteren Ausführungen den wahren Sinn zu suchen?

Vom exegetischen und geschichtlichen Standpunkt aus ist es unerfindlich, warum Io 1, 1: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, erklärt wird: Im ewigen Anfang war der Gedanke; der Wahrheitsgedanke war bei Gott, und dieser Wahrheitsgedanke ist selber Gott (S. 93), und: „Derselbe Weisheitsgedanke, der das Reich des Lebens aus Licht, Kraft und Liebe hergestellt, ist in Jesus erschienen" (S. 22; vgl. 103 106). Warum gebraucht Johannes den Namen Logos? Holtzmann antwortet: „Hatte schon Philo (Vita Mosis) aus dem Stifter des Alten Bundes eine Illustration zu der Lehre vom Logos, dessen Attribute in den Lehren, Taten und Schicksalen des Moses zur Darstellung kommen, gemacht, so lag es nahe, in demselben Logosnamen, in welchem die Ströme jüdischer Gottesweisheit und hellenischer Weltweisheit sich vereinigten, auch das Schlagwort zu erkennen, welches

der gläubigen Gemeinde die religiöse Machtstellung ihres Stifters zum Bewußtsein und zum Ausdruck bringen sollte" (Einleitung in das Neue Testament [3] 443). Weder der hellenisch-alexandrinische Logos noch der jüdische Memra wird als Gedanke gefaßt (vgl. Schanz, Johannes-Evangelium, z. St.); dort ist er u. a. der Demiurgos, hier an der Stelle des nach außen wirkenden Jahve.

Auffallend ist die Behauptung: „Gott ist nicht die Gefahr, welche das Geschöpf bedroht: nur gräßliche Verzerrung hat aus dem Gott der Offenbarung im Eifer um seine Ehre eine unberechenbare Gefahr gemacht" (S. 104). Dem schuldvoll Ungläubigen, dem unbußfertigen Sünder gegenüber ist Gott in voller Wahrheit die Gefahr, welche droht — freilich nicht in allweg unberechenbar; denn er hat die Bedingungen der Verzeihung und Gnade seinen Geschöpfen nicht vorbehalten, auch nicht die Folgen der Unbußfertigkeit — unberechenbar aber, weil die Stunde der schließlichen Abrechnung unberechenbar ist. Vom treulosen Diener heißt es im Evangelium der Liebe und Erbarmung: „Am Tage, da er es nicht erwartet, zu einer Stunde, die er nicht weiß, wird der Herr kommen und ihn zerhauen (διχοτομήσει) und ihm seinen Anteil bei den Ungläubigen anweisen" (Lk 12, 46). Und Christus sagt: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden" (Mk 16, 16); und der Furcht vor Menschen gegenüber lehrt Christus: „Jenen fürchtet, der Leib und Seele in die Hölle stürzen und verderben kann" (Mt 10, 28. Lk 12, 5). Und wie oft kommt der Heiland in den Evangelien auf die Hölle zu sprechen! Von ihm ist auch das Wort: Discedite a me maledicti in ignem aeternum . . ., et ibunt hi in supplicium aeternum (Mt 25, 41 46; cf. Lc 13, 27 28: Discedite a me omnes operarii iniquitatis: ibi erit fletus et stridor dentium). Es ist wahr: „Das Weltgericht entscheidet über die Zugehörigkeit zum Himmelreiche nach dem Maßstab der Nächstenliebe. Wo die wahre Nächstenliebe, da ist auch wahre Gottesliebe und Selbstliebe" (S. 128). Die wahre Gottesliebe schließt eben die treue Erfüllung der Gebote in sich (Jo 14, 15 21; 15, 10). Aus Christi Geist und Lehre ist die Mahnung des Apostels: „Wißt ihr nicht, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht erben werden? Laßt euch nicht täuschen" — und dann führt er zehn Klassen von Sündern an (fornicarii, adulteri, molles, fures, ebriosi etc.), von denen er sagt: „Solche werden das Reich Gottes nicht erben" (1 Kor 6, 9—10). Und Gal 5, 19 ff zählt er an die 16 „Werke des Fleisches" auf und schließt: „Die derartiges tun, werden das Reich Gottes nicht erben." Nicht umsonst beginnt die Predigt des Gottesreiches mit dem Rufe: Tuet Buße.

Noch ein Wort über die Illustrationen! Die beigegebene Bilderfolge soll anschaulich machen, wie „Christi Wesen und Leben und darin zugleich Christi Lehrinhalt" in der reichen Kunst der mittelalterlichen Kirche dargestellt worden ist; anderseits wie sich „das ernste deutsche Künstlertum in das Problem des Gottmenschen und der christlichen Seele vertieft". Der Herr Verfasser ist wohl für die Wahl der Abbildungen nicht verantwortlich, sonst hätte er sicher Fahrenkrog: „Christus predigend: Lasset die Kleinen zu mir kommen", und Klinger: „Kreuzigung", und vielleicht noch andere als durchaus unpassend zurückgewiesen. Wenn ferner die Bilder ein „Begleitmotiv" sein sollten, hätten sie sich doch enger

an den Text anschließen müssen, wie Musik den Gesang hebt und trägt. Sollten sie aber zeigen, was „Bildwerke aller nachchristlichen Zeiten uns erzählen", dann hätte man erwartet, daß sie deutlich erkennbar seien und irgend eine historische Ordnung einhalten, irgend eine Entwicklungsreihe zeigen möchten.

Je unangenehmer es ist, die Mängel eines Werkes namhaft machen zu müssen, um so bereitwilliger wird man den wirklich guten Partien desselben seine Anerkennung nicht versagen. Ohne in die Dithyramben, welche das Erscheinen des Schellschen Werkes begleiteten (vgl. z. B. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", München, Nr 290, 18. Dezember 1902), einstimmen zu wollen, wird eine unparteiische Kritik gern anerkennen, daß es manches Neue und wirklich Gute enthält. Dahin gehören an erster Stelle die schönen Ausführungen über die Bergpredigt (S. ·73). Die Abschnitte: Christus und der Besitz, Christus und die Arbeit bieten beachtenswerte Gesichtspunkte, wenden sich scharf gegen eine einseitige und befangene, vorurteilsvolle Auffassung, sei es der tatsächlichen Verhältnisse, unter denen Christi Aussprüche getan wurden, sei es der Bedeutung, Anwendung und Tragweite derselben. Wie schief und unrichtig David Fr. Strauß, Harnack, Nietzsche geurteilt haben, wird überzeugend nachgewiesen, selbst die Bettelorden finden dem modernen Bewußtsein gegenüber Würdigung und die ihnen im Rahmen des Evangeliums gebührende Stellung. Es ist eben ein durchgreifender Gegensatz zwischen der Auffassung von Armut und Reichtum im Sinne der Welt und im Sinne Christi (S. 85). Nach den Ausführungen über die Bergpredigt folgen noch bedeutungsvolle Winke über Fasten, Almosen, Gebet, Nächstenliebe, über die hohe Schule des Jüngertums Jesu, über Selbstentäußerung, Selbstverleugnung (S. 56—61). Der Abschnitt „Das Evangelium und die Aszese" (S. 61—65) wendet sich zunächst in markiger Durchführung gegen Harnacks Entstellungen und beschreibt dann die wahre Aszese. Tiefe, erquickende Gedanken treten uns da entgegen; die Frohbotschaft „fordert nicht den Verzicht auf etwas, was w i r k l i c h reich, froh, stark macht, nicht den Verzicht auf a l l e Güter und Freuden, sondern nur auf B a l l a s t und G i f t. Nicht auf starkes, volles, gesundes L e b e n soll man entsagend verzichten, sondern auf geistiges Siechtum, auf Krankheit und Todesnot" (S. 65).

Für nicht wenige der modernen Menschen dürfte es überraschend sein zu vernehmen, was im Gegensatz zu Harnack über das Ordensleben dargelegt wird (S. 64 76 ff); ebenso verdienen Beachtung die gleichfalls gegen Harnack gerichteten Darlegungen über das Kirchentum, Kultusordnung, Priestertum, Gebote; die Kirche ist die wesentliche Form des Gottesreiches. Die Ausgestaltung des Gottesreiches zur Kirche ist eine innere Notwendigkeit der Sache selbst, wie immer sie betrachtet werde. Sie liegt aber auch in der F o l g e r i c h t i g k e i t aller Worte und Taten, durch welche Jesus das Gottesreich beschrieb und begründete. Was Gottesreich sein soll, kann es nur sein, wenn es zur Kirche wird (S. 120). Gut angebracht (gegen Harnack) ist der Hinweis auf Mt 16, 16—18 die magna charta des Kirchentums und des Primates, die Betonung der Notwendigkeit einer lehramtlichen Autorität; denn das Evangelium muß wirksam geschützt werden vor Gefahrdung, Vermischung, Verstümmelung, Verfälschung, Herabstimmung

— Jesus wäre nicht der weiseste der Religionsstifter, weder der tiefe Kenner der Wahrheit noch der Menschheit, wie sie leibt und lebt, wenn er das Kirchentum und dessen kirchenamtliche Autorität verworfen hätte (S. 128; vgl. 120—131).

Eine Frage wird von der sinnenden Gegenwart so eindringlich gestellt: Wie stellt sich Christus zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Staat, zur schönen Geistesbildung überhaupt? (S. 105). Auch darauf weiß die neue Schrift über Christus eine geistreiche Antwort zu geben (S. 106 ff). Die Schilderung des öffentlichen Lebens Jesu — Wanderzeit, Jesus in Jerusalem, messianische Vollendung — löst manche aufgeworfene Zweifel, erklärt z. B. das scheinbare Schwanken zwischen sorgfältiger Geheimhaltung und fortgesetzter Kundgebung der messianischen Würde Jesu (S. 30 55), stellt den übernatürlichen Charakter der Dämonenaustreibung dem heidnischen und jüdischen Exorzismus gegenüber fest, betont die weltgeschichtliche Bedeutung des geistigen Wahrheitsgehaltes seiner Lehre, zeigt als Messiasaufgabe, die Menschen zur Kindschaft Gottes zu bringen und bringt den scharfen Gegensatz zu Sadduzäismus und Pharisäismus zur Darstellung.

Lange, vielleicht zu lange, haben wir uns mit der Besprechung einer nicht viel über 100 Textseiten großen Schrift aufgehalten. Der Gegenstand, den es behandelt, forderte es so. Denn auch für den modernen Menschen gibt es keine wichtigere Frage als die: Was war, was wollte Christus? „Das Problem Christi, die Frage: Was war, was wollte Jesus? ist seit den Tagen des Urchristentums erst wieder in unserer Gegenwart mit solchem Wahrheitsverlangen aufgetaucht und erlebt worden" (S. 8). Die Antwort ist längst gegeben, und sie wird in alle Ewigkeit dieselbe bleiben. „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir selig werden könnten, als Jesu Namen; in ihm allein ist Heil" (Apg 4, 12). Die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu liegt im Werke der Erlösung und in der Stiftung seiner Kirche. In jener hat er als unser Hohepriester das unendlich wertvolle Sühnopfer zur Vergebung der Sünden dargebracht und uns alle zum Heile erforderlichen Gnaden verdient; in dieser hat er seine Gnadenmittel und Lehre hinterlegt und ihr für wirksame Leitung der Menschen zu ihrem ewigen Ziele hin die notwendige gesetzgeberische Vollmacht und lehramtliche Unfehlbarkeit verliehen. So mußte er seine Kirche ausstatten und so hat er sie ausgestattet. Das ist der Vollwert der Worte: Gegeben ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden; gehet hin, machet alle Völker zu Schülern, lehret sie alles halten, was ich euch aufgetragen. Sieh, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit.

Jos. Knabenbauer S. J.

Katholische Moraltheologie. Von Dr. **Joh. Ev. Pruner**, Päpstl. Hausprälat, Dompropst und Prof. am Bischöfl. Lyzeum in Eichstätt. Dritte, neubearbeitete Auflage. Erster Band. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8° (XVI u. 596) Freiburg 1902, Herder. *M* 7.80

Die vorliegende Auflage zeigt bei einem auch nur flüchtigen Vergleich mit den früheren Ausgaben stets die verbessernde Hand des Verfassers. Sie zählt

unstreitig zu den besten Lehrbüchern der Moraltheologie, wenn wir sie nicht einfachhin das beste der deutschen Lehrbücher dieser Disziplin nennen sollen. Der Verfasser selber sagt: „Das Buch sollte sich als Lehrbuch eignen, aber zugleich zu einer wissenschaftlichen Darlegung der göttlich geoffenbarten sittlichen Wahrheiten und der darin enthaltenen und darauf beruhenden Gesetze des christlichen Lebens erweitert werden."

Was immer nur auch in der neuesten Zeit an berechtigten Wünschen bezüglich der Behandlung einer Moraltheologie ist laut geworden: dem ist in der Anlage dieses Werkes Rechnung getragen. Keineswegs aber verschließt sich der Verfasser vor kasuistischem Detail; er sucht dieses in ausgiebiger Weise in die Darstellung der einzelnen Partien zu verflechten. Wie die Vorrede sagt, „mit dem Bestreben, die Anforderungen der Wissenschaft immer im Auge zu behalten, ging Hand in Hand das Bemühen, dem praktischen Zwecke der Moraltheologie gerecht zu werden, ohne aber diesen nur auf Regelung der bußgerichtlichen Praxis einzuschränken — der Seelsorger ist auch Lehrer des heiligen Sittengesetzes, Erzieher der Seelen zur Tugend und Ratgeber der Gläubigen".

Nach dieser Anlage waren jedoch auch schon die früheren Auflagen des Werkes gearbeitet. Die Neubearbeitung und Erweiterung bezieht sich zuerst auf weitere Ausführung einzelner Partien und ihre sachgemäße Eingliederung in den Gesamtstoff der Moraltheologie, dann aber auch auf tiefere spekulative Begründung einzelner, besonders der zeitgemäßen Fragen. Das ganze Werk scheint um die Hälfte an Umfang zu gewinnen. Es war daher nicht mehr tunlich, es in einem einzigen Bande zu fassen, sondern es mußte in zwei Bände abgeteilt werden.

Der gegenwärtige erste Band bringt außer der allgemeinen Moraltheologie die spezielle Pflichtenlehre bis zum siebten Gebot des Dekalogs. Der zweite Band wird die Gerechtigkeitspflichten betreffs der Vermögensgüter umfassen und diejenigen Pflichten, welche sich auf das innere Seelenleben und den Gebrauch der Gnaden- und Heilsmittel beziehen. Neues wird daher der zweite Band noch mehr liefern als der erste Der Behandlung der Gnadenmittel waren in den vorigen Auflagen nur gegen 40 Seiten gewidmet; jetzt wird dieselbe die zweite Hälfte des ganzen zweiten Bandes ausmachen. Die Gerechtigkeitslehre betreffs der Vermögensgüter wird ebenfalls eine durchaus neue Bearbeitung erfahren, da das neue deutsche bürgerliche Recht sowie das österreichische und französische beständige Berücksichtigung finden sollen.

Um auf den Inhalt des vorliegenden Bandes zurückzukommen, so bringt der Verfasser im allgemeinen Teile unter dem Titel „Vom göttlichen Gnadenwirken im Menschen und dem menschlichen Mitwirken" nicht nur die Lehre von den Tugenden im allgemeinen zur Sprache, sondern auch die ganze übernatürliche Ausrüstung des Menschen durch die göttlichen Tugenden und die übernatürlichen, eingegossenen moralischen Tugenden im einzelnen. Es mag vielleicht ein Leser es als einen kleinen Mißstand empfinden, daß infolgedessen die pflichtgemäße Übung jener Tugenden und die Versündigung gegen dieselben erst später zur Sprache kommen; allein an sich ist es jedenfalls berechtigt, jene Ausrüstung des Menschen zum übernatürlichen Handeln dem allgemeinen Teile der Moraltheologie

als Gegenstand zuzuweisen, wie ihm die Fragen über den Willen und dessen Akte zugewiesen werden. Jene übernatürlichen Tugenden sind ja eine Vervollkommnung und Umschaffung des aktiven Prinzips der moralischen Akte, ja geradezu jenes Moment, welches die menschlichen Akte aus dem Gebiete der natürlichen Ethik heraushebt und dieselben so recht zum Gegenstande der Theologie macht.

Allerdings wird derjenige, der eine erschöpfende Behandlung der übernatürlichen Tugenden sucht, die hier gebotene Behandlung zu kurz und spärlich finden. Allein ausführlich kommt regelmäßig diese Sache in den dogmatischen Vorlesungen zur Sprache. In dieser Voraussetzung ist das vom Verfasser Gebotene vollauf genügend; es bietet die Unterlage zum vollen Verständnisse der nachher zu behandelnden Pflichten, welche für die Moraltheologie das wesentlichste sind. Übrigens zeigt der Verfasser gerade bei dieser knappen Behandlung der dogmatischen Seite der Tugendlehre auch nach dieser Richtung hin ein höchst feines Verständnis der verschiedenen spekulativen Kontroversen, aus denen er das praktisch Wertvolle herauszuschälen weiß. Beispielshalber sei hingewiesen auf das, was Nr 138 vom Glaubensgegenstande und Glaubensgrunde gesagt wird.

Daß aber neben der wissenschaftlichen auch die praktische Seite des zu behandelnden Stoffes dem Verfasser am Herzen lag, wird der aufmerksame Leser nicht verkennen können. Gerade für die unsere Zeit und die heutige Gesellschaft bewegenden Fragen hatte Verfasser stets ein offenes Auge. Es genügt, nur einiges zu nennen: Frauenfrage, Naturrecht, Verhältnis zwischen Kirche und Staat, um zu zeigen, daß das praktische Bedürfnis der Gegenwart stete Berücksichtigung fand. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, recht bald auch den zweiten Band der Öffentlichkeit übergeben zu können.

Aug. Lehmkuhl S. J.

La France et le Grand Schisme d'Occident. Par *Noël Valois*. Tome III et IV. gr. 8° (XXIV, 632 u. 610) Paris 1901—1902, Picard.

Manchen Band „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" mag man durchblättern, wie sehr dieselben mit jeder neuen Nummer an Umfang zunehmen, bis man auf ein Werk stößt von annähernd gleich hervorragendem Wert für die Kirchengeschichte wie das vorliegende. Es hat dieses ausgezeichnete Werk jetzt glücklich seinen Abschluß gefunden und, fast dürfte man hinzufügen, die ihm gestellte Aufgabe auch abschließend gelöst. Schon bei Besprechung der früheren Bände in diesen Blättern (LII 448 f) hat P. Fr. Ehrle dieselben als „ein Muster der klassischen Methode der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung" charakterisiert. Alles, was dort zur Anerkennung des Werkes hervorgehoben wurde, ist so zutreffend auch für diese letzten Bände, daß man es einfach wiederholen könnte; nur gilt es jetzt vielleicht noch in erhöhtem Maße.

Über das große abendländische Schisma, seine Ursachen und seine Hauptrepräsentanten, wie über die mannigfachen Wege, die eingeschlagen oder vorgeschlagen wurden, um es zu heben, ist in den letzten Jahrzehnten fast in allen europäischen Ländern überaus fleißig geforscht und vieles neu zu Tage gefördert

worden. Eine große Sache ist es schon, über alle diese tausend Einzelforschungen den Überblick zu bewahren, und ein namhaftes Verdienst um die Geschichtswissenschaft wäre es schon gewesen, alle diese Einzelergebnisse zu einer zusammenfassenden Darstellung übersichtlich zu vereinigen. Der Verfasser leistet dies mit dominierender Sicherheit und mit einem Blicke, dem fast nichts entgeht.

Er besitzt dabei die Gabe, auch die verwickeltsten Verhältnisse gut und leicht zur Anschauung zu bringen: die Einteilungen möglichst natürlich und einfach, die Ordnung schlicht und licht, die Sprache klar wie reines Wasser. Über der Sache verschwindet der Geschichtschreiber. Auch wenn einmal die Reflexion sich Bahn bricht oder die Kritik angesetzt werden muß, wächst das stets aus der Sache selbst hervor; es geschieht kurz und besonnen, mit der Bescheidenheit des echten Gelehrten.

Der Verfasser ist jedoch keineswegs bloß fleißiger und kritischer Sammler, sondern in noch hervorragenderem Maße ist er eigentlicher Forscher. Es genügt, die Überschau über das archivalische Quellenmaterial zu beachten, welche er dem dritten Bande vorausschickt, und dies nur als Nachtrag und Ergänzung zu dem, was im Beginne des Werkes bereits für die Quellenkunde geleistet war. Die Forscherarbeit ist in diesen 4 Bänden noch eine recht ergiebige gewesen, so sehr, daß die Geschichtsliteratur wohl aller europäischen Länder dabei etwas zu gewinnen hat. Valois hat nicht nur vieles neu zu Tage gefördert, sondern auch wirkliche Überraschungen gebracht. Nur zwei Beispiele mögen hier Platz finden:

Auf der Versammlung des französischen Klerus 1398 hatte die Regierung über die gegen den Avignoneser Papst Benedikt XIII. vorzunehmende Gehorsamsentziehung die Vota eingefordert, in geheimer Abstimmung zwar, aber so, daß es an einem starken moralischen Drucke auf die Votanten dabei nicht fehlte. Am 28. Juli verkündete der Kanzler feierlich das Resultat. Danach hätten von etwa 300 Abstimmenden 247 sich für sofortige und totale Substraktion ausgesprochen, die so lange währen sollte, bis Benedikt XIII. zur via cessionis, d. h. zur freiwilligen Abdankung sich anheischig machen würde. Alle Geschichtschreiber bis auf den heutigen Tag haben dies offizielle Resultat, das nach Lage der Verhältnisse dem französischen Klerus wenig Ehre machte, als feststehend hingenommen. Auch Quellenforscher von Ruf haben sich dabei beruhigt. Valois aber fand, daß die sämtlichen Stimmzettel noch vorhanden waren in demselben Tuchsäckchen, in welchem man sie ursprünglich verwahrt hielt, und überdies noch eine amtliche Abschrift derselben aus der gleichen Zeit. Er gab sich die Mühe, Zettel für Zettel zu studieren, und er fand ein himmelweit verschiedenes Resultat. In der Tat betrug die Zahl derer, welche totale Substraktion guthießen, nicht mehr als 123; eine sehr stattliche Minorität wollte von totaler Substraktion überhaupt nichts wissen, andere dieselbe vorerst noch verschoben sehen. Der Klerus war also über seine eigene Willensmeinung grob belogen worden.

Mit der Abdankung des Ägidius Muñoz als Gegenpapst (Klemens VIII.) am 26. Juli 1429 und mit der Unterwerfung des Grafen Armagnak, 7. April 1430, wäre, wie man bisher allgemein annahm, auch der letzte Ausläufer des großen

Schismas aus der Christenheit geschwunden gewesen. Auf Grund höchst merkwürdiger Entdeckungen vermag nun aber Valois diese letzten wilden Auswüchse noch deutlich zu verfolgen bis 1467, und noch für das Jahr 1465 kennt er einen Jean Farald als schismatischen Kardinal der einstigen avignonesischen Obedienz.

Im ganzen wird man sagen dürfen, daß die jetzt vorliegenden Bände, wenn nicht an Wert, so doch an Interesse die ersten beiden noch namhaft übertreffen. Band I galt ganz der Entstehung und Befestigung des Schismas; Band II beschrieb dessen weitere Ausgestaltung und üblen Folgen in den verschiedenen europäischen Ländern und die dadurch in der ganzen Christenheit hervorgerufene Mißstimmung. Er schloß mit dem Tode des Genfer Papstes Klemens VII. am 16. September 1394. Den III. Band eröffnet nun die Wahl Benedikts XIII. Sie wird zum Anlaß ernster Bemühungen sowohl von seiten des avignonesischen Kardinalskollegiums als auch des französischen Hofes, eine Wiedervereinigung der Kirche anzubahnen. Benedikt wird jedoch als Papst anerkannt, und innige Beziehungen verbinden ihn bald mit dem französischen Hofe. Aber die mächtige auf Einigung der Kirche hindrängende Bewegung kommt dadurch nicht in Stillstand. Die Universität Paris vor allem bleibt ein Herd ungeduldiger und ungebärdiger Agitation. Die glänzende Deputation, von den Prinzen des königlichen Hauses nach Avignon geführt, um Benedikt zu freiwilliger Verzichtleistung gefügig zu machen, ist erfolglos, nicht anders die von Frankreich, England und Kastilien 1397 nach Avignon und Rom entsandte „Dreikönigsbotschaft“. Darauf erfolgt 1398 von seiten der französischen Regierung wie von Kastilien und Provence die Gehorsamsentziehung. Die Avignoneser Kardinäle fallen von ihrem Papste ab; dieser selbst, aller Herrschaft und Freiheit beraubt, wird in seiner Burg zu Avignon belagert. Auf dem Höhepunkt der Not weiß er durch scheinbare Nachgiebigkeit die Einstellung der Feindseligkeiten zu erreichen, aber auch die weiteren Unterhandlungen hinauszudehnen, bis kühne Flucht ihm wieder Freiheit verschafft. Sofort unterwerfen sich jetzt die Kardinäle; Frankreich, Kastilien, Provence kehren zum Gehorsam zurück und dank der Tätigkeit Benedikts dehnt die avignonesische Obedienz sogar noch ihre Grenzen aus.

Aber neue Zerwürfnisse folgen. Am französischen Hofe wechselt der Einfluß der Parteien. Der Tod des römischen Papstes bringt auch diesmal wieder der Hoffnung auf Einigung keine Erfüllung. Aufs neue sagt Frankreich von seinem Papste sich los, und der Neutralitätserklärung des Königs antwortet Benedikt mit der Exkommunikationsbulle. Der Bruch ist unheilbar. Alle Versuche, durch Einwirkung auf die Gegenpäpste und durch Beratungen auf nationalen Synoden der Kirche den Frieden wiederzugeben, waren damit gescheitert.

Mit Band IV beginnen neue Wege. Ohne Beihilfe der mit gleicher Unnachgiebigkeit sich gegenüberstehenden Päpste sollte das Generalkonzil helfen. Die beiden Kardinalskollegien von Rom und Avignon verständigen sich; sie fallen von ihren Häuptern ab und berufen gemeinsam eine Versammlung kirchlicher Vertreter aller Länder nach Pisa, um der Kirche die Einheit wiederzugeben, auf welche Christus der Herr sie gegründet hat.

Aus der Wahl der Versammlung von Pisa geht ein neuer Papst hervor, von weitaus dem größten Teile der Christenheit freudig anerkannt. Die bisher römische Obedienz schwindet fast völlig; die avignonesische sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab. Nur der eroberungssüchtige Ladislaus von Neapel, rückfälliger Avignonese aus schmutziger Politik, läßt den Pisaner Papst nicht zum Frieden kommen; er treibt den Flüchtigen zuletzt Sigismund von Böhmen in die Hände. Dieser wünscht ein allgemeines Konzil für die Beilegung der hussitischen Wirren; in Deutschland ist die kirchliche Einheit noch nicht völlig wiederhergestellt; als Nachfolger der römischen Kaiser deutscher Nation fühlt Sigismund in sich den Beruf, das Werk der Einigung zur Vollendung zu bringen. Er nötigt Johann XXIII. die Berufung des Konzils nach Konstanz ab. Das Konzil sieht zwei Träger des päpstlichen Namens ihrer Würde entsagen; der dritte wird durch Richterspruch entsetzt, endlich nach zwei Jahre langem Hadern der Parteien erfolgt 1417 die einmütige Wahl und Anerkennung Martins V. Noch 50 volle Jahre aber glimmt das unterdrückte Feuer des Schismas im verborgenen fort.

Im Schlußkapitel zieht der Verfasser das Fazit für den Anteil an Verantwortlichkeit und Verdienst, der bei allen diesen folgenschweren Verwicklungen auf Frankreich trifft. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war ja nicht eine Geschichte der Konzilien von Pisa und Konstanz, noch eine Geschichte der Geistesströmungen in Europa während der 40 Jahre des Schismas, sondern er hatte sich ausdrücklich eingeschränkt auf Frankreichs Anteil, und wenn auch nebenbei auf andere Nationen und Länder reichlich Licht gefallen, so ist doch die Bezugnahme auf die Rolle Frankreichs stets normgebend geblieben.

Diese Einschränkung war um so mehr berechtigt, da es hergebracht ist, gerade bei dieser für die Kirche so unheilvollen Periode gegen Frankreichs Anmaßung, Nationaleitelkeit und Eigensucht die schwersten Vorwürfe zu erheben. Der Verfasser kann mit Recht sich rühmen, einen großen Teil dieser Vorwürfe als unbegründet erwiesen zu haben.

Freilich gewährt Frankreich in jenen Tagen einen betrübenden Anblick. Ein schwacher, kranker König in Geistesumnachtung mit wenigen lichten Intervallen; die verschiedenen Zweige seines Hauses in unversöhnlicher Feindschaft wider einander stehend; das Land mit Blut und Ruinen bedeckt, innerlich zerrissen und durch übermächtigen Feind von außen bedroht. Je größer aber die politische Ohnmacht und Ratlosigkeit, desto ungebändigter der Trieb, auf kirchlichem Gebiete Macht zu üben, dort als infallibel und omnipotent sich geltend zu machen. Es ist gleich einer Wiederaufführung der kirchlichen Tragödien im alten Byzanz. „Das Königtum", schreibt Valois (III 37) in Bezug auf die Bemühungen Karls VI., „fiel so in einen Fehler zurück, der schon Karl V. oft zum Vorwurf gemacht worden ist. Gestützt auf die Abstimmung des nationalen Klerus und durchdrungen von dem Gefühle einer ihm übertragenen providentiellen Mission, stellte es wieder die eigene Autorität an Stelle der Autorität der Kirche; es glaubte sich berufen, die Barke des hl. Petrus zu lenken."

Der König erschien sich als „der providentielle Retter des Papsttums", der Nachfolger Karls des Großen. Seine Sache war es, da der Papst seine

Pflicht nicht tat, die Einheit der Kirche herbeizuführen, und dabei bestand, wie schon unter Karl V., die Illusion, der König von Frankreich brauche über kirchliche Fragen nur den Mund zu öffnen, und alsbald finde sein Wort Geltung in der ganzen Christenheit (III 280). Daher auch die unglaubliche Entrüstung „bei dem bloßen Gedanken, daß Franzosen wagen könnten, in religiösen Dingen dem König ungehorsam zu sein, die klassische Theorie von der Unfehlbarkeit des Königs" (III 267). „Das Königtum, mochte es nun bloßer Schein oder Wirklichkeit sein, daß es sich dabei auf Anregung von seiten seines Klerus berief, hat jedenfalls in einer Reihe von Fällen über religiöse Fragen die letzte Entscheidung gegeben, und zwar gleich herrisch und autoritativ, mochte es die Empörung [gegen die höchste kirchliche Behörde] vorschreiben oder die Unterwerfung. . . . Diese Einmischung der bürgerlichen Gewalt in Angelegenheiten rein geistlicher Natur nahm noch gewaltigere Umrisse an in der Einbildungskraft des Volkes. Das Gerücht verbreitete sich eines Tages in Avignon, der König von Frankreich habe Benedikt XIII. abgesetzt und schicke sich an, einen neuen Papst zu ernennen" (IV 505).

Der Unsegen, welcher auf den Eingriffen der Laiengewalt in das kirchliche Gebiet noch immer und überall gelastet, hat sich denn auch in der Geschichte des Schismas bis in jede einzelne Phase hinein reichlich bewährt. Aber eine andere alte Erfahrung noch findet sich in diesen Bänden bestätigt:

„Man sieht, in welchem Maße in Frankreich während der Jahre 1398 bis 1403 das allgemeine Gesetz sich bewahrheitet hat, demzufolge niemals eine Kirche von der Autorität des Papstes sich losmachen kann ohne sofort auch unter das Joch der Laienautorität zu geraten" (III 319). „In der Tat hat die Kirche Frankreichs damals zu zwei wiederholten Malen von der Oberhoheit des Heiligen Stuhles sich befreit gesehen, aber nur um desto schwerer das Joch der weltlichen Gewalt auf dem Nacken zu fühlen. Die Freiheit der Wahlen, die sie wiedererlangt hatte, ward alsbald wieder eingeschnürt durch Empfehlung oder Pression von offizieller Seite. Hatte sie sich davon freigemacht, Abgaben für die päpstliche Schatzkammer zu erlegen, so sah sie sich gezwungen, einen guten Teil dieser Abgaben in die Kasse des Königs fließen zu lassen. Umsonst ließ das häufigere Zusammentreten von Versammlungen und Nationalkonzilien sie in der Illusion sich wiegen, als regiere sie sich selbst; die vielen Reisen zu den Versammlungen (ohnehin eine schwere Last für die Prälaten, welcher sich zu entziehen ihnen nicht die Freiheit blieb) hatten gar oft keinen andern Zweck, als die Maßregeln gutzuheißen, welche im Konseil des Königs vorher schon entschieden waren, wenn sie nicht gar lediglich durch das Bedürfnis veranlaßt wurden, neue Geldbewilligungen für die Regierung zu votieren" (IV 504).

Abgesehen von diesem dem französischen Königshause erblichen und verderblichen Drange, in das kirchliche Gebiet eigenmächtig hineinzuregieren, sind die Ergebnisse Valois' gerade für König und Königshaus weit weniger ungünstig als man erwarten sollte. Persönliche Frömmigkeit und Liebe zur Kirche haben wirklich zum großen Teile mitgewirkt, und nicht immer, wie man so leicht annimmt, waren es Gewinnsucht und Politik. Ein gewisser Grad von Hoch-

herzigkeit, Glaubensinnigkeit und selbst Uneigennützigkeit sind Karl VI. und seinem Hause bei ihren Bemühungen zur Hebung des Schismas nicht abzusprechen.

Ungleich weniger günstig als für das Königshaus sind Valois' Darlegungen für die Universität Paris. Ihre Bestrebungen für die Kircheneinigung waren dank den berühmten Namen eines Gerson, d'Ailly, Clemange bisher mit einem Nimbus umgeben, der bei näherer Prüfung nicht mehr vorhält. Daß jene mächtige Bewegung zur Wiedereinigung der Christenheit sofort ins Revolutionäre ausartete, daß die Grundverfassung der Kirche aufs ernstlichste bedroht wurde und das Ansehen des päpstlichen Stuhles auf fünf Jahrhunderte hinaus geschwächt blieb, war hauptsächlich das Verdienst dieser unruhigen, anmaßenden, in alles sich einmischenden gelehrten Körperschaft. Die Leidenschaftlichkeit dieser Professorenclique gegenüber der kirchlichen Autorität fand ihresgleichen nur in ihrer Intoleranz gegenüber allen Maßregeln und Meinungen, die mit der ihrigen nicht übereinkamen, und in der von ihr ausgehenden Bearbeitung und Terrorisierung der öffentlichen Meinung. Einzelne dieser Männer, wie Gerson und d'Ailly, waren dabei trotz ihrer irrigen Theorien gewiß auch von idealen Gesichtspunkten geleitet, der Universität im ganzen kann man indes Uneigennützigkeit oder Noblesse in keiner Weise nachrühmen. Valois bezeichnet die Sache richtig, wenn er III 547 spricht von le Clan des universitaires. Es war wahrhaft eine leidenschaftliche und selbstsüchtige Clan-Wirtschaft, getrieben von Dünkel, geleitet von Interessenpolitik.

Um auch auf Einzelheiten zu kommen, so ist es jedenfalls nur Druckversehen, wenn Bischof Lytke von Ripen in Dänemark IV 343 580 582 als Bischof von „Lippen" verzeichnet wird. Ein Mißverständnis scheint dagegen IV 99 n 5 vorzuliegen, wo eine Bemerkung Salembiers (Le Grand Schisme d'Occident [1. éd. 1900] 262) zurückgewiesen werden soll. Dieser hatte kurz darauf hingewiesen, daß in der Sentenz des Konzils von Pisa über die beiden Papstprätendenten die Superiorität des Konzils über den Papst nicht ausgesprochen, noch eine dem Konzil innewohnende Richterbefugnis über denselben in Anspruch genommen sei. Im Verlauf dieser kirchlichen Versammlung waren allerdings die extremsten und revolutionärsten Ideen ausgesprochen und verfochten worden, und es lag Salembier sicherlich fern, seine Leser darüber täuschen zu wollen. Dagegen dürfte ihm beizustimmen sein, wenn er aus dem Wortlaut der Konzilssentenz sess. XV bei Harduin VIII 86 den Schluß zieht, daß das Konzil als solches eine Superiorität und Richterbefugnis über Päpste einfachhin damals nicht zu beanspruchen wagte. Ebendeshalb mußte es sich ja so große Mühe geben, durch eine so verwickelte wie gekünstelte Argumentation die beiden Prätendenten als notorische (d. h. durch ihre Handlungsweise offenkundig überführte) Schismatiker und Häretiker zu erweisen. Denn nur so wurde es möglich, auf den allgemein anerkannten Satz sich zu stützen, daß ein Papst, der notorisch der Häresie verfällt, eo ipso der Mitgliedschaft der Kirche und seiner Würde und Vollmacht als Papst verlustig geht. Deshalb fügt die Sentenz bei, daß das Konzil nur ad cautelam noch die römische Kirche ausdrücklich für verwaist erkläre. Hätte das Konzil die Superiorität über den Papst absolut sich zuerkennen wollen, so wäre hingegen das Verfahren ein sehr einfaches gewesen.

Auch sonst tritt es stark hervor, daß der Verfasser auf das Konzil von Pisa gar schlecht zu sprechen ist. Nach ihm war es ein ganz und gar verfehltes Unternehmen und von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt; er sieht darin eine fausse route und charakterisiert das Prozeßverfahren daselbst als einen „Skandal". Es ist dies die Ansicht, welche namentlich seit der Zeit des Vatikanums die allgemeinere zu werden begonnen hat, die aber aus den Prämissen, wie sie in dem Werke des Verfassers vorliegen, sich nicht zu ergeben scheint.

Niemand wird es beifallen, die inkorrekten Anschauungen, Maßlosigkeiten und revolutionären Tendenzen beschönigen zu wollen, die im Gefolge der Unionsbestrebungen überhaupt und auf dem Konzil von Pisa insbesondere recht bedenklich hervorgetreten sind. Auch muß zugegeben werden, daß mit Pisa allein die volle Einigung und Beruhigung der Christenheit tatsächlich noch nicht zurückgeführt war, wenigstens noch nicht bis zu dem nahen Zeitpunkte, an welchem das neue Konzil nach Konstanz berufen wurde. Anderseits ist aber ebensowenig zu verkennen, daß nahezu alle Fehler von Pisa zu Konstanz in noch erhöhtem Maße begangen wurden, und daß ohne Pisa Konstanz gar nicht möglich gewesen wäre. Das große Werk der Einigung war zu Pisa begonnen und ist zu Konstanz vollendet worden. Wer die erfolgreiche Einigung durch das Konstanzer Konzil anerkennt, wird daher Pisa nicht als absolut unfruchtbar und innerlich verfehlt verwerfen dürfen.

Wie lagen tatsächlich die Dinge? In der Christenheit gab es zwei Päpste; jedem derselben hingen in Ehrfurcht und Treue zahlreiche christliche Völker an. Die beiden Obedienzen standen sich feindlich gegenüber; die Kirche war zerrissen, die schwersten Übel und Unordnungen in den verschiedenen Ländern waren die Folge. Seit 30 Jahren hatte man alle denkbaren Mittel in Anwendung gebracht, die Spaltung zu heben. Nicht nur hervorragende Privatpersonen, auch die Fürsten und die öffentlichen Gewalten hatten vergebens ihren Einfluß und ihre Hilfsmittel aufgeboten. Immer mehr schwand die Hoffnung.

Gewiß hatte auch in dieser Zeit die Kirche ihr Oberhaupt. Einer der beiden Prätendenten, und nur einer allein, war der rechtmäßige Papst. Allein so weit war es mit der Verirrung und Erregung der Geister gekommen, daß damals keiner der beiden als der unzweifelhaft rechtmäßige Papst erwiesen werden konnte. Für jene Zeit war der Zweifel faktisch und praktisch unlösbar. Gewissenhafte und erleuchtete Personen, Heilige, Gelehrte, Staatsmänner, Kirchenfürsten von wohlverdientem Ruf standen auf beiden Seiten und hielten an dem von ihnen einmal als rechtmäßig angenommenen Papst mit unverbrüchlicher Festigkeit. Die Kirche hatte also kein unzweifelhaft rechtmäßiges Oberhaupt mehr, das als solches wenigstens von dem ehrlich und einsichtig Forschenden hätte sicher erkannt werden können. Und doch war der Kirche von Christus selbst die Einheit zugesichert worden als ihr charakteristisches Merkmal. Sie hatte ein heiliges Recht darauf, und diese Einheit war Lebensbedürfnis für sie. Konnte es ihr also verwehrt sein, sich wieder ein unzweifelhaft rechtmäßiges Oberhaupt zu geben? Wenn die beiden Prätendenten das zur Einigung Unerläßliche zu tun sich nicht entschließen wollten und sich dadurch statt als Hirten vielmehr als Schädiger und

Verwüster der Herde Christi erwiesen, und wenn nach bitterer Erfahrung von 30 Jahren unter stetem Anwachsen der Übel jede Hoffnung nach dieser Richtung hin geschwunden war, sollte der Kirche nicht wie jeder andern menschlichen Gesellschaft das Recht der Selbsterhaltung zur Seite stehen?

Daß bei solcher Lage der Dinge die Kardinäle aus den beiden bisher feindlichen Obedienzen sich einigten, um die Initiative zu ergreifen, war doch wohl das natürlichste und, bei Ermanglung jeder Beihilfe von seiten der Prätendenten, das einzig mögliche. Ihre vereinte Stimme war allein geeignet, von der gesamten Christenheit vernommen und beachtet zu werden; sie waren am meisten berufen, über die Erfolglosigkeit wie Aussichtslosigkeit aller bisherigen Versuche ein Urteil abzugeben, bei Verwaisung des päpstlichen Stuhles — und einen unzweifelhaft als rechtmäßig zu erkennenden Papst gab es ja nicht — stand dem Kardinalskollegium ohnehin die Verwaltung zu.

In der äußersten Notlage der Kirche erkannten es die vereinigten Kardinäle als ihr Recht und ihre Pflicht, eine Versammlung von Repräsentanten der gesamten Christenheit zu veranlassen, um diesem äußersten Notstande, dem anders nicht mehr gesteuert werden konnte, endlich Abhilfe zu tun. Das Programm zu diesem Vorgehen war auf einer Versammlung des Klerus zu Paris von dem Patriarchen Simon Cramaud schon im Juni 1398 in klaren Umrissen entwickelt worden (III 163). Zehn Jahre weiterer Erfahrungen und Enttäuschungen hatten geholfen, es desto gründlicher zu erwägen.

Welche Fehler immer in Pisa begangen worden sein mögen — sie fallen hauptsächlich den Doktoren von Paris und Bologna zur Last —, man wird nicht leugnen können, daß zu Pisa moralisch genommen die gesamte Christenheit vertreten war, die Bischofssitze wie die Universitäten, die religiösen Orden wie die politischen Gewalten, Frömmigkeit, Wissenschaft und Staatskunst. Im April 1409 zählte man dabei 120 Mitraträger aus fast allen christlichen Ländern, im Juni waren es deren 160, außerdem 120 Doktoren der Theologie, 300 des kirchlichen Rechtes. Andere Zahlenangaben sind noch weit beträchtlicher. Und in dieser glänzenden Versammlung herrschte bei allen Beschlüssen, welche die Aufhebung der Spaltung zum Zweck hatten, die vollste Einmütigkeit. Was an Anhängern der beiden Prätendenten noch übrig blieb und sich schmollend abseits hielt, war dieser Kundgabe fast der ganzen Christenheit gegenüber doch verschwindend. Ohne die darauffolgende Synode von Konstanz und ihr neues Einigungswerk würde aller Wahrscheinlichkeit nach das Ergebnis von Pisa früher oder später sich die allgemeine Anerkennung verschafft haben.

So viele und gewichtige Stimmen daher auch für eine andere Beurteilung des Pisanums eintreten mögen, man wird doch auch der Meinung nicht schlechthin alle Berechtigung absprechen dürfen, welche das Verfahren der Kardinäle durch den Ausnahmezustand und die himmelschreiende Not der Kirche gerechtfertigt glaubt. Nach dieser Ansicht wäre Gregor XII., das Haupt der römischen Obedienz, nur bis zum 5. Juni 1409 als rechtmäßiger Papst zu betrachten, an welchem Tage durch die Vertreter der gesamten Kirche öffentlich und feierlich konstatiert wurde, daß ein unzweifelhaft rechtmäßiger Papst in der Kirche nicht mehr

zu erkennen sei. Am 26. Juni folgte dann durch einstimmige und rechtmäßige Wahl der vereinigten Kardinalskollegien Alexander V. An diesem Standpunkte hat das Konstanzer Konzil, trotz großer Konzessionen an Gregor XII., in der Form immer festgehalten, und nicht minder tat es Martin V., trotz ähnlicher Konzessionen an Klemens VIII. Von diesem Standpunkte aus allein rechtfertigen sich auch die offizielle Zählung der Päpste und die Papstverzeichnisse, wie sie bis heute in der Kirche allgemein angenommen sind. Es will scheinen, als ob dieser Standpunkt auch aus den gelehrten Darlegungen des Verfassers mit Klarheit und Bestimmtheit sich ergeben müßte, und seine wegwerfenden Urteile über das Pisanum berühren fast wie eine Inkonsequenz.

Dies ist indes ein Punkt, welcher mit der Forschung nichts zu tun hat und der nicht im stande ist, das geringste zu mindern an der Wertschätzung und rückhaltlosen Anerkennung einer wahrhaft ausgezeichneten und großartigen wissenschaftlichen Leistung.

O. Pfülf S. J.

Die gegenwärtige Los von Rom-Bewegung oder die Aufgabe der Katholiken in dem neuen Kulturkampfe. Von Dr. **Carl Eberle**, päpstlicher Hausprälat. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 8⁰ (VIII u. 144) Feldkirch 1902, Unterberger. *M* 1.70

Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser die heutige Los von Rom-Bewegung einen neuen Kulturkampf. Er nennt ihn so in dem Sinne und insofern, als die Urheber der neuen Bewegung darauf hinzielen, die eigentlichen Faktoren der Kultur, der wahren und christlichen Kultur, in ihrer Tätigkeit zu unterbinden und die Schöpfungen derselben anzugreifen und zu zerstören.

Nach offenem Geständnis der Koryphäen der Los von Rom-Bewegung soll dieselbe in einen Abfall vom Christentume und vom wahren Gott münden. Der religiöse Abfall vom Katholizismus zum Protestantismus und der politische Abfall vom Hause Habsburg zum Deutschen Reiche hin ist jenen nur ein Durchgangspunkt zur Abschüttelung jeglicher Autorität und jeglicher, zumal der christlichen Religion; sie steuern auf ein völliges Heidentum oder auf den einfachen Atheismus los. Die Broschüre bringt für alles dies Belege aus den gelegentlichen Äußerungen der Häupter der Bewegung und der von ihnen bedienten Zeitschriften.

Es ist ein Verdienst der zur Besprechung stehenden Schrift, die ganze Bewegung als eine kulturfeindliche und christus-, ja gottfeindliche Bewegung vor aller Augen offenzulegen und den Schleier wegzureißen von den unsaubern Machenschaften, mit denen hantiert wird. Ein weiteres Verdienst der Schrift ist, die von seiten der Katholiken erforderliche Abwehr und die Mittel der Abwehr in gedrängter Kürze zu kennzeichnen.

Wohl stößt man beim Lesen mehrmals auf Wiederholungen. Allein es war dem Verfasser augenscheinlich mehr darum zu tun, den Leser allseitig über die Ziele, über die Gefahren und Heilmittel zu belehren und in eindringlicher, allen verständlicher Weise zu unterrichten, als ihn nur zu unterhalten. Auch sachlich mag nicht gerade alles unanfechtbar sein. So dürfte „die Unzufriedenheit im eigenen Lager“ eine zu hohe Wertung gefunden haben; dann fürchten wir, daß die Rücksichtnahme auf den gläubigen Protestantismus und auf dessen Bundesgenossenschaft im Kampfe

gegen den Unglauben auf trügerischer Hoffnung ruhe. Doch wir wünschen sehr, daß die Schrift den gläubigen Protestanten die Augen öffne über Ziel und Mittel der revolutionären Romstürmer, und die Katholiken anrege, mit Mut und Tatkraft dem aufgezwungenen Kampfe zu begegnen.

Empfehlenswerte Schriften.

Der betende Gerechte der Psalmen. Historisch-kritische Untersuchung als Beitrag zu einer Einleitung in den Psalter von Dr. theol. Thaddäus Engert. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. Von der theologischen Fakultät zu Würzburg preisgekrönt. gr. 8° (IV u. 134) Würzburg 1902, Göbel und Scherer. *M* 2.—

Der größte Teil der vorliegenden, preisgekrönten Arbeit beschäftigt sich mit der geschichtlichen Darlegung der verschiedenen Auffassungen, wer denn schließlich der in den Psalmen Betende, Leidende, hoffnungsvoll Jubelnde sei (S. 3—121). Der erste Teil mit der Überschrift: Die allegorisch-traditionelle Erklärung bespricht kurz die altsynagogale Auffassung, etwas eingehender die patristische Psalmenexegese. Der zweite Teil enthält die fortschreitende Entwicklung der individuell-historischen Auffassung, aufgezeigt in der mittelalterlich-jüdischen, in der katholischen und protestantischen Exegese. Im dritten Teile wird uns das betende Ich und die Psalmenexegese der neueren Zeit in zwei Abschnitten vorgeführt: Die individualistische Hypothese; die Personifikationstheorie. Die auf eingehenden Studien und großer Literaturkenntnis beruhenden geschichtlichen Ausführungen sind durchweg mit kritischer Beurteilung der verschiedenen Auslegungsweisen begleitet. Der vierte Teil bringt dann den Versuch einer endgültigen Lösung. „Die Psalmen sind das Echo des gläubigen Herzens auf die Worte der Propheten, auf die Großtaten des Herrn an seinem Volke, den Treuschwur der Gemeinde an ihren Gott. Aus der Volksseele herausgesungen, sind sie die Wirkung der prophetischen Predigt, der in heißen Gebeten und frohen Dankeshymnen sich äußernde Widerhall der Verheißungen des Herrn" (S. 124). Das betende Ich, der Arme, die Bedrängten sind demnach „nur die Treuen, die Frommen, die Gläubigen, das wahre Israel" (S. 132). Die „Feinde", oder der „Gottlose", sind die Feinde des Gottesreiches, die Schlechten in Israel selbst und die Heiden; gegen diese wird in den sog. Fluchpsalmen das Gericht des gerechten und heiligen Gottes gefordert (S. 121). Es legt sich da doch die Frage nahe, ob ein Prinzip ausreiche, die doch so mannigfach verschieden gestalteten Lieder zu erklären, ob den geschichtlichen Überschriften gar keine tatsächliche Unterlage zuzugestehen sei, ob z. B. auch 2 Kg 22, 1 ff; 23, 1; 1 Chr 16, 8 ff nicht doch individuell, zeitgeschichtlich gefaßt sein wollen. Sind die Psalmen das Echo der prophetischen Predigt, so dürften wohl mehr vorexilische Psalmen anzunehmen sein, als der Verfasser zuzugestehen scheint (S. 122 ff). Um einem leicht möglichen Mißverständnisse bei den Lesern vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß der

Verfasser gewiß einverstanden ist mit dem, was Professor A. v. Scholz kürzlich schrieb: „Der Knecht Jahves ist, wie bemerkt, nach dem Buche (Isaias) der Sproß Jesse, der Emanuel" (Theolog. Revue, Nr 10, 308).

Das Gleichnis in den Büchern des Alten Testaments. Eine literar-ästhetische Studie von Johann Ev. Schweiter. 8° (47) München 1903, Schuh. *M* —.60

Die erhabene Schönheit der alttestamentlichen Schriften, besonders der Propheten- und Lehrbücher, beruht zu einem guten Teil auf der bildlichen Ausdrucksweise und nicht in letzter Linie auf den Gleichnissen, die sich durch Stimmungsgehalt, Kraft und Großartigkeit auszeichnen. Das ist jedem bekannt; doch über die große Zahl und Mannigfaltigkeit dieser Gleichnisse dürfte selbst ein Kenner des Alten Testamentes im Unklaren sein. Das vorliegende Schriftchen stellt nun die Gleichnisse nach den verschiedenen Gebieten, denen sie entnommen sind, übersichtlich zusammen. Es sind ihrer gegen tausend mit etwa 280 verschiedenen Gegenständen aus dem Tier- und Pflanzenreich, aus der leblosen Natur und dem Menschenleben. Neben dem ästhetischen Wert wird auch ein Stück Kulturgeschichte offenbar.

Von der Vielheit zur Gottheit. Von J. Linder. 8° (40) Leutkirch 1902, Bernklau (Kommissionsverlag). *M* —.50

Die Broschüre verrät den Verfasser als einen scharfsinnigen, konsequenten Denker, der seine eigenen Wege geht. Aus der These, daß die Vielheit wesentlich begrenzt, daß eine anfanglose Reihe gewordener Wesen unmöglich ist, entwickelt Linder die Existenz des einen, unendlichen Anfanglosen. Die letzte Ableitung ist gewiß schlagend und mit Ausnahme der mißverständlichen Gleichsetzung des Begriffs der Unermeßlichkeit mit dem des unendlichen Raumes klar. Eine Schwierigkeit liegt in der Grundlage des Beweisganges. Die Argumente, welche der Verfasser gegen die Möglichkeit einer unendlichen Vielheit zusammenträgt, sind zum Teil allerdings neu, zum Teil aber bekannt und wurden immer wieder von ausgezeichneten Philosophen mit sehr bemerkenswerten Gründen angefochten. Es ist zu bedauern, daß die einschlägige, ausgedehnte Literatur in der Broschüre nicht benutzt wurde. Immerhin sind mehrere neue Gesichtspunkte, welche hier geboten werden, der eingehendsten Beachtung wert, fordern wirklich die alte Streitfrage und erschüttern bedeutend den Standpunkt jener, welche zwischen Vielheit und Unbegrenztheit keinen Widerspruch zu finden glauben.

Polemica de SS. Eucharistiae Sacramento inter Bartholomaeum Arnoldi de Usingen O. E. S. A. ejusque olim in Universitate Erphurdiana discipulum Martinum Lutherum anno 1530. Manuscripto „De Sacramentis Ecclesiae" extracta ac introductione variisque commentariis necnon imagine illustrata a Dominico Fr. X. P. Duijnstee, ord. erem. St. Aug. 8° (VIII u. 98) Wirceburgi 1903, sumptibus Stahelii. *M* 2.50

Aus einem ungedruckten, in einer einzigen Handschrift auf der Würzburger Universitätsbibliothek bewahrten Werke Usingens über die Sakramente kommt hier der Traktat über die Eucharistie zum Abdruck, welcher direkt gegen Luther Stellung nimmt. Der Umstand, daß Usingen derselben Augustinerordensprovinz angehörte wie Luther und vor seinem Eintritt in dieselbe Luthers Lehrer in der Philosophie

gewesen war, verleiht der kleinen Schrift ein besonderes Relief, um so mehr da Usingen, dank der schönen Arbeit des Herrn Dr. Nik. Paulus, neuerdings als wackerer Verteidiger der Kirche aus der ersten Zeit des Luthertums wieder mehr Beachtung gefunden hat. An dem Traktate kann jeder geschulte Theologe seine Freude haben, und eine Reihe gelegentlich eingestreuter Bemerkungen verleihen ihm auch Wert für den Historiker. Echt katholische Wärme und ein klar orientierter kirchlicher Sinn geben sich allenthalben kund. Der Herausgeber hat den Traktat gut eingeleitet und die einzelnen Ausführungen durch zahlreiche Parallelstellen teils aus Luther teils aus Usingens sonstigen Schriften teils aus der Coelifodina ihres Ordensgenossen Joh. Paltz (1502) zu beleuchten gesucht. In Heranziehung des Tridentinums, des hl. Thomas und der neueren Theologen ist vielleicht zuweilen des Guten zu viel geschehen. Öfter hingegen, wo Ausdrücke und Wendungen des Textes erklärende Anmerkungen erheischt hätten, werden solche vermißt, oder man findet an deren Stelle Fragezeichen, oder gar einen irreführenden Hinweis, wie bei den bomolochi S. 53, oder wie S. 35 die etwas überraschende Erklärung: omnia sunt sat clara. Im übrigen ist die Herausgabe mit vieler Liebe und Sorgfalt veranstaltet.

La mère de Dieu et la mère des hommes d'après les pères et la théologie par le P. J.-B. Terrien S. J. Deuxième partie: **La mère des hommes.** 8° (I: 612, II: 551) Paris 1902, Lethielleux. *Fr* 8.—

Nachdem der Verfasser in dem bereits Bd. LX 454 dieser Zeitschrift angezeigten ersten Teile dargetan hat, wie Maria Mutter Gottes ist, erklärt er im zweiten Teile, wie sie zur Mutter der Menschen wurde und als solche waltet. In Gottes Plan hingestellt als zweite Eva, wurde sie die geistige Mutter aller Erlösten wegen des Verdienstes ihrer göttlichen Mutterschaft, wegen ihrer Einwilligung in Christi Menschwerdung und wegen ihrer Mitwirkung beim Kreuzesopfer. Bei der Verteilung jeder Gnade wirkt sie dann als bittende Allmacht mit, befähigt durch Liebe zu uns, durch Barmherzigkeit und Kenntnis aller unserer Nöten. So ist sie Mittlerin nach und durch Jesus, in gewisser Hinsicht noch mehr als die Kirche Mutter und Jungfrau. Die Christen, ihre Kinder, verehren sie darum in ganz besonderer Weise, erlangen durch sie viele Wohltaten und haben seit den ältesten Zeiten zu ihr gebetet. Beachtenswert sind vor allem die Erklärung der Worte des Gekreuzigten: „Siehe deine Mutter", die Darlegung des Verhältnisses Marias zur Kirche im Anschlusse an die Offenbarung des hl. Johannes über das mit Sternen gekrönte Weib, die Untersuchung, inwieweit alle Gnaden durch Maria verteilt werden und der Beweis des Alters der Marienverehrung, wobei jedoch die beiden Bücher von Lehner und Liell übersehen wurden. Das Werk, eines der besten, die in letzterer Zeit über die Gottesmutter erschienen, verbindet gründliche Gelehrsamkeit und ausgebreitete Belesenheit mit warmer Begeisterung und klarem Stil und wird den Theologen ebensogute Dienste leisten als den Predigern oder den einfachen Lesern.

Raymundi Antonii episcopi instructio pastoralis iussu et auctoritate reverendissimi Domini Francisci Leopoldi episcopi Eystettensis iterum aucta et emendata. Editio quinta. 8° (XXIV u. 620) Freiburg 1902, Herder. *M* 8.—; geb. *M* 10.—

Diese 1768 veröffentlichte Pastoralanweisung für die Diözese Eichstätt wurde im 19. Jahrhundert dreimal vermehrt und erscheint jetzt unter Berücksichtigung der

neueren Verordnungen und Verhältnisse in zeitgemäßer Umarbeitung. Kaum ein den Seelsorger betreffender Gegenstand ist übergangen. Über die Feier des Gottesdienstes, die Verwaltung des Bußsakramentes, die Regelung der Ehesachen und das Dispenswesen, über Predigt und Katechese, Leitung einer Pfarrei und Einrichtung der Kirche sowie über die Pflege des eigenen geistlichen Lebens findet der Priester hier die bewährteste und sicherste Anweisung mit besonderer Berücksichtigung der betreffenden Diözese, aber doch so, daß fast alles auch für andere Orte allgemeine Gültigkeit behält.

Église et Patrie, discours et entretiens. Par Jean Vaudon. 18° (XVI u. 404) Paris 1901, Retaux. *Fr* 3.50

Verfasser schildert in diesen Gelegenheitsreden in kräftigen Farben die schönen Züge des französischen Volkes, seine glorreiche Vergangenheit, die Auszeichnungen, die Gott ihm verliehen. Die Werke der Frömmigkeit, christlicher Liebe und des Seeleneifers, die in neuester Zeit emporblühten, ziehen an ihm vorüber. An erhebenden rhetorischen Zügen und warmer Begeisterung fehlt es nicht. Um dem Verfasser vollkommen gerecht zu werden, müßte man sich ganz in seine Lage hineinversetzen können. Es ist sein Wunsch, durch die Darstellung der Vergangenheit und des Guten in der Gegenwart den Mut des wahrhaft christlichen Teiles seines Volkes zu heben, damit er nicht sinke im Anblick all der Übel, die sich der Redner keineswegs verhehlt. Verfasser hat sich aber dabei vor Übertreibungen nicht genug gehütet, und manche Bemerkungen, die bei fremden Nationen nur berechtigten Anstoß erregen können, hätten der Kanzel wie dem Buche fernbleiben sollen.

Die Geschichte der katholischen Kirche in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen für Vereine, Schule und Kirche, zugleich ein kirchengeschichtliches Nachschlage- und Erbauungsbuch für die katholische Familie. Von Anton Ender, Prof. in Feldkirch. Zweite, verbesserte Auflage. 8° (IV u. 1066) Einsiedeln 1901, Benziger. *M* 15.– ; geb. *M* 20.–

Es ist ein stattliches Buch in prächtigem Originaleinband, schön und sehr übersichtlich gedruckt, das zu Vorträgen aus dem Gebiete der Kirchengeschichte, sei es Predigt, Rede oder Schulunterricht, seine Hilfe anbietet. Dasselbe beruht nicht auf Eigenforschung, sondern ist aus anerkannt soliden Werken wie Hergenröther, Brück, Janssen, Pastor, Weis zusammengestellt, doch so, daß auch der frommen Überlieferung, dem Volksglauben und der Legende der Zutritt nicht völlig versagt wird. Es ist eine nahezu vollständige Geschichte der Kirche, stets volkstümlich in der Darstellung, voll Schonung für die Überlieferungen der Vergangenheit und voll wohltuender katholischer Wärme, daher auch zur Lesung und Erbauung ganz geeignet. Die Besonderheit des Werkes besteht darin, daß die verschiedenen Erscheinungen im Leben der Kirche in der Form von Redeentwürfen zu selbständigen Abhandlungen verarbeitet sind. Die klare Gliederung, verbunden mit der rhetorischen Anordnung bewirkt in vielen Fällen einen energischeren Eindruck auf den Leser und ein leichteres Haften im Gedächtnis. Manchmal freilich zeigt sich der Stoff für solche rhetorische Behandlung spröde, und erscheint dann die Disposition etwas gezwungen. Aber die meisten der Dispositionen können für die Kanzel, für den Kasinovortrag und selbst das Unterrichtszimmer wirklich gute Anhaltspunkte und brauchbare Vorlagen bieten. So findet der Prediger für Lobreden auf zahlreiche Heilige den geschichtlichen und paränetischen Stoff vollständig vorbereitet, ebenso

für Gedächtnistage an wichtige Ereignisse im Leben der Kirche. Ergänzung und Nachprüfung des gebotenen Materials im einzelnen bleibt natürlich dem Benutzer noch immer überlassen; er findet aber hier ein recht brauchbares Hilfsmittel.

Gefahren der gedanklichen Anarchie. Von O. von Bardewick. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 16° (80) Berlin 1902, Schlosser. *M* 2.—

Ein in bilderreicher Sprache und großem Stil geschriebenes Büchlein. Der Verfasser behandelt die Ursachen der gedanklichen Anarchie, d. i. der schrankenlosen, alles Übersinnliche leugnenden Denkfreiheit, die er im Skeptizismus Kants und dem modernen Materialismus findet, dann den Ursprung und die Entwicklung derselben im Individuum und endlich das, was er das Kardinalgebiet der Gedankenanarchie nennt, die Leugnung des Jenseits. Die Schrift ist gut gemeint und enthält manches Treffende und Beherzigenswerte. Einige Schiefheiten scheinen mehr auf unklarer Ausdrucksweise zu beruhen, als die Sache selbst zu treffen.

Franz Anton Staudenmaier (1800—1856), in seinem Leben und Wirken dargestellt von Dr. Friedrich Lauchert. Mit dem Bildnis Staudenmaiers. 8° (VIII u. 544) Freiburg 1901, Herder. *M* 5.—; geb. *M* 6.20

Ein begabter christlicher Denker und fruchtbarer Schriftsteller wie Staudenmaier hat Anspruch auf ein ehrenvolles Andenken. Schon daß er frühzeitig im Pantheismus die schlimmste Gefahr für das Christentum erkannt, dieselbe signalisiert und ihrer Bekämpfung seine Hauptarbeit zugewendet hat, war ein großes Verdienst. Bei rastlosem, wissenschaftlichem Streben und universellem Geiste hat jedoch der Gelehrte bei ihm den Priester nie zurückgedrängt. Nicht seine Kirche zu schulmeistern, sondern demütig ihr zu dienen und treu nach ihrem Sinn für das Reich Gottes auf Erden seine Kraft einzusetzen, machte den Inhalt seines Lebens aus. Er hat nun in dem Verfasser einen fleißigen und hingebenden Biographen gefunden. Erscheint zuweilen der Held etwas überschätzt, wird über Schwächen rasch hinweggegangen, so bietet Staudenmaier jedenfalls vieles, was der Achtung und Nachahmung in hohem Grade würdig ist. Gediegenere Geister, namentlich unter den Theologen, werden aus dem Buche heilsame Nahrung und Anregung schöpfen. Möge es viele solcher Leser haben! Wer mit dem Aufleben der katholischen Literatur in Deutschland und dem Wiedererwachen des kirchlichen Sinnes im 19. Jahrhundert sich zu befassen hat, wird an der Schrift ein vorzügliches Hilfsmittel finden gerade durch ihr genaues Eingehen auf das Einzelne, was für die bloße Lektüre nicht immer vorteilhaft wirkt. Es liegen über jene traurige Zeit noch so wenige eindringendere Arbeiten vor, daß eine solche erschöpfende Einzelstudie besonders wertvoll wird. Eigentümlichen Anreiz gewährt es, Zeiterscheinungen wie Hirschers „Kirchliche Zustände der Gegenwart" (S. 433) und Staudenmaiers „Kirchliche Zustände der Gegenwart" (S. 435) mit ähnlichen Kundgebungen, die 50 Jahre später hervorgetreten sind, nach Ursprung, Geist und Inhalt näher zu vergleichen. Es gibt jedoch noch vieles andere und bessere aus dem Buch zu lernen.

Otto von Lonsdorf, Bischof zu Passau 1254—1265. Von Dr. Ulrich Schmid. gr. 8° (VIII u. 110) Würzburg 1903, Göbel und Scherer. *M* 9.50; geb. *M* 10.—

Die Ausstattung mit Bildern, Zierleisten, Faksimiles, Karte und Stammbäumen ist prachtvoll, doch wendet sich die Schrift dem Inhalt nach an Beflissene

des Geschichtsstudiums im engeren Sinne. Eine so fleißige Zusammenstellung der Nachrichten über einen hervorragenden und doch bisher wenig bekannten deutschen Bischof des 13. Jahrhunderts ist in hohem Grade dankenswert. Wenn auch in vielem lückenhaft und auf Vermutungen angewiesen, genügt die Zusammenstellung doch, um von der Bedeutung des Mannes nach den verschiedensten Seiten hin eine Vorstellung zu geben. Von besonderem Werte sind die hier zum erstenmal aus einer Münchener Handschrift mitgeteilten Institutiones Ottonis episcopi, etwa aus dem Jahre 1260. Für die Tätigkeit Ottos gegen die Häretiker wäre es nicht nötig gewesen, auf die Person des Waldez zurückzugreifen, wohl aber hätte es eines weiteren Eingehens auf die Ausbreitung der Häresie auch in der nächsten Umgebung der Diözese, auf die Bemühungen Ottokars und die Maßnahmen des Heiligen Stuhles bedurft (vgl. Haupt in Quiddes Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I [1889] 295—302), indem Ottos Einschreiten den Ausgangspunkt einer wichtigen Weiterentwicklung bildet. Die ganz allgemeinen und weit ausholenden Betrachtungen über das Mittelalter hätten leichter entbehrt werden können. Die Ausführungen S. 13 über die „einseitige Lehre von der Abhängigkeit des Kaisertums vom Papsttum" und den „christlichen Weltherrschaftsgedanken" beruhen auf Mißverständnis. Mit dem unbrauchbaren Zitat aus Thomas von Aquin ist wohl das Opusculum de regimine principum gemeint, dessen wirklicher Gedankengang aber nicht erfaßt worden ist.

Die alte Universität Münster 1773—1818. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Anton Pieper, Prof. an der Universität zu Münster. Mit einem Verzeichnis der Universitätslehrer von Prof. Dr. Bahlmann, Oberbibliothekar an der Kgl. Paulinischen Bibliothek. 8° (98) Münster 1902, Regensberg. *M* 1.50

Kein passenderer Festgruß konnte der neuen Universität Münster zu ihrer Inauguration geboten werden als eine Geschichte der drei Jahrhunderte früher schon gestifteten und später für kurze Zeit hoffnungsvoll in Kraft stehenden Altmünsterschen Hochschule, mit allen Bestrebungen, die zu ihrem Entstehen geführt, und allen Bemühungen, die aufgewendet wurden, ihre Erhaltung zu sichern. Manche hervorragende Persönlichkeiten des Münsterlandes und verdienstvolle Vertreter der Wissenschaft werden dabei in Erinnerung gerufen; in die Verhältnisse der deutschen Gelehrtenschaft und die bedenklichen Strömungen innerhalb des katholischen Professorentums in der Zeit des herrschenden Rationalismus wird Einblick gewährt, und in Bezug auf die preußische Schul- und Hochschulpolitik jener Zeit wird der Schleier ein wenig gelüftet. Die kleine Schrift ist wert, studiert zu werden, reich an Gehalt, gediegen im Urteil und in der Darstellung gefällig.

Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift. Beiträge zur Geschichte der italienischen Kryptographie des XV. Jahrhunderts. Von Dr. Aloys Meister, Professor der Geschichte an der Universität Münster i. W. gr. 8° (VIII u. 66) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 4.

Die aus praktischer Forscherarbeit herausgewachsene Studie gewährt einleitend eine Überschau über den Gebrauch und die Entwicklung einer chiffrierten Geheimschrift von alten Zeiten her, und stellt den Unterschied fest, welcher noch am Ende des Mittelalters zwischen der deutschen und der ungleich vollkommener ausgebildeten italienischen Chiffrierung bestand. Im einzelnen wird dann das Chiffrierungswesen

der italienischen Staaten (Rom und Neapel ausgenommen) von den ersten Spuren an dargelegt, und in der Tat haben Venedig, Mailand, Florenz und Modena hierin eine hochinteressante Entwicklung aufzuweisen. Zu einer Reihe verschiedenartigster Geheimschriften werden die Schlüssel mitgeteilt. Da von eindringenderem Studium der mittelalterlichen Chiffrierung noch wichtige Aufschlüsse für die historische Forschung zu erhoffen sind, so ist diese fleißige Zusammenfassung und Mehrung dessen, was bis heute darüber bekannt war, recht erfreulich, um so mehr, da sie der Vorbote ist eines demnächst erscheinenden größeren Werkes des Herrn Verfassers über die Entwicklung des päpstlichen Chiffrenwesens.

Judentum und Deutschtum. Über den Einfluß der jüdischen auf die deutsche materielle und besonders höhere Kultur. Von Walther von Reichenau. 8° (IV u. 32) Stuttgart 1902, Süddeutsche Verlagshandlung. *M* —.50

Nicht ohne Leidenschaft geschrieben, wird die Flugschrift denen zusagen, welche mit den Tendenzen des Antisemitismus sympathisieren. Was S. 2 über Ursprung und Inhalt der alten jüdischen Religion, der Offenbarung des Alten Testamentes, gesagt wird, ist durchaus zurückzuweisen. Die Abschnitte hingegen über den heutigen Einfluß des Judentums auf Kunst, Literatur, Theater und Presse enthalten Wahrheitsmomente von einschneidendster Bedeutung und sind ernstester Beachtung wert.

De treuga et pace Dei. Der Gottesfrieden. Rechtsgeschichtliche Studie, nach seiner Dissertation an der Akademie zu Münster vom 22. Juli 1852 in erweiterter Übersetzung neu herausgegeben von Dr. Cl. F. Küster. 8° (46) Köln 1902, Bachem. *M* 2.

Die Erweiterung der Akademie von Münster durch eine juristische und staatswissenschaftliche Fakultät gab den äußeren Anstoß, eine historisch-staatswissenschaftliche Dissertation, auf Grund welcher eben diese Akademie schon vor 50 Jahren die philosophische Doktorwürde erteilt hatte, nun bereichert durch die Resultate der neueren Forschung, in deutscher Übersetzung nochmals herauszugeben. Vorzug der kleinen Schrift ist die kurze Zusammenfassung der Resultate und leichte, rasche Orientierung; das Eingehen auf Einzelheiten und eine tiefere Ergründung der historischen Erscheinungen blieben ausgeschlossen. Dafür hätte neben den Arbeiten von Kluckhohn und Huberti auch auf Dr. Fehr (der Gottesfrieden, 1861) hingewiesen werden sollen. Die Erinnerung an das Bestreben unserer Vorfahren um einen gesicherten Friedensstand gegenüber angemaßter und regelloser Selbsthilfe entbehrt für die Antiduellbewegung des Augenblicks nicht einer gewissen höheren moralischen Bedeutung.

Wissen und Glauben bei Pascal. Von Dr. Kurt Warmuth, Licentiat der Theologie. 8° (VIII u. 56) Berlin 1902, Reimer. *M* 1.50

Verfasser ist ein gläubiger, protestantischer Theologe, den in den Studienjahren sein Lehrer Dr. Luthard in Leipzig für Pascal zu begeistern gewußt hat und der über den exzentrischen Franzosen bereits mehrere Arbeiten veröffentlichte. Er verweilt bei Pascals Bedeutung für die heutige französische Literatenwelt, gibt einen Überblick über seine widersprechenden Aufstellungen in Bezug auf das Verhältnis von Wissen und Glauben und bringt dann eine Reihe ausgewählter Stellen, teils die Natur des Menschen teils das religiöse Gebiet berührend, aus Pascals

Werken in guter Übersetzung. Eine klare Idee von dem, was der Franzose in Bezug auf Glauben und Wissen eigentlich wollte, wird der Leser hier nicht gewinnen; es sei dafür auf die Aufsätze P. Kreitens über Pascals „Gedanken" in Bd L dieser Zeitschrift verwiesen. Eine starke Überschätzung Pascals ist beim Verfasser unleugbar; Pascals Jansenismus wird zwar mit Recht, aber oft an ganz unrechter Stelle hervorgehoben. Wohltuend hingegen berührt die Wärme, mit welcher der Verfasser der Liebe zum göttlichen Welterlöser und der Gnade des übernatürlichen Glaubens wiederholt gedenkt.

Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisieren. Mit Literaturangaben, Übersicht der lateinischen und deutschen Namen alter Druckstätten, sowie mit alphabetischem Verzeichnis von Abkürzungen, Worterklärungen und mit Register. Herausgegeben von Fried. Joh. Kleemeier. 8° (VIII u. 300) Wien-Leipzig 1903, Hartleben. Geb. *M* 6.—

Das Buch leistet, was es auf dem Titel verspricht, und noch einiges darüber hinaus. Bücherliebhaber, Berufsschriftsteller, Bibliotheksbesitzer und nicht fachmännisch ausgebildete Bibliothekare finden darin alles zusammengestellt, was für Abschätzung und Ordnung von Büchervorräten erwünscht sein kann. Ausführlich werden die Geschichte des Buchdrucks und die Entwicklung der reproduzierenden graphischen Künste (Holzschnitt, Kupfer- und Stahlstich, Lithographie, Phototypie usw.) behandelt. Auf Merkwürdigkeiten aller Art in der Welt der Bücher wird aufmerksam gemacht und mancherlei literarische Ergötzlichkeiten werden geboten. Man braucht daher nicht Bibliothekar oder Bücher-Krösus zu sein, um Nutzen oder Vergnügen aus dem Buche zu ziehen. Für künftige Auflagen wäre eine übersichtlichere Anordnung innerhalb der reichhaltigen Abteilungen zu empfehlen. Einige Unterabteilungen, eingeschobene Listen, Verschiedenheit des Druckes u. dgl. würden die Benutzung leichter und angenehmer machen. Daß S. 240 de Backers Bibliothèque noch in der zweiten Auflage von 1869—1872 angeführt wird, muß auffallen, nachdem die herrliche Neubearbeitung durch C. Sommervogel in neun Quartbänden seit mehreren Jahren vollendet vorliegt.

Durch den St. Gotthard, die Riviera und Südfrankreich bis ins „Herz von Spanien". Von Al. Hecker. Mit 1 Titelbild, 4 Farbendruckbildern und 165 Textillustrationen. gr. 8° (XVI u. 638) München-Regensburg 1903, Manz. Brosch. *M* 10.—; geb. *M* 12.50

Der hochwürdige Verfasser dieser lebendig geschilderten Reisebeschreibung führt den Leser in angenehmer und leichter Weise von Landshut über München und Lindau nach Maria-Einsiedeln, dann weiter durch die Schweiz und durch den St Gotthard-Tunnel zum Lago maggiore und nach Mailand. Über Genua und durch die Riviera geleitet er ihn zu den Gräbern der hll. Magdalena, Martha und Lazarus in Marseille und Tarascon, nach Toulouse und Lourdes, dann über die Pyrenäen nach Loyola, Burgos und bis zu Spaniens Hauptstadt. Über Montserrat und Lyon geht es zurück in die Heimat. Sein Buch benachrichtigt über viele Dinge, von denen moderne Reisehandbücher, die ja für alle Welt bestimmt sind, dem Katholiken wenig mitzuteilen haben. Es wird nicht nur für solche ein lieber Gesellschafter sein, welche einen ähnlichen Ausflug unternehmen, sondern auch für Leser, die sich über jene Gegenden unterrichten wollen. Einfache Frömmigkeit,

treuer Glaube, der die alten Überlieferungen anstandslos hinnimmt, vereint sich mit fröhlichem Sinn, großes Interesse für moderne Leistungen und Erfolge mit Kenntnis der Geschichte, um stets Neues zu bieten, zu unterhalten und zu belehren.

Neue religiöse Bilder. Die Leistungen des Kunstverlags von Kühlen in M.-Gladbach zeigen stetigen Fortschritt. In dem jüngsten Kommunionandenken Nr. 58 (Größe 32 × 44 cm, kleinere Ausgabe 25 × 36 cm, schwarze in Lichtdruck, 27 × 40 cm; Preise: 30, 18 oder 15 ₰) tritt uns der göttliche Heiland in zwei drittel Figur, mit der Kasel bekleidet und ein Brot segnend, entgegen. Er steht vor einem Teppich und kommt aus einem duftigen Hintergrunde, in den Weinranken und der gestirnte Himmel Leben bringen. Der grau in grau gehaltene, durch Gold gehöhte Rahmen, mit Weizenähren und Trauben, mit Engeln und Symbolen, faßt das Bild glücklich ein und hilft kräftig zu einer vornehmen und würdigen Wirkung. Außergewöhnlich schön und beachtenswert sind vier in der neuen chromophototypischen Methode hergestellte Bilder, Mater divinae gratiae von Commans, „Das Jesukind mit dem Kreuz“ und „Magdalena“ von A. M. v. Oer, sowie „Das Herz Jesu mit zwei Engeln der Liebe“ von Jos. Untersberger (Größe mit weißem Rande 34 × 45 cm, je *M* 2.50, in Passepartout *M* 3.—). Die zarten und feinen Töne dieser Blätter beweisen, wieviel man von dieser jüngsten Erfindung noch zu erwarten hat. Eine Serie von kleinen Bildern in Lichtdruck, auf sehr dickem Papier, bringt gute Bilder von Commans, v. Oer, Untersberger und andern in ernster und würdiger Auffassung (Serie 110, je 100 *M* 4.—). Die dritte Serie der Benediktinerheiligen enthält sechs Bilder im bekannten Beuroner Stil, welche zu der strengen Zucht des frisch aufblühenden Zweiges des alten Ordens passen. Die Serie 1052 bietet sechs moderne, aber doch ansprechende und für das große Publikum in der weiten Welt berechnete Bilder des Heilandes (das Hundert *M* 2.40). Für Massenverbreitung unter dem Volke ist ein Gedenkblatt an das Jubeljahr Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. bestimmt, worin sieben kleinere Darstellungen das Porträt des Stellvertreters Christi umgeben (Größe 37 × 47 cm. *M* 1.—). Ein großes Blatt, worauf Commans die Verherrlichung des heiligsten Sakramentes darstellt, besitzt wirklichen Kunstwert und verdient, obgleich es ohne Farbe geblieben ist, warmes Lob. Unten wird in ihm die in einer Monstranz auf dem Altar ausgestellte, von zwei Kerzen tragenden Engeln bewachte heilige Hostie von dem hl. Thomas von Aquin und der hl. Juliana angebetet. Von oben schaut der Heiland, thronend und von Engeln umgeben, herab.

Der Verlagshandlung „St Norbertus“ zu Wien verdankt man die Heliogravüren der heiligsten Herzen Jesu und Marias. Die erstere ist nach dem bekannten Gemälde Kuppelwiesers ausgeführt. In beiden (Blattgröße 40 × 30 cm; je *M* 1.50) heben sich die Brustbilder in Kreisflächen vom gelb getönten und mit Blumen gemusterten Grunde ab. Die Gesichtszüge sind edel und freundlich, modern aber ernst und formschön, nicht süßlich, ohne herb zu werden, können demnach wie die oben genannten großen Bilder von Kühlen als gute religiöse Kunstwerke würdige Zierden für Zimmer katholischer Häuser bilden.

Weich und fein ausgeführt sind drei durch einheitliche Farbenwirkung ansprechende Kommunionandenken des Kunstverlags von Max Hirmer zu Straubing (Blattgröße 39 × 25 cm; je *M* —.25). In dem ersteren hält der Heiland Kelch und Hostie hin, im zweiten, worin Weiß und Gold herrschen, segnet er das Brot für die Emmausjünger, im letzten, worin Gold und Rot das Auge fesseln,

ist das heilige Abendmahl in den schmalen Rahmen geschickt hineinkomponiert und von vier Vorbildern begleitet. Kinder werden durch die klare Zeichnung und die leuchtenden Farben sicher erfreut und durch die andächtige Haltung erbaut.

Pfarrer Krul. Socialer Roman von Pawell Rzeznik. 8° (192) Berlin 1902, Verlag des „Arbeiter". *M* 1.—

Ein sehr „aktueller" Programmroman, der zeigen will, daß nur durch katholische Arbeitervereine dem internationalen Arbeiterbunde, der unaufhaltsam zur sozialen Revolution treibt, wirksam entgegengearbeitet werde. Pfarrer Krul, der sich an die Spitze der katholischen Arbeiter stellt, unterliegt zeitweilig in dem Kampfe, indem sich nicht nur die „Industriellen", Kommerzienrat Karthaus an ihrer Spitze, und die Internationalen unter dem Führer Martens, sondern auch Pfarrer Klein, der in guter, aber irrtümlicher Absicht das Konfessionelle aus den Arbeitervereinen verbannen will, gegen ihn verbinden. So bricht nach einem großen Kriege an einem festgesetzten Tage — der Roman spielt also in der Zukunft — der internationale Arbeiterstreik und mit ihm die soziale Revolution herein, alles Bestehende vernichtend. Auch die Kirchen werden geschlossen, und die Priester irren wie gehetztes Wild in den Wäldern umher. Da erkennt Pfarrer Klein zu spät seinen Irrtum und bittet Pfarrer Krul um Verzeihung. „Wo der Kirche die Hände gefesselt werden," heißt es auf der letzten Seite, „regt sich der zerstörende Geist des Unglaubens. Er hatte sein Werk vollendet — da lag die Ruine der Kultur." Aber auf diesen Trümmern fängt die Kirche mutig den Wiederaufbau einer neuen gesellschaftlichen Ordnung an. — Das Buch ist geistreich und begeistert geschrieben; oft sind die Sätze zu volltönend, und die Reden bewegen sich nicht selten geradezu in Jamben. Trotz mancher Unwahrscheinlichkeit in der Erfindung und in der Charakterzeichnung, und obschon man den vorgetragenen Theorien nicht immer beistimmen wird, versteht der Verfasser den Ernst der sozialen Lage ergreifend zu schildern und ernstere Leser zu fesseln.

Die Schwiegertochter. Roman von Mrs. Hungerford. (Genehmigte Übertragung von F. Helmy. 12° (348) Köln, Bachem. *M* 3.50; geb. *M* 6.—

Mrs. Geoffrey lautet der englische Titel des vorliegenden Romans. Der nachgeborene Sohn eines englischen Edelmanns macht auf der Jagd in Irland die Bekanntschaft einer jungen Irländerin und führt das Mädchen, das weder Vermögen hat noch von Adel ist, als seine Frau, „Mrs. Geoffrey", in seine hocharistokratische Familie nach England. Durch seltenen Liebreiz und eine ganz eigenartige, geistvolle Naivetät gelingt es der jungen Frau, die Standesvorurteile der neuen Verwandten zu besiegen und aller Herzen zu gewinnen. Nur die „böse Schwiegermutter" ist nicht so leicht zu erobern; mit allen möglichen Quälereien verfolgt sie das arme Kind, das schließlich dennoch siegt, indem es ihr gelingt, den Titel und das Vermögen des Schwagers zu retten. Dieser Teil der Erzählung ist nicht besonders gut erfunden. Aber Mrs. Hungerford versteht es, in dem ganzen Stücke die Schwäche und den Mangel der Neuheit in der Erfindung durch das reiche Kolorit der Erzählung zu verschleiern. Leider hat die Übersetzung nicht alles davon bewahrt. Viele poetische Zitate wurden über Bord geworfen, manche reizende Naturbeschreibung gestrichen und der Dialog mit dem geistreich naiven Geplauder der hübschen Irländerin oft unbarmherzig gekürzt. In der Tauchnitz-Ausgabe zählt Mrs. Geoffrey 566 Seiten, während die deutsche „Übertragung" nur 347 Seiten von fast gleichem Inhalte hat.

Strandgut des Lebens. Gesammelte Novellen von A. Jüngst. Zweiter Band. 12° (362) Paderborn, Schöningh. *M* 3. ; geb. *M* 4.—

Nach vier Jahren folgt dem ersten Bande der unter dem poetischen Titel „Strandgut des Lebens" gesammelten Novellen A. Jüngsts endlich der zweite. Das Lob, das wir seiner Zeit (LVI 235) dem ersten spendeten, gilt auch von dem gegenwärtigen. Namentlich die reifere weibliche Jugend, soweit sie noch nicht durch schlechte Lektüre verdorben ist, wird diese Novellen, die sich durch edle Reinheit des Inhalts und den anmutenden Ton der Erzählung auszeichnen, gern und mit Nutzen lesen. „Modern" freilich ist weder der Stoff noch die Darstellung, aber darum keineswegs arm an Poesie. Alle drei Novellen spielen in der Vergangenheit. „Im Hallhofe" erzählt uns der Geist des Burgnarren der Kronenberger von einem blutigen Bruderstreit um die Braut und von dessen Sühne. Vielleicht hätte die ergreifende Erzählung gewonnen, wenn sie nicht in den Mund der spukhaften „Erscheinung" gelegt worden wäre. Auch die zweite Novelle: „Die Zimmern von Wildenstein", erzählt von Bruderzwist, von Fehden und blutigem Treubruch und dazwischen von der Liebe einer Wildensteinerin zu dem mit den Brüdern verfeindeten Wertingen. Es ist ein farbenreiches Bild aus der Zeit der Ritterburgen im oberen Donautal zu Ende des Mittelalters. Am besten gefallen hat uns das Schlußstück: „Auf der Reichswacht". Es spielt in Straßburg zur Zeit, da die alte deutsche Reichsstadt in die Gewalt Ludwigs XIV. kam, und zumeist auf dem Münsterturme. Die Gestalt des frischen Steinmetzen, der um die Liebe von des Turmwarts Töchterlein wirbt, ist gut gelungen, vielleicht noch besser seine Pflegemutter und die edle, entsagende Pflegeschwester. Die leichtsinnige Rösel, die ihrem Bräutigam die Treue bricht, führt den tragischen Schluß herbei. Hoffentlich haben wir noch weitere Bände dieser schönen Novellen zu erwarten.

Das Glücksglas. Erzählung von Anton Schott. Illustriert von Fritz Bergen. 12° (IV u. 318) Freiburg 1902, Herder. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Schott ist ja ganz unerschöpflich mit seinen kräftig gezeichneten Geschichten aus dem Böhmerwalde, und er versteht es, immer interessant zu sein. Liebe und Eifersucht spielen diesmal die Hauptrolle, und ein seltsamer Aberglaube führt die Katastrophe herbei. Die „Gabi", die aus Eifersucht das Glücksglas zerbricht und dann aus Scham und Reue auf die Hand des reichen und geliebten Bauernsohnes verzichten will, ist übrigens besser gelungen als der junge Wolfseder. Die Sprache wäre auch ohne die massenhaft beigemischten mundartlichen Ausdrücke kernig genug. Recht hübsch sind die Bilder, die diese gute Volkserzählung schmücken.

Novellen. Von Johannes Bapt. Diel S. J. Fünfte und sechste Auflage. Mit Zeichnungen von Fritz Bergen. 12° (VIII u. 420) Freiburg 1902, Herder. *M* 3.60; geb. *M* 4.80

Daß sich der Geschmack eines großen Teiles der katholischen Lesewelt von unsern Modernen doch noch nicht berücken ließ, beweisen die neuen Auflagen von den reinen, poesievollen, auf dem Boden der Romantik erblühten Novellen Diels, der leider viel zu früh seinem idealen Schaffen entrissen wurde. Sie haben es wohl verdient, jetzt von der Hand eines Künstlers verziert in so schmucker Ausstattung zu erscheinen.

Deutsche Kulturbilder von Konrad von Bolanden. 12° Regensburg, Pustet.

Dritter Band. (276) 1901. *M* 1.30; geb. 1.80. -
Vierter Band. (560) 1902. *M* 3. - ; geb. *M* 3.50

Kein Jahr vergeht, ohne daß der unermüdliche Bolanden uns mit einer neuen Frucht seines Fleißes beschenkt. In den vorliegenden zwei Bänden zeichnet er Kulturbilder aus dem 11. Jahrhundert. In „Kaiser und Klosterbruder" tritt uns der heilige Kaiser Heinrich als kräftiger Reformator und Schutzherr der Klöster entgegen. „Ein Gottesurteil" erzählt die freche Verleumdung und wunderbare Ehrenrettung seiner Gemahlin, der hl. Kunigunde; „Megenfried" führt uns in die traurige Zeit, da der Kampf zwischen dem großen Papste Gregor VII. und Heinrich IV. in vollen Flammen loderte und der Kaiser auf dem Tage zu Worms es wagte, den Papst für abgesetzt zu erklären. Der tyrannische Frauenschänder im Kaisermantel wird mit kräftigen Zügen gezeichnet, ebenso schonungslos seine feilen Hofbischöfe und andere traurige Gestalten des simonistischen und sittenlosen Klerus, der wider den Papst zum Kaiser stand. Dieser unerquickliche Hintergrund war in dem kulturgeschichtlichen Zeitgemälde nicht zu vermeiden, bedingt aber, daß das Buch keine Jugendlektüre sein kann. Von seinen düstern Farben heben sich wirkungsvoll ab die Lichtgestalten des edeln Megenfried, seiner schönen und reinen Tochter Oda und des reckenhaften Ritters Folkmar, der endlich seine Ritterehre mit seiner Minne in Einklang zu bringen weiß und die Geliebte, die sein scharfes Schwert gegen den kaiserlichen Lüstling schützte, als trautes Ehegemahl in seine Burg führt. Hoffentlich wird Bolanden demnächst erfreulichere Perioden der deutschen Kulturgeschichte zum Rahmen seiner Erzählungen wählen als diese Zeit der tiefsten Erniedrigung der Kirche in unserem Vaterlande.

Miszellen.

Wie man vor 200 Jahren politische Feste feierte. Es ist bekannt mit welch überströmendem Jubel nicht nur in Frankreich, sondern soweit nur französischer Einfluß reichte, die Nachricht begrüßt wurde, daß dem König Ludwig XV. am 4. September 1729 ein Thronfolger geboren sei. Philipp V. hatte, als er den spanischen Thron bestieg, allen Regierungsansprüchen in Bezug auf Frankreich entsagen müssen. Gleichwohl hatte er sofort nach Ludwigs XIV. Tod sich nur allzu geneigt gezeigt, die Regentschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Starb Ludwig XV. ohne männlichen Erben, so war es zweifellos, daß der König von Spanien, allen Verzichtleistungen zum Trotz, nach der Krone Frankreichs greifen und um diesen Preis einen europäischen Krieg entzünden werde. Ludwig XV. war nicht von starker Gesundheit, und seine Lebensweise keine geregelte. Seine Gemahlin Marie Leszczynska hatte ihm schon drei Kinder

geschenkt, aber zur grausamen Enttäuschung der Franzosen war es jedesmal eine Prinzessin gewesen. Nun endlich ein Dauphin erschienen war, kannte die Freude nicht Maß noch Grenze. Bedeutete doch seine Geburt nicht bloß den Fortbestand der Dynastie, sondern die Erhaltung des europäischen Friedens. Der Neugeborene von Versailles war nicht bloß l'enfant de France, man begrüßte ihn als l'enfant de l'Europe. Bei den Freudebezeigungen in der Hauptstadt wurden Massen von Gold und Silber unter die Menge geworfen; ein Bankier, Samuel Bernard, ließ für das Volk Wein in Fontänen springen, wie man berichtet, um die damals enormen Kosten von 60 000 Livres.

Die diplomatischen Vertreter Frankreichs sorgten dafür, daß auch im Auslande das Ereignis gebührend gefeiert wurde. In Solothurn, dem Vorort der Schweiz und Sitz der Gesandtschaft bei der Eidgenossenschaft als der „ältesten und getreuesten Bundesgenossin" Frankreichs, wurden aus diesem Anlaß im Zeitraum vom 8. September bis 4. Dezember nicht weniger als drei große öffentliche Feste gefeiert, mit einem Aufwande und einer Beteiligung, wie sie in Paris selbst kaum übertroffen werden konnten. Eine eigene Schrift zur Beschreibung der dreifachen Feier ist damals ausgegeben worden (gedruckt in Zug 1730): „Relation oder Beschreibung der Hoch-feyrlichen, herrlich- und grossen Ceremonien, so den 8. Wintermonat 1729 und andere folgende Täg zu Solothurn seynd gehalten worden wegen glücklichster Geburt des Durchläuchtigst. Delphins, Königlichen Erb- und Cron-Printzen von Frankreich und Navara ꝛc."

Der französische Gesandte, Marquis de Bonnac, hatte es darauf abgesehen, die Feier so zu veranstalten, daß alle Klassen und Arten der Bevölkerung in die Festfreude hineingezogen wurden, und dies in so packender Art, daß es den Leuten zeitlebens im Gedächtnis haften und noch in den Sagen und Überlieferungen des Volkes sich fortpflanzen sollte.

Gleich nach Eintreffen der Nachricht in Solothurn am 8. September gelangten von allen Seiten die Beglückwünschungen der Vornehmen und Ratsmitglieder an den Vertreter Frankreichs. Folgenden Morgen war Hochamt mit Tedeum in der Franziskanerkirche. Schon in aller Frühe sah man Arbeiter beschäftigt, auf öffentlichem Platze eine reich verzierte Fontäne zu errichten, die dann des Nachmittags aus vier Röhren roten und weißen Wein ausströmen ließ. Eben war Jahrmarkt, und ein ungeheures Zusammenströmen des Volkes. Während die Leute sich fröhlich zum Weine herbeidrängten, wurden durch die Herrschaften der französischen Gesandtschaft von verschiedenen Fenstern und Balkonen aus Geldmünzen jeder gangbaren Sorte reichlich ausgeworfen.

Zur eigentlichen offiziellen Festfeier wurde der 14. November ausersehen, für welche Gelegenheit der Rat 300 Mann unter die Waffen rief und 40 Geschütze in Bereitschaft stellte. Der Tag begann mit Kanonensalven. Um 9 Uhr vormittags wurde der Gesandte durch eine zahlreiche Deputation zur Versammlung des Kleinen Rates auf das Rathaus abgeholt, wo er unter feierlicher Anrede das Schreiben übergab, in welchem der König der befreundeten Eidgenossenschaft und allen Kantonen die Geburt des Dauphin zur Anzeige brachte. Eine Stunde später erschien der „Ordinari-Rat" im Palast des Gesandten zur offi-

ziellen Beglückwünschung. Am Schluß der Anrede, welche das alte Bundesgenossenverhältnis mit Frankreich aufs höchste feierte, gaben neue Kanonensalven nebst dem Geläute aller Glocken das Zeichen zum feierlichen Kirchgang, zu welchem der ganze Große Rat, alle Behörden, Korporationen und Notabilitäten in pomphaftem Aufzuge sich ordneten. An den Gottesdienst schloß sich die feierliche Beglückwünschung des Gesandten durch das Stiftskapitel. Der Propst, welcher die schwunghafte Ansprache hielt, nannte die Geburt des Dauphin ein „unschätzbares Wunderwerk der göttlichen Freigebigkeit", ein „unvergleichliches Kunst-Stuck der Natur und Gnaden"; er ließ sich dazu fortreißen, die Worte der Kirche bei einem ihrer höchsten Freudenfeste diesem Ereignisse anzupassen: Ecce completa sunt omnia.

Schon waren bei den verschiedenen feierlichen Augenblicken des Vormittags 240 Kanonenschüsse abgefeuert worden, als man sich um 1 Uhr zum großen Festmahle (von 128 Gedecken) versammelte, das bis 5 Uhr währte. Um 3 Uhr begannen die Ehrensprüche; es waren ihrer 12, je nach der Würde der Person, welcher sie galten, von einer Zahl von Kanonenschüssen begleitet. 249 Schüsse erdröhnten über Solothurn, während die Gläser zusammenklangen.

„Den andern Tag ginge ein ander Festivitet in der Stadt an. Gegen 8000 Batzen-werthige Brodt . . . wurden unter die drey Stadt-Thor vertheilet, in welchen jeden eine groß- und gut-gemachte Bratwurst mit dem Brodt gebacken. Diese dann wurde am Morgen dem in die Stadt kommenden Landvolck beyderley Geschlechts ausgetheilet. Und weilen ein gar zu grosser Zulauff des Volks, und die Täg kurtz waren, so haben Ihro Excellenz Herr Ambassador aus klugester Vorsehung geordnet, daß der Wein beyzeiten anfange zu lauffen, und nicht nur zwey, wie in andern gehaltnen Festiviteten geschehen, sondern das Volck besser zu vertheilen, vier Brünnen aufgericht wurden. . . . Diese Brünnen waren gemacht wie der obbeschriebene (am 9. September) Felsenfarb angestrichen, in der Mitte von allen 4 Seiten war ein groß-gemahlter Delphin, um selbigen herum viel vergulte Lilien zu sehen. Oben an dem Krantz des Brunnens waren an allen 4 Seiten groß-gemahlte Wappen, Frankreich und Navara, oder das erstere mit drey Delphinen. Bey allen drey Ecken des Krantzes waren eingeschnittene Löcher, daß die Röhren hinaus schaueten; zu beyden Seiten der Röhren wurden zwey Delphinen angesetzt, so daß man vermeinte, ein jeder habe die Röhren in dem Schlund, und giesse den Wein von sich, zwey Röhren von rotem, und zwey Röhren von weissem Wein. Oben auf dem Boden waren vier langlechte Thannen-Bäumlein, und, von vier Kräntz oder Bögen gezogen, mit Banden und Blumen gezieret, auf welchem nicht nur die nothwendige Kieffer (Kufergesellen) zu den Fassen, sondern noch vier Spielleuth, um dem Volck einen lustigen Muth zu dem Trincken zu machen.

„Um 11 Uhr fiengen die Brünnen an, Wein zu lauffen, auf welchen das Volck mit ihren Brodten und Würsten mit Verlangen wartete. Bey allen Brunnen war viel Volcks, bey dem Brunnen aber vor der grossen Kirchen gabe es das meiste Geträng und Tumult ab; dann weilen das Volck sahe, daß auf diesem Platz in dem Baron von Rollischen Hauß Tappecereyen von den Fensteren her-

unterhangten, schließten sie schon, daß allda würde Gelt ausgeworffen werden. .... Gegen 2 Uhren kamen Jhro Excellenz Hr. Ambassador mit gantzen seinem Hoff begleitet, in das Baron von Rollische Hauß, da er dann selbsten in hoher Persohn gar vieles Gelt, Gold und Silber, unterschiedlicher Sorten, unter das Zahl=reich=verhandene Volck ausgeworffen. Es gaben auch Jhro Excellenz Hr. Ambassador, Jhro Gnaden Hn. Ambt=Schultheissen viel Gelt unter das Volck zu werffen, wie auch allen anwesenden Herren und Frauen=Zimmer Gelt auszuwerffen, praesentiert und beehrte.... Seine Excellenz Hr. Ambassador giengen auch selbsten in hoher Persohn auf den Platz mitten in die Stadt in des Herrn Alt=rath Zeugherren Buchen Hauß, dieser freyen Würthschafft des Volcks zu zusehen, allda sie allen dort versammelten Herren und Damen dem Volck Gelt auszuwerfen praesentiert, da dann das Volck durch so viel und auch vielen Orthen ausge=worffene Gelt, so jemahls geschehen, beschenckt worden. Es wurden auch dem Volck gantze Körb voll grosser Lebkuchen ausgeworffen, um welche sich das Volck gewaltig tummelte. Über dieß wurden noch ausgeworffen gar viel kleine Lädlein oder Trückli, in welchen da die schönste breite Band von allerhand Farben, so auch darunter mit seydenen Blumen genäet, von 7 bis 8 Ellen für Haarschnür, item schmälere eben so viel, und in vielen dieser Lädlein ware noch ein fünff=Bätzner, oder halber Trente sols, daß auch etwelche bis 4 Francken werth. Das ware dann eine grosse Freud, und denen Bauren=Menschen ein gar beliebige Sach. Gegen 5 Uhren verzoge sich nach und nach das Volck, also daß sich noch viel die weitere bey Tag auf den Heimweg begeben könnten. Etwelche Gemeinden haben gantze Fäßlein mit Wein, so sie eroberet, angefüllt, welchen sie noch selbige Nacht oder den andern Tag heimführten, um, wie sie sagten, des Delphins Gesundheit zu trincken; andere tragten in höltzernen oder erdenen Geschirren, andere in grossen Flaschen Wein mit sich nach Hauß. Gar viel aber truncken des Königlichen Delphins Gesundheit bey den Brünnen mit vielem Freuden=Geschrey, und ihre Lebtag hätten sie kein besser Wasser getruncken als von diesen ausspeyenden Delphinen. Auch hörte man nichts anders durch die gantze Stadt als: ‚Es lebe der Delphin, — der eingeschenckt so guten Win!' Und sind doch keine sonders, oder gar grosse Unglück entstanden, obschon es zu Zeiten an Stössen nicht fehlete....

„Folgenden Tages müßte auch Jhro Excellenz Hn. Ambassadoren grosse Freigebigkeit geniessen das zur Garnison eingezogene Volck; dann diese vor ihrer Heim=Reiß extra (dann sie von hiesigem Stand unterhalten und besoldet worden) in dem Hoff Speiß und Tranck bekommen. Sie selbst, die Soldaten machten das Feuer, um die ihnen vorgelegte grosse Stuck Fleisch von Kalb und Schaafen zu braten, ... und machten alles unter ihnen selbsten, da dann nicht nur der gantze Hoff, sondern viel Leuth aus der Stadt Zuschauer waren. Und als die Soldaten lustig unter einander assen und trinckten, kamen offentlich an ein Fenster Jhro Excellenz Hr. Ambassador, namme ein Glas Wein, truncken des König=lichen Delphins Gesundheit und warffen das Glaß in die Höhe, welchem Exempel eyfferigst alle lustig folgten, und nicht nur allein Gläser, sondern auch ihre Hüt, höltzerne Wein=Geschirr und Butellien, was halt ein jeder an der Hand hatte,

floge mit in die Lufft. An welchem dann und anderm Jhro Excellenz ein grosses Vergnügen hatten, daß sich die Leuth so lustig machten. Giengen geschwind hin und in guter Ordnung schossen sie aus ihren Gewehren ein Salve zusammen, welches sie auch bey anderen getrunckenen Gesundheiten wiederholeten mit einem gewaltigen Zusammenschreyen: ‚Es lebe der Delphin!‘ Als sie nun wohl mit Essen und Trincken in Überfluß ersättiget, wurde jedem zur Heim-Reiß gegeben ein Brod mit einer Wurst und zwey fünff-Bätzner, einem Korporal drey, und einem Wachtmeister vier. Zogen also mit klingendem Spiel und in bester Ordnung von Hoff, wie dann auch mit gröster Zufriedenheit und lustigen Köpffen nach Hauß, von welcher Ehre, Lustbarkeit und Gutthaten sie und ihre Kinder noch reden werden.

„Es haben auch Jhro Excellenz Hr. Ambassador vor den Soldaten denen kleinen armen Kindern von der Stadt vieles Gelt ausgeworffen, daß also auch die Kinder Freud und Antheil von dieser Solemnität haben solten. Es blibe aber bey der schon offt gehörten Liberalitet Jhro Excellenz Hn. Ambassadoren nicht, sondern erstreckte sich noch weiters, indem sie grosse Gelt-Praesenten in die Clöster abgeschickt und in jedem ein Hoch-Ambt solemniter für den Wohlstand des königlichen Erb-Printzen gehalten worden. Item wurden auch die Herren Musicanten wegen ihrem schön und vortrefflich musicierten Hohen Ambt in der königlichen Collegiat-Stifft herrlich von Jhro Excellenz regaliert. Ja bey diesem verblibe es annoch nicht. Auf eine jede Zunfft der Stadt, deren eylff, so viel Zunfft-Brüder auf der Zunfft-Tafel, soviel Gulden übersandten Jhro Excellenz, damit auch die Burgerschafft sich bey einander lustig machten und des königlichen Dauphins Gesundheit trincken solten, welches dann auch aller Orthen in gröster Feyrlichkeit mit Trompeten, Heerpaucken, Waldhornen und andern musicalischen Instrumenten, und allezeit einem Baal celebriert worden. Noch mehr, es haben auch Jhro Excellenz ein grosses Gelt verordnet und Jhro Hochwürden Gnaden Herren Probst zugeschicket für die Hauß-Armen in der Stadt, welches ihnen eine große Consolation und Freud von Jhro Excellenz so große Beschanckungen zu bekommen gewesen, und Zweiffels ohne noch größer ihrer Schuldigkeit in dem Gebett das erwünschlichste Wohlsein des königlichen Erb-Printzens fleißigst zu gedencken.“ Auf den 29. November lud dann Marquis de Bonnac durch ein Zirkular die „gantze hochlöbliche Eydgenossenschafft der XII und zugewandten Orthen“ ein, durch Abordnung von Ehrengesandten nach Solothurn auch ihrerseits an einer großen Freudenfeier teilzunehmen und bei dieser Gelegenheit ihr altes Bundesgenossenschaftsverhältnis zu Frankreich zu erneuern. Mehrere dieser Gesandten, namentlich die von Zürich und Bern, erschienen mit großem Gefolge und in glänzendem Gepränge. Die Vorbereitungen zum Feste überboten alles, was man in Solothurn je gesehen und gehört hatte. Den Glanzpunkt sollte ein Monstre-Feuerwerk bilden, zu dessen Anordnung Marquis de Bonnac die Künstler von Straßburg kommen ließ. Der Kanton Bern setzte eine Ehre darein, durch eigene Feuerwerker mit den Straßburgern zu konkurrieren, und es wurde für dieselben ein Barackenlager außerhalb der Stadt aufgeschlagen, wo sie auf Kosten des Gesandten freigehalten wurden und wo es hoch und lustig her-

ging. Die Schaugerüste und Dekorationen durch die Stadt hin, die verschiedenen Feuerwerke und Illuminationen waren nach dem Geschmacke jener Zeit durch Reichtum, Neuheit und Mannigfaltigkeit überwältigend. Am Abend des 14. November leuchteten in der kleinen Stadt 1550 große Papierlampen und 22 000 größere oder kleinere Ampeln. 72 000 Raketen und Leuchtgranaten flogen in die Luft. Während des Festmahls, an welchem 224 Personen teilnahmen, wurden 28 Toaste ausgebracht und bei denselben über 400 Kanonenschüsse gelöst. Besonderes Aufsehen erregte das kostbare und künstlerisch geordnete Dessert. Es war schon vorher in einem Saale aufgestellt, und bis es aufgetragen wurde, strömten hoch und niedrig herbei, es zu bewundern. Vor Beginn des Mahles waren die Gesandten der Kantone mit einer kleinen Lotterie überrascht worden, die jedem von ihnen kostbare Geschenke als Ehrengabe und Erinnerungszeichen einbrachte. Eine ähnliche Lotterie, wenn auch mit Geschenken ganz anderer Art, fand des Abends auf dem Festball für die Damen statt. „Diese", sagt der Bericht, „waren alle auf das prächtigste ausgeziehrt, aufgebutzt und bekleidet, als wann sie von der Gesellschaft der Musen von den Elysischen Feldern daher flogen, und erspahreten sich sicherlich nichts bey dieser Festivitet, so wohl vor dem Hoff, als denen in grosser Anzahl anwesenden fremden Herren mit grosser Magnificenz zu erscheinen, um die erforderlichste Ehr zu machen." Während der ganzen Dauer der Festtage hielt Marquis de Bonnac offenes Haus; die Gesandten der Kantone mit ihrem Gefolge, 184 Herren, 192 Bediente, 324 Pferde, wurden von ihrer Ankunft am 29. November bis zur Abreise am 4. Dezember auf Kosten der französischen Gesandtschaft gastfrei verpflegt. Die solothurnische und die schon 27. November eingetroffene bernische Mannschaft wurden reichlich abgelohnt und beschenkt, die einen für die Bemühungen um Aufrechthaltung der Ordnung, die andern für ihr Feuerwerk und das Abschießen der Geschütze. Im Lager der Berner war es die ganze Zeit über besonders lebhaft zugegangen; 1200 Flaschen Wein (den Burgunder nicht mitgerechnet) erlangten dort das Ziel ihrer Bestimmung. Der Festbericht erzählt: „In dem Lager war allezeit offene Taffel, und geschahe auch unter anderem ein gar grosses Tractament. Siben Tanten (Zelte) waren in einer Linie bestellet und in jeder 12 Personen; da wurde dann ein grosses Feuerwerck von Gläseren gehalten, welche mit Burgundisch- und anderen köstlichen Raqueten und Wein-Granaten angefüllet, so daß mancher noch den andern Tag das Saussen und Brausen der knallenden Gläser in dem Kopfe spührete."

„Den 2. Decembris Vormittag müßten auch Ihro Excellenz Hn. Ambassadoren die arme lauffende Bettler (denen sie sonsten in ihren Ausfahrten, und auch sonsten von Zeit zu Zeit reichliche Almosen zukommen laßt) seine Gütig- und Freygebigkeit geniessen, da ihnen dann bey der Hoff-Porten im Beysein eines Wachtmeisters und zweyer Soldaten, die Unordnungen zu verhinderen, alle Speissen von vortagigem grossen Tractament ausgetheilet wurden, daß solche auch Freud, Guts und Genuß an dieser so Freud-vollen Geburt des königlichen Delphins hatten. Daß also alle Stand, Reiche und Arme, Stadt und Land, von so grossen und niemals geschehenen Gutthaten, von so unerschöpflichen Liberali-

teten Ihro Excellenz Hn. Ambassadoren zu reden haben, und dennoch ist dessen noch kein End ... Es schickten auch Ihro Excellenz Hr. Ambassador ein schönes Gelt=Praesent der gantzen Schützen=Gesellschaft, damit auch dorten des königlichen Delphins Gesundheit getruncken wurden, da dann die Herren Officiers ... die Sach solemniter zu halten ein bequemen Tag ausersehen, ein schönen Repas zu Nacht angestellt, die gantze Schieß=Gesellschaft eingeladen, um nach aller Feyrlichkeit des königlichen Delphins Gesundheit zu trincken, darbey dann auch eine Illumination mit etwelchen dazu gehörenden Auffschriften, anbey auch ein Baal in zahlreicher Gesellschafft gehalten worden, daß also dieses gläserne Schieß=Exercitium bey 10 Stunden gar lustig dauerte."

Den letzten Akt des Festes bildete ein Kinderball, zu welchem im Namen des jüngsten Söhnchens des französischen Gesandten — der in Konstantinopel geborene Comte de Donezan zählte etwas über fünf Jahre — an die Knaben und Mädchen der angeseheneren Familien schriftliche Einladungen ergingen. In Galakutschen wurden die Kinder abgeholt und reichlich bewirtet. Auch für sie knüpfte sich an das Festmahl eine Lotterie „von allerhand ihnen anständigen Sachen". So waren nach den Kindern der Armen und allen übrigen Klassen der Bevölkerung auch die Kinder der Wohlhabenden in einer für sie unvergeßlichen Weise beglückt worden.

Bezeichnender indes als alle diese profanen Festlichkeiten, die sich in ihren Hauptzügen auch heute noch bei derartigen Anläßen wiederholen, dürfte die offizielle kirchliche Feier sein, wie sie am 29. November 1729 in der Kirche des Königlichen Kollegiatstiftes zu Solothurn abgehalten wurde. Nach Schilderung des farbenprächtigen Festzuges, der dem Gesandten des französischen Königs bei dem Kirchgang das Ehrengeleite gab, fährt der Bericht fort:

„Die grosse Porten des Collegiat=Stifft samt dem gantzen Gewölb und beyderseits zwey Flügel waren mit grossen, schönen Tappeten behenckt. Ob der Porten in der Mitten ware in Kupffer ausgestochen zu sehen der Neu=zur=Welt gebohrene Königliche Delphin auf einem Paraden=Beth, auf beyden Seiten zwey grosse, schön und volgetroffene Porträt beyder Majestäten des Königs und der Königin. Unter dieser Porten wurden Ihro Excellenz Hr. Ambassador von dem hochwürdigsten Capitul und gantzer Geistlichkeit processionaliter mit Creutz und Fahnen abgeholt und empfangen. In dem Eingang der Kirchen praesentirten Ihro Hochwürden Gnaden Herr Probst in köstlichem mit Gold und Silber reichgearbeiteten Pluvial, Ihro Excellenz Hn. Ambassadoren das geweichte Wasser, und wurden Seine Excellenz hohe Persohn also unter Schlagung beyder Orgeln und Trompeten=Schall durch die Kirchen biß in den Chor hinauf zu dero zubereiteten Bettstuhl geführt, so bedeckt war mit einer groß roth Sammeten mit Gold=Bordten und Fransen ausgemachten Decken, ein solches Küß zum knyen, und zu End der Decken ein schöner Armb=Sessel. Der gantze innere Chor, so hoch der Tabernacul, ware tappeciert mit seydenen Tappecereyen, der aussere Chor biß zu dem eysernen Gätter in obiger Höhe mit anderen schönen Tappecereyen, sogar auch alle Stühl der Hochw. Herren Chorherren, Hrn Caplänen und anderen Geistlichen, auch noch etwelche aufgemachte Stühl waren alle mit Decken belegt

und behängt, daß man also kein Holtz oder Mauren noch die beyderseithige Orgelwänd sehen könte. In diese Stühl giengen die Herren von dem Ordentlichen Raht; rings herum zu beyden Seithen neben Ihro Excellenz waren ordentlich rangiert sowohl seine Hoff= als die andere Hn. Officierer, hinter Ihro Excellenz an dem Sessel seine Kammer= und alle andere Bediente. Die Herren von dem grossen Raht occupierten unter dem Chor die Stühl, in welche sonst der Ordentliche Raht zu gehen pfleget.

„Der hohe Altar ware so vornehm und schön geziehret, als an den grösten Festen der Kirchen. Zu beyden Seiten neben dem Tabernacul wurden die Gerüste aufgemacht, welche da angefüllt wurden von denen mit Gold und Silber eingefaßten Reliquien der heiligen Thebäischen Gesellschaft und anderer Heiliger Bildnussen. In Mitten des Tabernaculs ware gestellt die gar köstliche und einer doppelt goldenen, mit guten Steinen besetzten Cron= und sonst pretios=geziehrte Sarchen, in welcher beyde Häupter der Heiligen Urs und Victor waren, so sonsten in dem Jahr nur drey mahl öffentlich zu sehen sind. Der Altar ware noch geziehrt mit 24 grossen silbernen Liecht=Stöcken mit weissen Wachskertzen. Auf Seiten des Evangelii wurde ein kleiner Banck=Altar aufgericht, auf welchem die kleinere Silberstuck samt andern köstlichen Sachen und 6 Crystallene Leuchter mit weissen Kertzen gestellt wurden; auf der Epistel=Seiten war das Credentz von drey groß=silber und vergulten Bassin, Egiere und anderem zu dem hohen Ambt gehörigen Silber=Geschirr. In dem Chor wurden auch vier grosse silberne Amplen aufgehänget. Der Altar=Fuß ware bedeckt mit einem gar groß=köstlichen und von vielen Farben unter einander gemachten Türckischen Tappet, so sich biß zu dem Bettstuhl Ihro Excellenz Hn. Ambassadoren erstreckte, und war diß ein Praesent von Ihro Excellenz selbsten, so Sie verwichene H. Ostern, da Sie das Ambt der heiligen Meß anhöreten, der königlichen Collegiat=Stifft gemacht haben. . . .

„Das hohe Ambt haltete Ihro Hochwürden Gnaden Herr Probst in den schönsten und vornehmsten Paramenten . . . auch wurden durch das gantze Ambt Ihro Excellenz caeremoniert. Zu dem Incens bei dem Offertorio wurden Ihro Excellenz von dem hochw. Hn. Diacono bey ihrem Stuhl in drey mahlen incensiert, desgleichen auch Ihro Gnaden Herr Ambt=Schultheiß im Namen des hohen Stands, und diese Ceremonie geschahe wiederum beyderseits ad Pacem. Beyde Orgel, die grosse und die kleine, wurden zusammen geschlagen zum Kyrie, Gloria und Te Deum laudamus. Auf beyden Orgeln in dem Chor wurde die Music gehalten, einerseits die Stimmen, auf der andern von unterschiedlichen Instrumenten, und suchten die Herren Musicanten mit allem Fleiß und Attention ihnen bey dieser so großen Solennitet eine Ehre zu machen. Zum Gloria, Elevation und Te Deum laudamus wurden die 40 Stück (Kanonen) jedes mahl losgeschossen, da dann die Musquetier, so sich unter dessen auf dem Platz vor der Kirchen versammlet, denen Stucken durch ein Salve jederzeit das Loß=Zeichen gaben.

„Nach geendigtem Gottes=Dienst wurden Ihro Excellenz Hr. Ambassador wiederum processionaliter biß zur grossen Porten geführet, alldorten nach obiger

maßen praesentiertem geweichten Wasser entlassen, und Ihro Excellenz Hr. Ambassador sich gegen Ihro Hochwürden Gnaden Herrn Probsten, sowohl seiner hohen Persohn als der hohen Solennitet erwiesenen Ehren Bezeugungen höflichst bedanckten. Da dann Ihro Excellenz in voriger Ordnung durch die zwey Paraden-Linien in Begleith des Ordentlichen Rahts nacher Hoff zuruck gekehret. Auch so bald Ihro Excellenz in dem Hoff waren, gaben die Musquetier ein Salve durch die Linien, da dann bald ein donnerndes Echo von den Stucken erfolget. Und also diesen Morgen 240 Stück-Schuß ausmachten."

Ein eigenartiger Brauch in der Stiftskirche zu Essen. In Jahrg. 1900, LVIII 345 dieser Zeitschrift wurde die Osterfeier geschildert, wie sie einst in der altehrwürdigen Münsterkirche zu Essen abgehalten wurde. Fast noch bemerkenswerter ist ein anderer höchst merkwürdiger Brauch, der ebendaselbst im ausgehenden Mittelalter in der Nacht des Oster- und Christfestes statthatte.

War es in der Osternacht 12 Uhr geworden, so zogen die Stiftsdamen mit der Äbtissin und den zum Stift gehörigen Kanonikern zum heiligen Grab, das sich in der Michaelskapelle auf der Empore des Westchores der Münsterkirche befand, um das heiligste Sakrament mitsamt den Reliquien und dem Evangeliar von dort zum Hochaltar im Ostchor zu übertragen. Man begab sich indessen nicht geradeswegs zu letzterem. Die Prozession führte vielmehr in langem Umweg um die Kirche herum, und zwar wurden unterwegs sieben Stationen gehalten, bei denen jedesmal einer der sieben Bußpsalmen gebetet ward. Eine derselben, die zweite, hatte auf dem Kirchhof der Domizellen, der Stiftsdamen, statt. Hier war eine Wage aufgestellt, welche auf der einen Wagschale einen Schinken (perna) und ein Lamm trug. War die Prozession auf dem Kirchhof angekommen, so nahm die Äbtissin auf der andern Wagschale Platz und betete dann mit ihrem Kaplan den Bußpsalm. War derselbe zu Ende, so stieg sie von der Wage herunter und der Zug setzte seinen Weg fort. Den Schinken und das Lamm erhielten die Stiftsbediensteten bzw. der Kaplan der Äbtissin.

In der Nacht des Christfestes vollzog sich der Vorgang in derselben Weise wie in der Osternacht. Nur fehlte dann bei der Prozession das allerheiligste Sakrament. Außerdem war auf die Wagschale nur die perna gelegt.

Wie lange sich der Brauch erhielt, ist nicht zu ermitteln. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts wurde das Wägen der Äbtissin in die Kirche übertragen. Es war das wohl der Anfang vom Ende. Auf das schließliche völlige Aussterben der Sitte scheint die sog. Reformation, die auch in sonstiger Beziehung am Stift nicht unbemerkt vorüberging, von Einfluß gewesen zu sein.

Es ist uns bisher nicht gelungen, zum fraglichen Brauch ein Gegenstück zu finden, obschon es kaum anzunehmen ist, daß derselbe sich im Mittelalter einzig und allein auf Essen beschränkte. Vielleicht, daß einem der Leser dieser Blätter ein solches bekannt ist.

Zur Erklärung des Brauches dürfte als auf eine verwandte Erscheinung wohl auf die heute noch an verschiedenen Orten bei Beerdigungen und Anniversarien übliche „Brotspende" hinzuweisen sein. Man will auf Grund der katholischen

Lehre von dem Fegfeuer und der Gemeinschaft der Heiligen durch das den Armen bei jenen Gelegenheiten in Form des Brotes gespendete Almosen für die Seelen der Verstorbenen genugtun, damit diese, falls sie noch für ihre Fehler zu büßen hätten, in größerer Bälde zu Gottes Anschauung gelangen. Auch bei dem Essener Brauch handelt es sich zweifelsohne um eine Gabe zum Troste der Abgeschiedenen. Darauf weist die Stätte hin, an welcher das Wägen erfolgte, der Kirchhof der Domizellen. Es waren die Seelen der dort ruhenden Stiftsdamen, zu deren Heil die Äbtissin das Fleisch und das Lamm, im 15. Jahrhundert außerdem auch noch Brot, spendete. Wenn sie für das Almosen die Nächte von Weihnachten und Ostern wählte, dann hatte das seinen Grund wohl in der Bedeutung derselben. Es sollten auch für die Seelen der Verstorbenen, falls sie noch im Fegfeuer zu büßen und zu leiden hätten, freude- und gnadenreiche Nächte sein. Die Nächte, in denen die Kirche das Gedächtnis an den Beginn und die Vollendung der Erlösung begeht, sollte ihnen möglichst Befreiung von den Strafen und Errettung aus dem schaurigen Kerker bringen. Das Lamm, das in der Osternacht auf der Wagschale lag, sollte jedenfalls an Christus, das wahre Osterlamm, erinnern, das für die Sünden der Menschen durch seinen Tod genuggetan hatte.

Warum aber das Wägen? Liegt demselben etwa eine ähnliche Anschauung zu Grunde wie der Sitte, Votivgaben zu schenken oder zu geloben nach Maßgabe des körperlichen Gewichtes? Sollte der Brauch vielleicht eine Selbstaufopferung zum Troste der Hingeschiedenen seitens der Äbtissin bedeuten, wobei die dem Körpergewicht der letzteren entsprechende Spende als eine Art von Ersatz diente? Möglich, doch liegt es wohl näher, in dem Wägen eine symbolische Darstellung des Gerichtes der auf dem Kirchhof ruhenden Stiftsdamen zu sehen, wobei die Äbtissin als Stellvertreterin ihrer verstorbenen Mitschwestern erschien.

Daß die Wage als das Sinnbild der vergeltenden, unparteiisch urteilenden Gerechtigkeit gilt, ist bekannt. Selbst die Heilige Schrift bedient sich wiederholt des Bildes der Wage zum Ausdruck gerechten Gerichtes. Es genüge, an das „Tekel" des Buches Daniel zu erinnern, das dieser dem König Baltassar mit den Worten deutete: „Gewogen auf der Wage, wardst du zu leicht erfunden" (Dn 5, 27). Besonders geläufig war die Wage als Symbol des Gerichtes dem späten Mittelalter. Darum die häufige Darstellung St Michaels mit der „Seelenwage", bei der nicht selten unter der Wagschale, auf welcher die Seele sich findet, ein Teufelchen angebracht ist, das sich bemüht, die Schale nach unten zu ziehen.

Durch die religiösen Gebräuche des späten Mittelalters geht ein stark dramatischer Zug. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir auch das nächtliche Essener Wägen auf dem Friedhof der Domizellen als eine Äußerung desselben auffassen. Die stellvertretende Genugtuung für die Verstorbenen ist bei demselben in eine Art von dramatischer Form gegossen.

Babylon und Christentum.

Ex oriente lux! Die Sonne wissenschaftlicher Erkenntnis hat begonnen, über den tausendjährigen Trümmerhügeln des assyro-babylonischen Reiches aufzugehen und erhellt mit ihren Morgenstrahlen zugleich das Dunkel, das so lange die Uranfänge der mosaischen Religion und damit den ersten Ursprung der christlichen Ideenwelt dem forschenden Blick entzogen hatte. Es ist, als hätte auf jenen altersgrauen Ruinenstätten ein Zauberbann gelastet. Nun aber ist der Bann gebrochen, und den einsamen Gräbern an den Ufern des Euphrat und Tigris entsteigen Schatten von großen Männern der Vorzeit: die Fürsten von Sumer und Akkad, Hammurabi, der große Gesetzgeber Babyloniens, und Tiglat-Pileser (III.), der geniale Staatsmann und Feldherr, die frommen Tempelbauer Sargon (II.) und Nebukadnezar und neben ihnen Assurbanipal, der gewaltige Gottesstreiter, welcher, das Eroberungswerk Asarhaddons vollendend, den Kult Assurs und Istars bis tief hinein in das Land der Pyramiden verpflanzte. Um ihre Könige geschart schweben die Manen der ehrwürdigen Priester, die einst an den heiligen Stätten wie Ur, Nippur und Erech, Babylon und Sippar, Ninive, Arbela und Harran gebetet, geopfert und ihre Hymnen und Bußpsalmen gedichtet und gesungen, scharfsinnige Denker, die in schlummerlosen Nächten die Stellung und Bahn der Gestirne durch Maß und Zahl fixiert und daraus ein umfassendes kosmologisch-theosophisches Weltsystem abgeleitet, lange, lange bevor ein Moses das Licht der Welt erblickt und ein Thales die griechische Philosophie begründet. Stumm weisen ihre Geisterhände auf eine unabsehbare Reihe uralter keilinschriftlicher Denkmäler, welche europäischer und amerikanischer Wissenstrieb im edlen Wettstreit zu Tage gefördert. Ihr geheimnisvoller Wink ist wohl verstanden worden. Mit kritischer Schärfe und rastlosem Bemühen sind die Männer der freien Wissenschaft eingedrungen in den Sinn jener seltsamen Schriftzüge auf den verwitterten Steinen, und mit Genugtuung

glaubten sie darin zu lesen von unverjährbaren Ansprüchen der babylonischen Kultur, die älteste Schwester oder gar die Mutter der mosaischen Gesittung und Religion zu sein.

Das war der Gedanke, den einer der bedeutendsten Assyriologen der Jetztzeit einem erleuchteten und erlauchten Hörerkreise zu Bewußtsein gebracht, und manches von dem, was er mit feinster psychologischer Berechnung, in bilderreicher Rede und flammender Begeisterung vorgetragen, dies und noch viel anderes derselben Art und mit noch mehr Zuversicht hat auch schon die „strenge" Wissenschaft der Religionsgeschichte als „völlig gesichertes" Ergebnis verbucht.

Reich und bunt war der Inhalt, welchen der Berliner Professor Dr Friedrich Delitzsch seinen berühmt gewordenen Vorträgen [1] zu geben wußte. Aber manches hat er darin nur ganz zart und behutsam angedeutet, und ein dritter Vortrag, welchen er versprochen, liegt noch in unbestimmter Ferne. Um so gelegener kommt daher die neue, dritte Auflage des Schraderschen Buches: Die Keilinschriften und das Alte Testament [2], das in seinem zweiten Teil aus der Feder Prof. Dr Heinrich Zimmerns eine ungeahnte Fülle von Parallelen zwischen Babel und Bibel bietet. Ein ganz besonderes Interesse erregt dasselbe schon dadurch, daß es auch über das Neue Testament, und gerade über dieses, aus den Keilinschriften höchst wundersame Aufschlüsse verspricht. Beide Assyriologen haben gewiß ein Recht, als Autoritäten auf ihrem Gebiete wohl beachtet zu werden; aber damit wird das Recht anderer nicht aufgehoben, an ihnen ernste Kritik zu üben, zumal wo die Wichtigkeit der Sache und die Tendenz ihrer Schriften dies zur Pflicht machen.

Delitzschs Berliner Vorträge über „Babel und Bibel" waren von ganz besondern Umständen begleitet, welche sie in den Augen vieler zu einem Ereignis stempelten. Ein Sturm ist darob losgebrochen, und hoch gehen seitdem die Wogen der Polemik [3]. Beifall und Siegesgeschrei der freien

[1] Die beiden Vorträge: „Babel und Bibel" wurden gehalten in der Berliner Singakademie vor der deutschen Orientgesellschaft am 13. Januar 1902 und am 12. Januar 1903. Den ersten Vortrag beehrte Seine Majestät der Kaiser mit seiner Gegenwart und auf seinen Wunsch wurde derselbe am 1. Februar im königlichen Schlosse wiederholt. Zum zweiten Vortrag waren beide Majestäten mit großem Gefolge erschienen. Für uns kommen außerdem die gelehrten „Anmerkungen zu dem Vortrag Babel und Bibel" Delitzschs (1903) in Betracht. Alle drei erschienen im Druck bei J. C. Hinrichs, Leipzig.

[2] Verlag von Reuther & Reichard, Berlin 1902 u. 1903.

[3] Die mir bis jetzt bekannten Kritiken beziehen sich durchweg auf Delitzschs ersten Vortrag, während ich mich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich mit

Denker vom hohen Norden bis hinab nach Sizilien, Wehrufe der protestantischen Orthodoxie, Protestversammlungen der Juden, Kritiken über Kritiken aus der Reihe der Gelehrten. Wohl hat es nicht an versöhnenden Geistern gefehlt, aber das ausgegossene Öl hat nur lokale Beruhigung bewirkt; der Wirbelwind braust weiter über das christlich-heidnische Europa. Auch an dem hochragenden Felsen, den die Kirche Christi krönt, wird die Brandung vernommen. Was einem Marconi in der Ordnung der unbelebten Natur gelang, hat Delitzsch — so scheint es — auf einem ungleich höheren Gebiet erreicht. Schnell flogen seine Worte hin in alle Länder, die Funken seines Geistes setzten die ganze gebildete Welt in elektrische Erregung. Woher nur dieser einzigartige Erfolg?

Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß der neue Reformator um die jugendliche Wissenschaft der Assyriologie hoch verdient ist; aber dies fällt hier kaum ins Gewicht. Selbst die genialsten Sprachforscher haben meist nur in dem kleinen Kreise von Schülern und Fachgenossen und bei den Vertretern der Grenzgebiete die verdiente Anerkennung gefunden; oft genug blieb ihnen selbst dies versagt. Grotefends glänzender Entzifferung der alt-persischen Keilinschrift schenkte man lange Zeit herzlich wenig Be-

---

seinem zweiten Vortrage befassen werde. Eine gute Beurteilung der schon im letzten Jahre erschienenen Babel-Bibelliteratur gibt P. Keil (London) im Pastor bonus (1903, 6); wenigstens kann ich seiner Ansicht über Königs, Barths, Jensens und Kittels Rezensionen bzw. Entgegnungen ganz und voll beistimmen. Die übrigen liegen mir zur Zeit nicht vor. Die Kritik, die Keil selbst in der genannten Zeitschrift (Oktober, November und Dezember 1902) gegeben hat, ist ein Muster von Klarheit und Sachkenntnis, was auch Delitzsch selbst in nobler Weise anerkannt hat („Anmerkungen" 57). Sehr beachtenswert ist auch die Schrift „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament" von dem bekannten Münchener Assyriologen Professor Fritz Hommel. Sie verrät bei aller kritischen Schärfe große Mäßigung und eine aufrichtige Verehrung der Heiligen Schrift. Eine zwar ablehnende, aber doch freundliche, halb entschuldigende Haltung nimmt der Assyriolog Dr Alfr. Jeremias (Pfarrer der Lutherkirche in Leipzig) ein in seiner Broschüre „Im Kampfe um Babel und Bibel". In einem Ende Februar 1903 zu Charlottenburg gehaltenen Vortrag betonte er noch deutlicher seinen christlichen Standpunkt gegenüber den Versuchen Delitzschs. Auch der hochverdiente Senior der Assyriologen, Jules Oppert, wies dieselben in einem Briefe an die Wiener „Zeit" als gänzlich verfehlt zurück. — Auf der Seite Delitzschs stehen — so darf man schon aus ihren früheren Äußerungen schließen — die Assyriologen Professor Heinr. Zimmern (Leipzig) und vor allen andern Privatdozent Dr Hugo Winkler (Berlin); letzterer geht wohl am weitesten von allen, und ich zweifle nicht daran, daß er beim Erscheinen dieses Aufsatzes schon entschieden Stellung genommen haben wird.

achtung, und François Champollion, der geistvolle Schöpfer der heutigen Ägyptologie, hatte harte Kämpfe zu bestehen. Die Koryphäen der experimentalen Naturwissenschaften sind hierin in der Regel glücklicher gewesen; die Sinnfälligkeit, der Reiz der Mannigfaltigkeit und die praktische Bedeutung ihres Gegenstandes waren für sie von Vorteil.

Auch die Angriffe auf die Offenbarungslehre, welche ja jederzeit des Beifalls einer weitverbreiteten, mächtigen Presse sicher sind, erklären an sich noch nicht jenes Aufsehen und jene Erregung. Solche Angriffe sind eine viel zu gewöhnliche Erscheinung, sei es gewisser akademischer Hörsäle oder öffentlicher Versammlungen. Die Gründe jener ungewöhnlich mächtigen Wirkung sind anderer Art. Zunächst hat Professor Delitzsch einen kühnen Schritt gewagt: er verließ die Sphäre seiner akademischen und fachmännischen Wirksamkeit und entwickelte seine Ideen im Angesicht des Summus episcopus des Königreichs, der regierenden Intelligenz[1]; er trat hin vor Kaiser und Kaiserin und damit vor das ganze Land. Hier mußte es den tiefsten Eindruck hervorrufen, als man vernahm, daß auch nach dem zweiten Vortrag dem Redner über Babel und Bibel eine besondere Huldbezeigung von allerhöchster Stelle zu teil ward[1].

Für einen Augenblick lag hierin der Schwerpunkt des Ereignisses, aber bald trat auch dieser Umstand mehr und mehr zurück gegen den allgemeinen Eindruck, daß Delitzsch ein g a n z n e u e s, mit den gefährlichsten Waffen angefülltes Arsenal zum Kampfe gegen die christliche Offenbarung eröffnet habe. Sonderbare Wendung der Dinge! Nach den ersten großen Entzifferungsarbeiten der Assyriologen hat man namentlich von seiten der protestantischen (und englisch-hochkirchlichen) Orthodoxie gerade die Keilinschriften als Bestätigung der Wahrheit des Alten Testaments freudig begrüßt, und das Zeugnis der nämlichen Schriftsteine wird jetzt nicht weniger enthusiastisch gegen die Offenbarungslehre angerufen.

Der neue, gegen alles Erwarten auftauchende Gegner verfügt aber auch über eine sehr günstige Position und bedient sich einer wirkungsvollen Taktik. Das Gebiet der Assyriologie, dem er seine Angriffsmittel entlehnt, ist nur äußerst wenigen hinreichend bekannt, und ein Wagnis ist es, dem geübten Feinde in dessen heimatliche Berge zu folgen, wo Weg und Steg dem Neuling unbekannt. Ein paar Wochen auch des angestrengtesten

[1] Bekanntlich waren bei Delitzschs Vorträgen auch der Reichskanzler sowie einige Mitglieder des preußischen Ministeriums anwesend.

Studiums genügen wahrlich nicht, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die selbst einfachere babylonische Texte darbieten, und um einen Mann des Irrtums zu überführen, der wohl schon 30 Jahre dem Studium der Assyriologie sich gewidmet hat. Dazu nun die Taktik Delitzschs, die sich wohl darin gefällt, das Alte Testament mit den Sitten und religiösen Anschauungen der Babylonier zu konfrontieren, aber in seiner Weise. Einige hervorstechende Züge von Ähnlichkeit greift er heraus und bringt sie in sorgfältig gewählte Beleuchtung; die tatsächlich durchaus vorwaltenden wesentlichen Gegensätze kommen dabei kaum zur Geltung oder entziehen sich im Dunkel eines künstlichen Schlagschattens völlig dem geistigen Auge. Damit soll durchaus nicht gesagt werden, daß Delitzsch seine Zuhörer bzw. seine Leser absichtlich habe täuschen wollen. Es hat sich hier nur wiederholt, was man schon in rein wissenschaftlichen Fehden oft beobachtet und was naturgemäß in religiösen Fragen, wo auch das Herz mitspricht, in verstärktem Maße auftritt: eine allzu große Zuversicht auf die Sieghaftigkeit der eigenen Gründe, die um so tiefer wurzelt und für die entgegengesetzten Anschauungen um so unempfänglicher macht, je mehr man eben jene Gründe zum großen Teil als die reife Frucht seiner eigenen mühsamen Forschung betrachtet und sie nicht erst andern entlehnt zu haben glaubt. Die Freude des Vaters ist erklärlich, sie macht aber bekanntlich auch blind gegen die Schwächen der eigenen Kinder und gegen die Vorzüge anderer.

Der Kampf Jahves mit dem Meeresungetüm (Drachen), der biblische Schöpfungsbericht, der Sündenfall und die Sündflut, der Dekalog, die jüdisch-christliche Vorstellung von Himmel und Hölle, die Bedeutung des Sabbats, die geflügelten Engelsgestalten des Alten Bundes, ja selbst der Gottesname Jahve werden in Verbindung gebracht mit religiösen Vorstellungen und Gebräuchen, die bei den Völkern des Euphrat und Tigris keilinschriftlich verbürgt sind, und zwar aus einer Zeit, da es noch kein „auserwähltes Volk" gab. Damit scheint dann dargetan, daß die heiligen Bücher des Alten Testamentes zum Teil aus der babylonischen Mythologie herausgewachsen sind, und es fällt ihr Anspruch auf göttliche Autorität.

Einen zweiten, noch kräftigeren Ansturm auf die alttestamentliche Offenbarung unternimmt der Berliner Assyriolog in seinem zweiten Vortrag. Ganz friedlich hebt dieser an. Der Mann der Wissenschaft vermag die Klage darüber nicht zu unterdrücken, daß man sich durch einseitige Rück-

sichtnahme auf dogmatische Fragen die Freude an dem hohen Gewinn vergällen lasse, den die babylonischen Ausgrabungen gerade für das Verständnis und die Würdigung der Bibel fortdauernd darreichen. Aus dem Schatz seines Wissens hebt Delitzsch einige der interessantesten Tatsachen heraus. Vor allem finden einzelne Orte und Ereignisse, die in der Bibel erwähnt werden, ihre keilinschriftliche Bestätigung; so die im zweiten Buche der Könige angeführte Stadt Kutha mit ihrem Gott Nergal, die Landschaften, wohin die gefangenen Israeliten gebracht wurden, sowie die beim Propheten Nahum erwähnte Eroberung und Plünderung der ägyptischen Königstadt Theben. Und wie viel Nutzen verdanke erst der keilinschriftlichen Literatur die alttestamentliche Sprache! Jetzt erst sei klar, was man unter dem biblischen Re'ēm, dem wilden, unzähmbaren Tiere, zu denken habe; es ist der babylonische rêmu, ein Wildochs von riesiger Körperkraft, der hoch hinauf bis zu den Spitzen der höchsten Berge klimmt. Der deutschen Orientgesellschaft komme das Verdienst zu, das Istartor von Babylon aufgefunden zu haben, das über und über von Emailbildern jenes alten Prachttieres bedeckt sei. Noch mehr! Das „Fabeltier, das uns vom Religionsunterricht her bekannt ist" — der „Drache von Babel", sei durch die nämlichen Ausgrabungen näher bekannt geworden. Abgesehen von diesen Einzelerklärungen, deren es viele gebe, stelle gerade die Assyriologie „das Vertrauen wieder her zu der seit geraumer Zeit so heftig angefochtenen Überlieferung des alttestamentlichen Textes". Ganze Erzählungen des Alten Testamentes würden jetzt erst in das rechte Licht gerückt. An frappanten Beispielen fehle es nicht. Das erste ist die Erzählung vom Wahnsinn Nabuchodonosors (Nebukadnezars), des Königs von Babylon (Dn 4, 26—34), die eine freie Umgestaltung einer bei Abydenus überlieferten chaldäischen Sage sei; das andere ist das Büchlein über die Mission des Bußpredigers Jonas. Beide Berichte seien nichts anderes als die phantastisch-orientalische Ausgestaltung erhabener und wahrer Ideen.

Damit hat Delitzsch sich auf den Weg begeben in das Land der Phantasie, nach der Heimat der Beduinen, wo die Sternenpracht des Nachthimmels und die Gluthitze, die über der endlosen Wüste brütet, auch im Menschengeiste wundersame Bilder hervorzaubert, deren Kühnheit den nüchternen Nordländer überrascht. Wenn wir dort in den Zelten der Wüste den Märchenerzählern lauschen oder die eigenen Schilderungen und Berichte der Wüstensöhne hören, „voll lebendig und ungezügelt sprudelnder Phantasie, welche nur allzu oft die Grenze des Tatsächlichen überschreitet",

dann wird sich uns „die Welt erschließen, aus welcher heraus allein orientalische Schriftwerke wie das Alte und teilweise auch das Neue Testament erklärt sein wollen“. Könne dies aber schon von der Denkweise des heutigen Orientalen gesagt werden, um so mehr gelte es von den uralten Schriftwerken der Babylonier und Assyrier.

„Heil, Heil, Heil dem König“ beginnt ein assyrischer Schreiber seinen Brief: „Heilig, heilig, heilig ist Jahve Zebaoth“ läßt Isaias (6, 3) die Seraphim den Herrn preisen. Wie aber die Dreizahl, so habe auch die Siebenzahl in Babylon wie in Israel als „heilig“ gegolten. Wie überrascht es, zu erfahren, daß die Babylonier dem Speichel eine Zauberkraft zuschrieben und es in einem Gebete an den Stadtgott von Babylon heißt: „O Marduk, dein ist der Speichel des Lebens!“ „Wer dächte hier nicht“ — ruft Delitzsch aus — „an neutestamentliche Erzählungen, wie jene, daß Jesus den Taubstummen beiseite nahm, seinen Finger in die Ohren legte, spuckte und mit dem Speichel ihm die Zunge berührte und sagte: ‚Hephata‘, ‚tue dich auf!‘“

In demselben Neuen Testament lesen wir von dem großen Wunder der Totenerweckung, das sich an dem Jüngling von Naim, dem Töchterlein des Jairus und an Lazarus vollzog[1]; aber so etwas konnten schon die assyrischen Ärzte, denn ein orientalischer Arzt, der nicht Tote erweckte, dürfe auch heute noch sich gar nicht sehen lassen. Wahrhaftig, „wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!“ Hier wie dort die religiöse Idee im Gewande symbolischer Handlung, „eine Welt voll Wunder und Zeichen“ und die gleiche naive Vorstellung von der Offenbarung, dem Verkehre Gottes mit den Menschen. So Delitzsch.

Jetzt erst, da Zuhörer oder Leser unter dem Eindrucke einer ganzen Reihe von „unwiderleglichen“ Beweisen stehen, hält der Redner den Augenblick für gekommen, ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis abzulegen: „*Offenbarung! Es läßt sich kaum eine größere Verirrung des Menschengeistes denken als die, welche die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Überreste des alt-*

[1] Allerdings weist Delitzsch nur auf die poetische Auffassung in Ps 30, 4 und Is 38, 1 hin, wo der todkranke Ezechias als meth ([illegible] „sterbend“, nicht — wie Delitzsch will — „tot“ [vgl. Gesenius-Kautzsch, 27. Aufl., § 116 p]) bezeichnet wird (vgl. auch Gen 20, 3). Allein die Absicht, die in der Heiligen Schrift vorkommenden Totenerweckungen gleichfalls auf die Vorliebe der Orientalen für Hyperbeln zurückzuführen, liegt doch offen genug zutage.

hebräischen Schrifttums in ihrer Gesamtheit jahrhunderte-lang für einen religiösen Kanon, ein geoffenbartes Religionsbuch hielt."

Mit diesem großen und kühnen Wort ist der Ausgangspunkt gewonnen für die schweren Anschuldigungen, die Delitzsch gegen das Alte Testament zu schleudern sich berufen fühlt. „An Blasphemie grenzende, die Existenz eines gerechten Gottes bezweifelnde Stellen des Buches Job", „weltliche Hochzeitsgesänge" des Hohenliedes, „Unmenge sich widersprechender Doppelerzählungen des Alten Testamentes", „unentwirrbares Wirrsal" der fünf Bücher Mosis, Aberglaube einer Massentötung durch einen neugierigen Blick auf die Bundeslade, Mißachtung, die Moses selbst gegen die Tafeln von Sinai bekundet, indem er das heilige Gesetz willkürlich geändert und die Tafeln in tausend Stücke zerschlagen, die der Heiligkeit Gottes widersprechende „Sanktion der Blutrache", die Gottes gleichfalls unwürdigen Vorschriften des israelitischen Kultus, der Beschneidung, der Speiseverbote und des medizinischen Verfahrens bei Hautkrankheiten usw. Dem allem gegenüber weist Delitzsch hin auf das herrlichste Erzeugnis babylonischen Geistes, das Gesetzbuch Hammurabis, so voll von Weisheit und humaner Rechtsanschauungen. Auch das Gottesbewußtsein der gebildeten Diener Marduks und Istars war bereits sehr geläutert und steht dem israelitischen kaum nach. Schon um 2500 v. Chr. findet man bei den nordsemitischen Nomaden die vielsagenden Namen: „El, d. i. Gott hat gegeben", „Gott sitzt im Regiment", „Gott, sieh mich an!" „Gott ist Gott" und — „Jahu (d. i. Jahve) ist Gott". Also der hebräische Gottesname, d. i. der „Seiende, der Bleibende", der so recht das Wesen Gottes, seine Ewigkeit und Unveränderlichkeit, zum Ausdruck bringt, schon um 2500 v. Chr. bekannt! Welch eine Fülle von Licht ergießt diese eine Tatsache über das Dunkel der israelitischen Religionsgeschichte! Die große Menge des babylonischen Volkes mag immerhin polytheistisch gedacht haben, der Spott der alttestamentlichen Propheten über die babylonische Bilderverehrung ist gleichwohl ganz und gar ungerechtfertigt. Sieht doch auch die Bibel den Menschen als „Ebenbild Gottes" an und haben die Propheten selbst Jehova in ähnlicher Gestalt geschaut, wie die Statuen der Babylonier die Gottheit darstellen. Diese Bildwerke waren aber in den Augen ihrer Verehrer nur Repräsentanten Gottes, genau so wie die Heiligenbilder dem „denkenden Katholiken" nur als Erinnerungszeichen gelten.

Noch mehr der Überraschung bringt ein Vergleich der babylonischen Sitten mit denen Israels! Die israelitischen Könige waren nach dem Zeugnis der Propheten Bedrücker der Armen und Schwachen; aber von dem fast 2000jährigen babylonischen Reich gilt das Wort „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk". In Babylon blühte auch die Nächstenliebe, und zwar weit mehr als in Jerusalem. Zeuge ist der Schmerzensschrei des Xisuthros (des babylonischen Noah) über den Untergang der gesamten Menschheit, während der biblische Noah allen Mitgefühls bar gewesen. Wo so viel Liebe waltete, da mußte auch das Los der Frau ein würdiges sein, und so war es in der Tat — im schreiendsten Gegensatz zu der Niedrigkeit und Rechtlosigkeit der Israelitin. Auch die Sittenreinheit der Babylonier hat die schärfste Probe bestanden. Von obszönen Darstellungen, die man erwarten mochte, hat sich bis jetzt unter den Trümmern von Babel keine Spur gefunden. Und nun vergleiche man damit das Alte Testament! Und trotz dieses tieferen Standes seiner Moral hat Israel sich angemaßt, das auserwählte Gottesvolk zu sein; die Heiden hat es angesehen als von Gott verlassen und verflucht und dem Götzendienst überantwortet: im angeblichen Auftrag Gottes ist es gegen Leben und Eigentum jener mit härtester Willkür verfahren. So entpuppt sich der israelitische Monotheismus als widerwärtiger nationaler Egoismus. Erst das Auftreten des Täufers und die Predigt Jesu brachen mit dem alten Wahn. Es erstand eine Religion, die alle Völker insgesamt in Liebe umfaßt, und ihre fernere Läuterung ist die erhabene Aufgabe der jetzt lebenden Christenheit.

Dies in gedrängter Kürze der Inhalt der zweiten Rede des Berliner Professors. Die Dogmen, meint er dabei zum Troste ängstlicher Seelen, seien zwar wissenschaftlich überwunden, aber „der Gottesglaube, die wahre Religiosität leide keinen Schaden". Es gilt nun in „Demut, aber mit allen Mitteln der freien Forschung" nach dem von Gott gesteckten Ziele, der Wahrheit, zuzustreben, unsere Losung soll sein: „Weiterbildung der Religion!"

Professor Delitzsch ist Protestant oder — wie er sich selbst nennt — ein „evangelischer Christ". Seine Grundsätze sind keine andern als die der Reformation, die er selbst mit Recht als erste Etappe des von ihm als notwendig geforderten religiösen Entwicklungsprozesses bezeichnet. Die lutherische Gemeinschaft, in der er aufgewachsen ist, hat zwar die Bibel als „Wort Gottes" anerkannt, aber sie hat auch die Auslegung desselben dem subjektiven Ermessen ihrer einzelnen Glieder anheimgegeben. Delitzsch

hat von dieser Freiheit Gebrauch gemacht. Er ist nur der konsequente Protestant, dem die größten Leuchten protestantischer Theologie, die angeblich berufensten Ausleger der Bibel, durch ihr Beispiel den Weg gezeigt haben. Es ist der Weg der Reformation, der rastlos fortschreitenden Verneinung alles Übernatürlichen. Von dem angekündigten dritten Vortrag versichert Delitzsch zwar jetzt schon: „Er wird lehren, daß mir Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wankend gewordener Pfeiler.“ Aber ein Stillstand oder gar eine Umkehr sind von ihm nicht zu erhoffen. Letztere wäre jedoch unbedingt erforderlich, sollte er Halt machen wollen vor dem Glauben an die Gottheit Christi oder auch nur an eine göttliche Sendung des Welterlösers. Verwarf er doch das ganze Alte Testament als „Gottes Wort“ und damit den Offenbarungscharakter des Neuen. Wer eben die Wurzel vernichtet, der zerstört auch Stamm und Krone. Oder kann der organische, ganz notwendige, innere Zusammenhang zwischen den heiligen Büchern des Alten und Neuen Bundes geleugnet werden? Christus selbst bezeugt ja von sich, „daß alles erfüllt werden müsse, was geschrieben ist in dem Gesetze Mosis und in den Propheten und Psalmen über mich“ (Lk 24, 44). Er hat damit das Alte Testament feierlich anerkannt. Wer also das Alte Testament als Menschenwerk zurückweist, kann auch im Neuen Testament nicht Gotteswerk sehen. Diese Konsequenz schimmert auch bereits in Delitzschs beiden ersten Vorträgen deutlich genug durch. Man versteht gar wohl die Absicht, wenn er in seiner zweiten Rede (S. 20) so emphatisch sagt: „Die Hand aufs Herz — wir haben außer der Gottesoffenbarung, die wir ein jeder in uns in unserem Gewissen tragen, eine weitere persönliche Gottesoffenbarung gar nicht verdient.“

Ganz anders steht zu solchen Fragen der Katholik. Erfüllt von unerschütterlichem Vertrauen auf die Lehre seiner Kirche, blickt er von dem Felsen aus, auf dem sie steht, mit ruhigem Gleichmut auf die an den Klippen zu dessen Füßen brandenden Wogen. So wenig ein Astronom nur einen Augenblick das längst bewiesene allgemeine Gravitationsgesetz, ein Chemiker das längst feststehende Gesetz der konstanten Verbindungsgewichte aufgeben wird, wenn irgend ein Gelehrter — sei er noch so hervorragend — Bedenken und Einwürfe dagegen erhebt, ebensowenig, ja weit weniger wird der Katholik, der von seinem Glauben durchdrungen ist, oder ihn wissenschaftlich erfaßt und praktisch ausgeübt hat, auch nur vorübergehend mit der Möglichkeit rechnen können, daß er in die Irre

gehe und ein Opfer des Betrugs geworden sei. Keine Wahrheit kann durch eine angeblich andere umgestoßen werden, und wir sind uns bewußt, daß wir die Wahrheit besitzen; wir sehen uns auf Gründe gestützt, deren Zahl und Kraft jeden vernünftigen Zweifel ausschließt.

Die Kirche, der wir vertrauen, ist nicht von heute und gestern, sie hat eine bis zu Christus, ihrem göttlichen Stifter, hinauf verfolgbare Geschichte, und jeder Abschnitt derselben verrät dem Unbefangenen das in ihr pulsierende übernatürliche Leben. Ihre Dogmen und Sittengesetze hat keine Zeitströmung zu ändern vermocht, und ihre Kulturaufgabe löst sie trotz aller Drangsale heute wie vor tausend Jahren mit den nämlichen unscheinbaren Mitteln und dem gleichen staunenswerten Erfolg. Sie stellt an den Menschen die höchsten sittlichen Anforderungen, und trotzdem beugen sich Völker, die dem üppigsten Sinnengenusse ergeben waren, willig dem Joche Christi.

Professor Delitzsch dringt in seinem zweiten Vortrag (S. 39) auf eine „sittliche Bestätigung der Religion" durch Rechttun, Pflege der Liebe und demütigen Wandel vor Gott. In dem charitativen Wirken der katholischen Kirche über die ganze Erde hin ist eine sittliche Bestätigung der Religion, wie sie edler gar nicht gedacht werden kann. Wenn aber schon hierin das Walten der göttlichen Gnade erkannt werden muß, so kann ohne sie noch weit weniger jener unbezwingbare Heldenmut erklärt werden, mit dem viele Zehntausende von Blutzeugen jeglichen Alters und Standes lange, ausgesuchte, ganz entsetzliche Qualen ertragen haben zum Zeugnis für Christus. An der katholischen Kirche erfüllt sich in Wahrheit das Wort Christi: „Derjenige, der an mich glaubt, wird die Werke, welche ich tue, auch selber tun und größere als diese wird er tun" (Jo 14, 12).

Es ist hier nicht der Ort, auf die ausdrücklichen und feierlichen Beglaubigungen näher einzugehen, welche der allmächtige Gott, dessen persönliches, freies und liebevolles Walten der vernünftige Menschengeist mit Gewißheit aus der sichtbaren Welt zu erschließen vermag, seiner Offenbarung beigegeben und der Kirche in ihrer Entstehung wie ihrer Ausbreitung und Erhaltung verliehen hat. Unsere gesamte Religion beruht auf einem festen, wissenschaftlichen Grunde. Nicht nur Sünde, auch Torheit wäre es und tadelnswerte Selbstaufgabe, gegnerischen Einwürfen — mögen sie von philosophischer, naturwissenschaftlicher oder archäologischer Seite kommen — jemals zu großes Gewicht beizulegen.

Das soll jedoch nicht heißen, daß man sich denselben blind verschließe. Am wenigsten im vorliegenden Falle wäre dies am Platz, nicht nur, weil kein Grund vorhanden, an der Aufrichtigkeit des Gegners Zweifel auszusprechen, sondern auch, weil seine Prämissen manches Zutreffende enthalten. Meist sind es nur die viel zu weit gehenden Folgerungen, in welchen sein Irrtum liegt.

Die Angriffe Delitzschs[1] gegen den Offenbarungscharakter des Alten und Neuen Testaments in logischer Folge geordnet, gründen sich:

I. auf eine vermeintlich große Ähnlichkeit zwischen den religiösen Anschauungen und Institutionen der Babylonier und jenen des Alten Testaments,

II. auf die angebliche Superiorität Babels in rechtlich-sittlicher Beziehung,

III. auf die irrige Anschauung, daß mehrere Bücher des Alten Testamentes Dinge enthalten, welche der Heiligkeit Gottes unwürdig sind.

I.

„Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!" ruft Delitzsch aus, nachdem es ihm gelungen, aus der Unmenge schreiendster Gegensätze auch ein paar Ähnlichkeiten herauszufinden. Aber ganz von vornherein waren solche Anklänge zu erwarten; ein gänzliches Fehlen derselben wäre gar nicht zu begreifen. Auch die Israeliten waren Menschen wie die Babylonier, Orientalen und Semiten wie die Babylonier und standen Jahrhunderte hindurch unter dem politischen oder doch allgemein sozialen Einfluß der letzteren. So versteht es sich von selbst, daß in ihren Literaturen eine unverkennbare „Übereinstimmung beider in Sprache, Stil, Denk- und Vorstellungsweise" hervortreten muß. Noch mehr: beide haben auch eine gemeinsame Urgeschichte, und so kann es nicht ausbleiben, daß manche biblische Erzählung sich in irgend einer Form auch bei den Babyloniern findet. Aber trotz dieser vielfachen Berührungspunkte sollte sich ein Forscher wohl hüten, sofort auch auf eine Verwandtschaft von reli-

[1] Es versteht sich von selbst, daß bei dem eng bemessenen Raum einer Zeitschrift nicht auf jede der vielen Behauptungen Delitzschs im einzelnen eingegangen werden kann. Vieles ist darüber auch bereits gesagt worden. Eine absichtliche Umgehung heikler Punkte wird hier gewiß nicht statthaben, vielmehr sollen gerade jene Momente besonders berücksichtigt werden, die auf den ersten Blick die Auffassung Delitzschs zu bestätigen scheinen.

giösen Institutionen zu schließen, die ihrem innersten Wesen nach durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind.

Hiernach müssen die Versuche Delitzschs beurteilt werden, die angebliche oder wirkliche religiöse Symbolik der Babylonier bei den Israeliten nachzuweisen selbst dort, wo es sich in der Bibel um Berichte handelt, die aufs klarste den Stempel nüchterner Realität an sich tragen.

Delitzsch legt großes Gewicht darauf, daß die Zahlen 3 und 7, sowohl den Babyloniern als den Israeliten heilig gegolten haben.

Es kann aber gewiß nicht wundernehmen, daß die Dreizahl bei beiden eine wichtige Rolle spielte; dies war wohl immer so, bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Die Dreizahl ist ja die erste sich ganz natürlich ergebende geschlossene Mehrheit. Überall tritt sie uns entgegen: in der Dreiteilung von Raum und Zeit (Anfang, Mitte, Ende; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft), in den drei Dimensionen, in der Dreigliederung der Gestalt von Pflanzen und Tieren, in der Gruppierung des Naturreiches in Festland, Wasser und Luft, im einfachsten Bild der Familie (Vater, Mutter und Kind). So ist auch die dreimalige Wiederholung von „Heil" und „Heilig" nichts weiter als ein bis zum Superlativ gesteigerter Wunsch oder Lobpreis. Die dreimalige einfache Wiederholung ist spezifisch semitisch, während wir die Steigerung durch besondere Formen, etwa durch die Wörtlein „sehr" und „ganz" auszudrücken pflegen. Wo aber bleibt die „Heiligkeit" der Zahl „Drei"?

In der babylonischen Mythologie finden sich zwar u. a. auch zwei Göttertriaden, aber sie sind nichts als Personifikationen von Naturerscheinungen, die sich sowohl lokal als auch in ihrem Einfluß auf das irdische Leben scharf voneinander abheben. So ist in der Trias „An, Bel, Ea" ersterer der Gott des Himmels, der zweite der Gott der Erde und der dritte der Gott der Wassertiefe. Es fiel aber den Babyloniern gar nicht ein, daraus eine Heiligkeit der Dreizahl abzuleiten, wie denn auch bei Anrufungen der Götter keineswegs stereotyp die eben genannten oder drei andere Götter, sondern bald einer, bald zwei, bald mehrere zugleich genannt werden. Auch für die Annahme einer heiligen Dreizahl des Alten Testaments liegen keine zwingenden Gründe vor. Allerdings ist dort öfter von einer dreitägigen Frist die Rede; aber das erklärt sich ungezwungen aus dem eingangs Gesagten. Erst mit der Offenbarung der heiligen Dreifaltigkeit wird die Zahl Drei in der Tat zu einer heiligen erhoben.

Etwas anders liegen die Dinge bei der Siebenzahl. Sie galt den Israeliten sicher als geheiligt, und diese Anschauung gründet sich auf die Heiligkeit des siebten Tages, des Sabbats. Dabei ist aber zu beachten, daß gerade beim Gottesdienst die Zehnzahl viel mehr in den Vordergrund tritt. Während nämlich im Heiligtum nur die Arme des großen Leuchters die Siebenzahl aufweisen, beherrscht die „Zehn" fast alle Maß- und Zahlverhältnisse der Stiftshütte, des Tempels und der heiligen Geräte. Beide Zahlen haben aber auch oft genug nur die Bedeutung einer unbestimmten Vielheit, und das darf nicht außer acht gelassen werden, sollen nicht bei Vergleichung babylonischer und biblischer Verhältnisse arge Mißgriffe sich einstellen. Im entscheidenden Gegensatz zu der israelitischen Anschauung hat bei den Babyloniern die Siebenzahl einen bösen, unheiligen Charakter. In einem babylonischen Festkalender (besser: Hemerologie) wird der 7., 14., 21. und 28. Tag ausdrücklich als ein ûmu limnu, ein „böser Tag", angegeben, und des öfteren kehren in der keilinschriftlichen Literatur die „bösen Sieben", eine Rotte von Dämonen wieder, welche ohne Sitte und Ordnung sind und den Menschen auf alle Weise bedrohen. Gewiß eine merkwürdige „Heiligkeit" der Siebenzahl, die man auch dann nicht begreift, wenn man den Gottesnamen ilu unter den unheimlichen Gesellen findet.

Es dürfte nicht überflüssig sein, im Anschluß hieran auch zu der schon viel erörterten Sabbatfrage mit einigen Worten Stellung zu nehmen. Delitzsch hält — trotz der besonders von Jensen, Barth und Keil erhobenen Einwände — noch immer an der Ansicht fest, „daß der hebräische Sabbat im letzten Grunde in einer babylonischen Institution wurzelt". Aber es wird nicht viele geben, die ihm hierin folgen.

Der Sabbat, die Feier zur Erinnerung an die Ruhe des Schöpfers, war für die Israeliten der im regelmäßigen Zyklus wiederkehrende siebte Tag vollkommener Rast und Wonne (Jſ 58, 13), an dem selbst der Sklave seines Lebens froh werden konnte. Es fragt sich, ob auch die Babylonier eine gleiche oder ähnliche Einrichtung kannten. Aber auch wenn diese Frage bejaht werden müßte, so wäre damit der babylonische Ursprung des israelitischen Sabbat noch lange nicht erwiesen. Bei der Lösung der zuerst aufgeworfenen Frage kommen zunächst die drei folgenden keilinschriftlichen Zeugnisse in Betracht.

1. In assyrischen Worterklärungslisten (sog. Syllabaren) findet sich auch ein Wort, das sabattu (oder auch sapattu) gelesen werden kann

und das dort zugleich als ûm nuḫ libbi (sc. [ša] ilâni), d. h. als der „Tag der Beruhigung des Herzens" (nämlich der Götter) erklärt wird. Daneben wird auch ein ûmu ibbû = ûm uggati, d. h. ein „Zornestag" (d. i. der Götter) genannt. Unter nuḫ libbi, Beruhigung des Herzens (der Götter), läßt sich kaum etwas anderes denken als Abwendung, Besänftigung ihres Zornes; in diesem Sinne kommt es in den Texten sehr häufig vor. Demgemäß hat denn auch schon Jensen[1] šabattu mit „Buß- und Bettag" übersetzt und die Gleichung šabâtu = versöhnen, bzw. versöhnt werden" vertreten. Anders Delitzsch[2]. Er wendet zunächst ein, das Verbum šabâtu sei bis jetzt nur als ein Synonym von gamâru bezeugt, und deshalb sei nur die Gleichung šabattu = „Beendigung (der Arbeit), Aufhören, Feiern (der Arbeit)" berechtigt. Außerdem sei „der Tag der Beruhigung des Herzens der Götter" notwendig auch „der Tag des Ruhens menschlicher Arbeit"; denn „das letztere ist die leicht begreifliche Vorbedingung des ersteren". Hierzu seien ein paar Worte gestattet.

Erstlich scheint aus der begrifflichen Identität von šabâtu und gamâru gerade das Gegenteil zu folgen. Die Bedeutung von gamâru ist „vollenden, vollbringen, vollzählig oder vollständig machen", und zwar im positiven wie negativen Sinn (= vernichten). Der Begriff „aufhören, feiern" liegt nicht unmittelbar darin, sondern könnte höchstens eine sekundäre Bedeutung sein, die aber bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Man könnte somit viel eher den letzten Arbeitstag mit šabattu bezeichnen als den eigentlichen Ruhetag. Noch mehr. In den babylonischen Kontrakten kommt gamâru (besonders in Verbindung mit nadânu = geben) in der Bedeutung der vollständigen Abtragung einer Schuld bzw. der vollständigen Erfüllung der Vertragsbedingung. Ein solches Pflicht- bzw. Schuldverhältnis besteht aber auch nach babylonischer Auffassung zwischen dem Menschen und Gott (oder den Göttern). Könnte man daher nicht recht gut auch šabâtu = genugtun und šabattu als ‚Tag der Genugtuung oder Sühne' auffassen? Das würde ganz der Deutung Jensens entsprechen.

Zweitens ist schwer ersichtlich, wie „das Ruhen menschlicher Arbeit" eine „leichtbegreifliche Vorbedingung für die Beruhigung der Götterherzen" sein soll. Was braucht es denn die Götter zu beunruhigen, wenn sie

[1] Vgl. Zeitschrift für Assyriologie IV (1889) 274 ff. Zeitschrift für deutsche Wortforschung I 150 ff. Christliche Welt, Kritik über „Babel und Bibel" 492 ff.

[2] Anmerkungen zu den Vorträgen Babel und Bibel 1903, 61 62.

sehen, daß der Mensch tätig ist? Die Babylonier hatten ja gewiß sonderbare Vorstellungen von ihren Göttern, aber sie haben doch nicht gewähnt, daß man ihnen durch Nichtstun einen Teil ihrer Sorgenqual abnehmen könne. Hier tut also Aufklärung dringend not, wenn Delitzsch verstanden werden will.

2. In der bereits erwähnten Hemerologie sind der 7., 14., 21. und 28. Tag als „böse“ verzeichnet, Tage, an welchen dem Herrscher, dem Arzt und Magier gewisse Verrichtungen untersagt bzw. als unpassend oder unheilvoll abgeraten werden. Aber diese Mahnung betrifft (wie namentlich Keil, Pastor bonus XV 72, sehr schön ausgeführt hat) nicht das Unterlassen der Arbeit, sondern den Verzicht auf sinnliche Genüsse (am Feuer gebratenes Fleisch, Anziehen eines frischen und weißen Gewandes, Wagenfahrt) und Verzicht auf solche Tätigkeiten, deren Gedeihen ein besonderes freundschaftliches Verhältnis zu Gott voraussetzt (Spendung von Trankopfer, Ausübung der Arzneikunst). Das deutet schon klar genug darauf hin, daß es sich um einen Buß- oder Sühnetag handelt. Das gleiche gilt aber auch für den 19. Tag, der ausdrücklich als ein ûmu uggati, ein „Tag des Zornes“, angegeben wird. Von einer Enthaltung von der gewöhnlichen Arbeit ist nirgends nachweisbar die Rede[1].

3. Nach einer von Lotz[2] vorgenommenen Statistik wurden am 7., 14., 21. und 28. in Assyrien Kontrakte geschlossen, und Keil[3] hat mit Hilfe der sorgfältigen Kopien P. Straßmaiers den gleichen Nachweis auch für Babylonien erbracht. Hier wurden sogar am 19. Kontrakte geschlossen wie an gewöhnlichen Tagen, was für Assyrien nicht zuzutreffen scheint, da Lotz nur einen einzigen Fall dieser Art auftreiben konnte. Für das Gerichts- und Handelsleben waren also die Sieben-Tage ganz gewiß keine Ruhetage.

Auch ich erblicke in den eben genannten Tagen die sub 1 angeführten sabattu-Tage, und zwar nicht bloß wegen ihres übereinstimmenden Charakters als Buß- oder Sühnetage, sondern auch deshalb, weil in 2 Rg 32, 14 ûm nûḫ libbi (= sabattu) in unmittelbarer Verbindung mit

[1] Wenn Delitzsch (Anmerkungen zu Babel und Bibel 62) die Schlußstelle „zu irgend welchem Anliegen ist er (der Tag) nicht geeignet“ übergeht, so kann selbst die Hervorhebung durch Sperrdruck über die Unsicherheit der Bedeutung von ana kal ṣibûti und damit des ganzen Passus nicht hinwegtäuschen. Selbst wenn ṣibûtu = Sache, Angelegenheit, so liegt es doch am nächsten, daß nur irgendwelche Angelegenheit der bereits angegebenen Art gemeint sein könne.

[2] Historia sabbati 66. [3] Pastor bonus XV 71.

dem ûmu ibbû (= ûm uggati), dem „Zornestag", genannt wird, der als der 19. Tag im Festkalender eine ganz ähnliche Auffassung erfährt wie die Sieben-Tage.

Diese selbst sind zweifellos von den vier Mondphasen (erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond) hergenommen. Allerdings stimmt das astronomisch nicht genau, da der babylonisch-assyrische Monat mit dem Neulicht, d. h. mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes als feine Sichel ungefähr 1—2 Tage nach der Konjunktion, beginnt. Aber erstlich hielt man sich daran nicht genau, sondern legte wenigstens in den letzten sechs Jahrhunderten v. Chr. ein letztlich sich allerdings auf Beobachtung stützendes künstliches Rechenschema zu Grunde, demzufolge eine Verspätung oder Verfrühung des Monatsanfangs um einen Tag eintreten konnte (und nach meinen Untersuchungen auch wirklich eintrat). Ferner gaben die babylonischen Tafeln zur Berechnung der Mondfinsternisse (bzw. der Vollmondzeit) im Titel selbst den 14. Tag als Vollmondtag an, wiewohl derselbe auch auf den 13. und 15. fallen konnte[1]. Natürlich wußten das die babylonischen Astronomen; aber es geht daraus klar hervor, daß man den 14. Tag als bürgerlichen Vollmondtag ansah, nach dem man sich im Kalender richtete. Damit schwinden alle Bedenken.

Daraus ergibt sich, daß der babylonische šabattu — wenn das Wort überhaupt so gelesen wird — mit dem biblischen „Sabbat" rein gar nichts gemein hat als das Unglück, von Bibelkritikern mißverstanden worden zu sein. Der babylonische Sieben-Tag ist fest an den Monat gebunden, der bald 29, bald 30 Tage umfaßte; der jüdische Sabbat kehrt in regelmäßigem Zyklus wieder; jener ist ein Bußtag, dieser ein Freudentag; jener gründet sich auf einen uralten Mondkult, dieser auf die „Ruhe" des Schöpfers nach dem Abschluß des Sechstagewerks[2].

Die Drei- und Siebenzahl haben uns lange genug beschäftigt. Leicht, sehr leicht ist es eben, auf Grund oberflächlicher Vergleichung Identitäten und Deszendenzen zu behaupten; aber sehr umständlich und mühevoll kann es sein, durchschlagende Gegenbeweise zu erbringen.

[1] Vgl. meine Babylonische Mondrechnung Tab. IV und XIII.

[2] Daß in der Annahme dieses nicht etwa ein Widerspruch mit den Ergebnissen der Geologie und Paläontologie liege, dem man sich durch eine nachträgliche Umdeutung der Bibel habe entziehen wollen, geht schon zur Genüge aus der bekannten Ansicht des Kirchenlehrers Augustinus hervor, der weder sechs Tage noch sechs Zeiträume, sondern sechs angelische Schauungen zu finden glaubte.

Mit den Zahlen hat Delitzsch kein Glück; nicht viel besser ergeht es ihm in andern Dingen, mit denen er die übereinstimmende Symbolik von Babel und Bibel zu beleuchten sucht.

Zunächst ein schönes Bild aus dem Alten Testament. „Mit einer Rauchsäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht begleitete Jahve sein Volk auf dem Zug durch die Wüste; aber auch Asarhaddon, dem König von Assur, wird vor seinem Auszug in den Krieg das Prophetenwort: Ich Istar von Arbela werde zu deiner Rechten Rauch und zu deiner Linken Feuer aufsteigen lassen." So Delitzsch. Welch frappante Übereinstimmung! Nur schade, daß Asarhaddon viele hundert Jahre nach dem Auszug der Juden das Licht der Welt erblickte. Man hätte hier eine geradezu strahlende Evidenz für die babylonische Abstammung der Bibelerzählungen. Aber jetzt möchte der entgegengesetzte Verdacht aufsteigen: Haben am Ende die assyrischen Hofannalisten von den unter Tiglat-Pileser III. 60 Jahre zuvor nach Assyrien verpflanzten Israeliten die Einzelheiten des Auszugs ihrer Väter aus dem Pharaonenlande erfahren und daraus für ihren Herrscher eine Prophezie gestaltet? Wie leicht war dies möglich! Und wie wahrscheinlich wird es erst, wenn man des Berichtes Is 30, 6 über die Schrecknisse der ägyptischen Wüste sich erinnert: „Land der Angst und Bedrängnis, Löwe und Löwin ist von daher, Otter und fliegender Drache"; sowie Dt 8, 15: „Schlangen mit verzehrendem Hauche und Skorpionen." Dazu kommt, daß man in den assyrischen Annalen Asarhaddons von „20 Meilen Fläche Schlangen und Skorpionen (20 kas-bu kaḳ-ḳar siri u akrabi)" und gar von „Schlangen mit zwei Köpfen"[1] liest, welche sich den Truppen entgegenstellten. Selbst Dr Hugo Winkler, der nicht leicht in textkritische Verlegenheiten gerät, ist darüber erstaunt, „da assyrische Kriegsberichte sich sonst streng im Rahmen der Wirklichkeit halten". Jetzt haben wir die Erklärung: der assyrische Kriegsannalist war von einem Hebräer beeinflußt!

Doch kehren wir einstweilen zu dem Wolkenphänomen zurück, indem wir die Würdigung der Wüstenbestien für eine andere Gelegenheit versparen. Vielleicht löst sich das Rätsel doch noch einfacher. Wenn Delitzsch sagt: Jahve habe sein Volk mit einer Rauchsäule begleitet, so ist das doch nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Wird doch Ex 13, 21 ff berichtet: „Der Herr aber ging vor ihnen her, den Weg

[1] Die Keilinschriften und das Alte Testament I[3] 89.

zu zeigen, bei Tag in einer Wolkensäule und bei Nacht in einer Feuersäule. . . . Niemals fehlte die Wolkensäule bei Tag oder die Feuersäule bei Nacht.“ Das hebräische Wort ʿânân (arabisch ʿanânun) hat niemals die Bedeutung „Rauch“. Die Wolke stieg auch nicht auf, sondern schwebte. Was aber tut Istar: sie läßt zur Rechten Rauch und zur Linken Feuer aufsteigen. Was soll denn das heißen? Istar ist die verheerende Göttin des Krieges, sie erscheint in Flammen gekleidet, nicht um zu leuchten, sondern einen Feuerregen auf die Feinde herabströmen zu lassen (KB II 272 u. 253). Die in Rauch- und Flammen aufgehenden Städte und Dörfer längs des Heereszuges sind ihr Werk; sie ist eben nach assyrischer Auffassung die eigentliche Kämpferin. „Istar, die Herrin der Schlacht, welche mein Priestertum liebt, stand mir zur Seite, zerbrach ihren Bogen, sprengte ihre geordnete Schlacht“ heißt es in einer Inschrift Asarhaddons (KB II 143). Es bedarf wahrlich keines besondern Scharfsinns, um die totale Verschiedenheit der beiden Erzählungen zu erkennen: im Assyrischen das Symbol der zerstörenden Kriegsmacht der Istar, in der Bibel ein wirkliches Phänomen, ganz anderer Art, das Jahves schützende Allmacht seinem Volke als sichern Führer durch die Wüste gewährte. So löst sich auch diese frappante Identität in — Rauch auf.

In Bezug auf das Neue Testament weiß Delitzsch durch einen Vergleich zwischen Marduks (Merodachs) heilkräftigem „Speichel des Lebens“ und der wunderbaren Wirkung des Speichels unseres Heilandes (Mk 7, 33 ff; 8, 23. Jo 9, 6 ff) anfänglich zu bestechen. Daß die Babylonier (und Assyrier) wirklich dem Speichel eine große Zauberkraft zuschrieben, unterliegt keinem Zweifel. Es geht schon klar daraus hervor, daß die Begriffe kišpu (Zauber) und ruḫû (Spuk) durch dasselbe Ideogramm ausgedrückt werden, welches auch und zwar ursprünglich imtu (Speichel) bezeichnet (ich sage ursprünglich, denn dieses Ideogramm selbst ist ein Kompositum von dem Bild des „Mundes“ [pû] und dem Ideogramm für „öffnen“ [pitû])[1]. Man unterschied den guten, heilbringenden (imat balâṭu = Speichel des Lebens) und einen bösen, giftigen (imat mûti = Speichel des Todes). Beide Bezeichnungsweisen werden aber häufig auch im übertragenen Sinne angewendet. So in der von Delitzsch angeführten Stelle: „O Marduk, dein ist der Speichel des Lebens“, und

[1] Man sollte erwarten, daß man Speichel durch „Mund + Wasser“ ausgedrückt habe, aber dieses Zeichenkompositums bedurfte man für den Begriff „Trinken“.

in der großen Prunkinschrift Sargons, wo der assyrische Annalenschreiber den Herrscher sprechen läßt: „Die Luti samt Marsanäern schlachtete ich wie Lämmer ab und spritzte Todesgift auf die übrigen Rebellen." (KB II 71).

Nichts von alledem bei den Israeliten. Gewiß ist bei ihnen nie von einer schlimmen Zauberkraft, einer giftigen Wirkung des Speichels die Rede. Wohl galt nach Lv 15 f der Speichel von solchen, die an gewissen Krankheiten leiden, als kultisch verunreinigend; aber an eine Verhexung dachte man dabei nicht im mindesten. Dagegen war man überzeugt, daß der Speichel eines gesunden Menschen eine gewisse Heilkraft habe, wenigstens steht bei den Juden der Gebrauch des Speichels bei Augenkrankheiten fest. Unter den am Sabbat verbotenen Verrichtungen wird derselbe ausdrücklich erwähnt. Aber von Zauberei ist auch da keine Spur zu finden. Wie kommt es jedoch, daß man sowohl in Babylonien als bei den Juden dem Speichel überhaupt eine Heilkraft zuschrieb? Sehr einfach! Weil die Natur selbst, die instinktive Handlungsweise der Tiere und die eigene Erfahrung es lehrten. Wenn der Hund sich eine Wunde zugezogen hat, so beleckt er dieselbe und reinigt sie dadurch nicht bloß, sondern wendet auch unbewußt ein antiseptisches [1] Heilverfahren an. Genau so verfährt der Mensch, der noch nicht die Verfeinerung einer höheren Kultur auf sich hat wirken lassen. So bestand denn auch schon im Altertum vielfach der Gebrauch, Geschwüre, Schlangenbisse und Skorpionstiche auf die angegebene Art zu behandeln, und wenn damit in Babel allerlei Zauberei verbunden wurde, so ist das nur eine von den vielen Verirrungen des menschlichen Erkennens, welche in Gemeinschaft mit den ärgsten sittlichen Ausschreitungen den offiziellen babylonischen Kult charakterisieren.

Zu den drei Wundern des Evangeliums, bei welchen Christus, der Herr, den Speichel seines Mundes angewendet hat, bedurfte er gewiß eines solchen äußeren Zeichens nicht; ein Wort, ein Willensakt hätte genügt. Allein im Hinblick auf die Eigenart der menschlichen Natur, derzufolge unsere geistige Erkenntnis durch die Sinne vermittelt wird, liebte es der Herr, bei den Erweisen seiner Gnade auch ein passendes sinnfälliges Zeichen anzuwenden. So hielt er es bei der Einsetzung der heiligen Sakramente, so auch bei der Betätigung seiner göttlichen Wunderkraft. Im letzteren

[1] Tatsächlich enthält der Speichel verschiedene Stoffe, die der Heilung einer Wunde förderlich sind: Ptyalin (als Ferment), anorganische Salze (desinfizierend) und Albumin (als schützender Überzug).

Falle hatte aber die Anwendung eines oder mehrerer solcher äußeren Zeichen wohl noch einen andern Zweck. Jesus selbst betont wiederholt die Notwendigkeit eines festen Glaubens als Bedingung für die Ausübung seiner Wundermacht (Mt 13, 58; 17, 19), und er entläßt häufig die glücklichen Geheilten mit der Versicherung: „Dein Glaube hat dir geholfen." Es wäre auch nicht recht verständlich gewesen, hätte er, ohne daß der Leidende selbst, noch dessen Freunde oder Verwandte ihm mit Vertrauen entgegengekommen wären, eine so außerordentliche Wohltat gespendet. Allein je höher und unbegreiflicher dieselbe war, um so schwerer war jener zuversichtliche Glaube. Rief doch einmal einer der Bittsteller (Mk 9, 23) gerade heraus dem Heilande zu: „Herr, komme meinem Unglauben zu Hilfe." Wie aber das Reich der Gnade das der Natur nicht zerstören, sondern auf ihr aufbauen soll, da ja der Urheber beider Gott selbst ist, so benützte der Herr gewisse äußere Handlungen, welche durch ihren sinnbildlichen Charakter geeignet sind, den Menschen in die richtige Seelenstimmung zu versetzen, um Glauben und Vertrauen zu erwecken.

Dahin gehörte für den Israeliten auch die Anwendung des Speichels, der ja nach seiner Ansicht heilende Kraft hatte, dahin auch die Auflegung der Hände als Zeichen der Kraft von oben. Kaum könnte die erreichte psychologische Wirkung einfacher und schöner dargestellt werden, als es bei Mk 8, 22—26 geschieht. Dem Heiland wird in Bethsaida ein Blinder zugeführt. Er heilt denselben nicht sofort, sondern nimmt ihn liebevoll bei der Hand und führt ihn aus der Ortschaft heraus. Schon das mußte das Vertrauen wecken. Jetzt benetzt Jesus mit dem Speichel seines Mundes das Auge des Blinden und legt ihm seine heiligen Hände auf und fragt ihn, ob er etwas sehe. Da blickt der Arme auf und in der Tat, es wird hell um ihn, aber die Gegenstände erscheinen ihm in noch unbestimmten Umrissen und viel zu groß, die Menschen kommen ihm vor wie wandelnde Bäume. Doch freudige Hoffnung durchzuckt ihn, ein unbegrenztes Vertrauen auf seinen Retter ist die Folge, und so ist er reif für den vollen Gnadenerweis. Abermals legt der Herr die Hände auf die Augenlider des Kranken, und nun steht alles klar und deutlich vor dessen freudestrahlendem Blick.

Solchergestalt sind die Erzählungen des Evangeliums, voll Einfachheit und innerer Wahrheit. Da ist keine Spur von jenem phantastischen Wesen, das Delitzsch darin findet, nichts, was ihn berechtigen könnte, die

biblischen Wunder mit dem abergläubischen Unsinn in Verbindung zu bringen, den die Keilinschriftliteratur zuweilen vor Augen führt.

Ganz das nämliche gilt für den weiteren Versuch Delitzschs, die größten Wunder des Herrn, die Totenerweckungen, ihrer Tatsächlichkeit zu entkleiden. Wenn die Babylonier (oder auch die heutigen Araber) in ihrer stark übertreibenden Weise einen todkranken Menschen als „tot" bezeichnen und seine ärztliche Wiederherstellung als eine „Totenerweckung" preisen, so ist das nicht allzu befremdlich. Nicht die gleichen, aber doch ähnliche Leistungen einer schwunghaften Phantasie finden sich auch in unserer modernen, abendländischen, ja unserer deutschen Literatur und nicht bloß dort, wo die Verehrung zur Apotheose wird. Wie oft schildern unsere Dichter und Romanschreiber eine unerlaubte Zuneigung als ein tägliches, ja stündliches „Sterben vor Liebe". Ähnlich starke Hyperbeln finden sich aber auch nicht selten in den sog. wissenschaftlichen Werken anerkannter Männer von Fach. Insofern es Orientalisten sind, mag zu ihrer Entschuldigung geltend gemacht werden, daß ein zu intensives Studium der morgenländischen Literatur oder gar ein längerer Aufenthalt unter der glühenden Sonne Arabiens eine merkliche Steigerung der nordischen Einbildungskraft bewirken kann.

Aber auch die lebhafteste orientalische Phantasie reicht nicht hin, in der Auferweckung des schon vier Tage im Grabe ruhenden, bereits in offenkundige Verwesung übergegangenen Lazarus von Bethanien lediglich die Heilung eines Kranken zu erblicken, oder in der Wiederbelebung des Jünglings, den man zu Naim auf der Totenbahre zum Begräbnis trug, eine rein symbolische Handlung, welche den Leidtragenden Trost einflößen sollte.

Wenn man die Wunder Christi leugnen will, so sage man: sie sind in sich unmöglich, und deshalb glaube ich sie nicht. Das ist zwar eine philosophisch unhaltbare Stellung, aber man spart sich so wenigstens alle weitere Mühe. Man hat nicht nötig, die klarsten Verhältnisse bis zur Unkenntlichkeit zu verwirren und dadurch bei ruhig denkenden Geistern sich um Vertrauen und Kredit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

F. X. Kugler S. J.

Die Einführung der gotischen Baukunst in Deutschland bis zu Ende des 13. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die Kölner waren im Beginn des 13. Jahrhunderts eifrig beschäftigt, ihre alten Stiftskirchen umzubauen und zu erweitern. So sehr sie sich im ganzen noch an die längst gewohnten romanischen Formen hielten, näherten sie sich doch den gotischen immer mehr. Die Kirche der heiligen Apostel verdankte 1219 dem Laien Albero die sechsteiligen Gewölbe des Mittelschiffes[1]. Ihr großartiges westliches Querschiff wurde bald nachher begonnen. Spitzbogen finden sich freilich in den Nischen seines unteren Geschosses und in den Schildbogen. Einige Fenster haben die Form von Rosetten. Aber alles bleibt doch hier romanisch, wie an dem Neubau der westlichen Teile, welche nach dem Brande des Jahres 1221 in St Andreas unternommen wurden und deren Charakter sich am leichtesten an der Fassade erkennen läßt, woran Spitzbogen, Rundbogen und Rosettenfenster ziemlich willkürlich verwandt sind[2]. Die ersten Strebepfeiler sollen zu Köln an den Außenwänden von Maria im Kapitol angebracht worden sein, um die angeblich 1220 ausgeführten Gewölbe der drei Conchen zu stützen[3].

Entschiedenes Festhalten am romanischen Stil zeigte sich auch in der 1249 gegründeten, im Beginn des 19. Jahrhunderts abgerissenen „Kirche der seligsten Jungfrau in Sion" zu Köln. Trotz ihrer späten Ent-

[1] In fast allen Kunstgeschichten wird gesagt, Albero habe als Meister diesen Gewölbebau geleitet. Doch scheint die betreffende Urkunde nur zu besagen, er habe die Einwölbung veranlaßt (Cardauns, Konrad von Hostaden 143 f).

[2] Bock, Rheinlands Baudenkmale II 4. Der Brand traf die Kirche nicht 1223 (vgl. Cardauns a. a. O. 142 A. 1).

[3] Dehio, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes II 258. Nach Kugler (Geschichte der Baukunst II 313) sieht diese Streben als gleichzeitig mit dem Gewölbe an. Das Organ für christliche Kunst XVII (1867) 169 hält nur die „schweren" Strebebogen für alt, die „leichten" der Hauptapsis für spätere Zusätze. Die unter Withase gemachten lithographierten Aufnahmen der Kirche zeigen an der Hauptapsis keinerlei Streben, an der nördlichen Nebenapsis nur niedrige, wenig über das Dach hervortretende Strebemauern ohne Bogen, an der Giebelmauer des Chores rechts und links Streben mit Bogen. Vgl. Schmitt, Die Benediktinerinnen-Abteikirche S. Maria im Kapitol in Köln. Repertorium für Kunstwissenschaft XXIV 415 f.

stehungszeit wechseln in ihr doch runde Bogen mit spitzen. Strebepfeiler fehlen noch; das Triforium besteht aus nebeneinandergestellten Nischen, die freilich in Spitzbogen enden. Nur das Chor hat lange, spitzbogige Fenster, die übrigen sind rosettenförmig. Alle Pfeilerdurchschnitte bleiben vollkommen romanisch [1].

Weiter entwickelt ist das Mittelschiff von Groß-Martin zu Köln. Seine schöne Triforiengalerie mit Spitzbogen wird etwa um 1230 nach Vollendung der Schiffe von Maria im Kapitol und St Aposteln erbaut sein. Wie wenig man zu Köln noch kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in die eigentlichen Grundelemente des gotischen Stiles eingedrungen war, beweist St Kunibert. Sein 1200 durch den Subdiakon Vogelo begonnenes Mittelschiff hat nur Rundbogen. Die runden Fenster der Seitenschiffe sind mit Rosetten gefüllt. Im Chor und im Westbau wechseln runde Bogen mit spitzen. Obwohl die Kirche erst 1247 eingeweiht wurde, sind ihre Bauformen dem Wesen nach romanisch; hatte sie doch bis zum Brand, der sie im Jahre 1376 verwüstete, nur eine flache Decke. Erst nach diesem Unglücksfalle ward ihr Mittelschiff eingewölbt und der Westturm erhöht.

In dem genannten Jahre 1247 weihte man in St Severin das polygone Chor, welches im Grundriß und im Aufbau dem Chor von St Kunibert gleicht, also trotz seiner Spitzbogen im Kern romanisch bleibt.

Einen entscheidenden Schritt zur Gotik hin wagte zuerst der Baumeister, welcher das alte Zehneck der Kirche des hl. Gereon umbaute und erhöhte. Es ist darum auch hier von der größten Wichtigkeit festzustellen, wann dies geschehen sei. Allgemein wird behauptet: 1212—1227. Diese Angabe läßt sich jedoch nicht beweisen und dürfte eine viel zu frühe Zeit ansetzen.

In St Gereon hatte der hl. Anno II. an den alten Rundbau eine Krypta mit einem Ostchor gefügt, dessen Altar er 1069 weihte. Krypta und Chor wurden um die Mitte des folgenden Jahrhunderts nach Osten hin erweitert und von Erzbischof Arnold II. (1151—1156) geweiht, dessen Siegel man im Altare fand [2]. Bei diesem Siegel lagen aber zwei andere, diejenigen der Erzbischöfe Theoderich I. (gest. 1224) und Rupert (gest. 1480).

[1] Abbildung bei Boisserée, Denkmale der Baukunst Taf. 64 f. Für die Datierung vgl. Mering und Reischert, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln II, Köln 1844, 249.

[2] Mon. Germ. SS. XIII 723. Gelenius, De admiranda magnitudine Coloniae 268. v. Quast in den Bonner Jahrbüchern X 223 f; XIII 170 f 184 f.

Der Hochaltar des Chores ruhte auf zwei Sarkophagen, von denen der erste mit seinen Reliquien laut seiner Inschrift im Jahre 1212 hierhin gestellt worden war [1]. Daraufhin wird behauptet, in dem genannten Jahre habe ein Umbau der ganzen Kirche stattgefunden. Offenbar darf man aber aus der auf jenem Sarkophag ausgemeißelten Inschrift nur folgern, am Hochaltar, der einige Schritte vor der Wand des Ostchors errichtet war, seien 1212 Veränderungen vorgenommen worden. Diese Annahme paßt zu der Nachricht, im Jahre 1190 sei unter dem 1191 geweihten Altar des hl. Gereon eine kleine Krypta errichtet worden [2].

Im Jahre 1219 beschloß das Kapitel, die Gebäude seiner Kirche zu erneuern [3], 1227 wurde das Gewölbe des Münsters von St Gereon vollendet [4], 1235 im Chore ein neuer Marienaltar gestiftet. Endlich gab Dechant Hermann jedenfalls vor 1248 auf zwei Jahre die Früchte seiner Präbende hin, um die Taufkapelle zu errichten [5].

Was ist nun unter dem 1227 geschlossenen Gewölbe zu verstehen, und worauf bezieht sich der 1219 gefaßte Beschluß, die Gebäude des Stiftes zu erneuern?

Cardauns [6] findet es „sehr bedenklich“, den Beschluß von 1219 auf die Kirche von St Gereon zu beziehen. Er schließt seine Bemerkungen also: „Daß der Beschluß sich keinesfalls ausschließlich auf den Umbau der Kirche bezieht, beweist eine Stelle am Schlusse der Urkunde, binnen Jahresfrist solle die Badestube des Stiftes wiederhergestellt werden.“

Betrachtet man die Aufnahmen der jetzt leider zerstörten Stiftsgebäude, so findet man an ihnen Einzelheiten, welche auf eine kurz nach 1219 liegende Bautätigkeit hinweisen. Eine Seite hatte im oberen Stockwerk neben elf in dreiteiligen Bogen schließenden Fenstern vier runde mit Vierpässen gefüllte. An einer andern Seite sah man im mittleren Stockwerk zwei kreisrunde mit einem Vierpaß aus-

[1] Geschichte der Kirche zum hl. Gereon, Köln 1824, 55. Die Inschrift lautet: Anno Dominice incarnationis MCCXII levata sunt corpora ista.

[2] Kölner Domblatt Nr 35 (1847) Sp. 5; Bonner Jahrbücher XIII 184 f; Mon. Germ. SS. XVI 734.

[3] Jörres, Urkundenbuch des Stiftes St Gereon 68 f, Nr 73: Cum edificia nostre ecclesie ex longa vetustate dispacta iam ruinam minarentur et eorum restauratio dilationem nullam pateretur . . . decretum est . . . ut praebende cedere debeant ad fabricam ecclesie. . . . Ne autem huius edificii procuratio sine provisione relinquatur etc. Ein neuer Beschluß über die fabrica ecclesie nostre erging 1238 a. a. O. 112, Nr 109.

[4] Mon. Germ. l. c. Anno incarnationis Dominice 1227 in octava apostolorum Petri et Pauli completa est testudo monasterii sancti Gereonis.

[5] Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins III 108 117: Obiit Hermannus decanus . . . qui prebendam suam ad duos annos ad edificium capelle s. Johannis (contulit). Dechant Hermann von Vilefe lebte 1214—1242, ein anderer Dechant Hermann 1245—1248 (Jörres a. a. O. 711).

[6] Konrad von Hostaden 143.

gefüllte Fenster, im obersten Stockwerke dagegen zwei außerordentliche, in die Länge gezogene kleeblattförmige. Letztere gleichen so sehr den oben im Vierungsturme zu Neuß angelegten, und sind so eigenartig, daß man zur Annahme gezwungen wird, der Baumeister von Neuß habe um 1227 an den Stiftsgebäuden von St Gereon gearbeitet [1].

Bereits v. Quast schloß seine Untersuchungen über die im Jahre 1227 in St Gereon vollendete Einwölbung also: „Die Vollendung der Kuppel von St Gereon im Jahre 1227 erscheint an sich keineswegs unmöglich, wohl aber ist sie auffallend in einer Stadt, wo das rein romanische System noch lange herrschend bleibt, wie an der weit später begonnenen und erst 1247 vollendeten und geweihten Kirche von St Kunibert.“ [2]

Trotz der vorsichtigen Äußerungen dieses Altmeisters behauptet Schnaase [3], ohne neue Nachrichten beizubringen, es sei „außer Zweifel“, daß man das Gewölbe des Zehnecks von St Gereon 1227 vollendet habe. Den Anfang des Umbaues desselben setzt er in das Jahr 1212. Seitdem wird das Jahr 1227 in allen kunstgeschichtlichen Büchern als Jahr der Vollendung dieses Zehneckes genannt, wie man dasselbe Jahr als das der Grundsteinlegung der Liebfrauenkirche zu Trier allgemein angenommen hat. Nachdem indessen dargetan ist, daß diese Liebfrauenkirche später begonnen wurde, erhält der Zweifel des Herrn v. Quast, ob der Mittelbau von St Gereon wirklich bereits 1227 eingewölbt worden sei, nicht nur größere Kraft, sondern muß auch so verstärkt werden, daß die allgemeine Angabe, 1212—1227 sei das Oktagon von St Gereon umgebaut worden, nicht mehr festgehalten werden darf. Wenn es sich 1227 nicht um Vollendung der 1219 begonnenen Bauten der Stiftsgebäude gehandelt haben sollte, sondern um Einwölbung der Kirche, dann wird man eher an eine Vollendung jener Gewölbe des Chores denken, welche 1434 einstürzten und an deren Stelle die jetzt vorhandenen gesetzt wurden [4]. Allem Anschein nach waren Kölns Baumeister im Jahre 1227 noch so fest in ihrer Vorliebe für den heimischen Stil, daß ein Umbau wie derjenige des alten Zehnecks von St Gereon, in der genannten Zeit unglaublich erscheint. Vielleicht ging der Baumeister erst nach Vollendung der Taufkapelle von St Gereon, durch die er sich empfohlen hatte, an die Erneuerung des Polygons, die er dann erst um die Mitte des Jahrhunderts zum Abschluß gebracht hätte. Seiner Taufkapelle und dem Oberbau der Kuppel gleicht sehr die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtete Markuskapelle in Altenberg bei Köln [5], beide aber ahmen Bauten aus der Gegend von Soissons nach.

[1] Boisserée, Denkmale der Baukunst Taf. 31 f. Taf. 52 die Neußer Kirche.

[2] Bonner Jahrbücher XIII 184 f.

[3] Geschichte der bildenden Künste V² 365. Die Jahreszahl 1212 stammt aus Boisserée a. a. O. 35 f.

[4] Organ für christliche Kunst X (1860) 186.

[5] Die Kapelle von St Gereon bei Bock, Rheinlands Baudenkmale I Abt. S 17, Fig. 7. Die Kapelle von Altenberg in den Kunstdenkmälern der Rheinprovinz V 192 f, Fig. 25 f.

In der Nachbarschaft von Köln findet man kein größeres, sicher aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammendes Gebäude, das sich so entschieden der Gotik zuwendet. Das 1230—1240 aufgeführte Schiff des Münsters zu Bonn hat Strebepfeiler. In den Gewölben des Chores, am Haupteingange und im Mittelturm herrscht der Spitzbogen vor. In den 1200—1226 erbauten Teilen der Abtei Brauweiler trifft man ihn nur in einigen Schildbogen der Mauern[1]. Dagegen haben zu Sinzig Chor, Haupteingang und Turm Spitzbogen, während die unteren Bogen des Langschiffes, der Emporen und Fenster in Halbkreisen enden. Auch das erst 1242 vollendete Hauptschiff der Abtei München-Gladbach erhielt für eine kleine Triforiengalerie Spitzbogen. Ob es bereits 1242 eingewölbt war oder nur eine flache Decke besaß, ist strittig.

Die großartige Kirche des hl. Quirinus zu Neuß wurde 1209 durch Meister Wolbero begonnen. Die Sage, derselbe habe sieben Jahre an den Fundamenten unter der Erde, ebenso lange über der Erde an der Kirche gebaut, setzt die Vollendung ins Jahr 1224. Da jedoch der Bau anerkanntermaßen von den großen, damals entstandenen Kirchen Kölns stark beeinflußt ist, seine Formen aber weiter entwickelt sind und schon im Schiff, mehr noch im Ostchore und im Mittelturm der Spitzbogen sehr entschieden hervortritt, kann man die Angabe, sieben Jahre, also bis 1216, sei an den Fundamenten gearbeitet worden, annehmen, aber für die folgenden sieben höchstens die Vollendung des Mittelschiffes zugeben. Man wird den Abschluß der Bautätigkeit um 1250 ansetzen dürfen, d. h. um die Zeit, in der St Gereon, St Kunibert und die Klosterkirche Sion zu Köln fertig wurden.

Mitten unter den Baumeistern, welche in der Kölner Diözese nur schüchtern und in beschränktem Maße der Gotik huldigen und die großartige Entwicklung der französischen Kathedralbauten fast absichtlich nicht zu beachten scheinen, tritt plötzlich Meister Gerard auf. Er wagt es, 1248 beim Beginne des Dombaues die letzten und besten der französischen Kathedralen zu überbieten. Was ermöglichte einen so kühnen Entschluß, einen Bruch mit den alten in Köln bestehenden Überlieferungen? Wie werden jene Baumeister geklagt haben, welche damals die Kirchen von Bonn und Neuß, zu Köln diejenigen der heiligen Apostel, Kunibert, Severin

[1] Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz IV 23 und Taf. I. Die Stirnwand des nördlichen Querschiffes ist der jüngste, wohl um 1220 aufgemauerte Teil.

und Gereon zur allgemeinen Zufriedenheit vollendet hatten, ja noch an einigen derselben arbeiteten! Zweierlei ist klar. Erstens mußte der entscheidende Wille des Erzbischofes den Plan stützen, seine Kathedrale zu einer bis dahin am Rhein noch nie versuchten Höhe und Weite aufwachsen zu lassen in einem ungewohnten Stile. Zweitens wird sein Baumeister kein Kölner, kein aus der rheinischen Schule hervorgewachsener Meister gewesen sein. Die Verhältnisse lagen für den Dom zu Köln ganz anders als für die Trierer Liebfrauenkirche. An der Mosel hatte sich langsam eine neue Schule entwickelt. Sie hatte am Ostchore des Domes begonnen, in den Kreuzgängen des Domes und von St Matthias bei Trier [1] sich vervollkommnet und dann mit Hilfe vieler in der Umgegend, in den Diözesen Metz, Toul und Verdun, selbst in Nordfrankreich gewonnenen Erfahrungen die Liebfrauenkirche, einen viel kleineren Bau, geplant und vollendet. In Köln war bis dahin der einzige bedeutendere Versuch, sich der Gotik zu nähern, der Bau von St Gereon gewesen. Wann er vollendet wurde, ist unbekannt.

Der Plan, an die Stelle des alten Domes des hl. Petrus und der heiligen drei Könige einen neuen zu setzen, war schon seit Jahrzehnten gefaßt. Der Erzbischof, welcher ihn im vollkommen entwickelten Stil Nordfrankreichs auszuführen begann, war Konrad von Hostaden.

Wer diente ihm als Ratgeber? Wenn man auf die Kirche von Heisterbach sieht, sollte man sagen: „Sicher nicht die Cistercienser seiner Diözese." Ihre 1202 begonnene, 1237 vollendete Abteikirche hatte so wenig von der französischen Gotik, daß sie vielmehr den großen, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Köln entstandenen Kirchen gleicht. Aber in ihrer edeln Fassade zeigte sich ein anderer Geist, derjenige der herben Frühgotik der Cistercienser. Er spricht sich auch in der Fassade von St Kunibert zu Köln aus und wird reicher im Westbau des Münsters der Cistercienserinnen zu Roermond. Dieser Westbau setzt sich in schroffen Gegensatz zum Mittelschiff und zu den drei Conchen derselben Kirche, die im glänzendsten romanischen Stil gehalten sind und mit den im Beginn des 13. Jahrhunderts zu Köln errichteten Kirchen um die Palme ringen dürfen. Während aber zu Roermond bis zum Westbau

[1] Clemen bezeichnet in der Zeitschrift für bildende Kunst N. F. XIV 100 die Klostergebäude von St Matthias als „die ersten gotischen Bauten in den Rheinlanden". Vgl. über dieselben Zeitschrift für christliche Kunst XIII 353. Über eine frühgotische Kapelle zu Metz aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts ebd. X 79.

alles romanisch bleibt, ist letzterer, wie die Fassade von Heisterbach entschieden frühgotisch[1].

In Altenberg, zwischen Köln und Düsseldorf, begannen die Cistercienser schon 1255, also zu einer Zeit, als das Chor des Kölner Doms kaum aus dem Boden hervorwuchs, eine ganz gotische Kirche zu errichten. So wird man doch wieder an den Einfluß dieser „Missionäre der Gotik" erinnert.

Zur Zeit, als man sich zum Bau des jetzigen Kölner Domes entschloß, lebte aber in einem andern Orden ein einflußreicher Mann, der sicher auch den Blick auf Frankreich und dessen Kathedralen gelenkt hat: Albert der Große. Freilich verließ er 1244 oder 1245 mit dem hl. Thomas von Aquin Köln, um nach Paris zu ziehen. Erst nach 1248, sicher vor 1252, kehrte er mit dem hl. Thomas nach Köln zurück. Da aber bereits der hl. Engelbert († 1225) den Plan ausgesprochen hatte, einen neuen Dom zu Köln zu erbauen, dürfte der Erzbischof lange vor dem Jahre 1247, in dem das Kapitel den Beschluß faßte, jetzt den Neubau zu beginnen, über Stil und Plan desselben sich mit andern beraten haben. Albert der Große[2] mußte als Mathematiker und als Scholastiker Gefallen finden an der Gotik, deren Grundsatz es war, nach des Zirkels Maß und Gerechtigkeit das Kirchengebäude in so fester Konsequenz auszuführen, daß gewissermaßen schon im Unterbau die höchsten Schlußsteine der Gewölbe und die letzte Kreuzblume der Fialen und Türme vorbereitet und berücksichtigt werden.

Frankreichs Gotik mußte um so tieferen Eindruck auf ihn machen, weil er in seinem deutschen Vaterlande dergleichen Leistungen der höchsten und folgerichtig durchgebildeten Baukunst nie gesehen hatte. Daß er sich um die Errichtung gotischer Kirchen große Verdienste erwarb, erhellt daraus, daß er 1271 den Grundstein zum Chore der gotischen Kirche der Dominikaner zu Köln legte und das Chor auf seine Kosten ausbaute. Das vom

---

[1] Zu Boisserée, Denkmale der Baukunst Taf. 40 (Fassade von Heisterbach) und Taf. 69 (Fassade von St Kunibert), vgl. Bock, Rheinlands Baudenkmale III 7, die Stiftskirche zu Roermond.

[2] Merlo, Kölnische Künstler. Herausgegeben von Firmenich-Richartz Sp. 277; diese Zeitschrift XIX 70; Ergänzungsheft 23, Die Baugeschichte der Kirche des hl. Viktor zu Xanten 84. Michael in der (Innsbrucker) Zeitschrift für katholische Theologie XXV 36 f 181 f. Gegen eine Beteiligung Alberts d. Gr. am Kölner Dombau ist Cardauns, Konrad von Hostaden 113 137 f 140 143 f, und Kraus, Geschichte der christlichen Kunst II 167.

ersten Kölner Dombaumeister Gerard erbaute Chor der Abtei M.-Gladbach weihte er 1275[1]. Eine urkundliche oder zeitgenössische Nachricht über Alberts Teilnahme am Dombau besitzen wir freilich nicht. Das Wesentliche, daß Cistercienser und Dominikaner für die Einführung der Gotik in Köln Dienste leisteten, wird kaum geleugnet werden können.

Wenig melden auch die alten Quellen über den ersten Dombaumeister. Sicher wissen wir, daß er Gerard hieß. Die Nachricht, er stamme aus dem alten kölnischen Geschlechte der von Rile, ist durch eine Verwechslung entstanden und nicht mehr haltbar.

„Die wichtigste Aussage über ihn[2] macht der Dombau selbst. Der Entwurf des Chores ist eine augenfällige Wiederholung des gleichen Bauteiles an der Kathedrale von Amiens, eine bis auf leichte Verschiebungen so genaue Wiederholung, wie sie selbst in Frankreich nicht vorkommt, wo doch die Kathedrale von Amiens so oft nachgeahmt worden ist.

„Diese Wahrnehmung wird noch bedeutsamer, wenn wir die chronologischen Verhältnisse uns klar machen.

„In Amiens war der Chor der jüngste Teil des Gebäudes, begonnen nicht vor 1235, 1240 suspendiert wegen Erschöpfung der Mittel. Er war damals bis zum Gurtgesims unter dem Triforium gediehen. . . . Zu Köln war spätestens 1247 der Plan beschlossene Sache. Wie man sieht, liegen der Abbruch der Arbeiten in Amiens und ihre Aufnahme in Köln einander zeitlich nahe. Ferner kann sich Meister Gerard seine ganz intime Kenntnis der Kathedrale von Amiens, da sie sich auf damals unausgeführte Teile ausdehnt, nur als Mitarbeiter an derselben erworben haben. Was ist also wahrscheinlicher, als daß die dort eingetretene Arbeitsstockung ihn nach Köln geführt hat? Es ist nicht undenkbar, daß er einer von den vielen in Frankreich arbeitenden Deutschen gewesen sei."

Infolge der Zwistigkeiten zwischen der Stadt und dem Erzbischofe konnte Meister Gerard den Dombau nur langsam fördern. Im Jahre 1279 sagte aber Erzbischof Friedrich von Westerburg, der Neubau steige in prächtigem und würdigem Glanze empor. Vielleicht war damals der

---

[1] Über andere von ihm geweihte Kirchen vgl. Kreuser, Der christliche Kirchenbau I[2] 509 f; Sighart, Albertus Magnus 143 f; Innsbrucker Zeitschrift XXV 188 f; Moriz-Eichhorn, Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters (Straßburg 1899, Heitz) 53 und A. 76.

[2] Dehio, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes II 275 f, wo die Übereinstimmung zwischen den Kathedralen von Amiens und Köln eingehend dargetan wird. Vgl. Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture II 337: Le maître de l'oeuvre de Cologne sut profiter des belles dispositions adoptées à Beauvais et à Amiens, en évitant les défauts dans lesquels ses deux devanciers étaient tombés.

Kapellenkranz um den Hochaltar nahezu vollendet. Erst im Jahre 1320 begann der Gottesdienst im neuen Chor, und erst 1322 wurde es eingeweiht. Querschiff und Mittelschiff mit seinen seitlichen Hallen waren noch nicht begonnen.

Der erste dem Dom nah verwandte Bau der Diözese ist die bereits erwähnte, 1255 von Meister Walter begonnene, erst 1379 vollendete Kirche der Cistercienser zu Altenberg im Gebiete der Grafen von Berg. Vergleicht man sie mit der Kirche von Heisterbach, so stellt sich der außerordentliche Umschwung klar, welchen die rheinische Baukunst innerhalb eines Menschenlebens erlebte.

Bald folgte Xanten. Dort hatte man bis zum Jahre 1213 den westlichen Teil der Viktorskirche in reinem romanischen Stile erneuert. Als 1263 der Bau des Ostchores begann, schloß das Kapitel sich nicht an die Kölner Bauhütte an, obwohl sein Propst mit den Pröpsten von St Gereon zu Köln und zu Bonn zu den ersten Würdenträgern der Diözese gehörte, sondern suchte Vorbilder dort, wo auch die Baumeister der Liebfrauenkirche von Trier, der Elisabethkirche von Marburg und von St Gereon sie gefunden hatten, in Nordfrankreich, besonders wiederum in St Yved von Braine[1].

An andern Orten der Diözese wurde ruhig weitergeschafft im altgewohnten Stil, der sich freilich mehr und mehr der Gotik naherte. Der in Kaiserswerth 1264 vollendete Ostteil der Kirche hat die Formen des romanischen Übergangsstiles und gleicht dem Mittelbau von St Gereon. Überall sind Spitzbogen verwendet, jedoch fehlen den polygon geschlossenen Chören noch Strebepfeiler, den Fenstern Maßwerke. Der nach 1276 erbaute Teil der benachbarten Kirche zu Ratingen mit ihrem breiten Turm hält trotz vieler Spitzbogen an den romanischen Überlieferungen fest. Auch der nach einem Brande des Jahres 1256 unternommene, 1275 durch Albert den Großen geweihte Umbau der Abteikirche von Werden begnügt sich damit, die in Limburg an der Lahn, Neuß und Roermond eingehaltene Richtung weiter zu entwickeln. Sein in reiner Gotik gehaltener oberer Teil des Vierungsturmes wird erst nach 1275 errichtet worden sein; denn man beeilte sich gewöhnlich mit der Weihe der Kirchen und wartete damit nicht bis zum Ausbau der Türme. Die beachtenswerte, um 1300 erbaute Kirche in Marienhagen, Kr. Gummersbach,

[1] Vgl. das 23. Ergänzungsheft 76 f.

wohl eine Stiftung des Johanniterordens, hat zwar noch ein halbkreisförmiges Chor, aber überall spitze Bogen, einfaches Maßwerk und Strebepfeiler.

Die Kathedralen der benachbarten Diözesen in Westfalen halten noch entschiedener fest an den alten Formen. Der 1225—1261 erweiterte Dom zu Münster schließt sich an den von Trier an. Zu Osnabrück hat der etwas später erbaute Dom „durch die wuchtige Behandlung der Hauptstützen, die großen verbindenden Blendbogen, die gruppierende Anordnung der Fenster, die tiefere Kämpferlage, das kuppelartige Ansteigen der Gewölbe ganz beträchtliche Vorzüge, er ist alles in allem das Charaktervollste und Bestkomponierte, was im gebundenen System gelungen ist“ [1]. Zu Paderborn wurde der 1143 geweihte alte Dom in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Übergangsstil erneuert und in dessen zweiter Hälfte im frühgotischen Stile vollendet. Zu Minden hat der Baumeister im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts das westfälische System der Hallenkirchen mittels der gotischen Konstruktionsmittel zu lichterer Weite und Breite entwickelt. Sein Fenstermaßwerk erinnert an dasjenige der Kathedrale von Reims und verwendet ungewöhnlich viele Muster. Die Streben hat er als abgetreppte Mauerstücke gebildet; seine Hallenkirche mit drei gleich hohen Schiffen bedurfte der Strebebogen nicht. Jeder Strebemauer gab er unten ein Tabernakel mit einer Figur. Vergleicht man sein Werk mit dem damals im Bau begriffenen Dome zu Köln und mit den Kirchen zu Altenberg oder Xanten, so ist seine Gotik freilich weniger entwickelt, aber doch den Verhältnissen seiner Gegend freier angepaßt.

Lange vor Grundsteinlegung der eben genannten großen Gotteshäuser, bereits 1209, hatte Albrecht II. zu Magdeburg einen Chorbau begonnen, der als der erste Versuch der Gotik in Deutschland gilt und wohl dadurch veranlaßt wurde, daß dieser Erzbischof in Paris studiert hatte.

Sein Baumeister gab dem Grundriß des Hochchores die Form eines Halbkreises, um den er einen Umgang mit fünf Chorkapellen legte. Die Gewölbe des Umganges ließ er ohne Rippen. Überall stattete er die gotische Komposition mit romanischen Erinnerungen aus. Der zweite Baumeister ging um 1220 tiefer auf die gotische Konstruktion ein, verwandelte die fünf halbrunden Chorkapellen in Polygone, wölbte sie und die Empore über dem Chorumgange mit Rippen und gab dem Mittelschiff fünf weite auf Pfeilern ruhende Arkaden. „Ein eigentlicher

[1] Dehio, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I 499 f.

Gotiker war er nicht"; verwandte er doch zur Anfertigung seiner Ornamente französisch und deutsch geschulte Steinmetzen nebeneinander, ohne an der Ungleichartigkeit ihrer Formen Anstoß zu nehmen. Beispielsweise haben die kleinen Säulen des Chores Knospenkapitäle, während die breiten Wülste über den Statuen mit romanischen Ornamenten verziert sind. Im 14. Jahrhundert lenkte man beim Ausbau des Mittelschiffes entschieden in gotische Proportionen ein. Weil dessen ältere Arkaden zu breit waren, gab man den Oberwänden über jeder jener fünf Arkaden je zwei Fenster und ebensoviele Gewölbe. Erst das Jahr 1363 sah die Weihe des angeblich 1327 vollendeten Mittelschiffes [1].

Als am Dome von Magdeburg um das Jahr 1220 eine Arbeitsstockung eintrat, zogen die frei gewordenen Steinmetzen nach Halberstadt und halfen dort zur Vollendung der im Übergangsstile erbauten westlichen Teile, bei denen wiederum eine französische Kathedrale als Muster diente; denn wie dem ersten Baumeister von Magdeburg die Kathedrale von Laon beim Chorbau als Vorbild diente, so haben die Fassaden der Querschiffe von Laon nicht nur in Halberstadt, sondern auch in Naumburg, Gelnhausen und Enkenbach sichtlich die Pläne beeinflußt. Es scheint, daß in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts viele Deutsche nach Laon wanderten, um dort zu lernen, und dann ihre Erfahrungen in der Heimat verwerteten.

Immer mehr treten französisch gebildete Steinmetzen bei den deutschen Bauten des 13. Jahrhunderts hervor. An den Domen zu Münster i. W., Magdeburg und Halberstadt, zu Regensburg und Freiburg i. B., in der der Vorhalle zu Fritzlar finden sich Kapitäle und profilierte Werkstücke, welche von deutschen, nur romanisch geschulten Arbeitern hergestellt sind, dicht neben andern, die von Steinmetzen stammen, welche in Frankreich ihre Lehrzeit gemacht haben müssen. Zu Offenbach am Glan wird sogar ein romanisches Profil in den Rippen der Kreuzvierung nicht weitergeführt und ganz unvermittelt mit einem gotischen fortgefahren. Wie Deutschlands Dichter im 13. Jahrhundert die alten Stoffe und Formen aufgaben, um französische Sagen und Rittergeschichten zu bearbeiten, so begannen seine Baumeister ihren heimischen Stil zu verlassen, um dem in Nordfrankreich geltenden Geschmack zu huldigen und ein System in die Kunst hineinzutragen, das so fest geschlossen war, wie in der Theologie und Philosophie ihrer Zeit die Methode der von Paris die gelehrte Welt beherrschenden Scholastik.

[1] Dehio a. a. O. II 359 f.

Vollkommen entwickelte Gotik zeigen die drei ersten, 1276 vollendeten Joche des Langhauses von Halberstadt, das 1266 begonnene Chor und das 1293 vollendete Kreuzschiff des Domes zu Meißen. Dem Chor von Meißen gleicht sehr das etwas früher fertiggestellte Westchor von Naumburg. Vielleicht verdankt letzterer seine schönen Formen dem Rate oder der Mithilfe jenes Meisters, welcher 1251 den Grundstein des in den edelsten Formen der Frühgotik errichteten Chores der benachbarten Cistercienserabtei St Maria zur Pforte legte. Das bereits 1268 geweihte Mittelschiff in Pforta ist einfacher, weil die Mauern einer älteren Kirche benutzt wurden, hat aber gotische Fenster und Gewölbe. Wenig später, im Jahre 1275, vollendeten die Cistercienser zu Riddagshausen bei Braunschweig ihre geräumige Kirche. Alle Bogen der Fenster, der Wände und der vierteiligen, auf Diagonalrippen ruhenden Gewölbe laufen spitz aus. Die Oberwände des Mittelschiffes und das Chor entbehren noch der Strebepfeiler, an den Querschiffen, den Seitenschiffen und der Westfassade treten sie jedoch hinzu. Maßwerk hat nur das große Fenster der Westfassade. Dem Beispiel von Riddagshausen folgten bereits 1278 in der Stadt Braunschweig selbst die Benediktiner, indem sie ihre Kirche des hl. Ägidius neu bauten und ihrem Chore einen Umgang mit sieben kleinen, rechteckigen, durch Einziehen der Strebepfeiler gewonnenen Kapellen gaben.

In Mecklenburg bewiesen die Cistercienser eine solche Vertrautheit mit den Formen des gotischen Stiles, daß sie zu Dobberan in ihrer großartigen Kirche den in Altenberg bei Köln in Haustein durchgeführten Plan mit polygonen Chorkapellen und einem Querschiff in Ziegel nachahmen konnten. Wegen der Sprödigkeit des Materials mußten sie natürlich alles vereinfachen. Sie begannen ihr Werk kurz nach 1291 und vollendeten es 1368. Es wurde beim Dombau von Schwerin als Vorbild verwertet, aber bei weitem nicht erreicht. Fast zu gleicher Zeit, vielleicht noch vor dem Bau ihrer neuen Abteikirche, haben die Dobberaner Mönche zu Steffenshagen auf einem ihrer Güter „eine der allerstattlichsten frühgotischen Bauten“ des Landes errichtet.

Die Abteikirchen von Walkenried am Harz und Blankenburg, von Haina in Hessen, Marienthal bei Helmstedt, Amelunxborn bei Holzminden, Neuendorf bei Gardelegen, Zinna bei Jüterbog, Güldenstern vor Mühlberg an der Elbe, Hude in Oldenburg, Oliva bei Danzig, Dobrilugk bei Pelplin, Eldena bei Greifswald, Colbatz in Pommern, Chorin und Lehnin bei Brandenburg

zeigen deutlich, wie die Cistercienser den gotischen Stil im Norden einführten und verbreiteten. Es ist freilich oft schwer, genau zu bestimmen, wann die Pläne zu jeder einzelnen Kirche entworfen oder deren einzelne Teile vollendet wurden. Auch die Weihe eines Altares, des Chores oder der Kirche fällt nicht immer mit der Vollendung des Gotteshauses zusammen; denn oft weihte man das Schiff, bevor der Westbau fertig, den Choraltar, ehe dessen Gewölbe geschlagen oder das Schiff begonnen war. Auch haben die Cistercienser keineswegs eine Stilrichtung so konsequent entwickelt, daß immer ein zwanzig oder selbst vierzig Jahre später fertiggestelltes Gotteshaus auch entwickeltere Formen ausweist. Jeder ihrer Äbte behielt hinsichtlich des Planes und der Bauführung Freiheit. Er mußte sich nach seinen Mitteln, nach dem in der Gegend vorhandenen Material und nach den zur Verfügung stehenden Bauarbeitern richten, die natürlich in einer entlegenen Gegend weniger ausgebildet waren. Trotzdem bleibt das Bestreben, immer mehr die Formen und Grundsätze der Gotik anzuwenden, welche rings um die nordfranzösischen Mutterklöster so glanzvoll entwickelt waren.

Neben den Cisterciensern wirkten die beiden neuen, kräftig aufstrebenden Bettelorden für die Ausbreitung des neuen Stiles. Im Anfange des 13. Jahrhunderts begnügten sie sich freilich mit flach gedeckten Kapellen. Bald sahen sie jedoch ein, daß die Kälte des Winters es fast unmöglich mache, in solchen Gotteshäusern das nächtliche Stundengebet zu verrichten, und daß größere Räume nötig seien, um dem Volke zu predigen. In Köln zeigt die dreischiffige Kirche der Franziskaner, deren Chor 1260 geweiht wurde, zwar einfache, aber gute gotische Formen. Reichere erhielt die bereits erwähnte, 1271 gegründete Kirche der Dominikaner zu Köln, soll sie doch dem dortigen Dome geglichen haben. Zu Erfurt hatten Dominikaner um 1260, Franziskaner vor Schluß des 13. Jahrhunderts stattliche gotische Kirchen vollendet. Die Augustiner begannen dort schon 1279 einen neuen gotischen Chorbau, dem sie aber erst 200 Jahre später ein Schiff anfügen konnten (St Severikirche). In der zweiten Hälfte des 13. und im Verlaufe des 14. Jahrhunderts erhob sich neben den Klöstern der Bettelmönche fast in jeder bedeutenden Stadt eine ansehnliche Kirche, bei deren Bau der weit verbreitete dritte Orden durch Geldspenden und Arbeitsleistung tatkräftig half.

Warum standen Cistercienser und Bettelmönche derartig an der Spitze der baulichen Entwicklung?

Es erklärt sich leicht. Viele ältere Orden und Stifte, Bischöfe und Domkapitel hatten im 12. Jahrhundert und im Beginn des 13. ihre Kirchen im romanischen Stil aufgeführt oder umgebaut. Für sie bestand also kein Grund zu neuen Anlagen, während für die Cistercienser im 13. Jahrhundert ihre ersten Kirchen zu klein wurden, die Bettelorden aber erst begannen, bequemere und größere Klöster zu errichten. Überdies reisten die Äbte der Cistercienser und alle hervorragenderen Mitglieder der Bettelmönche viel herum. Manche derselben studierten in Paris oder besuchten die Häuser ihres Ordens nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien, sahen also die neu entstehenden Meisterwerke der Baukunst und wurden angeregt, sich deren Vorzüge zu nutze zu machen. Ein gotisches Gebäude entsprach besser dem auf immer weitergehende Zerteilung und Systematisierung hinstrebenden Geiste ihrer scholastischen Theologie. Es ließ sich bequemer den obwaltenden Bedürfnissen anbequemen und leichter wölben, bot mehr Licht und Luft und hatte den Reiz einer neuen Mode. Dazu kam der nicht zu unterschätzende Vorteil, daß die Orden sich aus befreundeten Klöstern, selbst aus weiter Ferne, Laienbrüder erbitten konnten, welche dort eben eine Kirche vollendet hatten. Ihnen standen also geschultere, billigere und festere Arbeiter zur Verfügung. Das aber war bei gotischen Bauten, bei denen es auf gute Steinhauerarbeit mehr ankam, weit wichtiger als bei romanischen.

In den Städten trat während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Bedürfnis nach größeren Kirchen auch an den Weltklerus heran, weil nicht nur die Städte an Einwohnerzahl und Reichtum wuchsen, sondern auch die neuen Bauten der Bettelorden zum Wettstreit aufriefen. Rein gotisch wurden freilich nur wenige der in jener Zeit erbauten Stadtkirchen. Von den meisten wird gesagt, sie seien im Übergangsstil erbaut. Doch ist damit wenig charakterisiert, weil man mit diesem Namen einerseits alle jene Gotteshäuser bezeichnet, welche ihren romanischen Charakter nicht ganz rein bewahrten, halbrunde oder viereckige Chorschlüsse oder viereckige Pfeiler mit Rundsäulen haben, aber auch Rippengewölbe, Spitzbogen an den Wänden und in den Fenstern, aber kein Maßwerk und keine Strebepfeiler. Anderseits rechnet mancher zum Übergangsstil auch jene Bauten, die doch eigentlich nicht mehr romanisch sind, weil sie die drei wesentlichen Eigenschaften der Gotik besitzen: Kreuzrippen und Strebewerk, welche das Gewölbe tragen, sowie Spitzbogen. Meist leiden solche Bauten des „Übergangsstiles“ noch an schweren Formen und

sind sie reich mit romanischen Einzelheiten ausgeziert. Es ist kaum möglich, zu sagen, wo in ihnen der romanische Stil aufhört oder der gotische beginnt, wo das Romanische einfachhin weiter entwickelt oder die neue Kunst auf die alte aufgepfropft wurde infolge fremder Einflüsse. Wäre doch sicher der deutsche romanische Stil, wenn man ihn ruhig weitergeführt hätte, aus sich heraus zu vielen Bildungen gekommen, die wir jetzt der Gotik verdanken.

Auch in Süddeutschland und Österreich bereiteten die Cistercienser den neuen Formen die Wege durch ihre frühgotischen Kirchen von Hohenfurt (Weihe 1259), Eusserthal bei Landau (1260 vollendet), Himmelpforten (1251 Beginn des Kirchenbaues), Heilsbronn (Chor 1263—1280), Frauenthal (1265 Grundstein), Ebrach (1285 vollendet), Sedletz (1280 bis 1320), Himmelkron und Salem am Bodensee (1297 Grundsteinlegung).

In der berühmten Abtei Maulbronn fallen nur der herrliche Speisesaal der Priester und der westliche Teil des Kreuzganges vor das Jahr 1300.

Frühgotische Bauten, welche gleich der Liebfrauenkirche zu Trier und St Gereon zu Köln die weitere Entwicklung in den Städten einleiteten, sind im Elsaß St Peter und Paul zu Neuweiler, St Arbogast zu Ruffach und St Leodegar in Gebweiler (begonnen bereits 1162 oder 1182). Was der Dom zu Köln seit 1248 für den Niederrhein wurde, war das Münster von Straßburg für den Oberrhein. In seinem bereits 1250 vollendeten Chor und Querschiff tritt die Gotik noch schüchtern auf, vermengt mit romanischen Formen. Trotz der schweren Strebemauern und der unbeholfenen Anfänge von Maßwerk sind die Diagonalrippen der Gewölbe schon mit birnförmigen Stäben versehen. Ein in Chartres gebildeter Meister hat das Querhaus vollendet, der wohl aus St Denis gekommene Meister Rudolf dagegen 1250 das 1275 fertiggestellte Langhaus begonnen.

„Unmittelbar von einer zögernden und inkompletten Frühgotik tut Meister Rudolf den Schritt zu reifer Hochgotik.“ Er liefert „die erste und für längere Zeit einzige ganz große Bauunternehmung gotischen Stiles auf deutschem Boden, die wenigstens als Innenbau zum Abschluß kam und den Zeitgenossen einen anschaulichen Begriff vom Wesen der Kunst zu geben vermochte“. Trotz der Anklänge an St Denis und „trotz der ganz französischen Konstruktionsweise ist der ästhetische Eindruck, den der Binnenraum des Straßburger Münsters hervorruft, ein von allem Französischen abweichender. Es waltet eine dort unbekannte Weite und Breite des räumlichen Rhythmus, Mäßigung und Ruhe aller Proportionen, und alle Kunstformen sind vollkommen harmonisch dazu ab-

gestimmt. Das ist die nicht hoch genug einzuschätzende originale Leistung der Straßburger Meister. Ihnen ist eine so homogene Verbindung zwischen dem überlieferten deutschen Raumgefühl und den französischen Konstruktionsfortschritten gelungen, wie keinen andern Zeitgenossen" [1].

Eine Schule vermochte der Baumeister des Straßburger Mittelschiffes ebensowenig zu gründen als der Meister des Kölner Domes. Im Elsaß zeigt sich nur in der Abteikirche von Maursmünster sein Einfluß stark. Die Meister der noch im Laufe des 13. Jahrhunderts aufgewachsenen Kirchen von Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg und Hagenau „haben anscheinend alle in Frankreich sich gebildet, sind aber sehr bereit, in die elsässischen Provinzialtraditionen, was die allgemeine Anlage betrifft, zurückzulenken". Aus Paris kam kurz vor 1259 der Steinmetz, welcher die vielgenannte Kirche von Wimpfen im Tal errichtete. Sein Bau gleicht so sehr den wenig später am Straßburger Münster ausgeführten Teilen, daß manche Forscher behauptet haben, Erwin von Steinbach († 1318) habe zu Wimpfen eine Jugendarbeit, an der Straßburger Fassade aber sein Meisterwerk geliefert.

Auf der rechten Seite des Rheines ist das Chor von Breisach vom Straßburger Münsterbau beeinflußt. Noch stärker ist die Abhängigkeit des Mittelschiffes des Freiburger Münsters. Hinsichtlich der Schönheit der Raumverhältnisse und der Feinheit in den Einzelheiten kann es sich jedoch mit seinem Vorbilde nicht messen.

Zu Bamberg zwang 1185 ein Brand zum Neubau der Kathedrale. Der östliche Teil mit seinem Chore war wohl 1201 bei der Erhebung der Gebeine der hl. Kunigunde in seinen Hauptteilen vollendet. Den Westchor mit seinen Türmen begann dann Bischof Ekbert (1203—1237). Schon die Bildwerke des Ostchores weisen auf französischen Einfluß hin; die Türme des Westbaues ahmen diejenigen von Laon nach. Aus einem ihrer oberen Stockwerke schauen wie zu Laon in Stein gemeißelte Ochsen herab. Der enge Anschluß an Frankreich wurde nicht nur durch die Mönche der benachbarten Cistercienserabtei Ebrach vermittelt, sondern auch durch den Umstand, daß Bischof Ekbert, Graf von Andechs und Meran, mit dem französischen Könige und mit dem Grafen der Champagne verschwägert war [2].

[1] Dehio, Die kirchliche Baukunst rc. II 278 f.

[2] Über die Chronologie des Dombaues zu Bamberg vgl. Weese, Die Bamberger Domskulpturen, Straßburg 1897, Heitz, 7 f. Über das Verhältnis des Domes zu Ebrach 9 f. Über die verwandtschaftlichen Beziehungen des Bischofs Ekbert zu Frankreich 7 69 f.

Zu Regensburg begann 1275 der Bau des Chores und des Querhauses des Domes, also in demselben Jahre, worin man zu Straßburg das Mittelschiff vollendete. Der Baumeister hatte in Burgund seine Schule durchgemacht, besonders bei St Urbain in Troyes und St Benigne in Dijon.

„Das struktive Prinzip hat er richtig erfaßt, aber in das gotische Formgefühl sich noch keineswegs vollständig eingelebt; wahrscheinlich hatte er auch nicht genug geschulte Arbeiter. So sind die älteren Teile trotz allen Raffinements der Anlage in der Ausführung abwechselnd schwerfällig und mager, im Ornament mit Rückfällen ins Romanische." [1] Er mußte eben gleich andern Baumeistern alte Steinmetzen, die nie ihre Heimat verließen, beschäftigen und fand wenige, welche in ihren Lehr- und Wanderjahren französische Hütten besucht hatten, um sich dort in die neuen Formen einzuleben. Vielleicht errichtete ein zweiter, weniger bedeutender Meister die oberen Teile des Chores.

Kleinere Kirchen gotischen Stiles wurden von Franziskanern und Dominikanern auch in Süddeutschland bereits im 13. Jahrhundert aufgeführt. Doch verrät sich an ihnen noch mehr als an den großen Domen der Mangel durchgebildeter und gotisch geschulter Steinmetzen. Nennenswert sind die Franziskanerkirchen in Eßlingen (1250 begonnen), Würzburg (um 1257 gegründet), Ingolstadt (1275 Grundsteinlegung) und Rothenburg an der Tauber (nach 1281 angefangen), sowie die Kirche der Dominikaner zu Eßlingen (1233—1268) und Regensburg (1273 bis 1400).

Frühgotische Stadtkirchen des 13. Jahrhunderts besitzen Regensburg (Alte Pfarre um 1260), Nürnberg (St Lorenz, Westbau um 1274 begonnen), Lauffen (Chor 1227 gegründet) und Reutlingen (1247—1343). Die bekannteste gotische Kirche des 13. Jahrhunderts ist die bereits oben genannte Stiftskirche der Augustiner zu Wimpfen im Tal, an der seit 1259 ein eben aus Paris gekommener Meister baute. Auffallenderweise erhielt sie auf der Südseite nur einen Strebebogen. Die übrigen wurden erst 1827 beigefügt, weil die oberen Mauern nach außen wichen [2].

Österreich ist nicht reich an gotischen Kirchen des 13. Jahrhunderts. Es besitzt Kirchen der Bettelorden in Stein bei Krems (1224 bis 1264), Bechin (1281 gegründet), Budweis (1274 geweiht), Imbach, Studenitz in Steiermark (1252—1278) usw. In schöner Gotik ist

[1] Dehio a. a. O. II 301. Das Schiff wurde erst 1381—1436 errichtet, der Westbau 1385 begonnen.

[2] Graf, Opus francigenum, Stuttgart 1878, Wittwer, 13.

1270—1292 der Kreuzgang zu Klosterneuburg erbaut, 1280 die Abteikirche von Admont erneuert worden.

Gotische Stadtkirchen dieses Jahrhunderts finden sich zu Kaurzim (1232 begonnen), Iglau (1257 geweiht), Hohenmauth (um 1260 begonnen), Murau (1269), Deutsch-Brod (um 1280), Graz (Leechkirche, Deutschordenskommende, angeblich 1283 erbaut), Nimburg an der Elbe (Ziegelbau, 1282—1305), Pilsen (Chor 1292), Czaslau bei Kuttenberg, Horadschjowitz bei Nepomuk, Pisek, Saaz und Sobieslau in Böhmen und Pyhra in Niederösterreich.

Der Stephansdom und die übrigen Kirchen Wiens besitzen keine nennenswerten gotischen Reste aus dem 13. Jahrhundert. Erst im 14. begannen dort gotisch gebildete Steinmetzen zu wirken. Gleiches gilt von Prag, dessen Dom erst 1344 begonnen wurde.

Das Ergebnis unserer Zusammenstellung zeigt also, daß die Cistercienser seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts in ganz Deutschland sich in einen gewissen Gegensatz zum einheimischen romanischen Stile setzten und immer mehr in gotische Bahnen einlenkten. Das Wirken gotisch gebildeter Bauleute in Magdeburg und Halberstadt wird dem Einfluß angesehener, in Paris gebildeter Geistlichen zuzuschreiben sein. Es war anfangs nicht gehörig vorbereitet, darum nicht von durchschlagendem Erfolg.

Dagegen ist die Gotik in die Trierer Diözese langsam und sicher von dem benachbarten Frankreich aus vorgedrungen. Sie hat uns in der Liebfrauenkirche von Trier und in der Kirche der hl. Elisabeth zu Marburg die ersten einheitlich im neuen Stil durchgebildeten Gotteshäuser Deutschlands geschenkt.

Wenn St Gereon zu Köln nicht 1212—1227, sondern später umgebaut wurde, dann ist die Gotik in der Kölner Diözese später eingezogen als in der Trierer, hat aber dort bald weit bedeutendere Bauten ihres Stiles erzeugt.

Das Elsaß stieß an Frankreich an und stand mit ihm in so lebhaftem Verkehr, daß es zugleich mit dem Kurfürstentum Trier in die neue Bewegung eintrat. Sein Münster zu Straßburg wurde auch für das rechte Rheinufer von maßgebender Bedeutung.

Der gotische Stil war keineswegs eine neue, plötzlich gemachte, rasch allerorts aufgenommene Erfindung. Langsam und organisch hatte er sich auf dem ihm günstigeren Boden Frankreichs entwickelt, langsam drang er in Deutschland ein. Er fand um so willigere Aufnahme, weil er fast

naturgemäß aus der romanischen Baukunst herausgewachsen war und seine Grundelemente auch in Deutschland mit der Zeit in einer etwas andern Form gefunden worden wären.

Beachtenswert ist, daß man in Deutschland vor der Grundsteinlegung des Kölner Domes und vor der Erbauung des Mittelschiffes von Straßburg nicht die entwickelten französischen Bauten als Vorbilder nachahmte, sondern die früheren, einfacheren und strengeren. Das geschah, weil die Cistercienser, die Bahnbrecher des neuen Stiles, durch ihre Regel auf einfachere Formen angewiesen waren und diese empfahlen, weil ältere Formen von ungeschulten Arbeitern leichter nachzuahmen waren, weil sie größere Sicherheit für den Baubetrieb boten, dem spröderen Steinmaterial Deutschlands besser anzupassen waren und sich auch in weniger schroffen Gegensatz setzten zum romanischen Stil.

Nachdem wir die Einführung des gotischen Stiles in Deutschland während des 13. Jahrhunderts verfolgt haben, liegt es nahe, einen kurzen Blick auf die jetzt versuchte Einführung des in Paris und London erfundenen und von dort in alle Welt verbreiteten Jugendstiles zu werfen.

Alle Stile, welche die Kunstgeschichte kennt, haben sich bis heute langsam und organisch entwickelt. Für alle ist die Baukunst Führerin und Erzieherin gewesen und geblieben, bis sie in Verfall gerieten. Selbst die Renaissance hat einerseits die Erfahrung und Technik der gotischen Periode, anderseits die Meisterwerke römischer Kunst benutzt, um aus ihnen heraus etwas Neues zu bilden.

Feste Regeln, Proportionen und mathematische Linien haben bis jetzt in allen Stilen den Grundakkord gegeben.

Der Jugendstil verdankt seine Entstehung dem Studium japanischer Werke, dem Geschmack moderner Maler und der Sucht, etwas Neues, nie in Europa Dagewesenes zu bieten, etwas, was sich emanzipiert hat von allen Mustern unserer Vorzeit und von den meisten bis dahin geltenden Regeln des üblichen Geschmackes. Er schreibt die Willkür des Individuums auf seine Fahne.

Wer den modernen Stil empfehlen will durch die Behauptung, derselbe suche alle und jede Dinge so zu bilden, daß sie ihrem Zweck entsprachen, in ihren Raum paßten, wahr, einfach und praktisch seien, alle Errungenschaften der neuesten Wissenschaft und Technik verwerteten, hat nur Eigenschaften genannt, welche jeder gute Stil haben muß und gehabt hat. Die genannten Vorzüge sind überhaupt unzertrennbar von jedem vollkommenen Kunstwerke. Die meisten sind jedoch nur Vorbedingungen. Kern und

Wesen eines Kunstwerkes ist die Schönheit, die liebenswürdige, verständige Verwendung der Gesetze ewiger Wahrheit zur Herstellung eines Dinges. Echte, wahre Schönheit bot und brachte der gotische Stil des 13. Jahrhunderts unsern Vorfahren. Wir haben bis dahin nur von seiner Baukunst geredet, auf seine Plastik werden wir ein anderes Mal hinweisen. Aber diese gotischen Formen drückten viel klarer die Aufgabe der einzelnen Bauteile aus, als der romanische getan hatte. Sie berücksichtigten viel eingehender die Gesetze der Schwere, des Druckes und Gegendruckes, die Natur des Steines, der Stützen, Mauern, Fenster und Gewölbe. In viel einfacheren und klareren Formen, in konsequenterer Ausbildung sprach die Frühgotik als die reiche romanische Kunst der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Darum eroberte sie die Herzen und die Länder, nicht nur weil sie etwas Neues war, eine frische Mode, etwas nie Dagewesenes, ein kecker Versuch, mit dem Alten zu brechen. In ihrer langsamen Entstehung hatte sie Schritt um Schritt ihre Berechtigung augenfälliger erwiesen, ihre technischen und ästhetischen Vorzüge dargetan, ihre Formen mehr und mehr zu organischer Einheit gestimmt. Wenn sie auch in Frankreich entstanden war, wollte und konnte sie keine rein nationale Kunst sein. Dem französischen und englischen, dem italienischen wie dem deutschen Baumeister ließ sie nicht nur Freiheit, ihre Grundsätze dem Material, Klima und Charakter des Landes anzupassen, sondern auch in jedem Bau ihr individuelles Künstlertalent zu betätigen.

Arm an Gedanken, mager in den Formen und unnatürlich in der Linienführung ist dagegen manche hochmoderne Leistung. In einem Dezennium will der Jugendstil groß werden und die ganze Welt sich unterwerfen. Vielleicht wirft einer seiner Freunde ein, er sei erst im Werden und lade die ganze Welt ein zur Mitarbeit an seiner Entwicklung. Mögen diejenigen, welche an seine Zukunft und Vervollkommnung glauben, das Wagnis unternehmen, in seinem Dienste eine neue Kunst zu schaffen. Vorsichtigere Leute, besonders alle jene, welche kirchliche Kunst zu pflegen haben, werden gut tun, sich wenigstens einstweilen an das langsam und organisch Entstandene zu halten. Es hat noch keineswegs seine Lebenskraft eingebüßt. Man reinige das Gute der alten erprobten Stile von den Schlacken und wehre sich gegen unerzogenen Dilettantismus, suche die alten Stile modernen Anforderungen anzupassen und aus den festen Grundlagen ererbter Kunst neue Bildungen zu entwickeln, wie die großen Meister des 13. Jahrhunderts getan haben. Stephan Beissel S. J.

Unterrichtsfreiheit und Vereinsgesetz in Frankreich.

(Schluß.)

Für den Elementarunterricht ist das Verhältnis der Schülerzahlen an öffentlichen weltlichen Schulen zu denen der kirchlichen Privatschulen rund: 3 800 000 zu 1 600 000 [1].

Da, wie die Berichte der Akademieinspektoren [2] und sonstige gelegentliche Feststellungen kompetenter Beurteiler selbst freidenkerischer Richtung fast einstimmig bekunden, der konfessionslos-rationalistische Moralunterricht und damit auch die Erziehung an den öffentlichen Volksschulen sich noch unwirksamer erweist, als an den öffentlichen Mittelschulanstalten, so wird man, namentlich unter gleichzeitiger Berücksichtigung der offenatheistischen und sozialistischen Gesinnungen wohl der großen Mehrzahl der staatlichen Volksschullehrer [3], nicht in Abrede stellen können, daß auch auf dem Gebiete des Elementarunterrichts die kirchlichen Privatschulen in Frankreich einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen. Die Tatsache selbst, daß nicht nur katholisch, sondern sogar freidenkerisch und selbst kommunistisch gesinnte Eltern, insofern ihnen dies nicht praktisch unmöglich gemacht ist, ihre Kinder und besonders ihre Töchter mit Vorliebe kirchlichen Volksschulen anvertrauen, bildet einen augenscheinlichen Beweis für dieses Bedürfnis, — einen Beweis, der noch überzeugender wirkt, wenn man berücksichtigt, daß anderseits die freidenkerischen Privatvolksschulen, deren früher eine ziemliche Anzahl vorhanden war, seit der Verweltlichung der öffentlichen Schulen so gut wie ganz verschwunden sind.

Trotzdem aber die katholischen Privatschulen, auf dem Gebiete sowohl des mittleren als des Elementarunterrichts, ein unbestreitbares und dringendes Bedürfnis für die in ihrer erdrückenden Mehrheit katholische Bevölkerung Frankreichs darstellen, suchen die gegenwärtig am Ruder befindlichen radikalen und sozialistischen Parteien dieselben um jeden Preis zu vernichten. Dieses Ziel ist es, welches ihnen vor allem auch bei der Beratung und Ausführung des Vereinsgesetzes als oberster und maßgebendster Gesichtspunkt vorschwebte und noch vorschwebt. In diesem Sinne sind in Wirklichkeit die Erklärungen des Unterrichtsministers Leygues aufzufassen, gemäß welchen der „Art. 14 des Vereinsgesetzes" als „einer der entscheidendsten Punkte des Gesetzes" (un des points culminants de la loi) [4] und als „der

[1] Denys Cochin, Kammerrede vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 2109 2111.

[2] Vgl. E. Lichtenberger, L'éducation morale dans les écoles primaires (1889) 8 10 11 13 f 23—27 28 30 33 f 2c. Spätere Berichte und Urteile Sachkundiger lauten nicht günstiger.

[3] Bezeichnend für die Gesinnungen dieser Staats-Volksschullehrer sind die Worte: Ni Dieu, ni maître! welche man auf der Brust eines ertrunkenen Lehrers tätowiert vorfand. Vgl. La Vérité franç., 22 août 1901.

[4] Rede im Senat vom 22. Juni 1901: Journal Officiel 1028.

Schlußstein des aufgeführten Gebäudes" [1] zu erachten ist. Die hohe namentlich symptomatische Bedeutung dieses Art. 14 im angegebenen Sinne kam, wie 1879 beim gleichlautenden Art. 7, so bei den Beratungen über das Vereinsgesetz 1901, auch äußerlich zum Ausdruck schon durch den großen Umfang, welchen die Verhandlungen darüber, sowohl in der Kammer [2] als im Senat [3], annahmen.

Zur Kennzeichnung des unehrenhaften und heimtückischen Vorgehens der französischen Regierung ist es von Interesse, im einzelnen zu verfolgen, wie das Vereinsgesetz, entgegen den ursprünglichen Absichten des Gesetzgebers, nachträglich noch gegen die katholischen **Privatvolksschulen mit kongreganistischem Lehrpersonal** gekehrt wurde.

Den Anfang hierbei machte ein Rundschreiben des Unterrichtsministers **Leygues** vom 11. September 1901. In diesem Rundschreiben wurden die Akademieinspektoren, im offenbaren Widerspruch mit den früher mitgeteilten Erklärungen Waldeck-Rousseaus vom 18. und 25. März 1901, angewiesen, bei Eröffnung von Privatvolksschulen mit kongreganistischem Lehrpersonal neben der Erfüllung der im Gesetze vom 30. Oktober 1886 und im Dekrete vom 18. Januar 1887 vorgesehenen Bedingungen künftig gemäß Art. 13 des Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 auch noch die Vorweisung eines Genehmigungsdekretes für die „neue Ordensanstalt" zu verlangen [4].

Dieses Rundschreiben rief natürlich unter den davon betroffenen Ordensleuten und Katholiken nicht geringe Beunruhigung hervor. Der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau verstand es jedoch, durch neue beschwichtigende Erklärungen diese Beunruhigung wieder fast völlig zu beseitigen. Solche Erklärungen ließ er mit der Vollmacht, sie den Beteiligten zur Kenntnis zu bringen, z. B. den Abg. **Gayraud**, **Cochin** und **Aynard** zu teil werden.

Die dem Abg. **Gayraud** erteilte Erklärung besagte nach dessen Zuschrift vom 29. Oktober 1901 an den Univers: „Wenn die Ordensleute ihre Dienste dem gesetzlichen und wirklichen Eigentümer einer Anstalt, welcher Art dieselbe immer sei, nur verdingen ..., so handelt es sich nicht um eine Ordensstiftung (fondation faite par la Congrégation); folglich würde es dem Gesetze widerstreiten, für diese Art von Ordensniederlassungen ein Genehmigungsdekret des Staatsrates zu verlangen. Mithin haben die so errichteten Volksschulen mit Ordensleuten als Lehrpersonal einzig und allein die durch das Gesetz vom 30. Oktober 1886 vorgesehenen Bedingungen zu erfüllen; und es würde ungesetzlich sein, für die Eröffnung dieser Schulen überdies noch ein spezielles Dekret oder auch nur die Einreichung eines besondern Genehmigungsgesuches zu verlangen." „Selbstverständlich aber muß eine Ordensperson, welche die für die Eröffnung einer Privatvolksschule vorgesehene Anzeige macht, zugleich nachweisen, daß die Ordensgenossenschaft, der sie angehört, genehmigt ist oder doch ein Genehmigungsgesuch eingereicht hat." [5]

---

[1] C'est ici la clef de voûte de l'édifice que vous avez élevé. Tout se croule, si vous touchez à cette pierre. Ebd. 1029.

[2] 22.—25. März 1901: Questions Actuelles LVIII 552—725.

[3] 21.—22. Juni 1901: Journal Officiel 993—1040.

[4] Der Text dieses Rundschreibens findet sich bei Trouillot-Chapsal, Du Contrat d'Association (1902) 477 f.

[5] La Vérité franç., 1 nov. 1901.

Den Abg. Cochin und Aynard erklärte Waldeck-Rousseau: „Die Lösung der Frage hängt ganz davon ab, was unter ‚Anstalt' zu verstehen ist. Damit eine Ordens-‚Anstalt' (im Sinne des Gesetzes) vorliege, muß dieselbe eine dauernde und stabile und im Besitze der Ordensgenossenschaft oder von letzterer gemietet sein. Verdingt jemand aber nur seine Dienste dem Eigentümer einer Anstalt, stellen Ordens- oder sonstige Personen ihre Dienste nur einem Dritten, welcher die Anstalt gegründet hat, zur Verfügung, so liegt keine Ordensanstalt vor." [1]

Als Cochin und Aynard darauf in Waldeck-Rousseau drangen, er möge diese Definition einer Ordensanstalt in einem ministeriellen Rundschreiben festlegen, erwiderte er ausweichend mit dem an ihm wohlbekannten verbindlichen Lächeln: „Man sieht wohl, daß Sie nicht rechtskundig sind. Ein Rechtskundiger wird den Sinn des Artikels 13 nie und nimmer mißverstehen." [2]

Von der Oberin an einer von Combes später ohne weiteres geschlossenen Privatschule zu Mourmelon ersucht, sich darüber an zuständiger Stelle völlig zu vergewissern, ob sie jetzt bezüglich dieser Privatschule beruhigt sein könne oder ob sie ein Gesuch um Genehmigung einzureichen habe, legte Denys Cochin den Fall persönlich dem Ministerpräsidenten und Minister des Innern Waldeck-Rousseau vor. Derselbe las die bezügliche lange und nach Cochins Zeugnis außerordentlich klar und präzis abgefaßte schriftliche Darlegung des Falles, welche die Oberin eingesendet hatte, von Anfang bis zu Ende durch und erteilte dann Cochin wörtlich den Bescheid: „Ich ermächtige Sie, dieser Schwester in meinem Namen mitzuteilen, daß ihre Angelegenheit vollkommen in Ordnung ist und sie darüber auf beiden Ohren schlafen kann." [3]

Die bedrohten Lehrschwestern fühlten sich infolge derartiger Erklärungen um so sicherer, als nun sogar Akademieinspektoren trotz des Rundschreibens vom 11. September in ähnlichen Fällen vielfach und übereinstimmend den Bescheid erteilten, ein Genehmigungsgesuch sei nicht einzureichen [4]. Auch katholische Juristen glaubten die Streitfrage endgültig erledigt, und auf ihren Rat wurden gegen 2000 bereits eingereichte Genehmigungsgesuche wieder zurückgezogen [5], denn es stand zu fürchten, die Belassung von nicht pflichtigen Genehmigungsgesuchen bei den Akten der Regierung könnte schwere Nachteile verursachen und besonders, wie es von seiten Combes' [6] später tatsächlich geschah, als Vorwand für eine mißbräuchliche strengere Auslegung des Gesetzes zu Ungunsten der Ordensleute ausgebeutet werden. Nun schärfte zwar ein Rundschreiben Waldeck-Rousseaus vom 5. Dezember 1901 an die Präfekten [7], unter Berufung auf eine bereits im August 1901 durch die Agence Havas verbreitete offiziöse Mitteilung, die Notwendigkeit der Einreichung von Genehmigungsgesuchen auch „für die unregelmäßig gebildeten

[1] Aus der Rede des Abg. Denys Cochin in der Kammer vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 1902 2112.

[2] Ebd.

[3] Aus der Rede Cochins in der Kammer vom 17. Oktober 1902: ebd. 2383.

[4] Vgl. die Reden der Abg. Cochin und F. de Ramel in der Kammer vom 4. Juli 1902: ebd. 2112 2117.

[5] Festgestellt von Leygues am 4. Juli 1902 in der Kammer: Journal Officiel 2125.

[6] Z. B. in der Kammerrede vom 17. Oktober 1902: ebd. 2385. „Eine Ermächtigung nachsuchen, wo man ein Recht hat," bemerkte zutreffend der Senator Gourju am 28. November 1902, „heißt sein Recht preisgeben" (Journal Officiel. Sénat 1199).

[7] Vgl. den vollständigen Text in La Vérité franç., 13 déc. 1901, und die Substanz des Rundschreibens bei Trouillot-Chapsal, Du Contrat d'Association 226 note.

Succursalen" genehmigter Ordensgenossenschaften ein und setzte als letzten Termin für die Einreichung dieser Gesuche den 15. Januar 1902 fest. Aber nach den wiederholten durchaus klaren und bestimmten und nicht widerrufenen Erklärungen Waldeck-Rousseaus und nach den amtlichen Bescheiden der Akademieinspektoren — Erklärungen und Bescheiden, die größtenteils der Zeit nach der angezogenen „offiziösen" Mitteilung vom August 1901 angehörten — waren ja die fraglichen Privatvolksschulen seitens der Beteiligten mit Recht als völlig „regelmäßig gebildet" und gemäß der bisherigen Rechtsprechung nicht als „Succursalen" zu betrachten. Sie konnten nicht als von einer größeren Ordensanstalt abhängige und derselben bezüglich der vermögensrechtlichen Verhältnisse und der Verwaltung angegliederte kleinere „Ordensniederlassungen" gelten, und somit hatte das Rundschreiben nur geringe Wirkung. Die Bemühungen mancher Präfekten, Ordensschwestern zur Einreichung der Gesuche zu drängen, wurden selbst von Rechtskundigen nur als hinterlistige Versuche aufgefaßt, dem als hinfällig erachteten Rundschreiben vom 11. September auf Umwegen wieder Geltung zu verschaffen [1].

So verstrich der mit dem 15. Januar 1902 ablaufende letzte Termin für die Einreichung der nach Al. 2 des Art. 13 dem Staatsrat zu unterbreitenden Genehmigungsgesuche. Erst nach Ablauf dieses Termins schuf das Gutachten des Staatsrates vom 23. Januar 1902 — wie ein Blitz aus heiterem Himmel — über die Auslegung, welche dem Al. 2 des Art. 13 bei der Ausführung des Gesetzes tatsächlich gegeben werden sollte, volle Klarheit. Im direkten Widerspruch zu den bisherigen Erklärungen Waldeck-Rousseaus, als obersten und verantwortlichen Vertreters der Regierung, erklärte dieses Gutachten:

„im Falle der Eröffnung einer Schule durch eine oder mehrere Ordenspersonen, diese Schule, gleichviel wer Eigentümer oder Mieter des Schulgebäudes, oder welches die Art der Remuneration für das Lehrpersonal sei, als eine von der (betreffenden) Ordensgenossenschaft eröffnete neue Ordensanstalt" [2].

Zur richtigen Würdigung dieses Staatsratsgutachtens, auf welches sich die französische Regierung und die Berichterstatter der Kammer und des Senates in der Folgezeit immer wieder beriefen, sind folgende Tatsachen im Auge zu behalten, welche zum Teil dessen Wert vom juristischen Standpunkt, zum Teil dessen Entstehungsgeschichte ins Licht stellen.

Der Staatsrat fungiert nach dem bestehenden französischen Rechte in doppelter Eigenschaft: einerseits nur als untergeordnete, rein konsultative Verwaltungs- und gesetzgeberische Körperschaft, deren Gutachten (avis) die Regierung oder die beiden Kammern in gewissen Fällen einholen können oder auch müssen, ohne indes zur praktischen Befolgung desselben verpflichtet zu sein; und anderseits als oberster Verwaltungsgerichtshof, dessen Entscheidungen (arrêts) ohne weiteres rechtskräftig und endgültig sind [3]. Das Gutachten vom 23. Januar 1902 gab der

[1] Vgl. z. B. La Vérité franç., 9 janv. 1902.

[2] Vgl. den vollständigen Text dieses Gutachtens bei Ed. Viollet, Les écoles libres, Paris 1902, 106—108. Die Erwägungen, mit welchen das Gutachten begründet ist, sind auch bei Trouillot-Chapsal a. a. O. 227 f abgedruckt.

[3] Vgl. Oct. Larcher, Le droit français III [2] (ohne Jahreszahl) 22—27.

Staatsrat nur als rein konsultative Körperschaft ab [1]. Daher kommt demselben schon aus diesem Grunde für die Entscheidung der Rechtsfrage gar keine besondere Bedeutung zu.

Das Gutachten ist aber auch in sich juristisch falsch und unhaltbar. Denn es erklärt Schulen für Ordensanstalten, welche, wie Waldeck-Rousseau selbst während der Beratungen über das Vereinsgesetz und später feststellte, offenkundigerweise keine Ordensanstalten sind, weil sie, wenn auch an denselben tätige Lehrkräfte Ordensgenossenschaften angehören, dennoch als „Anstalten" weder von diesen Genossenschaften gegründet sind noch ihrer Leitung unterstehen. Der Staatsrat suchte sein Gutachten damit zu begründen, daß nach dem Gesetze vom 30. Oktober 1886 für „den Charakter einer Privatunterrichtsanstalt" nicht die Person des Stifters, Eigentümers und Inhabers desselben, sondern die „Persönlichkeit des Lehrers" in Betracht komme. Mit dieser Begründung wird indes keineswegs bewiesen, daß die bezeichneten Privatschulen wahre „Ordensanstalten" sind, was hier einzig und allein zu beweisen wäre. In Wirklichkeit geht aus den vom Staatsrat angezogenen Bestimmungen des Gesetzes von 1886 nur hervor, daß dieses Gesetz die Freiheit bei Gründung von Privatschulen bis zu dem Grade geachtet wissen will, daß es sich um die Person des Gründers und Inhabers gar nicht weiter bekümmert, sondern sich darauf beschränkt, die nötigen Garantien hinsichtlich der Zweckmäßigkeit des Schullokals und des geordneten Ganges der Schule sicherzustellen [2]. Die Absurdität des Grundgedankens der Haupt- und ausschlaggebenden Erwägung des Staatsrates, gemäß welchem für den Charakter einer Lehranstalt vor allem und in erster Linie der Charakter des Lehrpersonals maßgebend und deshalb jede Schule, an welcher Ordensleute lehren, auch als Ordensanstalt zu betrachten wäre, wird namentlich an den zahlreichen öffentlichen Schulen recht offenbar, an welchen Ordensleute Lehrtätigkeit ausübten und noch ausüben. Denn diese Grundgedanken einmal vorausgesetzt, müßten auch alle diese Gemeinde- und Staatsschulen als Ordensanstalten erklärt und behandelt werden [3]. Tatsächlich sind ferner die bezeichneten Privatschulen mit Ordenspersonal nie als Ordensanstalten versteuert worden — ein Beweis dafür, daß die staatliche Behörde selbst sie nicht als Ordensanstalten betrachtete [4].

Trouillot und andere Kronjuristen der radikal-sozialistischen Ordensfeinde in Frankreich suchten das haltlose und selbst absurde Gutachten des Staatsrates durch den Satz Vuillefroy's zu stützen, „daß wo immer Ordensschwestern eine Schule oder ein Spital eröffnen, wo immer sie sich mit einem Worte niederlassen (s'établissent), eine von der Ordensgenossenschaft abhängige Anstalt (établissement) vorhanden sei, welche eine regelrechte Genehmigung [im Sinne des Gesetzes vom 24. Mai 1825] erfordere." Sie deuten diesen Satz dahin, daß, so-

[1] Vgl. dazu z. B. die Ausführungen der Abg. Cochin, de Ramel, Ribot und de Mackau in der Kammer vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 2112 2116 2125 2126.

[2] Journal Officiel, Chambre 1902, 2119.

[3] Vgl. Ed. Viollet, Avocat à la Cour d'appel de Paris, Les écoles libres 1902, 41 46 55—58.

[4] Vgl. dazu auch die Ausführungen Ponthier de Chamaillards im Senate vom 28. November 1902: Journal Officiel 1195 1197, und de Lamarzelles vom 2. Dezember 1902: ebd. 1218.

bald auch nur eine einzige Ordensperson sich in einer Gemeinde niederlasse (venait s'installer), damit eine im Sinne des Gesetzes vom 24. Mai 1825 genehmigungsbedürftige „Ordensanstalt" vorhanden sei[1]. Der Ministerpräsident Combes[2] und der Justizminister Valle[3] leiteten die Verpflichtung für die bezeichneten Privatschulen mit Ordenspersonal, die Genehmigung nachzusuchen, gleichfalls vor allem aus dem Gesetze vom 24. Mai 1825 her, welches auch nach dem Gesetze vom 1. Juli 1901 rechtskräftig geblieben sei. Die von Combes[4] u. a. adoptierte, auf sophistisch-wortklauberischer Ausbeutung des Doppelsinnes der Ausdrücke s'établir und établissement beruhende Deutung, gemäß welcher eine einzige Ordensperson dadurch, daß sie sich irgendwo niederläßt, auch eine Ordensanstalt begründen soll, ist zu absurd, als daß wir darüber auch nur ein Wort zu verlieren brauchten. Ihr zufolge würde jeder Ordensperson die Ordensanstalt anhaften, sozusagen wie ein Schneckenhaus der Schnecke, das sie beständig mit sich herumzutragen verurteilt wäre. Die Irrtümlichkeit der Berufung auf das Gesetz vom 24. Mai 1825 in diesem Zusammenhange geht schon aus der einen Tatsache hervor, daß einerseits seit dem französischen Volksschulgesetze vom 28. März 1882, welches für den öffentlichen Volksschulunterricht das Prinzip der Neutralität oder Konfessionslosigkeit aufstellte, gemäß der beständigen Rechtsprechung auch des Staatsrates, eine Genehmigung „konfessioneller" Privatvolksschulen im Sinne des Gesetzes vom 24. Mai 1825, d. h. eine Genehmigung, welche die Anerkennung der „Gemeinnützigkeit" und die Erteilung der juristischen Persönlichkeit auf Grund dieser Gemeinnützigkeit in sich schloß, gar nicht mehr zulässig war, und daß anderseits, trotzdem die Gesetzlichkeit der Existenz dieser konfessionellen Privatvolksschulen, auf Grund der Volksschulgesetze vom 15. März 1850 und vom 30. Oktober 1886, sowohl vom Staatsrat als von allen übrigen staatlichen Behörden unbestritten anerkannt wurde[5]. Zu bemerken ist endlich noch, daß eine Ordensgenossenschaft, auch in Kraft des Vereinsgesetzes vom 1. Juli 1901 und insonderheit des Art. 23 des zugehörigen Ausführungsreglements vom 16. August 1901, für eine Anstalt, welche in Wirklichkeit nicht von ihr abhängig ist und nicht in ihrer Verwaltung steht, rechtlich eine Genehmigung gar nicht nachsuchen und erlangen kann[6].

Angesichts aller dieser Momente erscheint der äußere und innere juristische Wert des vom Staatsrate abgegebenen Gutachtens vom 23. Januar 1902 so gering, daß man dasselbe kaum höher wird einschätzen können als die von uns bereits gekennzeichneten rechtlichen Theorien Waldeck-Rousseaus und Genossen bezüglich der Gesetz- und Ordnungswidrigkeit der Gelübde und der Herrenlosigkeit der Güter der sog. heimlichen Toten Hand. Auch hier liegt kein unbefangenes Rechtsgutachten vor, sondern ein rabulistischer Versuch, klares Recht zu Partei-

[1] Festgestellt vom Rechtsgelehrten de Lamarzelle im Senat am 30. Oktober 1902: ebd. 1073.

[2] Vgl. Trouillot-Chapsal a. a. O. 219 f.

[3] In seinen Reden in der Kammer vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 2119, vom 17. Oktober 1902: ebd. 2385, und im Senat vom 28. Oktober 1902: ebd. 1065.

[4] In seiner Rede im Senat vom 2. Dezember 1902: Journal Officiel, Senat 1222.

[5] Vgl. Ed. Viollet, Les écoles libres 1902 29—40.

[6] Vgl. Ed. Viollet, Les établissements congréganistes. Paris 1903, 36 f.

zwecken in sein Gegenteil zu verkehren. Der schon mehr erwähnte Jurist Ed. Viollet vermag das Gutachten und das ganze daran sich schließende Vorgehen der französischen Regierung nicht milder zu kennzeichnen denn als eine „Gaunerei": une escroquerie à la demande d'autorisation [1].

Zur Entstehungsgeschichte dieses Gutachtens sei folgendes kurz vermerkt:

Die Radikalen, darunter namentlich der Direktor des Kultusministeriums, Dumay, waren schon von Anfang an bestrebt, dem Al. 2 des Art. 13 die im Gutachten ausgesprochene, offenbar mißbräuchliche Auslegung zu geben. Daß die hinter den Kulissen die Drähte ziehende französische Freimaurerei dieser Auslegung um jeden Preis zum Siege zu verhelfen suchte, konnte bei den wohlbekannten Gesinnungen derselben von vornherein als selbstverständlich gelten. Überraschen muß dabei nur, daß bereits am 18. September 1901 auf dem jährlichen großen Konvent der französischen Freimaurer mit vollster Zuversicht festgestellt werden konnte, die von der Freimaurerei heiß ersehnte Auslegung des Gesetzes sei jetzt vollkommen sichergestellt. Br.·. Dyvrande äußerte diesbezüglich wörtlich:

„Die Gefahr, die vor drei Monaten noch bestand, ist heute beschworen." „Zwischen genehmigten und nicht genehmigten Ordensgenossenschaften ist [bezüglich der Gründung neuer Anstalten] kein Unterschied zu machen. Jede auch genehmigte Ordensgenossenschaft, welche infolge einer Laisierung [einer bisher kongreganistischen öffentlichen Schule] eine neue Anstalt, eine neue kongreganistische Schule eröffnen will, muß bei der Regierung eine Genehmigung dazu einholen. Über diesen Punkt können wir daher vollständig beruhigt sein; es wäre nur zu wünschen, daß wir hinsichtlich aller andern Punkte uns der gleichen Zuversicht hingeben könnten." [2]

Der Unterrichtsminister Leygues, welcher mit dem Direktor des Unterrichtsministeriums, Dumay, die Auslegung des Gesetzes zu Ungunsten der katholischen Privatvolksschulen hauptsächlich betrieb, wird ebenfalls als Freimaurer bezeichnet [3]. Wie er später selbst feststellte, war er es, welcher, im vollen Einverständnisse mit Waldeck-Rousseau, und demgemäß auch im Namen der Regierung und nicht bloß des Unterrichtsministeriums, durch ein Schreiben vom 31. Dezember 1901 an den Staatsrat das Gutachten veranlaßte [4]. Als Berichterstatter des Staatsrates in der Angelegenheit fungierte der gleichfalls als Freimaurer bezeichnete [5] Et. Jacquin, der Präsident der bekannten freimaurerischen Unterrichtsliga, welche seit 1870 die hauptsächlichste Schürerin im Kampfe gegen den kirchlichen Unterricht, die Ordensgenossenschaften und besonders gegen die katholischen Privatvolksschulen ist. Auf die Verhandlungen wirkte neben Jacquin wieder Dumay, als spezieller Vertrauensmann sowohl Leygues' als Waldeck-Rousseaus, in entscheidender Weise ein. Von letzterem war er beauftragt, dem Staatsrate amtlich mitzuteilen, daß Waldeck-Rousseau, „wenn er früher auch andern Sinnes gewesen sei, jetzt der Anschauungsweise Jacquins beitrete und dem Entwurf des Staatsratsentscheides, sowohl hinsichtlich seiner Fassung und seines Inhaltes als bezüglich seiner Folgen, die Zustimmung erteile." Trotz des Druckes,

[1] Ed. Viollet, Les écoles libres 1902, 39.

[2] La Vérité franç., 1 févr. 1902.

[3] Vgl. Congrégation du Grand-Orient 1902, 284.

[4] Festgestellt von Leygues in seiner Kammerrede vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 2126.

[5] Vgl. La Vérité franç., 4 juin 1902.

welchen die Regierung so auf die Entschließung des schon seiner Zusammensetzung nach nicht als völlig unabhängig und unbefangen zu erachtenden Staatsrates ausübte, wurde der Entscheid selbst nur mit 16 gegen 14 Stimmen gefaßt[1]. Nachträglich wurde dieses Staatsratsgutachten vor der öffentlichen Meinung dadurch noch in eine eigenartige Beleuchtung gerückt, daß der erwähnte St. Jacquin, welcher als Berichterstatter den hervorragendsten Anteil an demselben hatte und durch seine Stimme ausschlaggebend beim Zustandekommen desselben mitwirkte, wegen seiner nahen Beziehungen zu der inzwischen zu Weltruf gelangten Mme. Humbert-Daurignac und wegen der zum mindesten höchst unbesonnenen Weise, in welcher er den Hundertmillionen-Schwindel derselben förderte[2], sich genötigt sah, am 19. Mai 1902 unrühmlich aus dem hohen Staatsdienste auszuscheiden[3]. Im Zusammenhange mit den kompromittierenden Beziehungen zu Mme. Humbert muß ferner erwähnt werden, daß Jacquin dem Schwiegervater der letzteren, dem Justizminister Humbert, seine politische Karriere zu verdanken hatte. Derselbe Jacquin war es, welcher, von diesem Minister zum Direktor des Justizministeriums berufen, 1883 die große „Reinigung der Magistratur" im republikanisch-antiklerikalen Sinne vornahm[4], nachdem die Unbestechlichkeit derselben 1880 die Dekrete Ferrys gegen die Ordensgenossenschaften hauptsächlich zum Scheitern gebracht hatte.

Bezüglich des Zwiespaltes, den man, abgesehen von gewissen zweifellos besonders eingeweihten freimaurerisch-radikalen Kreisen, zwischen den früheren Erklärungen Waldeck-Rousseaus und den Kundgebungen des Kultusministeriums so ziemlich allgemein glaubte annehmen zu müssen, erklärte Leygues am 4. Juli 1902 in der Kammer:

„In keinem Augenblicke hat zwischen dem vorigen Ministerpräsidenten und seinem Unterrichtsministerium hinsichtlich des wahren Sinnes des Art. 13 eine Meinungsverschiedenheit bestanden." Das Rundschreiben vom 11. September 1901 wurde durch den Entscheid des Kassationshofes vom 7. Januar 1902 hinfällig, welcher, da nicht das Gesetz vom 30. Oktober 1886, sondern nur das Dekret vom 18. Januar 1887 ein Rezepisse seitens des Akademieinspektors vorsehe, es als unzulässig erklärte, von diesem Rezepisse die „Gesetzlichkeit" der Eröffnung einer Volksschule abhängig zu machen. Die Regierung oder wenigstens das Kultusministerium war „nun[b] der Mittel beraubt (désarmé), das Gesetz von 1901 anzuwenden". Rechtsgutachten, welche katholischerseits verbreitet wurden, machten darauf aufmerksam, daß der Eröffnung von Privatschulen mit kongreganistischem Lehrpersonal von seiten des Art. 13 nichts im Wege stehe. Es wurden daraufhin nicht bloß keine neuen Gesuche mehr eingereicht, sondern gegen 2000 zurückgezogen. „Die Regierung gewahrte sofort . . ., daß durch die so geöffnete Türe sämtliche Ordensleute einziehen würden (Sehr gut! l. und auf der ä. L.) und daß wir nur mehr Schulen vor uns haben würden, von welchen die Ordensgenossenschaften nicht mehr Eigentümer und für welche daher keinerlei Genehmigungsgesuche bei Ihnen einzureichen wären (Beifall auf denselben Bänken)." In gewissen „besondern Ausnahmsfällen" habe ich selbst im Einverständnis mit Waldeck-Rousseau die Akademieinspektoren angewiesen, von der Einforderung von Ausweisen über Einreichung von Genehmigungsgesuchen abzusehen. „Aber wir gewahrten bald, daß durch diese Spalte die ganze neue Gesetzgebung sich verflüchtigen würde." Es drohte die Gefahr, daß „das Gesetz von 1901 zu einem Schlag ins Wasser und wirkungslos würde

[1] Vgl. L'Univers, 25 janv. 1902. [2] Vgl. ebd., 18 mai 1902.
[3] Vgl. ebd., 22 mai 1902. [4] Vgl. ebd., 23 mai 1902.
[5] Man bemerke, daß Leygues' Schreiben an den Staatsrat bereits vom 31. Dezember 1901 datiert ist und das Urteil des Kassationshofes am 7. Januar 1902 gefällt wurde.

(Sehr gut! l.)." „Ich besprach die Angelegenheit mit Waldeck-Rousseau, und wir kamen überein, daß ich sofort das Gutachten des Staatsrates einholen solle." „Wir selbst [also auch Waldeck-Rousseau] interpretierten das Gesetz wie der Staatsrat (Sehr gut! l.)." „Die vorige wie die jetzige Regierung konnte nicht zugeben", daß ein „so lange und sorgfältig durchberatenes Gesetz durch eine einfache Ausflucht [!] wirkungslos würde". „Das vorige Kabinet hat zu keinem Mißverständnisse hinsichtlich des Gesetzes von 1901 Anlaß gegeben [!]. Es hat die Ordensgenossenschaften loyal [!] auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, denen sie sich aussetzten, wenn sie die Unterwerfung unter das Gesetz verweigerten [!]. Es hat immer eine klare und genaue Auslegung der Artikel dieses Gesetzes gegeben [!]." Wenn die Ordensgenossenschaften „einen gefährlichen Weg betraten, haben sie es dem Umstande zuzuschreiben, daß sie übel beraten [!] wurden und so einer irrigen [?] Auffassung hinsichtlich ihrer Rechte zum Opfer fielen. Das Gesetz von 1901 muß, nachdem es einmal angenommen worden ist, auch zur Ausführung kommen (Lebhafter Beifall l. und a. d. ä. L.)" [1].

Die in dieser Darlegung Leygues' enthaltenen sachlichen Mitteilungen sind, angesichts der oben verzeichneten Beteurungen und Erklärungen Waldeck-Rousseaus, im Gegensatz zu den formellen Behauptungen Leygues', nur geeignet, die scharfen Urteile der nächstbeteiligten Abgeordneten der Rechten und des Zentrums über das Gebaren der Regierung zu rechtfertigen. Denys Cochin, welcher im übrigen, selbst nach dem Zeugnisse seiner Gegner, in seinen Ausdrücken sehr maßvoll ist, stand nicht an, im Parlamente festzustellen: „Ich bin kein Jurist und maße mir nicht an, eine Frage der Auslegung eines Gesetzes zu erörtern. Was ich aber berechtigt bin, hier festzustellen, ist, daß wir betrogen und zwar wiederholt betrogen worden sind." [2] Ja, Cochin brandmarkte die Erklärungen Waldeck-Rousseaus im Parlamente geradezu als „lügenhaft" (mensongères) und bedauerte, vom Präsidenten zur Zurücknahme dieses Ausdrucks aufgefordert, nicht im stande zu sein, dieser Aufforderung zu willfahren [3]. Aynard bezeichnete das ganze Vereinsgesetz ebenfalls wiederholt in der Kammer selbst als ein „heuchlerisches Gesetz" [4].

Indirekt bestätigte diesen heuchlerischen Charakter des Vereinsgesetzes und die Doppelzüngigkeit seines Urhebers Waldeck-Rousseau sogar der Nachfolger des letzteren selbst, der Ministerpräsident Combes, und zwar sowohl im Senat als in der Kammer. Denn der Haupttrumpf, welchen Combes in beiden hohen Versammlungen gegen die Wortführer der Rechten und des Zentrums, welche sich auf die oben mitgeteilten Erklärungen Waldeck-Rousseaus vom 18. und 25. März beriefen, ausspielte, war:

Der Abg. Ribot hat schon von Anfang an die wahre Sachlage und die wahren Absichten Waldeck-Rousseaus durchschaut und in der Bemerkung, welche er schon unmittelbar nach der ersten Erklärung Waldeck-Rousseaus zu letzterer am 18. März 1901 in der Kammer machte, ganz richtig gekennzeichnet. Und Waldeck-Rousseau hat durch die stillschweigende Hinnahme dieser Bemerkung Ribots bereits am 18. März 1901 deutlich

[1] Journal Officiel, Chambre 1902, 2125 f.

[2] Rede vom 4. Juli 1902: Journal Officiel 2113; vgl. auch die Rede vom 17. Oktober 1902: ebd. 2382 f.

[3] In Zwischenrufen während der Rede Aynards vom 14. Oktober 1902: ebd. 2344.

[4] Rede vom 14. Oktober 1902: ebd. 2343.

zu erkennen gegeben, daß er seine Erklärung ebenfalls schon von Anfang an im Sinne dieser Bemerkung verstand [1].

Damit ist Waldeck-Rousseau von Combes, seinem linkischen Verteidiger, in aller Form tatsächlich der widerwärtigsten Doppelzüngigkeit beschuldigt. Denn die Bemerkung Ribots vom 18. März 1901, welche nach Combes die wahren Absichten Waldeck-Rousseaus schon zur Zeit seiner ersten Erklärung ganz richtig kennzeichnete, lautete wieder nach Combes selbst:

„Der Ministerpräsident [Waldeck-Rousseau] sagte soeben: Sie haben für die Schulen nichts zu fürchten, da ja nach dem Gesetze von 1850 ein Mitglied einer Ordensgenossenschaft immer in seinem eigenen Namen die Anzeige von der Eröffnung einer Schule machen kann. Allerdings; indes weiß der Ministerpräsident recht wohl, daß ein Ordensbruder oder eine Ordensschwester für den Unterricht an einer Schule nicht genügt. Wenn ihrer aber zwei oder drei sind, wird ihnen der Ministerpräsident gleich sagen: Ihr bildet eine nicht genehmigte Ordensgenossenschaft; folglich fallt Ihr unter das Gesetz."

Ribot ergänzte und erläuterte diese Worte am 17. Oktober 1902 wie folgt: „Ich sagte am [18. März 1901] von meinem Platze aus:

‚Ja, Herr Waldeck-Rousseau, Sie sagen uns jetzt: Wir werden diese Schulen nicht antasten; das sei ferne von uns; nicht eine einzige derselben wollen wir schließen.' — ‚Aber die Worte verfliegen und die Minister wechseln. Nach Ihnen wird ein anderer kommen, der sagt: Wo zwei Ordensleute sind, besteht eine Ordensanstalt.' — ‚Ich täuschte mich', fügt Ribot sarkastisch bei, ‚nach der heutigen Auslegung sind nicht einmal zwei Ordensleute erforderlich; eine einzige Ordensperson genügt schon zur Unterdrückung einer Schule'" (Lebhafter Beifall r. und im Z.; Unruhe l.)." [2]

Unter den geschilderten Umständen wurde gegen das Gutachten des Staatsrates vom 23. Januar 1902 selbstverständlich sofort aufs entschiedenste Einspruch erhoben [3]. Der Abg. Gayraud brachte dasselbe schon am 17. Februar 1902 in der Kammer zur Sprache. Aber mit einer Kaltblütigkeit und Unverfrorenheit, welche angesichts seiner früheren Erklärungen verblüffend wirken müssen, führte Ministerpräsident Waldeck-Rousseau jetzt aus:

„Die Unterrichtsgesetzgebung wird zwar durch das Vereinsgesetz nicht berührt; aber zur Ausübung von Lehrtätigkeit bedürfen die Ordensgenossenschaften einer Genehmigung; sie dürfen sich hinsichtlich letzterer nicht hinter die Ausflucht (subterfuge) verschanzen, sie eröffneten, wenn sie in einem nicht ihnen gehörigen Gebäude Unterricht erteilten, keine neue Anstalt." [4]

Angesichts der im obigen mitgeteilten Tatsachen und juristischen Erwägungen muß es schlechterdings als ausgeschlossen betrachtet werden, daß Waldeck-Rousseau, ein gewiegter Jurist, die dieser Erklärung zu Grunde liegende irrige Auslegung

[1] Aus den Reden Combes' in der Kammer vom 17. Oktober 1902: Journal Officiel 2386, und im Senat vom 28. Oktober 1902: L'Univers, 30 oct. 1902; vgl. auch die Rede des Rechtsgelehrten de Lamarzelle im Senate: La Vérité franç., 1 nov. 1902.

[2] Bemerkungen des Abg. Ribot während der Rede Combes' vom 17. Oktober 1902 in der Kammer: Journal Officiel 2386.

[3] Eine kurze juristische Darlegung über die innere Haltlosigkeit dieses Gutachtens erschien z. B. im Eclair, zitiert in La Vérité franç., 7 févr. 1902.

[4] La Vérité franç., 18 févr. 1902.

des Vereinsgesetzes mit Hinsicht auf das Volksschulgesetz vom 30. Oktober 1886 in gutem Glauben habe vertreten können. Hatte er doch selbst bis zum Staatsratsentscheid die richtige Auslegung mit so großem Nachdruck und durch so lange Zeit hindurch festgehalten. Sowohl der Text als der Geist des Gesetzes von 1886 lassen, wie aus den langen, von 1882 bis 1886 dauernden Beratungen über dasselbe hervorgeht, nicht den geringsten Zweifel daran aufkommen, daß den Katholiken die vollste Freiheit gewahrt bleiben sollte, innerhalb der durch die Ausdrücke „Moralität" und „Befähigung" gesetzlich gezogenen Schranken, ganz nach ihrem Ermessen und Belieben, auch kongreganistisches Lehrpersonal zu verwenden.

René Goblet, der bekannte radikale Unterrichtsminister, welcher das Gesetz vom 30. Oktober 1886 zur Verabschiedung brachte, stellte dies, noch anläßlich der Schließung kongreganistischer Volksschulen durch Combes, Ende Juli und Anfang August 1902, in öffentlichen Erklärungen nachdrücklichst fest. In einer an das Blatt Progrès de la Somme (1 août 1902) gerichteten und in vielen andern Blättern abgedruckten Zuschrift bemerkte er u. a.:

„Ich wünsche nicht die vollständige Unterdrückung der Lehrordensgenossenschaften . . ., weil ich dem Staate, obgleich ich verlange, daß er die Tore seiner Lehranstalten soweit als möglich allen Kindern öffne, nicht das Recht zuerkenne, die Eltern daran zu hindern, daß sie, wenn sie es vorziehen, ihren Kindern Unterricht in Privatanstalten erteilen lassen, und zwar selbst in Privatanstalten, an denen Ordensleute lehren. Das war sonder Zweifel der Geist des Gesetzes von 1886, welches ich mir zur Ehre anrechne, als Minister des öffentlichen Unterrichtes zur Verabschiedung gebracht zu haben." „Überdies bestätigt das Vereinsgesetz aufs neue und in nachdrücklicher Weise die genehmigten Ordensgenossenschaften, weil es in keiner Weise an ihrer Existenz oder selbst an ihrem Besitze rüttelt. Ja, es fordert die nicht genehmigten Ordensgenossenschaften [auch die lehrenden] sogar auf, die Genehmigung nachzusuchen, was voraussetzt, daß letztere wenigstens einigen derselben erteilt werden soll; man kann in der Tat nicht annehmen, das Gesetz habe [die Ordensleute und Katholiken] nur verhöhnen wollen, indem es zu Genehmigungsgesuchen veranlaßte, deren Abweisung in Bausch und Bogen schon zum vornherein ausgemachte Sache war." [1]

An den Chefredakteur der Dépêche de Toulouse schrieb René Goblet bald darauf, „Sie teilen meine Auffassung nicht; es ist leider nicht das erste Mal, daß meine Stimme ungehört verhallt. Sie können mir aber wenigstens nicht grollen, wenn ich meinen Ideen treu bleibe — den Ideen, welche ich verteidigte, als ich das Gesetz von 1886 zur Verabschiedung brachte, ein Gesetz, das selbst den von Ordensleuten erteilten Privatvolksschulunterricht achtete." [2]

Die Abg. de Mun und Aynard, welche an den Beratungen über das Volksschulgesetz vom 30. Oktober 1886 ebenfalls tätigen Anteil genommen hatten, stellten das gleiche fest.

Der Abg. de Mun führte aus: „Das Gesetz hat den öffentlichen Unterricht laisiert, aber ausdrücklich die Freiheit des Privatunterrichtes und die Freiheit der Familien proklamiert, die Lehrer für ihre Kinder zu wählen, ebenso wie die Freiheit des Lehrpersonals, unter Beobachtung der im Gesetze festgesetzten Bedingungen der Befähigung und der Anzeige Unterricht zu erteilen." Wie „die Abgeordneten, welche an den Beratungen über das Gesetz von 1886 teilnahmen", alle wissen, erklärten sich auch der Unterrichtsminister Goblet und der Berichterstatter Steeg mit „sämtlichen Verteidigern des Gesetzes" in diesem Sinne. „Der Berichterstatter Steeg erwiderte mir persönlich: ‚Möge der Herr

[1] Abgedruckt in L'Univers, 2 août 1902, und bei Ed. Viollet, Les écoles libres 131—135.

[2] Abgedruckt in L'Univers, 14 août 1902.

de Mun mir doch nur eine einzige Schule namhaft machen, wo die Lehrer seiner Wahl nicht frei Unterricht erteilen könnten.'" „Wer gibt Ihnen das Recht, Herr Ministerpräsident, alle Verbindlichkeiten zu zerreißen, welche damals eingegangen worden sind, und mit einem Federstrich die Freiheit aus dem Gesetze [von 1886] zu tilgen, welche uns dieses Gesetz zuerkannte?" [1]

Aynard betonte: „Sie vollbringen ein antipolitisches Werk, ein Werk des Bürgerkrieges, wie wir noch keines gesehen haben. Wir haben für die konfessionslose Schule gekämpft; wir haben das Prinzip des weltlichen Unterrichtes (enseignement laïque) angenommen, weil der Staat, auf religiösem Gebiet neutral, in seinen Schulen nur weltlichen Unterricht erteilen kann — aber unter der Bedingung, daß jenen, die anders denken als Sie, die vollständige Freiheit eingeräumt werde (Sehr gut im Z.). Je mehr die Weltlichkeit (laïcité) des Staates zum Ausdruck kommt, um so notwendiger wird es, die Freiheit der religiösen und sonstigen Privatschulen aller Art in vollerem Umfange zu achten (Beifall auf den gleichen Bänken)." [2]

Und selbst der grimmige Todfeind der Ordensgenossenschaften, F. Buisson, der jetzt, als Präsident der ausschließlich aus Ordensfeinden bestehenden Kammerkommission für die Angelegenheiten dieser Genossenschaften, auf den Untergang aller ohne Ausnahme hinarbeitete, erklärte am 28. Oktober 1886, als Direktor des öffentlichen Volksschulwesens und „Kommissar der Regierung" und Beirat des Unterrichtsministers für das Gesetz vom 30. Oktober 1886 [3], unmittelbar vor der endgültigen Abstimmung über dasselbe:

„Die einzige durch die Verfassung gewährleistete Gleichheit ist die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze. Ist aber diese Gleichheit jemals feierlicher, absoluter auf dem Gebiete des Unterrichtes ausgesprochen worden, als durch das Gesetz, welches jetzt zur Abstimmung kommt? Dieses Gesetz bedeutet — weit davon entfernt, zu ächten und zu verfolgen — vielmehr einen Aufruf des Vaterlandes [zur Mitarbeit am Werke des Unterrichtes] an alle seine Kinder, selbst die Ordensleute nicht ausgenommen (Beifall im Z. und r.; Zwischenruf Barrys: Buisson hat seither seine Ansicht geändert)." [4]

Der Ministerpräsident Combes suchte später, am 28. Oktober 1902, die befremdliche Wandlung, welche Waldeck-Rousseau hinsichtlich der Auslegung des Volksschulgesetzes vom 30. Oktober 1886 durchmachte, durch die phrasenhaften Wendungen zu rechtfertigen: Die früheren Erklärungen Waldeck-Rousseaus „gaben nur einen flüchtigen Eindruck wieder, welcher diese so helle Intelligenz für einen Augenblick durchquert hatte (Widerspr. r.)." „Die Regierung Waldeck-Rousseaus, dieses unfehlbaren Rechtskundigen, der sich aber doch nicht gegen jeden Irrtum gefeit glaubte (de ce juriste impeccable mais qui ne se croyait pas infaillible), suchte ein Gutachten des Staatsrates nach."

Angesichts der Tatsachen vermögen derartige „Ausflüchte" aber nur ihren Urheber dem Fluche der Lächerlichkeit zu überantworten. Wiederholte und nachdrückliche Erklärungen, die Waldeck-Rousseau völlig konsequent vom 18. März bis wenigstens zum 1. November 1901 abgab, sollen nur einen „flüchtigen Eindruck

[1] de Mun in der Kammerrede vom 14. Oktober 1902: Journal Officiel 2350.

[2] Aynard in der Kammerrede vom 14. Oktober 1902: ebd. 2348.

[3] Das Dekret, das Buisson auf Grund des „konstitutionellen Gesetzes" vom 16. Juli 1875, Art. 6, § 2 mit dieser Mission betraute, ist vom 20. Februar 1884 datiert. Vgl. Kammersitzung vom 21. Februar 1884. La loi sur l'organisation de l'enseignement primaire 1884, 243 f.

[4] Zitiert in der Kammerrede Aynards vom 14. Oktober 1902: Journal Officiel 2344.

wiedergeben, der die helle Intelligenz dieses unfehlbaren Juristen für einen Augenblick durchquert" habe! In Wirklichkeit hat Waldeck-Rousseau, seitdem er aus der progressistischen Partei ausschied, um mit Hilfe der radikalen Partei politische Karriere zu machen, zahlreiche ähnliche Wandlungen durchgemacht, die wohl eine große Gewandtheit und Skrupellosigkeit bei Ausnutzung der jeweiligen politischen Konstellationen zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke bekunden, seinem Charakter aber keineswegs zur Ehre gereichen. Der wahre Grund seiner Wandlung hinsichtlich der Privatvolksschulen mit kongreganistischem Lehrpersonal ist nicht in veränderten juristischen Anschauungen zu suchen und noch weniger in der angeblichen Bescheidenheit, kraft welcher Waldeck-Rousseau aus Mißtrauen auf seine eigene Einsicht geneigt gewesen sein sollte, diese dem Urteile des Staatsrates unterzuordnen. Wie Georges Leygues, der als Unterrichtsminister Waldeck-Rousseau besonders nahe stand, richtig andeutet, erfolgte vielmehr auch diese Wandlung wie alle andern, die Waldeck-Rousseau seit 1899 bereits durchgemacht hatte, lediglich deshalb, weil er annahm, daß der Erfolg seiner politischen Karriere dieselbe erheische. Und der Grund dieser Annahme war wieder, daß die radikalen Parteien, denen er sich verschrieben hatte, und vor allem die Freimaurerei, welche in solchen Dingen die führende Macht hinter den Kulissen ist, dies jetzt gebieterisch verlangten. Als dem katzenartig geschmeidigen „Politiker" Waldeck-Rousseau der unabänderliche Wille dieser Faktoren, von deren Gnade er abhing, hinlänglich zum Bewußtsein gekommen war, kam der „Jurist" Waldeck-Rousseau plötzlich zur Einsicht, daß das Volksschulgesetz von 1886 bezüglich der Lehrberechtigung von Ordensleuten das gerade Gegenteil von dem besage, was er früher vor der entscheidenden Abstimmung selbst in authentischer und nachdrücklicher Form als dessen „wahre, offenkundige und selbstverständliche" Auslegung festgestellt hatte. Und der „unfehlbare" Rechtskundige auf dem Sessel des Ministerpräsidenten war nun der erste, welt- und rechtsunkundige Ordensschwestern anzuklagen, sie hätten sich hinter eitlen „Ausflüchten" verschanzt und hätten es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie nun die Folgen ihrer illoyalen Stellungnahme dem Gesetze gegenüber zu tragen hätten. So tat er gegenüber jenen Ordensschwestern, welche in nur allzu großer Gelehrigkeit lediglich seine eigenen Ratschläge befolgt und seinem Worte: „ihre Angelegenheit sei vollkommen in Ordnung und sie könnten darüber auf beiden Ohren schlafen", in kindlicher Einfalt vertraut hatten. Waldeck-Rousseau selbst hatte, nach dem eigenen Zeugnis Leygues', im Vereine mit Leygues und dessen rechter Hand im Unterrichtsministerium, Dumay, zur Maskierung seiner treulosen Haltung und zur leichteren Erreichung seiner Zwecke die Abgabe des Gutachtens des Staatsrates gemäß seinen neuen politischen Bedürfnissen betrieben. Endlich war es gewiß kein bloßer Zufall, daß das Gutachten des Staatsrates, welches volle Klarheit über die Absichten der Regierung schuf, erst nach und zwar unmittelbar nach Ablauf der letzten Frist (15. Januar 1902) für die Einreichung der betreffenden Genehmigungsgesuche abgegeben wurde. Wie alle andern bezüglichen Maßnahmen der Regierung, so war auch die Wahl dieses Zeitpunktes aufs beste darauf berechnet, die möglichst vollkommene und leichte Erreichung der durch das Vereinsgesetz bezüglich der Ordensgenossenschaften angestrebten Zwecke zu sichern.

Es lag im Interesse der Regierung, ein einmütiges Vorgehen der Ordensgenossenschaften, welches ihr unüberwindliche Schwierigkeiten hätte bereiten können, um jeden Preis zu verhindern. Überdies sollten die Ordensgenossenschaften zur Einreichung von Genehmigungsgesuchen soviel als möglich für alle ihre eigentlichen

Ordensanstalten und damit zur möglichst arglosen und offenherzigen Abfassung der für diese Gesuche erforderlichen Aufschlüsse über ihre Vermögens- und sonstigen internen Verhältnisse veranlaßt werden, durch welche sie sich ihren Feinden selbst auslieferten. Zu diesem Zwecke mußte die möglichst große Vertrauensseligkeit der Ordensgenossenschaften und der hinter ihnen stehenden kirchlichen Behörden bis zuletzt aufrechterhalten werden und durfte die Maske nur allmählich gelüftet werden. An der Einreichung von Genehmigungsgesuchen für Privatvolksschulen oder sonstige Anstalten, an denen Ordensleute nur im Auftrage von Eigentümern und Verwaltern, die selbst nicht Ordensleute sind, eine Tätigkeit üben, konnte der Regierung nichts liegen, da sie auf das Vermögen derselben ja doch nicht ihre Hand zu legen vermochte. Die möglichst große Schädigung dieser Anstalten erreichte sie am besten, wenn dieselben wegen angeblicher Auflehnung gegen das Vereinsgesetz geschlossen werden konnten.

Man wende nicht ein, daß vorstehende Darlegung bezüglich des Machiavellismus der französischen Regierung und ihrer parlamentarischen Mehrheit an Schwarzseherei leide. Dieselbe gibt vielmehr nur in der nüchternsten Form den Eindruck wieder, welcher sich jedem unbefangenen Beobachter bei ruhiger Würdigung der Tatsachen in ihrer Gesamtheit und in ihrem inneren Zusammenhange und bei gebührender Abwägung aller näheren Umstände derselben gebieterisch aufdrängt. „Juristen" und Staatsmännern, die Rabulistereien zur „rechtlichen" Grundlage ihrer gesetzgeberischen Arbeiten und ihrer Rechtsprechung und Politik nehmen, wie sie in ihren theoretischen Ausführungen über angebliche „Gesetz- und Ordnungswidrigkeit" der Ordensgelübde und die angebliche „Herrenlosigkeit" der Güter der Ordensgenossenschaften schwarz auf weiß vorliegen, tut man so leicht nicht unrecht. Einer Regierung und Parlamentsmehrheit, welche sich derartige Ungeheuerlichkeiten auf staatsrechtlichem und sittlichem Gebiete wie selbstverständliche Dinge und sogar staats- und gesellschaftsrettende Taten nicht nur unbedenklich, sondern sogar mit enthusiastischer Begeisterung aneignet, tritt man sicher nicht zu nahe, wenn man auch bei Beurteilung ihres sonstigen Verhaltens der wahrhaft haarsträubenden Skrupellosigkeit eingedenk bleibt, welche sie in ihrem ganzen Vorgehen gegen Ordensgenossenschaften und Kirche und in völlig notorischer Weise bekundete[1]. Im übrigen haben wir hinsichtlich des hier uns beschäftigenden Einzelfalles tatsächliche Momente in hinlänglicher Fülle beigebracht, um zu zeigen, daß eine für die politische „Moral" Waldeck-Rousseaus, Combes' und ihrer Helfershelfer vorteilhaftere Auffassung eine unheilvolle Selbsttäuschung wäre. Eine solche könnte nur dazu beitragen, die verwerflichen, auf die Vernichtung der katholischen Kirche und der christlichen Religion hinauslaufenden Pläne der französischen Kirchenfeinde und gleichgesinnter Nacheiferer derselben in andern Ländern, auch für die Zukunft, ganz wesentlich zu fördern. Die Aufklärung des Publikums über die verwerflichen Ziele der Kirchenfeinde und ihre heimtückische Taktik bei Verfolgung dieser Ziele erscheint im Interesse der Verteidigung der Religion und damit der höchsten Interessen der Menschheit unbedingt notwendig; ebendeshalb erachten wir es nicht nur für unser gutes Recht, sondern auch für unsere heilige Pflicht, zu dieser Aufklärung nach Maßgabe unserer Kräfte beizutragen.

Bezüglich der Freimaurerei, als treibender Macht hinter den Kulissen, im besondern können wir uns hier damit begnügen, nochmals auf die erwähnte

[1] Vgl. alle unsere Artikel in dieser Zeitschrift von LXII 477 an.

Äußerung des Br∴ Dyorande auf dem großen jährlichen Freimaurerkonvent vom 18. September 1901 hinzuweisen. Gemäß dieser Äußerung herrschte in eingeweihten Freimaurerkreisen bereits damals, also mehr als vier Monate vor dem Gutachten des Staatsrates vom 23. Januar 1902, völlige Gewißheit darüber, daß „jetzt die Gefahr beschworen" sei und daß, wie die Freimaurerei es gebieterisch verlangte, der § 2 des Art. 13 des Vereinsgesetzes schonungslos auch auf die katholischen Privatvolksschulen mit kongreganistischem Personal angewendet werden würde. Eine willkommene Ergänzung zur Äußerung des Br∴ Dyorande finden wir in einer Mitteilung, welche Br∴ Henri Brisson, einer der eingeweihtesten und maßgebendsten politischen Vertreter der französischen Freimaurerei [1], in der Einleitung zu seinem Werke La Congrégation zum besten gibt. Brisson, der Hauptbannerträger der radikalen und sozialistischen Parteien im Kampf gegen die „Tote Hand" der Ordensgenossenschaften, welcher die wirtschaftlichen Gefahren, die dem Lande von seiten dieser Toten Hand drohten, nicht schwarz und grell genug schildern kann [2], stellt in dieser Einleitung zunächst aufs nachdrücklichste folgende sehr interessante Punkte und Vorgänge fest:

„Ein Abgeordneter der Rechten bemerkte mir gegenüber einmal bezüglich des ungesetzlichen Besitzes der Ordensgenossenschaften [also der von Brisson ganz besonders bekämpften ‚heimlichen Toten Hand']: ‚Wollen Sie uns also absolut unsere Güter nehmen?' — Ich antwortete ihm: Wollen Sie dieselben behalten, so verzichten Sie nur auf den Unterricht. Wenn Sie sich dazu verstehen wollen, gemeinsam mit uns das Gesetz Falloux abzuschaffen, so werden wir Ihnen die Eigentumstitel geben, die Ihnen fehlen. Daraufhin brach das Gespräch ab und wird wohl nie wieder aufgenommen werden." [3]

„Noch einmal: Worauf es ankommt, das sind nicht die Güter, das ist der Unterricht, das ist die französische Jugend, das ist die Zukunft. Und mir scheint, daß uns der neue Art. 14 gute Aussicht dafür gibt, daß wir siegen werden" [4]; denn „siegen werden wir im Zeichen der weltlichen Schule (école laïque)." [5] — „Für meinen Teil hätte ich freilich die offene Abschaffung des Gesetzes Falloux vorgezogen, die uns alle diese Prozeduren erspart hätte. Wahrscheinlich wird es trotz allem noch dazu kommen müssen. Das ist aber kein Grund, den Wert der Waffen zu verkennen, die dem weltlichen (laïque) Frankreich durch das Gesetz vom 1. Juli 1901 endlich geboten worden sind. Wenn diese Waffen mit Zähigkeit und in gutem Glauben (avec bonne foi, d. h. gemäß unsern Absichten) angewendet werden, müssen sie uns den Sieg verleihen." [6]

Man bemerke, daß in vorstehenden Worten Br∴ Brisson selbst, der Hauptschürer gegen die angeblich erschreckende Gefahr der Toten Hand der Ordensgenossenschaften, ausdrücklich erklärt, daß es auf „die Güter der Ordensgenossenschaften nicht ankomme". Damit gibt er selbst zu, daß der Lärm, den man wegen der Toten Hand veranstaltete, auf Schwindel beruhte. Brisson äußert hierauf zu dem uns hier unmittelbar beschäftigenden Gegenstande:

„Gemäß der Art und Weise, in welcher die Frage [Unterdrückung der Unterrichtsfreiheit für die Katholiken durch Beschränkung oder Vernichtung der Vereinsfreiheit für die Ordensgenossenschaften] aufs Tapet kam, hatte es während langer Jahre den Anschein, als ob einzig der Mittelschulunterricht im Spiele sei. Da derselbe den Zugang zu den Berufszweigen und -tätigkeiten eröffnet, welche unserer demokratischen Gesellschaft die Richtung und das Gepräge geben, kommt ihm in der Tat seine besondere Bedeutung zu. Die Enthüllungen des Abg. Bourgeois in seiner jüngsten Kammerrede haben indes die Frage der Volksschulen als nicht minder brennend erscheinen lassen, in welchen zahl-

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIII 366. [2] Vgl. ebd. 367.
[3] H. Brisson, La Congrégation 1902, 38. [4] Ebd. 55.
[5] Ebd., préface VII. [6] Ebd. 56.

reiche Ordensleute eine ebenso verderbliche Erziehung erteilen wie die Jesuiten. Es war ein überaus glücklicher Griff seitens der Kammer, daß sie den öffentlichen Anschlag dieser Rede anordnete." [1]

Angespielt wird hier auf die Kammerrede Bourgeois' vom 25. März 1901. In dieser Rede betonte Bourgeois, welcher nebenbei bemerkt ebenfalls Freimaurer ist, als Expräsident des Preisgerichts für den Elementarunterricht auf der Pariser Weltausstellung von 1900:

„Das Institut der Brüder der christlichen Schulen" [also der La Salleschen Schulbrüder] hätte wegen seiner Leistungen auch in Frankreich an sich die Zuerkennung des großen Preises der höchsten Auszeichnung erwarten dürfen. Das internationale Preisgericht nahm aber davon Abstand, ihm denselben zuzuerkennen, weil es zwar nicht im Unterrichte dieser Schulbrüder, sondern in ausgestellten Schulbüchern und schriftlichen Schülerarbeiten kongreganistischer Schulen überhaupt intoleranten Geist entdeckte [2].

Zum Beweise für letztere Anschuldigung verlas Bourgeois dann einige, teilweise allerdings wegen irriger und ungeschickter Darstellung geschichtlicher Begebenheiten u. dgl. zu mißbilligende, aber verhältnismäßig recht harmlose Stellen aus solchen Schulbüchern und Schülerarbeiten [3], und spielte schließlich, als Haupttrumpf seiner Rede gegen den kongreganistischen Unterricht, einen schon 1880 von Spuller zitierten Ausspruch des Jesuiten Marquigny [4] aus. In diesem war für katholische Länder zur Verhütung des Eindringens von Irrtümern in den Jugendunterricht die Überwachung des gesamten Unterrichtes als der den Katholiken vorschwebende, allerdings nicht unmittelbar zu verwirklichende „Normal"- oder „Ideal"-Zustand bezeichnet [5]. Bourgeois setzt noch die unwahre Behauptung bei: der Ausspruch Marquignys in den Études sei in einer „sozusagen amtlichen Veröffentlichung der Gesellschaft Jesu erfolgt" und sei daher als die „These des Jesuitenordens" aufzufassen [6].

Die Vorwürfe, welche Br.·. Bourgeois hier gegen die Ordensgenossenschaften erhebt, und die ausschlaggebende Wirkung, welche diese Vorwürfe nach dem Zeugnisse Br.·. Brissons hinsichtlich der Anwendung des Vereinsgesetzes auf die katholischen Privatvolksschulen ausübten, können nur das Wort in Erinnerung bringen: Ihr seiet Mücken und verschlucket Kamele! — Leute, welche, wie Bourgeois, Brisson, Combes und Genossen, im Begriffe stehen, in schreiendster Intoleranz das radikalste und zugleich ungerechteste Ächtungssystem gegen katholische Ordensgenossenschaften und deren Mitglieder gesetzlich aufzurichten, hätten allen Grund, sich bei ihren Beschuldigungen gegen Ordensleute wegen angeblicher Intoleranz die größte Zurückhaltung aufzuerlegen. In Lehrbüchern, welche an öffentlichen Volksschulen im Gebrauche sind und waren, wie im mündlichen Unterricht der Lehrer an diesen Schulen sind weit schlimmere Verstöße gegen die Toleranz und die den Katholiken geschuldete Neutralität vorgekommen und nachgewiesen worden, als die Verstöße gegenüber der Handvoll Freidenker und

[1] H. Brisson, La Congrégation 1902, 57.

[2] Questions Actuelles LVIII 672 676.

[3] Ebd. 672—675. [4] Ebd. 680 f.

[5] Spuller, Kammerbericht vom 29. Mai 1879: Journal Officiel. Annexe n. 1442. 35—37.

[6] Questions Actuelles LVIII 681.

Protestanten sind, von welchen Bourgeois, Brisson und Genossen so viel Aufhebens machen. Ist es aber je einem katholischen Politiker eingefallen, deswegen ohne weiteres die Schließung sämtlicher öffentlichen Schulen zu befürworten? Und doch sind die Verstöße gegen Toleranz und Neutralität an den öffentlichen Schulen auch nach dem Gesetze unvergleichlich strenger zu beurteilen; denn die öffentlichen Schulen sind gesetzlich aufs strengste zu dieser Toleranz und Neutralität verpflichtet; die katholischen Privatschulen hingegen sind ihrer Natur und wesentlichen Bestimmung nach keine neutralen, sondern konfessionelle Schulen. Wie harmlos die Verstöße gegen die Toleranz im katholischen Lager im Vergleiche zu jenen im freidenkerischen und protestantischen Lager im allgemeinen sind, leuchtet schon aus der einen Tatsache aufs augenfälligste ein, daß heutzutage Protestanten, Freimaurer und Freidenker in keinem Lande, auch keinem katholischen, tatsächlich unterdrückt oder in ihrer Gewissensfreiheit beschränkt sind, wohl aber Katholiken, Ordensleute und Jesuiten in protestantischen und selbst in katholischen Ländern, in welchen Protestanten, Freidenker und Freimaurer zu Einfluß gelangen.

Nachdem durch das Gutachten des Staatsrates vom 23. Januar 1902 nachträglich auch der katholische Volksschulunterricht den Kirchenfeinden ausgeliefert war, erübrigte Waldeck-Rousseau zur Krönung seines sektiererischen Werkes nur noch die Aufgabe, für eine starke und „kompakte" Parlamentsmehrheit zur möglichst rücksichtslosen und radikalen Durchführung des Gesetzes gegen die Ordensgenossenschaften und den kirchlichen Unterricht Sorge zu tragen. Auch zur Erfüllung dieser Aufgabe begünstigte ihn das Glück in auffallender Weise bei den Wahlen vom 27. April und 11. Mai 1902. Obwohl, wie der Abg. Aynard in der Kammer, ohne Widerspruch zu erfahren, feststellte, auf rund 9 500 000 abgegebene Stimmen, trotz des Hochdrucks des gesamten Verwaltungsapparates, nur eine Mehrheit von 200—300 000 Stimmen auf ministerielle Kandidaten entfiel[1], erlangte die Regierung eine Mehrheit von über 100 Abgeordneten.

Nun hielt Waldeck-Rousseau, welcher bei seinen ehrgeizigen Absichten auf die höchste Ehrenstelle der Republik, die ihm allgemein zugeschrieben werden, seine politische Karriere nicht mit der gehässigen Henkerarbeit an den Ordensgenossenschaften belasten wollte, den Augenblick für gekommen, das Steuer des französischen Staatsschiffes einem Manne zu überlassen, welcher solche Bedenken nicht kannte, sondern durch seine Vergangenheit wie durch Charakter und Neigung zu dieser Henkerarbeit wie geschaffen schien.

In dem Schreiben an den Präsidenten der Republik vom 3. Juni 1902, in welchem er seine Entlassung einreichte, bemerkte Waldeck-Rousseau:

„Das Kammervotum vom 12. Juni 1899 hatte dem Ministerium, welchem vorzustehen ich drei Jahre die Ehre hatte, sein Programm vorgezeichnet", nämlich das Programm der

[1] Aynard in der Kammerrede vom 14. Oktober 1902: Journal Officiel 2345. Andere gelangten bei ihren Berechnungen sogar zum Ergebnis, daß im ganzen mehr Stimmen für antiministerielle als für ministerielle Kandidaten abgegeben worden seien.

republikanischen Verteidigung'. Die in diesem Programm gestellte Aufgabe ist heute vollendet. Die gewalttätigen Agitationen, welche die öffentliche Ordnung bedrohten, haben längst ein Ende genommen. Die Republik ist, ungeachtet einer Anstrengung [der Gegner], wie sie noch nie da war, siegreich aus diesem letzten Kampfe hervorgegangen. Eine verstärkte Mehrheit, die noch kompakter sein wird als die frühere, sichert nicht nur die Aufrechterhaltung, sondern auch die weitere Ausgestaltung unserer Institutionen." [1]

Auch Zeitungsberichterstattern gegenüber machte Waldeck-Rousseau bei der Begründung seines Rücktritts in erster Linie geltend, die seinem Ministerium gestellte Aufgabe der „Verteidigung der Republik" sei vollendet, die Republik sei „gerettet" [2].

Hinsichtlich dieser stark akzentuierten Behauptung des Entlassungsgesuches trat die erste ernsthaftere Meinungsverschiedenheit zwischen Waldeck-Rousseau und seinem Nachfolger Combes und dessen Mehrheit zutage. Denn letztere waren durchaus nicht gesonnen, auf das Schlagwort „Verteidigung der Republik", diese alte „Goldmine", aus welcher die französischen Republikaner schon seit Beginn der Republik reichlich geschöpft haben, zu verzichten. Unbefangene und urteilsfähige Beobachter, selbst im freidenkerischen Lager, sind freilich längst schon zur Einsicht gekommen, daß sich Waldeck-Rousseau sowohl als Combes mit diesem Schlagwort, wie mit ihren juristischen und agitatorischen Darlegungen in der Angelegenheit überhaupt, nur des gröbsten Schwindels zum Unheil Frankreichs schuldig machen. Tatsächlich haben sie die französische Republik, die gar nicht in Gefahr war, nicht gerettet oder vor Bürgerkrieg bewahrt, wie sie trügerisch vorgaben, sondern sie haben ihr möglichstes getan, um dieselbe erst wirklich in Gefahr zu bringen und dem Bürgerkriege zuzutreiben.

Hermann Gruber S. J.

Eine Krisis der Geschichte der Philosophie.

(Schluß.)

II.

Versetzen wir uns mitten in die lebensvolle Bewegung, welche seit dem Ausgang des Mittelalters im Innern der Wissenschaften wogte. Die theoretischen Aufgaben sind leider verschieden von den praktischen Zielen. Die im Geiste der ganzen Entwicklung liegende Forderung drängt zu einer Verfassungsrevision.

[1] L'Univers, 5 juin 1902.

[2] Vgl. z. B. La Vérité franç., 22 mai 1902.

Wir haben es ja gesehen. Unbestimmtheiten, Unklarheiten im Begriff und in der Einteilung der Wissenschaften rufen nach Aufhellung und Verdeutlichung. Die neue Vorlage enthält drei Hauptpunkte.

Ethik und Logik fordern die Anerkennung ihrer Sonderrechte.

Die historische, juristische und empirische Forschung nimmt für ihre Tatsachen die vollgültigen Ehren des Namens „Wissenschaft" in Anspruch. Im Zusammenhang damit soll die Ausscheidung des Einzelwissens aus dem Bereich der Prinzipienlehre erfolgen.

Als Endergebnis ist eine neue Verteilung der Wissenschaften in Aussicht genommen.

Die Identität der Philosophie und der Wissenschaft hat ein Ende; der Begriff der Philosophie wird enger, damit aber auch lebendiger und bestimmter.

Das waren wichtige Aufgaben des philosophischen Fortschrittes; sie wurden aber leider, wie wir im ersten Aufsatz ausgeführt haben, durch eine nach dem Averroismus und dem Terminismus geerbte Verwirrung in den Hintergrund gedrängt. Die Verwischung der Grenzen zwischen dem Glaubens- und Wissensgebiete war für eine Klärung des Begriffes der Wissenschaft, um die es sich doch an erster Stelle handelte, so ungünstig wie nur möglich. Die Verflachung der Metaphysik und ihre Verdrängung durch eine spitzfindige Logik, die Umhüllung des Kerns der Scholastik mit einem Knäuel verworrener Spitzfindigkeiten, die Krankheit einer blinden Averroesverehrung an Stelle der frischen und gesunden Eigenforschung, alles das hatte die weiten Säle der Weltphilosophie in Turnhallen der Sophistik umgewandelt. Anderseits war dadurch endlich auch die Geduld des Willens zum Denken erschöpft. Die Renaissance sollte hier Hilfe bringen.

Wir standen vor der Frage, ob sie befähigt und gewillt war, ihren philosophischen Unmut kräftig und fruchtreich zum Ausdruck zu bringen.

Daß sie nun tatsächlich nicht mutig widersprach, sondern sich fortreißen ließ und mitmachte, zeigt, daß sie ihrem philosophischen Beruf nicht vollkommen gewachsen war.

Sie hätte mit einer energischen Handbewegung die krankhafte Flucht zum Glauben und den Zweifel an der Schwungkraft des Verstandes abschütteln können. Waren doch in allen Perioden philosophischer Entwicklung die Rechtsentäußerungen der Vernunft zu Gunsten eines falsch verstandenen Glaubens ungesund und verderblich.

Die Renaissance mußte weiterhin den kräftigen wissenschaftlichen Zug der Zeit zu einer festen Abgrenzung der Gebiete des Wissens und Glaubens benutzen. Sie hätte vom Spiel mit Begriffen und Worten zum Ernst und Gehalt der Dinge und Wesenheiten, allerdings mit den Waffen der Kritik und der Leuchte der jungen empirischen Forschung, zurückkehren sollen. In Vorahnung neu entstehender Wissenschaften mußte sie die Zerlegung und Verdeutlichung des Begriffes der Wissenschaft selbstbewußt in Angriff nehmen.

Damit wurden keine ungerechten Forderungen gestellt. Sie ruhten in den Geschicken der Zeit, sie standen in den Schicksalsbüchern der Philosophie und der neuen Forschung verzeichnet.

Aber die Philosophie der Renaissance wußte ihre Zukunft nicht zu deuten.

Und dennoch schien der Anfang vielverheißend. So manche Denker des 14. Jahrhunderts waren des terministischen Wortgezänkes müde und an einem in averroistischem Sinne gedeuteten Aristoteles irre geworden[1]. Sie erinnerten sich an die Meister der Scholastik; sie vergruben sich in die griechischen Urtexte.

Wirkliche philosophische Bedürfnisse leiteten sie dabei, nicht bloß philosophisch-ästhetische Liebhabereien. Der weite, scharfe Geist des echten Aristoteles, die ahnungsvolle Tiefe des göttlichen Plato sollten der Philosophie neues Leben einhauchen.

Man setzte also fest ein, aber man scheiterte nur allzubald.

Das Zeitalter der spekulativen Unfruchtbarkeit war zu lang gewesen. Die Geduld früherer Jahrhunderte, auf spärlich erhellten Wegen den Geheimnissen der Begriffswelt nachzugehen, schien aufgebraucht. Es war viel Genie im drängenden Suchen und Treiben der jungen Renaissance, aber gleich von Anfang an zu viel Übermut, Phantasie und Rhetorik und zu wenig Tiefe.

Die Zeit sollte klar scheiden zwischen Wissen und Glauben; aber sie verlor sich statt dessen in den Irrgängen jener Philosophien, die sie überwinden wollte.

---

[1] Bekanntere Vertreter des Averroismus im 14. und 15. Jahrhundert sind in Paris Johann de Genduno (de Ganduno) und seine Schüler [socii] (vgl. De Wulf, Histoire de la philosophie médiévale 377 ff) und die immerhin gemäßigteren Paduaner Urban v. Bologna, Nicoletto Vernia, Kajetan v. Thiena u. a. m. Wichtige Nachrichten liefert Petrarca, Opp. V 218 226 380; Senil. V, ep. III. Vgl. Contés, Les Hérétiques d'Italie (übersetzt von Tigard-Martin) I 341 ff 386 ff.

Als Parole war ausgegeben worden: Studium des Urtextes der griechischen Philosophen. Ein wohl berechtigtes, ein stolzes Wort! Hätten sich die neuen Pioniere die Gründlichkeit und Unparteilichkeit des Aristotelikers Theodor von Gaza, hätten sie sich wenigstens Bessarions gemäßigte Vermittlung zwischen Aristoteles und Plato zum Vorbild genommen, so würde die Philosophie die Wege der Kritik und des Friedens betreten haben. Aber man verpflanzte griechische Streitsucht und griechische Schulrivalitäten nach Italien. Es war ja gewiß nicht unberechtigt, was der nüchterne Georg Scholarius (Gennadius) gegen den schwärmerischen Platonismus eines Georg Gemistus (Plethon) zu Gunsten des Aristoteles ausgeführt hatte; aber nur allzubald ließ man sich auf beiden Seiten zu den Übertreibungen und Ungenauigkeiten eines Georg von Trapezunt und eines Michael Apostolius hinreißen.

Gewiß wird niemand den Zorn gegen den „Aristotelesverderber" Averroes übel nehmen. Warum warf sich aber die Philosophie nicht auf die quellenmäßige Erklärung des Stagiriten, statt sich wieder an die Einseitigkeit eines einzigen Erklärers zu binden?

Das Blatt wandte sich jetzt: Die Anklage auf nacktes Heidentum, welche von den Aristotelikern den Platonikern zugeschleudert worden war, fiel auf die Ankläger zurück. Angesehene Aristoteliker bekämpften ja den averroistischen Aristoteles nicht mit dem Selbstzeugnis des Meisters der Peripatetiker, sondern mit den Kommentatorenlaunen eines Alexander von Aphrodisias. So stellte man Willkür der Willkür entgegen.

Man glaubte dem Alexander: das war die Schwäche; man vertraute sich nicht bloß seinen Erklärungen, sondern auch dem heidnischen Inhalt seiner Philosophie blindlings und kritiklos an. Da aber diese Alexandristen doch auch Christen bleiben wollten, wurden die Tore des Janustempels der Erkenntnis wieder weithin geöffnet.

Man war an der doppelten Wahrheit der Averroisten gelandet oder vielmehr gestrandet [1].

Zornig wandten sich jetzt tiefere Denker von diesem neuen Aristoteles gänzlich ab und versenkten sich mehr und mehr in die Erhabenheiten

[1] Ausdrücklich lehren die doppelte Wahrheit u. a. Pomponatius (1462—1524) und wohl auch sein Schüler Simon Porta (Porzio, gest. 1554). Andere Schüler lenkten ein. Immerhin ist die Behauptung des Marsilius Ficinus (Prooem. in Op. Plotini, ed. Creuzer I [1835] xviii), alle Aristoteleserklärer seien Alexandristen oder Averroisten, auch für seine Zeit (man denke nur an Hermolaus Barbarus gest. 1493) übertrieben.

Platos. Doch auch hier lauerte schon das Verhängnis. Die Renaissance-philosophen brauchten einen möglichst christlichen Plato und deuteten ihn daher im Sinne der Neuplatoniker [1]. Sie schwuren auf des Lehrers Wort.

Ein durch Neuplatonismus verwöhnter Geschmack liebt starke Würzen. Auch unsere Platoniker begannen sich an einer schwärmerischen Mystik, Natur- und Zahlensymbolik zu gefallen. Das Glaubensgeheimnis kam in allzu nahe Berührung mit der natürlichen Erkenntnis.

Man war zu jener zweiten, in der terministischen Denkweise wurzelnden Irrung zurückgekehrt.

Als sich am Ende des 15. Jahrhunderts diese Strömung mit der analogen religiös-spekulativen der Cusanischen Schule vereinigte [2], wurde die Verwischung der Grenzen zwischen Glauben und Wissen zu einer unheilvollen Krankheit; sie drängte das Wissen zur Skepsis und den Glauben zu einer Art Blindheit, die ihn nicht verklärte, sondern allmählich zersetzte.

Für eine völlige Verflüchtigung des Begriffes der Wissenschaft waren damit alle Vorbedingungen gegeben. So war denn nicht eine Wiedergeburt der Metaphysik erzielt, sondern eine Wiedergeburt wissenschaftlicher Verwirrung und philosophischer Streitigkeiten in die Welt gesetzt. Die Stimmen der Vermittler zwischen extremen Platonikern und extremen Aristotelikern drangen schon deshalb nicht durch, weil diese Friedensstifter oftmals, wie ein Leonicus Thomäus (gest. 1533), in ihrer Gutmütigkeit wirkliche, klaffende Unterschiede übersahen. Denker, welche des Geplänkels zwischen Averroes und Alexander müde, nach Aristoteles selbst griffen, mögen vielfach — es gab löbliche Ausnahmen — an griechischem oder philosophischem Wissen arm gewesen sein.

Diese Umstände ließen zwei Unterströmungen, welche bis dahin gefahrlos schienen, auf einmal mächtig aufsteigen. Sie führten viel lang genährten Groll gegen das Wissen aus Gründen und gegen die Anatomie der Begriffe mit; sie wollten greifbare Objekte der Wissenschaft, sie wollten rechnen und experimentieren, statt zu spekulieren, sie wollten geistreich reden, statt tief zu denken.

Infolge einer eigentümlichen Ironie der Geschichte trugen aber diese beiden Strömungen, welche in ihrem Ingrimm gegen Metaphysik jede Wissenschaft hinwegzuschwemmen drohten, mittelbar oder unmittelbar dazu

[1] So zumal der bedeutendste Platoniker jener Zeit, Marsilius Ficinus.

[2] Beispielsweise zu vergleichen die Philosophie des Karl Bouillé (Bovillus); auch seines Lehrers, des Aristotelikers Faber Stapulensis.

bei, die Irrungen der ersten Renaissancephilosophie zu überwinden und für eine gedeihliche Entwicklung des Begriffes der Wissenschaft den Boden vorzubereiten. Dieser Erfolg wurde allerdings unter trostlosen Umständen errungen; die Einheit der Weltanschauung, das kostbarste Vermächtnis der christlichen Völker, wurde ein für allemal verloren. Es war ein Glück, daß die Gewalten, welche das Mark der alten Philosophie auseinanderrissen, noch andere Kräfte in sich bargen, deren Ineinandergreifen dem Begriff der Wissenschaft zugute kam. Ereignisse, welche dort lähmend und zersetzend eingriffen, wirkten hier lindernd und heilend. Die Tatsachen, welche wir gleich berichten werden, sollen diesen eigenartigen Vorgang erklären.

Die eine jener beiden Unterströmungen war eine naturwissenschaftliche, die andere eine rhetorische.

Der neuen Tatsachen gab es zu viel seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auf den Durst war der Rausch gefolgt. Einen Augenblick schwebte sogar über dem wissenschaftlichen Leben das Verhängnis, daß der Sinn für wahre Wissenschaft verloren ginge. Das Erfahrungswissen schien sich in seinem jugendlichen Übermut der Gesellschaft des alten Mentors, der da beständig auf die Gründe hinwies, gründlich entledigen zu wollen, das war die Gefahr.

Man stand aber glücklicherweise noch zu nahe den Zeitaltern der Spekulation. Überdies waren die Philosophen der ersten Renaissance autoritätsgläubig zum Übermaß. Der Urtext des Aristoteles und Plato hatte es ihnen angetan. Der Zauber griechischer Laute knüpfte ihr Herz an die Denkrichtung der Männer, deren Sprache sie entzückte. So hielt man sich neben neuen Erfahrungen am alten Denken.

Für die *eigentlichen* metaphysischen Gegner dieser Richtung blieb es maßgebend, daß die Naturlehre zum großen Teil der Mathematik ihr Aufblühen zu verdanken hatte. Galt jenen Männern des 15. Jahrhunderts, deren Typus Leonardo da Vinci darstellt[1], die Mathematik als Königin der Wissenschaften, so war ihnen auch das Zurückgehen auf die Prinzipien wissenschaftliches Bedürfnis. Dadurch wurde dem Unfug gesteuert, daß man durch atemlose Aufzählung der Erfahrungstatsachen das Wissen aus Gründen, die eigentliche Wissenschaft niederschrie.

[1] Man vgl. Leonardo da Vincis „Buch von der Malerei“ (Ed. H. Ludwig) [Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance XV] I 1 ff 10 ff 14 16 ff 68 ff.

Bedenklicher waren die Übergriffe der Redekunst. Die barbarischen Laute der Philosophen des 14. Jahrhunderts verletzten die Ohren der Attizisten und Ciceronianer; eine schwerfällige Dialektik, welche zu metaphysischen Spitzfindigkeiten emporklomm, nahm sich abgelebt aus neben den leichtgeschürzten Reihen rhetorischer Entwicklungen und Beweise.

Die Redekunst beherrschte ja das Leben; warum sollte sie nicht auch die Wahrheit meistern?

Ein schönes, wahrscheinliches Reden über Dinge und Menschen, war das nicht Philosophie genug?

Man hat diese Rhetorik zur ältesten und gefährlichsten Gegnerin der Philosophie am Ausgang des Mittelalters gemacht; nach unserer Darstellung sind die Gefahren jüngeren Datums. Die Sache liegt so. Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden einige jugendliche Dränger durch die tonangebenden geistreichen Humanisten zu einer Überschätzung ihrer eigenen bescheidenen Kenntnisse in den klassischen Sprachen verleitet; die übertriebene Verurteilung der Antike durch den wohlmeinenden Konservativismus der Zeit reizte sie nur noch mehr. Diese „Poeten", recht eigentlich populäre Dilettanten, erschwangen sich höchstens zu einer Art populärer Lebensphilosophie; sie bestand aus rednerischen und dichterischen Reminiszenzen mit einem Anhängsel philosophischer Sätze aus Plato und Aristoteles, den Epikureern und der Stoa. Solche Weisheit sollte der Jugend eingeprägt werden[1]. Die Zeit war zum Glück doch noch zu ernst, um sich bei dieser Komödie einzufinden. Es mußte erst der Spott und die Gelehrsamkeit eines Laurentius Valla aufs Repertoire kommen. Auch jetzt noch war es nicht leicht, den Geschmack am ganzen Aristoteles und Plato zu verleiden. Man mußte zunächst an Schulstreitigkeiten müde und durch eine maßlose Autoritätenverehrung ausgehungert werden, um sich bei Vallas liederlichem Gastmahl einzufinden. Seine Anhänger, zu denen aber weder Agricola noch Vives gehören, hetzten schon auf einem besser vorbereiteten Boden, und als Nizolius und Ramus die Philosophie zur Rhetorik in die Schule schickten, wurde eigentlich erst die Gefahr einer Verflachung auch in wissenschaftlichen Kreisen drohend.

Diese unseligen Übertreibungen zeitigten das trostlose Ergebnis, daß selbst die maßvollen Mahnungen und die Beispiele eines Johann de Monte,

[1] Vgl. die trefflichen Ausführungen Röslers C. Ss. R. in seiner Schrift: Kardinal Joh. Dominici (1893). Ich zitiere dieses Werk, weil es die Darstellungen der besten Kenner der Frührenaissance ergänzt.

Paul Cortesius, eines Georg Benignus de Salviatis und eines Agricola die angegriffenen und beleidigten Philosophen nicht vermochten, ihre Sprache zu bessern.

Einen Augenblick konnte man im 16. Jahrhundert wirklich fürchten, daß die Flitterpracht rhetorischen Schmuckes und das Dämmerlicht oratorischer Halbbeweise den vornehmen Glanz der philosophischen Wahrheit überstrahlen und die Sprache der Wissenschaft zu einem lärmenden, verworrenen Gerede umgestalten könnten [1]. Es kam nicht so weit. Das Bedürfnis nach einem zusammenhängenden Wissensgebäude machte sich alsbald fühlbar. Das Pathos der Phrase war selbst für die neuen Augenblicks-Weltanschauungen ein allzu brüchiges Material. Die naturwissenschaftlich-mathematische Strömung drängte zu einem nüchternen Zurückgehen auf die Prinzipien. Und so zog man sich doch wieder überall auf die Spekulation, auf die Metaphysik zurück.

Aber das rhetorische Gepränge und die poetischen Phantasien philosophierender Humanisten waren schon in den Ernst der Verstandesuntersuchungen eingedrungen. Die antischolastische Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts nippte eben am überschäumenden Becher der neuen Naturlehre; sie erhob sich durchweg auf den Flügeln der Einbildungskraft, nicht auf denen der Spekulation [2]. Gewiß hat sie zum Teil wenigstens mit der doppelten Wahrheit gebrochen, aber nur weil sie stolz über den Glauben hinwegschritt, oder jene unmethodische Verbindung von Wissen und Glauben bis zum Übermaß vertrat. Das zweischneidige Schwert der doppelten Wahrheit hatte sein Werk getan. Die dem Glauben aufgezwungene Aufgabe, das Fundament des Wissens zu bilden, die Verdrängung der Vernunft aus ihrem altehrwürdigen Rechte, selbständig über die höchsten Fragen des Seins zu entscheiden, bildeten den Anklagepunkt. In der Verwirrung, welche durch Verquickung des Glaubensgebietes mit dem natürlichen Wissen entstanden war, sah man die beiderseitige Gerechtsame nicht deutlich. Die doppelte Wahrheit tat ihren Henkersdienst zu Gunsten eines selbstbewußten Wissens, welches nicht mehr fähig war, das Problem

[1] Über diese Gefahr in Deutschland vgl. die Darstellung Baumgartners in seiner Geschichte der Weltliteratur IV 565–575.

[2] Wir denken hier nicht an jene geheimwissenschaftlichen Phantasien, welche schon im 15. Jahrhundert mit Reuchlin begannen, ihre wunderlichen Vertreter in Agrippa von Nettesheim und Paracelsus sahen und eine Art Abschluß in Jakob Böhmes Träumen fanden, sondern zunächst an die Naturphilosophie eines Cardano, Patrizzi und Giordano Bruno, zum Teil auch an Telesio und Campanella.

der Versöhnung zwischen Wissen und Glauben zu lösen, oder eines krüppelhaften Wissens, das sich mit erborgten Kräften kümmerlich am Leben erhielt. Der Ekel an beiden Erscheinungen erzeugte den Skeptizismus des 16. Jahrhunderts.

Immerhin hatte selbst jene Philosophie des 16. Jahrhunderts, welche der Scholastik feind war und anderseits dennoch zu übereilten Verallgemeinerungen von den kaum gedeuteten Daten der neuen Erfahrungswissenschaft aus voranstürmte, den Wert der philosophischen Synthese, der Zusammenfassung zu einem Einheitsbild, begriffen und gerettet. Die streng naturwissenschaftlich-mathematische Richtung betonte nämlich fast nur die Auflösung in die Prinzipien, die Analyse, eine für die Entwicklung der Wissenschaft gefährliche Einseitigkeit. So ergänzten sich beide Strömungen und steuerten den Gefahren, welche an ihren Quellen aufgestiegen waren.

Inzwischen arbeitete die neu erwachende Scholastik mit Erfolg an einer schärferen Abgrenzung der Philosophie und Theologie; sie hielt das Banner der echten Wissenschaft, d. h. des Wissens aus Gründen, ohne Beimischung phantastischer Naturträume hoch. Was ihr fehlte, war eine innigere Fühlung mit der neuen empirischen Forschung. Diese bei allem Unglück glücklichen Umstände ermöglichten es, daß allmählich ein leidlich klarer Begriff der Philosophie und der Wissenschaft aus diesem scheinbar unentwirrbaren Chaos hervorgehe.

Unübersehbar war der Schaden gewesen für den Inhalt der Philosophie, für ihre ruhige Entwicklung; ihr Begriff selbst gewann dagegen an Klarheit und Gestaltung.

Waren doch die Hauptgefahren überwunden worden; so die Herrschaft der doppelten Wahrheit, die Herrschaft eines reinen Erfahrungswissens, die Vermischung von Wissen und Glauben. Der Sieg war allerdings auf Kosten des philosophischen Friedens errungen worden, aber es gab doch wieder eine allgemein anerkannte Wissenschaft, welche sich mit den Gründen des Seins, des Denkens und Handelns zu befassen hatte.

An diesem Wendepunkt angekommen, kann auch der Geschichtschreiber der Philosophie erleichtert aufatmen. Nicht als ob er über den Stoff, den er im vorhergehenden Zeitabschnitt zu behandeln hatte, unschlüssig sein dürfte. Sein Gegenstand trat ihm auch hier unverhüllt entgegen. Aber die Verquickung von Glauben und Wissen, Mystik und Wissenschaft, Rhetorik und Philosophie, die sich vordrängenden mathematischen Probleme und physikalischen Forschungen unter dem Zeichen der Philosophie zwangen

ihn, manche literarische Schöpfung in seine Darstellung aufzunehmen, welche er lieber andern Arbeitern überläßt. Nun ist der Ausblick freier, sein Ziel bestimmter.

Am Ausgang des 16. Jahrhunderts war also, trotz der Unzahl neuer Systeme, welche mit allen alten philosophischen Überlieferungen gebrochen hatten, der Boden weit geeigneter als im ersten Zeitalter der Renaissance, jene aus alter Zeit überkommenen Unklarheiten im Begriff der Wissenschaft zu heben.

Es konnte die seit Jahrhunderten vorbereitete Aufnahme der Ethik und Logik in den Kreis der strengen Wissenschaft endgültig vorgenommen werden, den neu entstehenden Kenntnissen und Wissenschaften konnte ihre Stellung angewiesen, alles im Reiche der Wissenschaften geordnet werden. Das waren, wie man sich erinnern wird, die drei Probleme, welche für die Entwicklung des Begriffes der Philosophie von höchster Bedeutung sind. Ihren Werdegang werden wir jetzt verfolgen.

Auf welchem Wege traten die Logik und Ethik in den Hauptbau der Wissenschaften ein? Schon diese erste Stufe in der Entfaltung des Begriffes der neuen Wissenschaft kam nicht ohne aufregende Verwicklungen zu stande. Nicht als ob die Philosophie sich geweigert hätte, die endgültige Aufnahme der beiden Wissenszweige durch einige Neueinrichtungen im eigenen Heim zu erleichtern; aber die Wissenschaft selbst wurde, wie wir gesehen haben, beim Ausgang des Mittelalters durch mannigfache Anfeindungen und Mißverständnisse in ihrem wesentlichsten Bestand gefährdet. Erst allmählich glätteten sich die Wogen und trugen Ethik und Logik ihrem neuen Leben zu.

Es war nicht schwer, von der Operationsbasis des Aquinaten aus den logischen und den ethisch-politischen Erkenntniszweigen ein für allemal den Rang einer wahren Wissenschaft zu erobern. Man unterschied mit Recht die unmittelbare Anwendung dieser Erkenntnisse von der theoretischen Forscherarbeit und fand so für die Logik und Ethik einen vollberechtigten Anspruch auf Selbstherrlichkeit und Souveränität.

Die Liebhabereien jener Schöngeister der Renaissance, welche die Logik in den Dienst der Rhetorik stellten, trugen nur dazu bei, ihr Selbstbewußtsein zu steigern. Die Rhetorik galt ja damals so viel, daß auch ihr Gefolge im Kreise der Wissenschaften hoffähig wurde. In Berührung mit der Redekunst gewann die Logik sogar an Klarheit und sprachlicher Gestaltung.

Sie war schon recht vornehm und einflußreich geworden, als durch die scharfsinnigen Untersuchungen der Neuscholastiker des 16. und 17. Jahrhunderts ihre wissenschaftlichen Titel jeder weiteren Anzweiflung entzogen wurden. Als Toletus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine Erklarungen zur aristotelischen Logik herausgab, schien ihm der streng wissenschaftliche Charakter der Logik eine fast allgemein anerkannte Tatsache zu sein. Nur einige alte Philosophen und wenige Moderne (aliqui neoterici) sprechen, meint er, der Logik diese Ehre ab[1].

Da man nämlich auf die griechischen Kommentatoren zurückgriff, fand man meist, im Anschluß an die unbestimmte und zweideutige Ausdrucksweise des Stagiriten selbst, die Logik bloß als ein Werkzeug des Wissens anerkannt und eignete sich diese Ansicht an[2]; nicht alle wollten mit Pázmány[3] in dieser Verschiedenheit einen einfachen Wortstreit sehen.

Wahr ist allerdings und allgemein anerkannt, wie Pererius[4] richtig bemerkt, daß die Ausschließung der Logik aus dem engsten Kreise der Wissenschaften durch die bedeutendsten griechischen Peripatetiker auf eine engere Definition des Begriffes der Philosophie zurückzuführen ist, eine Definition, welche bei Aristoteles selbst ganz schwankend erscheint.

Wie dem immer sei, die Logik befestigte sich immer mehr in ihrer Stellung als Wissenschaft.

Und als nun gar eine ihrer bis dahin vernachlässigten Aufgaben, die wahren Ideen von den falschen zu unterscheiden, in den Mittelpunkt der Forschung gerückt wurde und die Logik dadurch an die Spitze der philosophischen Bewegung trat, kam eine Art Größenwahn über sie, der ihr bei Freund und Feind schadete. Man bemühte sich, ihr jenen letzten Wirkungskreis zu verleiden oder auch zu nehmen, um sie auf ihr altes Gebiet zurückzudrängen. Die Wechselfälle dieser Intriguen gehören nicht hierher. In der einen oder andern Form behauptete sich ja doch die Logik beharrlich als Wissenschaft.

Neben ihr wurde auch die Ethik gehoben und geadelt.

[1] Franc. Toleti S. J. Commentaria ... in univ. Aristotelis logicam (ed. post. 1589), Praef. Q. 2, 7 ff.

[2] Vgl. z. B. Petri Molinaei Elementa logica (ed. ult. 1645) 1. Sogar Fonseca. Institutionum dialecticarum libri octo (1566) c. 1—5 1 ff.

[3] Opera omnia. Series latina I (ed. Bognár 1894) 43 ff.

[4] De communibus omnium rerum natur. principiis et affectionibus l. 1, c. 18 58 59.

Die Ehren, welche ihr in der alten Scholastik mehr durch den Einfluß des Christentums als der Stoa zuteil geworden waren, erhielten seit dem 15. Jahrhundert eine mehr theoretische Begründung. Sie ruhten auf dem Bestreben, die Doppelwelt des Erkennens und des Lebens zu einer strammeren Einheit zu verbinden. Das zum Glück und zum Sittlichkeitsideal führende Wissen sollte nicht wertloser erscheinen als die rein theoretische Wahrheit. In diesem Sinne mußte das Wissen „um seiner selbst willen" dem Wissen um des Menschen willen weichen.

Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen hören dort auf, wo der Mensch sich selbst in seiner Würde und Größe gefunden hat. Es bedeutet einen Kulturrückschritt, wenn man in neuerer Zeit diesen echten Monismus des Erkennens und Lebens den Herrschergelüsten einer rein theoretischen Wissenschaft und einer unabhängigen Kunst opfert. Seit den Klassikern der Scholastik arbeitete man an der Begründung dieser Einheit. Die Neuscholastiker und die philosophischen Größen der Renaissance vom Schlage eines Vives und Agricola wirkten hier zusammen mit Descartes und Spinoza, den Stoikern des 16. Jahrhunderts und den späteren Moralphilosophen.

Es ist demnach ganz unhistorisch, zu behaupten, daß die Wiedergeburt des „rein theoretischen Geistes" „der wahre Sinn der wissenschaftlichen ‚Renaissance'" sei. „Die Unterstellung unter Zwecke des praktischen, ethischen und religiösen Lebens", meint Windelband[1], „welche in der gesamten Philosophie der hellenistisch-römischen Zeit und des Mittelalters vorgewaltet hatte, hörte mit dem Beginn der neueren Zeit mehr und mehr auf, und die Erkenntnis der Wirklichkeit erschien wieder als der Selbstzweck der wissenschaftlichen Forschung."

So ziemlich das Umgekehrte war der Fall. Zur Zeit der Wiedergeburt dachte man in den maßgebenden Kreisen gar nicht an eine Trennung des Wissens vom Leben; das war nur zu loben. Man ließ sich sogar durch stoische und hellenistische Einflüsse vielfach verleiten, die gesamte Spekulation auf praktische Zwecke hinzuleiten, eine Übertreibung, welche dem Mittelalter fremd geblieben war. Diese letzte Trübung des Adels theoretischer Wissenschaft durch die Nahrungssorgen des Alltagslebens rief später jene verwirrende Reaktion hervor mit dem Schlachtruf: „Wissen um seiner selbst willen." Immerhin bleibt die Tatsache bestehen,

[1] Geschichte der Philosophie 286 ff.

daß die Aufnahme der Logik und Ethik ins engste Heiligtum reiner Wissenschaft zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert zugleich auch jenen Begriff „um seiner selbst willen" auf seinen wahren, zur Bescheidenheit mahnenden Sinn zurückführte.

Diese Standeserhöhung der Ethik und Logik brachte auch ein anderes Problem in Bewegung, ein Problem, welches für die Entwicklung des Begriffes der Philosophie von entscheidender Bedeutung werden sollte.

Seit dem Ausgang des Mittelalters rüttelte man an der althergebrachten Einteilung der drei theoretischen Wissenschaften.

Diese hatte, zumal seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, einen wohldurchdachten Angriff auszuhalten. Sie war bekanntlich von einem dreifachen Grad der Abstraktion ausgegangen. Die Metaphysik fand ihren Gegenstand von jedem Stoffe vollkommen losgelöst, die Mathematik sah ihn noch mit einer intelligibeln Materie verbunden, die Physik abstrahierte nur mehr vom rein individuellen Stoff.

Scharfsinnige Gründe eines Molina, Hurtado, Arriaga, Oviedo, Vasquez u. a. erschütterten ausgezeichnete Denker, darunter einen Suarez[1], so, daß sie nicht mehr energisch die alte Einteilung zu verfechten wagten.

Und nun waren die praktischen und rationellen Wissenszweige endgültig als Wissenschaften bester Marke eingeschrieben.

Allgemein anerkannt war die Tatsache, daß sich diese beiden Stiefkinder jenem alten Familiengesetz nicht fügen wollten. Konnte man nicht vielleicht an Stelle des dreifachen Grades der Abstraktion einen neuen Einteilungsgrund finden, der allen Wissenschaften zu Grunde gelegt werden könnte? Man ging auf die Suche. Die Lösung wurde durch die glänzenden Fortschritte der mathematisch-physikalischen und der historischen Wissenschaften beschleunigt. Auch die Rechtslehre und die Arzneikunde strebten nach einer echt wissenschaftlichen Grundlegung. Der Begriff der Wissenschaft hatte dadurch eine wichtige Erweiterung erhalten. Zunächst fühlte man sich instinktiv dazu getrieben, die neuen wertvollen Untersuchungen auf dem Gebiete der Geschichte und des Rechtes und die Entdeckungen in der Natur und im Reiche der Zahlen durch den Namen Wissenschaft auszuzeichnen. Man konnte es nicht begreifen und nicht verschmerzen, daß solche Triumphe des menschlichen Geistes zu einem Wissen zweiten Grades herabgedrückt würden. Für die Mathematik war das kein

[1] Vgl. Disput. Metaph. disp. 44, sect. 11.

Emporkommen, sondern altehrwürdiges Erbgut; für die andern Wissenszweige erschienen aber diese Ehrentitel neu und schwer zu begründen. Man suchte durch alle möglichen philosophischen Kunststückchen das Einzelwissen zum Rang des allgemeinen Wissens, des Wissens aus Gründen, zu erheben.

Erst lange nachdem das Ansehen des Terminismus und des älteren Empirismus geschwunden war, kam man zur Einsicht, daß die Einzelforschung als wahre Wissenschaft anzusehen sei, da sie mit den feinsten Werkzeugen der Kritik und der Methode arbeite, Werkzeugen, welche als streng wissenschaftlich zu gelten haben, weil sie nur durch Eingehen auf die allgemeinsten Gründe menschlicher Erkenntnis zu beschaffen sind.

Durch diese Erweiterung des Begriffes der Wissenschaft war mit einem Schlage die Identität der Philosophie und der Wissenschaft aufgelöst. Nur diejenige Wissenschaft, welche in allgemeinen Sätzen das Wissen aus Gründen entwickelte, fiel mit der Philosophie zusammen.

Indes schritt auch jetzt noch der Auslösungsprozeß voran. Er lebte sich allerdings nicht auf der großen philosophischen Heerstraße aus. Man wird in unserer Darstellung den Namen der berühmten Zeitphilosophen nur im Vorübergehen begegnen. Wo bleibt denn der Einfluß der großen philosophischen Systeme des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Entwicklung des *Begriffes* der Philosophie? Nun, dieser maßgebende Einfluß war unseres Erachtens nicht vorhanden. Die Werkstätten, aus denen jene neuen Lehrgebäude hervorgingen, lieferten nicht unmittelbar die Kräfte, welche die endgültige Trennung des Begriffes der Philosophie von dem der Wissenschaft im allgemeinen herbeiführten.

Man kann diese paradox klingende Tatsache nicht genug betonen.

Mochten auch die berühmten Denker jener Zeiten in ihrer Hand alle Fäden vereinigen, mit denen sie die Geschicke der neuen Philosophie woben, der *Gegenstand* ihrer Spekulationen gewann nicht durch individuelle Kraftanstrengungen an Klarheit und Bestimmtheit, sondern gleichsam durch tiefer liegende Kräfte, welche teils keimartig im Wesen der Wissenschaften vorgebildet waren, teils in den Werkstätten der neu entstehenden Wissensgebiete geschaffen wurden. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in der Leibnizischen Philosophie. Noch für viele andere Philosophen, wie für Spinoza, die meisten englischen Deisten, Naturalisten, Ethiker und Idealisten ist unser Satz unbestritten. Er ist aber auch auf Baco, Descartes, auf Locke, Hobbes, Hume auszudehnen. Die einen übersahen den ob seiner

Langsamkeit fast unmerklichen Prozeß der Loslösung von Wissenschaft und Philosophie, andere arbeiteten halb unbewußt, von den Ideen ihrer Zeit getragen, auf der Grundlage dieser allmählichen Scheidung. Man darf sich nicht beirren lassen, wenn z. B. Hobbes unter Vorwegnahme seines ganzen Systems die Philosophie einfach als Lehre von den Körpern bezeichnet[1]. Was er sucht, ist zuletzt nur die Erkenntnis der Dinge aus ihren Ursachen[2]. Nebensächlich ist hierbei, daß er außer den Körpern nichts Wirkliches annimmt.

Für Baco von Verulam ist die Philosophie noch immer gleichbedeutend mit natürlicher Wissenschaft; Geschichte und Mathematik sind ihm keine Philosophie, aber eben auch keine Wissenschaft im strengen Sinne[3]. Noch weit mehr findet Descartes alles Wissenswerte in der Philosophie[4]. Allerdings ist für Descartes wie für Baco die Seele der Wissenschaft das Zurückgehen auf die Gründe, und wie für Baco die Lehre von den allgemeinsten Grundsätzen und Seinsweisen erste Philosophie ist, so ist für Descartes die Lehre von den letzten Ursachen höchste Philosophie. Aber die tiefgreifendsten Probleme, welche uns eben beschäftigt haben und über die wir noch berichten müssen, so zumal die Stellung des Detailwissens zur eigentlichen Wissenschaft, erhalten aus Descartes und Baco wenig Licht.

Lockes Äußerungen, auf die man immer wieder verwiesen wird, bieten nicht den geringsten Aufschluß. Im letzten Abschnitt seines Essay concerning human understanding nimmt er eine Dreiteilung der Wissenschaft vor; er unterscheidet eine Wissenschaft der Dinge, eine Wissenschaft des Handelns und eine Wissenschaft der Zeichen[5]. Seine Auseinandersetzungen sind aber so unbestimmt und willkürlich, daß sie keine besondere Berücksichtigung verdienen.

Um die Weiterentwicklung des Begriffes der Philosophie und der Wissenschaft zu verfolgen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit von den einzelnen Systemen abwenden und ein ganz anderes Gebiet in Augenschein nehmen. Betrachten wir zu diesem Zwecke die allmähliche Sezession der Mathematik aus dem Kreise der eigentlichen philosophischen Fächer. Die

[1] Vgl. z. B. Logica (1668) c. 1, 2–8; Leviathan III 34.

[2] Logica a. a. O.

[3] Opera omnia (1665). De dignitate et augmentis scientiarum l. 3, c. 1.

[4] Vgl. besonders Discours de la méthode, 5. et 6. partie (Oeuvres, ed. Cousin I [1824] 167–212) und den ganzen Gedankengang der Principes de la philosophie (ebd. t. III).

[5] Book 4, chap. 21 (ed. 1849) 547 f.

Geschichte dieser Ausscheidung wirft ein überraschendes Licht auf unsere Frage.

Auf welchem Wege fand diese Ausschließung statt? War doch die Mathematik dem Altertum und dem Mittelalter wenigstens theoretisch in einem höheren Sinne Philosophie, d. h. Wissenschaft, als z. B. die Ethik oder gar die Logik. Versuchen wir es, die Lösung dieses historischen Problems, das noch der Enträtselung harrt, anzubahnen. Von einem Sonderbundskrieg der übrigen philosophischen Disziplinen gegen die Rechenkunst kann nicht wohl die Rede sein. Allerdings gerieten übereifrige Leser des Sextus Empirikus und des Proklischen Kommentars zum ersten Buch Euklids in einen etwas affektierten Zorn gegen die Mathematik. Man wollte nicht bloß einige Äußerungen Alexanders von Aphrodisias und Averroes, sondern selbst Platos siebentes Buch über den Staat zu einer Herabsetzung der Rechen- und Meßkunst mißbrauchen.

Der Verehrung des Meisters für die Zahlen uneingedenk, strichen diese Heißsporne, von denen Joh. Franz Picus von Mirandula, der Neffe, spricht[1], die Mathematik, „welche da über Quantität träume", aus dem goldenen Buch der Wissenschaften. Sie ist keine Wissenschaft, diese Zahlenlehre, hatte schon früher der Wunderjüngling von Mirandula geschrieben. Sie führt nicht zum Glück. Nichts ist dem Theologen schädlicher als eifrige Beschäftigung mit Euklid[2]. Später gab sich nicht bloß der neuerungssüchtige Campanella[3], sondern selbst der nüchterne Benedikt Pereira, zweifellos einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit, einer wunderlichen Mißstimmung gegen die Mathematik hin. Sie entwickle, so schreibt er, ihre Sätze nicht aus dem Innern der Zahlen und geometrischer Gebilde; deshalb verdiene sie gar nicht den Namen einer Wissenschaft[4].

Diese Auffassung machte indes nicht Schule.

Holte man so aus einigen griechischen und arabischen Philosophen beißende Witze gegen die exakte Mathematik, so stöberte man doch auch um die gleiche Zeit aus Plato und den Pythagoreern jene wunderliche Zahlensymbolik auf, welche einigen Philosophen des 15. und 16. Jahr-

[1] De examine doctrinae vanitatis gentium l. 3, c. 61.

[2] Opera (ed. Veneta 1557). Conclusiones de mathematicis 1—6, 158 (b). Anderseits war Pico ein begeisterter Verehrer der Zahlensymbolik.

[3] Thomae Campanellae . . . Univers. Philosophiae . . ., part. 3. libri 18 (Parisiis 1638, Op. tom. IV), lib. 5, c. 1, art. 5 und c. 2, art. 1—4.

[4] Benedicti Pererii . . . De communibus omnium rerum naturalium principiis et affectionibus libri 15 (1588) l. 1, c. 12, 40 ff.

hunderts die alte ernste Metaphysik ersetzen sollte. Diese geheimnisvolle Wolke, in der man die Mathematik der Welt zeigte, schützte doch wiederum ihr Ansehen.

Ihre wahren Freunde rüsteten sich indessen zu einem entschiedenen Kampfe gegen die Verkleinerer. Schon der unsterbliche Schöpfer des letzten Abendmahls hatte in der Mathematik die einzig sichere Grundlage aller wahren Wissenschaft gesehen; es war das eine Übertreibung, welche man bald überwand, um sich zu einer vernünftigen Wertschätzung zu vereinigen.

Wenn Leibniz in einem Briefe an Thomasius die auffallende Behauptung niederschreibt, die Scholastiker hätten sich alle Mühe gegeben, der Mathematik die Ehren einer wahren Wissenschaft zu entreißen [1], so denkt er wohl außer den eben angedeuteten Tatsachen an den elementaren mathematischen Schulbetrieb im Mittelalter und vielleicht auch an die übel gelaunten Bemerkungen einiger Terministen.

Gewiß liebäugelte mancher Philosoph des 16. Jahrhunderts etwas mit den alten Skeptikern, welche am Granitfelsen der mathematischen Gewißheit mit ihren Hämmerchen herumgeklopft hatten, und deckte sich mit einigen Aussprüchen des hl. Hieronymus, Ambrosius und Augustinus, bei denen man manch kräftiges Sprüchlein gegen die trockene Zahlen- und Meßlehre begierig aufsuchte. Aber diese Plänkeleien waren nicht gefährlich.

Die Mathematik selbst verlor diesen Umtrieben gegenüber keinen Augenblick die Stimmung heiterer Unbefangenheit. Im sorgenlosen Besitz ihrer stets wachsenden Reichtümer kämpfte sie vorerst gar nicht um den Rang einer Wissenschaft. Sie nahm es allem Anschein nach Baco von Verulam nicht übel, als er sie ihrer Herrschsucht wegen hart anließ und ihr bloß den Namen einer Hilfswissenschaft zuerkannte [2]. Sie schwieg, als ihr hoher Gönner Gassendi ihr, wie auch allen übrigen Erkenntniszweigen, den Titel einer Wissenschaft im aristotelischen Sinne streitig machte [3].

Es lag aber ein guter Teil Stolz in dieser spröden Gleichgültigkeit. Von Zeit zu Zeit griff die Mathematik gern zurück auf den Panegyrikus

[1] Opera (ed. Erdm.), pars prior (1840) 51. Leibniz wird die ausgeartete Scholastik im Sinne haben, ähnlich wie Gassendi, Opera (ed. Florent.) III 101 ff.

[2] Fr. Baconi Opera omnia (1665). De dignitate et augmentis scientiarum l. 3, c. 6, 96.

[3] Vgl. Dr Fr. Xav. Kiefl, Pierre Gassendis Erkenntnistheorie und seine Stellung zum Materialismus (1893) 77 ff.

Leonardos, und durch den Aufschwung, welchen sie den Naturwissenschaften gegeben hatte, geblendet, glaubte sie sich berufen, der Metaphysik ihre Methode anzubieten. Solche Größenwahnstudien blieben aber zum Glück rein dilettantisch und von kurzer Dauer, die Nüchternheit überwog. Jedenfalls brachten ihre Triumphe die Gegner allmählich zum Schweigen. An ihrer Wissenschaftlichkeit zweifelten Kenner nicht mehr. Die großen Neuscholastiker des 16. Jahrhunderts hielten sie meist in Ehren. Zur Zeit Gassendis und Leibniz' hatten überdies Descartes und Spinoza Mathematik und Spekulation eng verbunden. Und dennoch nahm jener Prozeß der Auslösung der Mathematik aus dem Verband der alten Dreizahl theoretischer Wissenschaften ruhig und stetig seinen Fortgang. Die philosophischen Lehrbücher[1] aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lassen bei ihren Einteilungen die Mathematik entweder stillschweigend, oder unter Zeichen einer gewissen Verlegenheit, aber fast immer unter Zeichen der Anerkennung beiseite.

Nach 1750 denkt man kaum mehr an die Mathematik als philosophisches Fach.

Wie war das so gekommen?

Die olympische Gleichgültigkeit der Mathematik gegen den alten Ehrenplatz zwischen Physik und Metaphysik kam der Verlegenheit wohlwollender philosophischer Freunde der Zahlen- und Raumlehre gut zu statten.

War ja doch von jeher die Praxis in einem gewissen Gegensatz zur Theorie gestanden. Theoretisch reihte man die Mathematik zwischen der abstraktesten Seinslehre und der konkreten Naturlehre ein; praktisch behandelte man sie aber nicht mit gleichen Ehren oder einem auch nur annähernd ähnlichen Eifer; so war sie aus dem Gesichtskreis des Metaphysikers und Physikers verschwunden. Als sie im 16. und 17. Jahr-

[1] Vgl. Philosophiae ac Mathematicae totius institutio . . . auctore P. Petro Galtruchio S. J. (1661): er hilft sich mit der Ausflucht: ne quid dicam de Mathematica (S. 11). – Summa Philosophiae, auctore R. P. Raym. Mailhat O. P. I (1660) 2: Strictius vero et magis proprie sumitur (philosophia) pro cognitione per causas non qualescumque sed altiores et universaliores, sicque adaequate dividitur in Logicam, Physicam, Metaphysicam et Ethicam seu Moralem: nec complectitur alias disciplinas. — Philosophia iuxta inconcussa tutissimaque Divi Thomae dogmata, auctore P. F. Antonio Goudin O. P. I (1694). Disp. praeamb. Q. 1, art. 3, 55 ff; die Mathematik gehört nach ihm nicht zur „Weisheit" (S. 57). Es gab natürlich auch Ausnahmen; so hält z. B. an der alten Einteilung fest Philippus a SS. Trinitate O. Carm. disc. in seiner Summa Philosophica I (1665) 313—338.

hundert in die engsten Beziehungen zur Naturlehre trat, hatte sich der Begriff der Wissenschaft und der Philosophie bereits stark verschoben. Das Einzelwissen und die daraus unmittelbar abgeleiteten Gesetze waren aus der Prinzipienlehre, auf welche nunmehr der Name Philosophie eingeschränkt wurde, ausgeschieden und richteten sich als selbständige Wissenschaften ein. Ihnen schloß sich die Mathematik an.

Die Philosophen ließen es nicht ungern geschehen. Sie konnten ja Logik, Naturphilosophie, Metaphysik und Ethik unter einen gemeinsamen Begriff bringen, dem sich die Mathematik weniger gut anfügte. Es fehlte freilich noch eine feste theoretische Begründung der neuen Einteilung. Da kam zur rechten Zeit Christian Wolf und stellte ein dreifaches Wissen auf: ein historisches, als Erkenntnis des Tatsächlichen, ein philosophisches, als Erkenntnis der Gründe, ein mathematisches, als Erkenntnis der Größen [1].

Diese Unterscheidung erschien als ein ganz brauchbarer Abschluß der bisherigen Entwicklung. Sie drang siegreich durch.

Die weitere Geschichte des Begriffes der Philosophie liegt außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes. Nicht als ob die Entwicklung stillgestanden hätte. Im Gegenteil, sie nahm einen ungeahnten, großartigen Aufschwung. Aber von einer Krisis der Geschichte der Philosophie, einer Krisis, welche durch die Unbestimmtheit ihres Gegenstandes heraufbeschworen worden wäre, kann man nicht mehr sprechen. Nicht nur haben uns die großen Krisen des Altertums, des Mittelalters und der drei ersten Jahrhunderte der Neuzeit gelehrt, wie der Geschichtschreiber der Philosophie mitten durch die Brandung fest und unbehindert steuern kann, sie haben auch den Gegenstand der Philosophie im Gegensatz zu dem allgemeineren der Wissenschaft in einen festen Kreis gebannt und damit jede künftige Gefahr einer akuten Krisis ein für allemal beseitigt. Unzähliges, Altes und Neues, wurde seitdem durch große und kleine Denker über Wissenschaft, Philosophie, ihr gegenseitiges Verhältnis dargeboten. Das zu leugnen wäre Vermessenheit. Es war auch sehr viel am Begriff und Gegenstand der Philosophie zu klären, zu feilen, durch Ergänzungen zu erweitern. Wir werden alsbald darauf zurückkommen. Aber alle diese Begriffsbestimmungen lagern auf einem durch die eben beschriebenen Kämpfe wohl vorbereiteten und gefestigten Boden.

[1] Philosophia rationalis sive Logica (1728). Discurs. praeliminaris c. 1 et 2.

So wird denn die Geschichte der Philosophie trotz aller Revolutionen im Reiche der Wissenschaft seit dem Ausgang des Mittelalters ihre Aufgaben und Ziele nicht verfehlen können.

Die terministische Scholastik, die antischolastischen Schulen des 15. Jahrhunderts, die Platoniker und Aristoteliker der Renaissance treten ihr alle mit Stoffen entgegen, welche sich im Rahmen einer einheitlichen Geschichte voll und ganz zusammenfinden können. Die neuen naturphilosophischen Systeme der folgenden Zeit bieten ein zweifellos „philosophisches" Aussehen. Mag auch die Rhetorik vielfach die Grenzen der streng wissenschaftlichen Dialektik verwischen, mag der Übermut der jungen physikalischen Forschungen den Namen und die Ehren der Wissenschaft, ja der Philosophie für die Naturlehre allein in Anspruch nehmen — der Geschichtschreiber der Philosophie, welcher die fest gerichteten Strömungen der Zeit zu deuten versteht, wird mit klarem Blick alle wesentlichen Züge des philosophischen Lebens der letzten Jahrhunderte in sich aufnehmen und zu einer stramm verketteten Erzählung verarbeiten können.

Die Gründe des Seins, Denkens und Handelns stehen nunmehr als einheitliche Gruppe den andern Wissenschaften gegenüber.

Haben auch bedeutende vorwolfianische Philosophen die Tatsache dieser Entwicklung im Begriff der Wissenschaft nicht gemerkt, so benimmt das dennoch dem Geschichtschreiber in keiner Weise sein gutes Recht, nur diejenigen Gebiete in seine Darstellung aufzunehmen, welche nach dem Geiste der Entwicklung und zuletzt auch nach einem mehr oder weniger bewußten Plan der Verfasser als philosophisch im eigentlichen Sinne zu gelten haben.

Diese Gruppe von Wissenschaften, welche die Gründe des Seins, Denkens und Handelns behandeln, blieb denn auch seit dem 18. Jahrhundert Eigentum der Philosophie.

Die neueren Philosophen seit Kant haben allerdings meist schon in die Definition der Philosophie ihr fertiges System hineingetragen und dadurch die Objektivität der Wissenschaft arg geschädigt. Sie alle forschten aber zuletzt dennoch nach irgend welchen Ursachen des Seins, Denkens und Handelns.

Ein auf einseitigem Sprachgebrauch und philosophischer Verarmung fußendes Mißverständnis führte allmählich dahin, daß man unter den Ursachen nur noch die bewirkende und die Zweckursache aufzählte. Das Altertum und das Mittelalter rechneten aber auch die inneren konstituierenden Elemente der Dinge zu den Ursachen; ihre Aufhellung galt ihnen

als echt wissenschaftliche Aufgabe. Viele moderne Philosophen leugnen nun jenem falschen Sprachgebrauch gemäß jedes Wissen aus Gründen, und so scheint es auf den ersten Blick, als fiele der Gegenstand ihrer Forschungen ganz außerhalb des älteren wissenschaftlichen und philosophischen Gebietes. Dem ist nicht so. Sie alle, nicht bloß Kant und die an ihn anknüpfenden Schulen, nicht bloß die Materialisten und Idealisten, auch die Positivisten, auch die radikalsten Individualisten, auch Stirner und Nietzsche suchen doch zuletzt nach nichts anderem als nach den inneren Elementen des Seins, Denkens und Handelns. Diese Elemente stellen aber, solang man nicht mit Begriffen spielt, wirkliche Ursachen und Gründe der Dinge dar und ergeben demnach ein wirkliches Wissen aus Gründen, wenn auch nicht aus allen, so doch aus einigen. Der Geschichtschreiber der Philosophie, welchem es vor allen zukommt, die Begriffe des Grundes, der Ursache in ihrem wahren, vollwertigen, historischen Sinne zu erfassen und seiner Darstellung zu Grunde zu legen, wird demnach über den Gegenstand seiner Forschung nicht zu zweifeln vermögen, er wird seine Einheit durchschauen und ausnützen.

Eines muß er sich allerdings gestehen: Vollkommene Klarheit bietet ihm auch jetzt noch sein Ziel nicht; die Geschichte der Forschungen über die Gründe des Seins, Denkens und Handelns ist keineswegs ganz eindeutig bestimmt.

Verschiedene Wissensgebiete, die von niemand mehr zur Philosophie gerechnet werden, verdienen den Namen Wissenschaft, weil sie bis auf die Ursachen vordringen. Es gibt demnach ein Wissen aus Gründen, das nicht Philosophie ist. Was ist denn aber dann Philosophie? Die Lehre von den letzten, höchsten Gründen, erwidert man. Diese Antwort genügt nicht. Damit wird eigentlich nur die erste Philosophie, die Metaphysik, umschrieben. Mag man nun auch, wie es die meisten Neuscholastiker im Anschluß an Christian Wolf und in vollendetem Gegensatz zur klassischen Scholastik tun, die Kosmologie und Psychologie zur Metaphysik schlagen, so ist damit der Knoten keineswegs gelöst. Viele Prinzipien der Natur- und Seelenlehre, die meisten der Logik und Ethik sind nicht die allgemeinsten, die höchsten, die letzten, sondern eben nur in einem relativen Sinn allgemeine, höhere. Man muß also, so scheint es, zu dem schwankenden Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts zurückkehren und als Gegenstand der Philosophie die allgemeinsten und allgemeineren Prinzipien bezeichnen. Aber auch damit wäre zuletzt wenig geholfen. Mit

demselben Rechte, mit welchem man viele mehr spezialisierte Prinzipien der Logik und Ethik als Philosophie gelten läßt, müßte man gewisse allgemeine Gesetze der Geschichte, der Jurisprudenz, der Soziologie, der Mathematik zum Gegenstand der Philosophie machen. Wird aber dadurch nicht die durch gewaltige Anstrengungen errungene Abgrenzung der Philosophie gegen die übrigen Wissenschaften wieder aufgehoben?

Es ersteht hier, wie man sieht, ein neues Problem. Seine Lösung anzubahnen blieb dem 19. Jahrhundert vorbehalten; gemäß dieser Lösung den Gegenstand der Geschichte der Philosophie neu und endgültig zu bestimmen, das erkor sich die hoffnungsfrohe Zukunft dieser rastlos voranstrebenden Wissenschaft.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Aus Bettinas Briefwechsel.

Bettina Brentano ist keine wohltuende Erscheinung für ernsteren Sinn. Gewiß war sie außergewöhnlich begabt, nicht nur mit einer wunderbaren Phantasie, sondern auch reich an Geist und mannigfaltiger künstlerischer Anlage. Aber das Wichtigste hat ihr bei allem gefehlt: Maß und Zucht. Im katholischen Bekenntnis aufgezogen, hat sie schon in frühem Mädchenalter alle Religion von sich geworfen. Mehrere ihrer Schwestern als Gattinnen und Mütter an die Spitze einflußreicher Familien gestellt, sind in stiller, geklärter Frömmigkeit ihrem angeerbten Glauben treu geblieben und sind eine Quelle des Segens geworden für viele; die zwei bedeutendsten ihrer Brüder, Klemens und Christian, sind zeitig zurückgekommen von geistigen Irrwegen und haben mit einer fast leidenschaftlichen Liebe sich der Religion in die Arme geworfen; sie aber blieb die krasse Heidin, die kecke Naturvergötterin, die „den Künstlern ein Naturevangelium predigte“, das selbst dem großen Heiden Goethe zu weit zu gehen schien[1]. Von dem protestantischen Prediger ließ sie ihre Ehe einsegnen und das protestantische Bekenntnis ihren Kindern äußerlich auferlegen, während sie von dem herrschenden Bekenntnis und dem Kirchenwesen, wie sie es in dem protestantischen Berlin vor sich sah, nur mit Verachtung zu reden vermochte.

[1] Goethes Brief vom 3. November 1809; vgl. v. Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano (Berlin 1879) 184.

Bettinas Dämon war das überquellende „Gefühl der Eigenmacht“ [1]. Sie wollte „leben im heiligen Orden ihrer eigenen Natur“ [2]. Sie „hofft, daß sie und ihre Pflicht nie zusammenkommen, falls eine sollte auf ihr Los gekommen sein“: „Erwischte ich sie, ich würde ihr den Hals herumdrehen“ [3]. Ein „Soll oder Muß“, ein „Gott hat's so gewollt“ würde ihr sofort „allen Farbenschmelz und Heiligenschein konsumieren“.

„Hat's Gott gewollt, daß man sich liebe ..., wenn das so wär', daß Gott wolle, wo er gar nichts zu wollen hat, ich würde ihm widerspenstig sein und den grad nicht wollen lieben, den er dazu geschaffen.“ [4]

„Ich will, ich darf mich nicht zügeln lassen. ... Ich will nicht anders werden. Ich will Ich, Ich, Ich sein, immer stolz, immer hoch, immer kühn.“ [5]

„Wurzeln und Kräuter, eine Blumendolde, aus der bei leisem Druck der Same aufsprang, — die waren mir Unterpfand und Beteuerung vom Gegenteil alles Aberglaubens; sie sagen mir immer dasselbe: ‚Freisein!‘ und jeder Glaubensbefehl leugnet mir das, und endlich, da die Überschwemmung der ganzen Erdenkultur auf mich losgeschwemmt kommt, da strecke ich die Hand allem Unschuldigen entgegen, um es zu retten in meinem Busen. Und jeder Begriff des Großen, Kühnen, der Lüge zum Trotz Reinen — das ist mir ein Lebendiges, das mich anwirbt mit schmeichelnder Verheißung. Und was war dagegen, was man mich lehrte? Ach, so unfaßlich, daß man eine Maschine sein müßte, um es nachzusprechen.“ [6] „Da habt ihr die Dreifaltigkeit! Der Sohn ist das Gewissen, der Geist ist der Genius des Selbstbewußtseins, der Vater ist das beide erzeugende Gefühl der Unsterblichkeit. ... Innerlich kann das Geheimnis [der Dreifaltigkeit] nichts anderes sein als dies Selbstbewußtsein, das im Geist zur Unsterblichkeit sich entwickelt. Selbst Gott werden, das ist Religion, und sonst ist nichts Religion.“ [7]

So blieb Bettina bis zu ihrem Ende — und sie hat ein hohes Alter erreicht — ein tolles Kind am Gängelband der Laune, mehr noch als titanentrotzige Heidin, recht im vollen Sinn ein „Wildfang fesselloser Genialität“.

Manches mag zu ihrer Entschuldigung sprechen. Kindheit und Jugend dieser außerordentlichen Natur fielen in eine verworrene Zeit voll dunkeln, ungestümen Dranges. Es war die klassische Zeit des Geniekultus, die Zeit der entfesselten Gefühlsherrschaft, da eine Schrift wie Werthers Leiden für Deutschland zum Ereignis werden konnte. Die Mutter starb, da Bettina acht Jahre zählte; das Kind, voll des sprühenden Geistes und von erschreckender Lebhaftigkeit, fand niemand, der es geistig hätte beherrschen können. Der Einfluß, den die feingebildete, aber freigeistige Sophie Laroche inmitten ihres glänzenden Bekanntenkreises auf die Enkelin ausübte, war kein günstiger; die Herzensfreundin, die Günderode, entriß sich den Armen des einundzwanzigjährigen Mädchens, um durch Selbstmord dem Leben ein Ende zu machen aus romantischem Liebesschmerz.

[1] Frühlingskranz I 82 172 f. [2] Die Günderode I 187.
[3] Frühlingskranz 238 f. [4] Ebd. 224 f.
[5] Historisch-politische Blätter XV 807. [6] Frühlingskranz 97.
[7] Bettina an Friedrich Wilhelm IV., 15. April 1843 (L. Geiger, Bettine v. Arnim 2c. 33).

Der ältere Bruder aber, der sich ihre Leitung zur Aufgabe gesetzt hatte, bei allem geistigen Reichtum, der ihm eignete, hat selbst Maß, Festigkeit und Konsequenz weniger gekannt als irgend jemand.

„Halb Hexe, halb Engel, halb Katze, halb Taube, halb Jakobiner, halb Katholik" hat man dieses merkwürdige Wesen schon zu Lebzeiten genannt [1]. Trotz der wirren Regellosigkeit ihres Geistes behauptet sie eine gewisse Bedeutung in der Literaturgeschichte, und auch dem Katholiken kann sie nicht völlig fremd bleiben. Der edelste unter den Romantikern, Achim v. Arnim, wählte sie zur Gattin, und sie hat ihm bis zu seinem Tode ein beglückendes Heim bereitet. Klemens Brentano, der Fürst der katholischen Dichter im 19. Jahrhundert, war ihr Lieblingsbruder, und ein Wechselverhältnis voll bezaubernder Innigkeit hat während ihrer Jugend zwischen dem seltenen Geschwisterpaare gewaltet. Mit hervorragenden katholischen Kreisen, wie dem Hause von Görres und von Ringseis in München, hat sie bis zum Ende die herzlichste Freundschaft und mannigfachen Verkehr unterhalten. Sailer hat sie gut gekannt und verehrte ihn hoch; bei Ludwig I. von Bayern hatte sie sich Interesse und Wohlwollen erworben; Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz stand mit ihr im Briefwechsel, und noch als König lauschte er gern und viel der geistreichen Frau, und später hat sie für ihn, den König, ein eigenes Buch geschrieben. Im Hause ihres Schwagers, des Ministers v. Savigny in Berlin, wo religiöser Sinn und ernste Lebensanschauung eine gesicherte Heimstätte hatten, hörte sie nie auf, verwandtschaftlich zu verkehren, und war dort bis zum Ende mit Achtung und Anteilnahme genannt. Dahingegen zählen diejenigen, die ihr Andenken am meisten geschmäht und verkleinert, ein Dorow, Riemer, Marggraff, ein Düntzer oder Robert Keil u. a., zu Schulen und Richtungen, an die Bettina einstens ihre Sympathien weggeworfen, die aber gewiß nicht geeigenschaftet sind, für die Allgemeinheit Maß zu geben.

Trotz allem war Bettina ein Adel der Seele angeboren, der sich nie ganz verleugnet hat. Sie war eine starke Natur. Über die Rücksichten hergebrachter Schicklichkeit, über konventionelle Schranken jeder Art konnte sie sich dreist hinwegsetzen; die modernste Emanzipierte unserer Tage findet an ihr noch den Meister. Aber was tausend andern zum Verderben oder zur Entehrung geworden wäre, schien sie nicht zu berühren. Ihren Ruf freilich bei Mit- und Nachwelt hat manches in ein Zwielicht eingehüllt, aber soweit das Auge dringt, ist sie sich selbst treu geblieben in „dem Entschluß, dem Mut, frei zu schweben über aller Gemeinheit" [2]. Der ernstfromme Dr Ringseis, der 50 Jahre lang sie nahe gekannt, hat, unerachtet des schroffen Gegensatzes in der ganzen Lebensauffassung, noch im hohen Greisenalter für sie gezeugt [3]:

„Es hat mich nie ein zarteres Gefühl an sie gefesselt, wohl aber beseelte mich bald staunende Bewunderung für ihre sprudelnde, unvergleichliche Genialität, ihren tiefsinnigen Witz, für den sichern Anstand, womit sie die geniale Freiheit ihrer Bewegung zu begleiten wußte, so daß ohne Zweifel ihr niemand unehrerbietig zu

[1] Keil, Frau Rath (Leipzig 1871) 22 f. [2] Frühlingskranz 143.
[3] Ringseis, Erinnerungen I 96.

begegnen wagte, und warme Freundschaft erregte in mir die wohlwollende Güte sowie die Rechtschaffenheit ihres Wesens."

Auch ihr Bruder Klemens hat zu einer Zeit, da seine Gefühle für sie in eine tiefe Trauer verwandelt waren, nach einem längeren Zusammentreffen mit ihr Görres gegenüber 1825 ein ähnliches Zeugnis ihr ausgestellt[1]:

„Bettina habe ich voriges Jahr in Schlangenbad und Frankfurt gesehen. . . . Ich war sehr traurig in der Nähe dieses großartigsten, reichstbegabten, einfachsten, krausesten Geschöpfes. In stetem Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren, alles in Beschlag nehmen und mit Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurecht gewalttätigen, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einen Akt zu stellen und das Ungemeine sich gesellig bequem zu setzen, in diesem ohne Ruhe und doch mit geheimem, nur befreundetem Auge zu entdeckendem Hintergrund des Nichtgenügenden in allem, aber zu hochgestellt und zu allgegenwärtig im menschlichen Kreis, um diese eingemauerte bessere Sehnsucht zu befreien und vor Gott unter Tränen darzustellen, auf daß es eine gerettete Seele werde: ach, es ist dieses ein ganz vernichtendes Gefühl! Sie tut mir unaussprechlich leid."

Meister Eduard v. Steinle in Frankfurt war geneigt, Bettina ungleich strenger zu beurteilen als Ringseis und ging so weit, im Mai 1839 Klemens Brentano vor zu regem Verkehr mit ihr zu warnen[2]. Brentano, so klar er der Schwester Abirrung erkannte und so schmerzlich er dieselbe beklagte, übernahm gleichwohl dem Freunde gegenüber ihre Verteidigung[3].

„Und doch kann ich nicht umhin", schrieb er an Steinle im Frühjahr 1842, „die Bettina für die edelste, gütigste, wahrste, vollkommenste Natur unter allen Nachkommen meiner Eltern zu erkennen. . . . Ich hielte es für ein Glück für Sie und Bettina, wenn diese während ihres Dortseins nach Frankfurt käme; ich bin überzeugt, Sie würden in Bezug auf Ihre Kunst, Ihre Güte mehr an ihr haben als an den meisten Menschen bisher, und auch Bettina würde von Ihnen vieles gewinnen und erweckt fühlen, was ihr jetzt nur noch im Traume, aber immer sehr erquicklich vorzuschweben scheint. Dietz[4], Ihnen doch wohl auch eine theoretisch und praktisch katholische Autorität, sagte mir: ‚Mit niemand in Berlin, Beckedorff etwa ausgenommen, habe ich so verstanden und erwidert sprechen können außer mit Bettinen; sie ist die herz- und seelenvollste Person und die wahrhaftigste, die mir dort begegnete. Sie sagte mir unter anderem: Sie müssen sich nicht ärgern, wenn Sie mir vorwerfen hören, was auch wahr ist, daß ich vielen Umgang mit jungen Juden habe und mich ihrer nicht schäme. Soll ich mich denn der Wahrheit schämen? Sie aber sind allein wahr hier, sie sagen offen heraus, daß sie nichts von allem dem glauben, was die andern zu glauben lügen. Ich warne meine Kinder nur vor der Lüge der Pietisten. So Sie mich über die christliche Religion fragen, muß ich Ihnen von ganzem Herzen eingestehen, daß ich die katholische Religion allein für die wahre, das ganze Christentum und alle seine Gnaden um-

[1] Görres' Gesammelte Briefe III 184 f.

[2] Edward v. Steinles Briefwechsel II 23. [3] Ebd. II 63.

[4] Herm. Jos. Dietz, Kaufmann und Stadtrat in Koblenz, bekannt durch kirchlichen Eifer, und Mittelpunkt eines einflußreichen katholischen Kreises.

fassende Religion erkenne, und alle andern Konfessionen halte ich für durchaus widersprechend und zusammengeflickt. Wenn Sie mich nun fragen, warum ich denn nicht praktisch als Katholikin lebe, so muß ich Ihnen mit Bedauern gestehen, daß es mir leid tut, keine Religion zu haben. Wer mir jedoch aus christlicher Liebe Religion wünscht, kann mir nicht wünschen, Religion zu lügen, wie es schier alle Pietisten tun und auch viele Namenkatholiken. Ich fühle, daß ich älter werde, und sehne mich oft, so es mir nottut, Gott möge sich meiner erbarmen und mir die Gnade des katholischen christlichen Glaubens wiedergeben. Ich hoffe auch noch immer, Gott wird wohl seine Barmherzigkeit doch an mir erweisen.'"

Bettinas Leben zerfällt in drei deutlich geschiedene Abschnitte. Mit dem Tage ihrer Geburt, 4. April 1785, bis zu ihrer Vermählung mit Achim von Arnim am 11. März 1811 mag man ihre romantische Jugendzeit begrenzen. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter (gest. 19. Nov. 1793) hatte man sie zur Erziehung und Schulbildung (1794—1801) Ordensfrauen in Fritzlar anvertraut; dann verbrachte sie ihre Zeit teils bei der Großmutter zu Offenbach a. M., teils bei ihrer sechs Jahre älteren Freundin Karoline v. Günderode in Frankfurt, seit 1807 aber in der Familie ihres Schwagers, des berühmten Rechtsgelehrten v. Savigny, zu Marburg, Landshut und Berlin. In diese Zeit fällt jener jugendduftige Herzensaustausch mit ihrem Bruder Klemens (1801—1803), den sie später im „Frühlingskranz" nach ihrer Art zum Idyll ausgedichtet hat. In dieselbe Zeit gehören auch ihre schwärmerische Jugendfreundschaft mit der Günderode, gleichfalls von ihr 1840 schriftstellerisch verewigt, ihre Begegnungen mit Arnim, ihrem späteren Gemahl, und mit Tieck dem Dichter, endlich (1807—1811) ihre eigenartigen Beziehungen zu Goethe.

Vom 11. März 1811, dem Tag ihrer abenteuerlichen Vermählungsfeier in der Stube eines alten achtzigjährigen Predigers, bei vergessenem kirchlichen Aufgebot, bis zu Achim v. Arnims Hinscheiden, 20. Januar 1831, war sie dessen treue Gattin, teilte die größere Zeit des Jahres seinen einsamen Landaufenthalt in Wiepersdorf bei Dahme und lebte der Pflege ihrer Kinder. Wider Erwarten entwickelte sie schon in den ersten Jahren die Gaben „einer trefflichen Hausfrau" [1]. Einige Monate jährlich verbrachte sie freilich im Strudel der Geselligkeit zu Berlin, und noch am 14. April 1820 konnte Frau Gunda v. Savigny an Dr Ringseis nach München schreiben, „wie die Arnim mit ihren vielen Kindern in der Welt dennoch mutig und heiter umherwandelt".

Rahel, die Geistreiche, mochte wohl darüber witzeln, wie es in Bettinas Kinderstube aussehen möge [2], aber wenigstens in der Pflege ihrer zahlreichen Kranken ließ Bettina sich von keiner Mutter übertreffen. Bald kam ihre eigene Gesundheit ins Wanken. „Frau v. Arnim ist seit längerer Zeit auf dem Lande", schreibt Savigny am 21. Juli 1823, „und ihre Gesundheit ist nichts weniger als erfreulich." „Meine Frau kränkelt viel seit einem Jahre", hatte Arnim schon im Januar an Görres gemeldet [3], „sie ist schmäler und nicht stärker geworden."

[1] Steig, Achim v. Arnim und Klemens Brentano I, Stuttgart 1894, 289.
[2] Rahel, Ein Buch des Andenkens III 370.
[3] Görres' Gesammelte Briefe III 89.

„Tante Arnim“, berichtete Savignys Tochter wieder am 27. Juni 1825, „hat einen schweren Winter gehabt und hat viel Kranke pflegen müssen. Jetzt ist Friedmund [der Älteste] wieder bettlägerig, er hat heftige Schmerzen; Tante selbst ist beständig sehr leidend.“ Schon 1823 blickte Arnim mit Stolz auf seine sechs lebensfrischen Kinder, und fast jedes Jahr vermehrte die Familie wieder um ein neues Glied.

Wie wenig unter so vielen Sorgen und Leiden Bettinas Lebensmut versagte, zeigen die gelegentlichen Erzählungen über sie in den Briefen der Rahel. Gerade in diese Jahre fällt Bettinas wachsende Vertraulichkeit mit der geistreichen Jüdin, ihr Verkehr in deren vorwiegend jüdischem Salon, mit Heine, Moritz Robert usw. und auch mit Varnhagen v. Ense [1].

Diese im großen Ganzen ruhigste und beste Periode von Bettinas Leben fand ihren Abschluß in drei rasch sich folgenden Trauerereignissen. Ihr ritterlicher Gemahl, ein Ideal edler Männlichkeit, starb in der Vollkraft der Jahre 1831. „Ich habe Ihnen eine traurige Nachricht zu geben,“ schrieb zwei Tage darauf Savigny an Ringseis, „am 20. d. M. ist mein Schwager Arnim auf seinem Gute Wiepersdorf an einem Nervenschlage gestorben, noch nicht volle 50 Jahre alt. Den jammervollen Zustand der armen Frau und der verwaisten Kinder können Sie sich denken.“

Kaum minder berührte die Seele Bettinas in der Tiefe ein zweiter Schlag; am 22. März 1832 verschied Goethe, ihr Abgott auf Erden. Endlich am Abend des 6. März 1833 stand sie als tröstende Freundin am Sterbelager der Rahel. Rahel Levin verschied in der Frühe des folgenden Morgens. Geboren am 26. Mai 1771, war sie 14 Jahre älter gewesen als Bettina; doch war ihr gegenseitiges Verhältnis ein nahes geworden. Widerspruchsgeist vereint mit einem Zug von Herzensgüte hatte Bettina von Mädchenjahren an besondere Freude daran finden lassen, mit Juden Freundschaft zu schließen; so in Frankfurt, so in Marburg. Von Anfang an war sie auch der gefeiertsten Jüdin in Berlin mit Auszeichnung begegnet und hatte es darauf abgelegt, ihre Freundin zu werden. In der Geschichte der Literatur sind die Namen der beiden Frauen seitdem unzertrennlich geworden, die, noch unter den Lebenden, um den Ruhm wetteifern konnten, innerhalb deutscher Lande „die geistreichsten Frauen des Jahrhunderts“ zu sein.

Der dreifache Schlag, weit entfernt, Bettinas Kraft zu brechen, hat nur dazu gedient, eine neue Epoche in ihrem Dasein abzugrenzen, nicht die schönste, aber die nach außen fruchtbarste Periode ihres Lebens, der sie allen literarischen Ruhm und ihr dauerndes Andenken bei der Nachwelt verdankt. Arnims Tod machte sie vollends frei, sein schriftstellerischer Nachlaß legte ihr Pflichten auf. Wohl übernahm Wilhelm Grimm als treubewährter Freund für die Herausgabe der Gesamtwerke eine Art Protektorat, allein die eigentliche Last der Arbeit ruhte auf Bettina. Bis dahin hatte sie nichts an die Öffentlichkeit gegeben; des Gatten Tod bestimmte sie zur Schriftstellerin.

[1] Rahel, Ein Buch des Andenkens III 242 257 369.

Mit Rahel war die Prophetin des Jungen Deutschland vom Schauplatz geschieden, die „Thyrsusschwingerin des Zeitgedankens“, wie man sie emphatisch genannt hat. Bettina sollte an ihre Stelle treten als „Mutter der jungen Literatur“, die „einzige Frau, die bedeutend genug schien, in den Kreis des Jungen Deutschland aufgenommen zu werden“. Schon im Juni 1835 flehen Wienbarg und Gutzkow sie an [1], Mitarbeiterin bei ihrer geplanten neuen Zeitschrift „Deutsche Revue“ zu werden und so zuweilen „ihre Grazie zu sein“. Treitschke [2] aber, im Hinblick auf die Helden Jung-Deutschlands, schreibt von ihr: „Noch im Alter zog sie die jungen Männer an sich und wußte aus jedem den göttlichen Funken herauszuschlagen.“

Goethes Tod endlich ließ Bettina den entscheidenden Schritt tun in die Arena des Schriftstellerruhmes, und auf Jahre hinaus war es der glühende Eifer für sein Andenken, was sie zu stets neuen literarischen Arbeiten spornte. Von 1835 bis 1853 hat sie eine Reihe selbständiger Werke veröffentlicht; mit Originalzeichnungen wie mit musikalischen Kompositionen ist sie vor das große Publikum getreten.

Als Dr Ringseis im Herbst 1856 Berlin besuchte, fand er Frau v. Arnim als „alte Dame, körperlich geschwächt durch eine bedenkliche Krankheit, die sie überstanden“, doch noch voll lebhaften Geistes und rührender Anteilnahme [3]. Bald sollte es anders werden. Über den Rest ihrer Tage schrieb Minister v. Savigny am 15. Februar 1859 an den Münchener Freund:

„Ihr herzlicher Anteil an dem Verlust unserer geliebten Bettina († 21. Jan. 1859) war uns nicht unerwartet, aber sehr tröstlich. Sie war durch wiederholte Schlaganfälle sehr geschwächt und auch im Ausdruck der Gedanken und der Teilnahme vielfach gehindert. Aber im ganzen war doch ihr Zustand ziemlich erträglich und von schweren Leiden meist frei. Ihr Ende war ruhig und sanft, und auch das Antlitz der Leiche machte einen beruhigenden Eindruck, indem darauf keine Spur eines schweren Todeskampfes zu erblicken war. Sie ist von der ganzen Familie auf das Gut Wiepersdorf begleitet und daselbst an der Seite ihres Gatten beerdigt worden.“

Die Briefe Bettinas, welche hier zur Mitteilung kommen sollen, gehören einer größeren Originalkorrespondenz an, schon vorlängst von befreundeter Hand zum Zweck der Veröffentlichung gütig anvertraut. Die Mehrzahl der Schreiben ist an den bekannten vortrefflichen Münchener Obermedizinalrat Dr Joh. Nep. Ringseis gerichtet, mit welchem Bettina seit 1808 von Landshut her näher

[1] Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ 1902, Nr 52 (28. Dezember).

[2] Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert IV 418. Später, in den vierziger Jahren, galt ihre Hauptpassion den „Demokraten“ und Weltverbesserern. In einem Artikel der Sonntagsbeilage (Nr 18) zur „Vossischen Zeitung“ vom 3. Mai 1885 (zum 100. Jahrestage ihrer Geburt, 4. April 1785) wird dies ihr tolles Treiben von einem persönlich Beteiligten anschaulich geschildert. Unter ihren näheren Bekannten werden genannt Bruno Bauer, Hermann Kriege und der bekannte Kulturhistoriker Jakob Burkhardt.

[3] Erinnerungen IV 88.

bekannt und seit seinem Berliner Studienaufenthalt 1814—1815 herzlich befreundet war. Sie kannte Ringseis als überzeugten Katholiken, und wenn sie auch aus ihrer freien Richtung ihm gegenüber nie ein Hehl machte, ist sie doch zartfühlend genug, seinen religiösen Sinn nicht zu verletzen. So kommen in diesen sieben Schreiben gerade ihre liebenswürdigeren Seiten zum Durchbruch, ohne freilich das Regellose und Phantastische ihres Wesens ganz verschwinden zu machen. Eine achte Nummer ist nur ein kurzes Wort, mit welchem sie ein Gedicht der Günderode, von dieser selbst für sie aufgezeichnet, als eine Art Reliquie in andere Hände gibt, gerade ein Jahr bevor ihr Briefwechsel mit der verstorbenen Jugendgefährtin in der Öffentlichkeit erscheinen sollte.

Drei Briefe von 1837, 1839, 1841 sind an ihren Bruder, den großen Dichter Klemens Brentano, gerichtet, die lebhaftesten und geistreichsten der kleinen Sammlung. Ein Geist des Widerspruchs gegen die fromme Richtung, die der einst gleichgesinnte Bruder seit 1817 genommen, und gegen den etwas heftigen Eifer, mit welchem er auch sie zur Umkehr zu bestimmen suchte [1], ist darin unverkennbar. Der Ton dieser Briefe verrät die von allem Hergebrachten emanzipierte Nymphe Jung-Deutschlands, die herausfordernde Beschützerin des Jung-Judentums, gegen die 1839 Eduard v. Steinle den Vorwurf erhob [2], daß sie „es dulden konnte, vom Jungen Deutschland als Gottheit verehrt zu werden".

Diese Briefe lassen auch einigermaßen Steinles strenges Wort verstehen, wenn er vier Monate nach des frommen Klemens Tod an Rat Schlosser schrieb [3]:

„(Freiherr A. v.) Pratobevera geriet zufällig mit der Bettina zusammen; was er mir von ihr erzählte, ist empörend und zeugt von gänzlichem Abfall und rohester Schamlosigkeit; für die Familie war ihr Besuch von großer Peinlichkeit, und sie äußerte unverhohlen, daß sie meine Bekanntschaft aus Furcht, ich würde sie bekehren wollen, nicht zu machen wünsche; sie könne nur gesunde Kerle brauchen, alle Frömmigkeit sei doch nur Lüge. Welcher Jammer und wie bedauerungswürdig ist die arme, besessene Frau! Bekehrungsversuche müßte man da mit dem Prügel machen. . . . Man muß wohl auf Gott vertrauen! . . . Es ist in der Frau ein immerwährendes geistreiches Purzelbaumschlagen, . . . das schlimmste aber ist die große Eitelkeit, die hinter dem ganzen Wesen steckt."

[1] Wie man im Arnimschen Kreise von Klemens sprach und dachte, zeigt noch die Erinnerung, mit der 1871 Bettinas Sohn Friedmund über seinen Münchener Aufenthalt (im Juni 1834) an Ringseis schrieb: „Ich habe die Welt nicht erschaffen und kann auch meinem Geist nicht befehlen, anders zu denken, als er sich mir aus der Natur selbst offenbart. Ich kann nicht einmal all die Erinnerungen an Dich auslöschen, wie ich zweimal bei Dir war. . . . Ja, da lebte der Onkel Klemens noch, mit seiner wunderbaren Heftigkeit. Er war krank. Ich riet ihm, in ein Seebad zu gehen. Er sagte aber: ‚Ich will leiden.' Schon damals wurde mir klar, daß die christliche Lehre nicht das Richtige sei. Der fromme Klemens, der das Leiden Christi geschrieben, das ich lesen mußte, nur um seiner Wut zu entgehen, wie verirrt! Wie wenig konnte er das Gute vom Bösen unterscheiden! . . . Wie schön wäre es, wenn jetzt der Klemens noch lebte, wo man schon zu klarerem, übersichtlicherem Denken gekommen ist!"

[2] Eduard v. Steinles Briefwechsel II 23. [3] Ebd. I 422.

Auffallend stimmt damit überein, was ein ganz anders gerichteter, aber gleichfalls geistig bedeutender Mann, der Protestant und Philanthrop V. A. Huber, der 1838 mit Bettina zusammentraf, über sie geurteilt hat:

„Auch bei Bettina bin ich Wunders halber gewesen, bin aber wenig erbaut. Sie deräsoniert denn doch zu toll, und dann ist doch gar zu viel Unwahrheit und Eitelkeit dabei. . . . Es ist wirklich eine unerträgliche Person: halbe Stunden lang ihr Geschwätz anhören zu müssen, zu dem man entweder stillschweigen oder sagen muß: ‚Gnädige Frau, das ist ja purer Unsinn!‘ Ich wählte natürlich das erstere, und sie hielt mich ohne Zweifel für einen großen Pinsel oder großen Bewunderer.“

Trotzdem sind diese Briefe der Mitteilung wert, gerade weil es ganz vertrauliche, nicht auf die Öffentlichkeit berechnete Ergüsse sind. Sie führen ebendadurch näher ein in das Denken und Fühlen einer merkwürdigen und berühmten Frau, von welcher zweifellos reiche geistige Impulse ausgegangen sind auf viele, auch auf solche, die in der Skala des literarischen Ruhmes heute ungleich höher stehen als sie selbst. Bettina hat nicht wie die Dichter der älteren Romantik nach dem Mittelalter zurückgeschaut; in der Zukunft und für die Zukunft hat sie gelebt und geträumt. Es war in ihr etwas Vorausahnendes, etwas von einer Prophetin. Die Frauenemanzipation, die geistige Vorherrschaft des Judentums, der Sieg freiheitlicher Institutionen, der demokratische Geisteszug, der nackte Naturalismus in Kunst und Leben als Ersatz für Religion und Idealität, mit einem Wort der ganze moderne Geist war in ihr klar schon ausgesprochen und sozusagen verkörpert. Ebendeshalb hat ihr Andenken in neuerer Zeit begonnen, seine Auferstehung zu feiern. Ihren Zeitgenossen war sie unverständlich, und Jahrzehnte war es hergebracht, mit Wegwerfung ihrer zu gedenken; heute beginnt man, mit Bewunderung zu ihr aufzublicken, und es wird kaum ausbleiben, daß sie als die Heroin des modernen Geistes den Höhepunkt ihres Ruhmes erst noch ersteigt [1].

Die wenigen Briefe sind aber auch von literarhistorischem Interesse, insofern eine Reihe von Gedanken und Vorstellungen hier bereits auftauchen, welche in den von Bettina später veröffentlichten Briefwerken aus dem Verkehr mit Goethe, der Günderode und Klemens Brentano mancherlei Berührungspunkte finden. Es ist bekannt, welche Kontroversen über die historische Authentizität der von Bettina

[1] Treitschke (Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert IV 417 f) stellt sie hoch über die Rahel und bewundert sogar ihre Frommigkeit! „Bei allen ihren seltsamen Nixenlaunen doch eine fromme, tapfere, mildtätige Frau.“ Vgl. auch Carriere, Das Weltalter des Geistes im Aufgange 197. — Vorstehende Arbeit lag seit dem ersten Beginn des Jahres für den Druck bereit, und die obigen Worte waren lange schon niedergeschrieben, als der Schreiber derselben auf die interessante neue Publikation L. Geigers aufmerksam wurde: Bettina v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV., Frankfurt a. M. 1902, welche das Urteil vollständig bestätigt. Wenn auch ohne jeden inneren Zusammenhang mit Geigers Schrift, von deren Plan und Existenz dem Verfasser jede Kenntnis fehlte, hat doch vorliegende Arbeit manche Notizen aus derselben sich noch dankbar zu nutze machen können.

ans Licht gegebenen Briefe entstanden sind. Daß sie mit ihren eigenen (wirklichen oder angeblichen) Briefen aus früherer Zeit, die sie ein für allemal als freies Eigentum ihrer Willkür betrachten mochte, mit naiver Ungeniertheit umgesprungen sei, ist wohl anzunehmen[1]. Vielleicht helfen diese Parallelstellen, in ihre geistige Werkstätte etwas tiefer hineinzuschauen, sie schließen aber wohl die Annahme aus, daß Bilder und Gedanken, die bereits in den zwanziger Jahren so fertig vor ihrem Geiste schwebten, erst 10 oder 20 Jahre später bei Veröffentlichung ihrer alten Briefe von ihr in dieselben hineingedichtet worden seien. Zurückhaltender noch wird man mit einer Anklage gegen sie sein müssen in Bezug auf die Briefe anderer. Ein Goetheforscher von Kompetenz wie v. Loeper, durch Auffindung von 14 der Originalschreiben Goethes zu einem sichern Urteil befähigt, schreibt zur Verteidigung Bettinas[2]:

„Die Kritik ist . . ., seitdem sie den Prozeß fast ganz zu überblicken vermag, in den Stand gesetzt, zu bekennen, daß Bettina nur authentische Schriftstücke, freilich hier und da überarbeitet, veröffentlicht hat." „Bei der Herausgabe glaubte Bettina sich berechtigt, durch Benutzung anderer gleichzeitiger Dokumente, Briefe und Gedichte, sowie ihrer lebendigen Erinnerungen die charakteristischen Züge verschärfen und aus diesen Quellen dem Ton und Geist der Briefe entsprechende Zusätze machen zu dürfen. Ebenso hielt sie für erlaubt, einzelnes Störende oder Gleichgültige zu beseitigen. . . . Ihre Treue galt dem Geist, nicht dem Buchstaben der Briefe. Hinzu-erfunden hat sie sehr wenig."[3]

Ganz ähnlich urteilte ein persönlicher Bekannter Bettinas schon 1845[4] beim Erscheinen ihres Briefwechsels mit Klemens Brentano: „Es sind wirkliche Briefe mit Rückerinnerungen in Briefform untermischt. Das Bild, welches sie uns entwerfen, könnte indessen doch immerhin ein getreues sein, wenn dem Mitgeteilten auch im einzelnen die wörtliche Treue mangelte." Nicht anders dachte ihr eigener Bruder Klemens Brentano über ihren Briefwechsel mit der Günderode[5]. „Es ist ein wunderbares Bild eines Teils unseres Jugendlebens", schrieb er am 28. Dezember 1840 an Emilie Linder, „es ist übrigens in allem diesem nichts Gemachtes, es ist damals so geschrieben." Ganz dasselbe wird schließlich von den drei Briefen Beethovens gesagt werden müssen, deren Echtheit Wheelock Thayer gegen H. Deiters mit Entschiedenheit verteidigt hat[6]. Am heftigsten sind bis jetzt die „angeblichen" Briefe der Frau Rat noch angefochten, und Robert Keil[7] hat alles aufgeboten, sie als bloßes Produkt der Phantasie und Eitelkeit und damit als Fälschung zu verdächtigen. Aber eine Stelle in der vorliegenden

[1] Die Probe, die v. Loeper (Briefe Goethes ꝛc. 148—157) mit einem längeren Briefe Bettinas anstellen konnte, spricht jedoch nicht sehr zu ihren Ungunsten. Die Änderungen dienen nur der formellen Abrundung, etwa auch einer deutlicheren Entwicklung der Gedanken.

[2] Briefe Goethes XLIII. [3] Ebd. XXXVII f.

[4] Historisch-politische Blätter XV 490.

[5] Diel-Kreiten, Klemens Brentano II 538.

[6] Vgl. Deutsche Rundschau XXI 161 f.

[7] Frau Rath, Leipzig 1871, 25 f.

kleinen Briefsammlung dürfte auch hier zu Bettinas Gunsten in die Wagschale fallen.

Eine andere Bedeutung der zu veröffentlichenden Briefe liegt darin, daß sie gerade diejenigen Punkte in Bettinas Leben näher berühren, welche von jeher und für immer das Interesse der Literaturfreunde an ihre Person knüpfen werden. Ihr eigentümlich inniges Verhältnis zu ihrem Bruder Klemens ist durch ihren „Frühlingskranz" bekannt und unsterblich geworden, es ist die Geschwisterliebe in der Verklärung, strahlend und funkelnd von Jugend, Geist und Poesie. Aber wie zwei Quellen, in trauter Nähe demselben moosbekränzten Hügel entsprungen, eine kleine Wegweile fröhlich nebeneinander plätschern, um dann in immer weitere Fernen sich gegenseitig zu verlieren, oder wie zwei Sterne, die nebeneinander am Horizont aufleuchtend einige Nächte lang ihr Strahlenauge wie zu einem einzigen Himmelsblick vereinigen, um dann, mehr und mehr entfremdet, entgegengesetzten Polen zuzueilen, so erging es diesem wundersamen Geschwisterpaar, wie die Geschichte kaum ein zweites kennt, dessen Verhängnis vielleicht nur in dem Überreichtum der empfangenen Gaben lag. Die drei Briefe Bettinas an ihren Bruder, die wir bringen, gehören den fünf letzten Lebensjahren des großen Dichters an; sie sind gewechselt zwischen der „kleinen Berlinerjüdin" [1], der Halbgöttin des Jungen Deutschland, und dem von der Hoheit und Göttlichkeit seiner Religion tief durchdrungenen, aus Liebe eifernden Katholiken.

Nicht weniges endlich in diesen Briefen Bettinas an Ringseis und Brentano steht in Zusammenhang mit ihrer bekannten Goetheschwärmerei. Durch nichts hat Bettina vor der Welt im großen sich so bekannt zu machen gewußt als durch ihren Ehrgeiz, „als Folie dienen zu können zu Goethes Ruhm", und durch „die bacchantische, zuweilen zudringliche Begeisterung", mit welcher sie, eine Einundzwanzigjährige, von dem fast sechzigjährigen, verheirateten Dichterfürsten eine zärtliche Zuneigung sich zu erpressen strebte.

Bettina hatte einmal ihre eigene Art des Geniekultes; man muß sie näher kennen, um nicht alles übel zu deuten. Schon vor Goethe war Tieck ihr in den Weg gekommen; im Herbst 1806 weiß Klemens Brentano davon zu erzählen [2].

„Von Heidelberg bin ich mit Tieck nach Frankfurt gereist, wo er nach Dichterart trotz seiner überfließenden Ernsthaftigkeit Weib und Kind noch acht Tage vergaß. . . . Er hat sich unendlich bei uns gefallen und mißfallen, alles hat ihn geliebt. . . . Mit Bettinen ist er auf Du und Du gekommen, sie hat so wunderbar schön vor ihm gesungen, ihren wilden Seelenschlag. . . . Sie hat auch schön mit ihm gesprochen, ihr Wesen hat ihn tief gerührt."

Am 23. September 1806 reiste Tieck von Frankfurt ab; als Andenken hinterließ er der neuen Verehrerin ein Exemplar von „Franz Sternbalds Wanderungen" mit eigenhändiger Widmung [3], sie aber schrieb ihm entzückt nach Gotha nach [4]:

[1] Waitz, Karoline II 358.

[2] Steig, Achim v. Arnim und Klemens Brentano I 193.

[3] Ebd. 358. [4] Ebd. 194.

„Ich möchte nicht, daß Sie von hier gingen, ohne daß ich nochmals sagen dürfte: ‚Ich habe Sie unendlich lieb', und abermals: ‚Ich habe Sie unendlich lieb.' Und doch, was ist diese Liebe — als vom Zaun gebrochen, ein frisch grünendes Reis um solch ein strahlend Haupt! Und deswegen bin ich es auch, jung — im Frühling muß man es suchen, wenn man es haben will, ein einziger Sonnenstrahl zu viel nimmt die glänzende Farbe hinweg — und hier mit Ihnen ans Herz, lieber Tieck!"

Zwei Jahre später, im Winter 1808 auf 1809, kam Bettina zu kurzem Aufenthalt nach München. Auch Tieck war da und wurde krank. Bettina blieb allein zurück, ihn zu verpflegen. Eine geistreiche Frau, um jene Zeit Schellings Gattin, hat eine Schilderung der Situation hinterlassen in einem Brief vom 1. März 1809 an die damals in Goethes Gunst sich sonnende Pauline Gotter [1]:

„Da kürzlich in einem Almanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung ‚Die pilgernde Törin' stand, glaubte ich, er könnte niemand anders damit gemeint haben als Deine Nebenbuhlerin; doch paßt die Geschichte gar nicht, aber jener Name paßt für Bettine wie erfunden. Hast Du noch nicht von ihr gehört? Es ist ein wunderliches kleines Wesen, eine wahre Bettine (aus den ‚Venetianischen Epigrammen') an körperlicher Schmieg- und Biegsamkeit, innerlich verständig, aber äußerlich ganz töricht, anständig, aber doch über allen Anstand hinaus. Alles, was sie ist und tut, ist nicht rein natürlich, und doch ist es ihr unmöglich, anders zu sein. Sie leidet an dem Brentanoschen Familienübel, einer zur Natur gewordenen Verschrobenheit, ist mir indessen lieber wie die andern. Hier kam sie mit ihrem Schwager Savigny her, welcher in Landshut angestellt ist, blieb aber ohne ihn, um singen zu lernen und Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich daniederliegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn besuchten, hat sie viel Spektakel und Skandal gegeben. Sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn ‚Du', küßt ihn und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im klaren über ihn, also keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm sein konnte. . . . Der arme Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer, in seiner ganzen Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable — wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den Tieck gar gerne nicht so groß lassen möchte, wie er ist: ‚Sieh, wie Du da so liegst — gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor!'"

Goethe stand in der Tat in übermenschlicher Größe vor Bettinas schwärmerischem Sinn, lange bevor sie ihn persönlich kannte. Ihre Mutter, Maximiliane La Roche, war eine Jugendliebe Goethes gewesen, und ihre Großmutter Sophie, die Geliebte Wielands, hatte das heranreifende Mädchen früh mit allem bekannt werden lassen, was in der schöngeistigen Welt jener Tage die Blicke auf sich zog. Bettina, zur Jungfrau voll aufgeblüht, hatte Goethe noch nie gesehen, als im Herbst 1806 Klemens Brentano über die einundzwanzigjährige Schwester an Arnim schrieb [2]:

[1] Waitz, Karoline II 360 f.

[2] Steig, Achim v. Arnim und Klemens Brentano 193. In einem Briefe an Friedrich Wilhelm IV. vom 29. Juli 1849 führt Bettina selbst den Anfang

„Bettine ist jetzt täglich ein paar Stunden bei der alten Goethe und läßt sich Anekdoten von dem geliebten Sohne erzählen, die sie für sich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch schreibt, um eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden. Was ich bereits von diesen Geschichten gehört, ist trefflich."

In Goethe hatte Bettina ihren Abgott gefunden; sie trieb mit ihm einen förmlichen Kult, vor ihrer Freundschaft mit ihm wie nach erfolgtem Bruch; für ihn zu empfinden und für ihn zu werben war die große Angelegenheit ihres Lebens. Auch hierin kommt sie merkwürdig mit der Rahel überein; fast muß man sagen, diese beiden Frauen haben Goethes Ruhm gemacht. Gewiß haben gerade sie dem vergöttlichten Dichterheros das „Junge Deutschland" bewundernd unter die Füße gelegt, und Jungdeutschland ist ja in der heute herrschenden Strömung zum ausgewachsenen Mann und zum Herrn des Hauses geworden. Auf einer Reise mit ihrer Schwester 1807 sollte Bettina den Angebeteten zum ersten Male sehen. „Goethe", weiß Karoline Schelling im Mai 1809 [1], „nahm sie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er sehr wohlwollte, und hat ihr tausend Freundlichkeiten und Liebe bewiesen, schreibt ihr auch noch zuweilen." Geheimrat v. Goethe, wie bekannt, hatte zur Zeit das 58. Lebensjahr bereits überschritten und lebte mit Christiane Vulpius in behäbigem Ehestand. Klemens Brentano berichtet genauer über Bettinas ersten Besuch noch im Juli 1807 [2]:

„Bettine reiste Carrière in Geschäften mit [Herrn und Frau] Jordis durch Berlin und Weimar. Dort war sie bei Goethe (23. April) drei Stunden, und er steckte ihr einen Ring an den Finger und gedachte unserer Mutter. Jetzt aber kommt Bettine hierher in einigen Tagen. . . . Aber ich höre im Moment (17. Juli) jemand auf der Treppe! . . . Sie tritt herein — ich mußte sehr weinen, sie wiederzusehen: am Finger die schöne Antike von Goethen, ein Weib, das sich verschleiert. . . . Goethens Gespräche mit Bettinen sind ein Schatz für uns Freunde. Er war wie ein Kind; er gestand ihr, daß er oft mürrisch und kalt sei, daß er sie ewig um sich wünsche, daß er dann nie alt geworden, . . . daß sie um ihn bleiben möge. Er hat ihr erlaubt, sein Leben nach den Aussagen seiner Mutter zu schreiben. Er wolle ihr noch viel dazu sagen; das solle seine Biographie werden, einfältig wie die Heimonskinder. Sie war mit ihm, wie der Genius mit dem Dichter in Hans Sachs spricht. Sie hat ihn gezankt, gestärkt, gebessert und verjüngt in drei Stunden, und alles ist so in ihm, wie wir es uns gedacht. . . . Soeben geht Bettine mit ihrem Schreibebuch zum ersten Male zur alten Goethe, sich erzählen zu lassen und aufzuschreiben. . . . Um den Ring, den Goethe Bettinen gab, haben ihn früher seine besten Freunde gebeten und er hat ihn versagt. Ihr wunderbares Gespräch mit ihm ist mir ein rührender Beweis, von welcher göttlichen Wirkung auf Erden dies erleuchtete Kind sein würde, wenn sie nicht so viele Worte an die Gemeinheit ausspräche."

ihrer Goethe-Latrie auf ihr 13. Lebensjahr zurück, da sie „eben aus dem Kloster gekommen" (Geiger, Bettine 165). Bei der übergroßen Macht ihrer Phantasie sind übrigens, wie aus Beispielen feststeht, derartige „Rückerinnerungen" bei ihr wenig zuverlässig.

[1] Waitz a. a. O. II 360.

[2] Steig a. a. O. 218 f. In allen Einzelheiten schildert den Besuch Bettina selbst in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 1 7 9.

Seit dieser Zeit war Bettina noch mehr um Goethes Mutter, ließ sich von ihr erzählen und träumte ihr vor und wechselte Briefe mit ihr. Am 13. September 1808 machte der Tod der alten Frau Rat diesem Verkehr ein Ende. Im August 1810, da Bettina auf dem Gute ihrer Verwandten in Böhmen weilte, traf sie mit Goethe wiederholt in Teplitz zusammen. Ihre mannigfachen Erzählungen über die Günderode hat Goethe selbst vermerkt; gewiß ist aber auch der Mutter gedacht worden. Bald nach der Heimkehr schrieb Goethe von Weimar aus am 25. Oktober 1810 an Bettina [1]:

„Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuern Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen, belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas und sprich mir dabei von Dir und Deiner Umgebung."

In den brieflichen Austausch mit Goethe brachte die Verlobung und Vermählung Bettinas mit Arnim keine Störung. Arnim war ja auch großer Goethe-Verehrer und stand bei dem Altmeister von Weimar damals hoch in Gunst. Hatte doch Goethe selbst, 1807 bei der ersten Unterredung, zu Bettina gesagt [2], „nie habe er einen Jüngling so schnell geliebt wie Arnim". Im August 1811 kamen die Neuvermählten nach Weimar, nur um mit Goethe zu verkehren; Bettina ging in seinem Hause aus und ein, nur zu viel für die Eifersucht von Goethes Lebensgefährtin Christiane Vulpius. Noch zum 6. September bemerkt Goethe in sein Tagebuch: „Abends Frau von Arnim; Erzählungen von meiner Mutter." Auch schriftliche Aufzeichnungen hatte Bettina, erhaltener Weisung gemäß, wiederholt an Goethe gesandt; es ist außer Zweifel, daß sie durch dieselben auf das Zustandekommen wie auf den Inhalt von „Dichtung und Wahrheit", das 1810—1811 ins Dasein trat, beträchtlichen Einfluß geübt hat, und v. Loeper stellt ihr darüber ein sehr anerkennendes Zeugnis aus [3]:

„Bei Herausgabe und Erklärung von Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' ergab mir die sorgfältigste Prüfung der ‚Perikopen' [4], welche Bettina hierzu Goethen sandte, die Glaubwürdigkeit ihrer damaligen Mitteilungen . . . Viele Einzelheiten aus Goethes Kindheit in jenem Werke sind auf Bettina zurückzuführen, die treue Gesellschafterin seiner Mutter, deren Erinnerungen sie hervorgelockt und in sich aufgenommen hatte."

[1] Loeper, Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano 192 f.

[2] Steig, Achim v. Arnim und Klemens Brentano 218.

[3] Loeper a. a. O. XLIV.

[4] Diese Anwendung eines von der Kirche für Abschnitte des Evangeliums gebrauchten Ausdruckes stammt von Goethe selbst (vgl. Briefwechsel mit einem Kinde II 289): „Ich danke Dir zum schönsten für das Evangelium iuventutis, wovon Du mir einige Perikopen gesandt hast. Fahre fort von Zeit zu Zeit, wie es Dir der Geist eingibt" (11. Januar 1811).

Aber bald nach jener abendlichen Unterredung, noch im September 1811, kam es zum Bruch. Infolge der wachsenden Eifersucht von Goethes Frau entstand zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen beim Besuch der Kunstausstellung ein Wortgezänk. Goethes Ehehälfte wollte sich eine geringschätzige Abfertigung von seiten der Frau Baronin nicht gefallen lassen, Bettina aber, in ihrer Heftigkeit, nannte jene vor aller Welt eine „wahnsinnige Blutwurst". Infolgedessen verbot Goethe Bettinen das Haus und brach allen Verkehr mit ihr ab [1].

Bettina, obgleich Gattin eines ihrer Liebe durchaus würdigen Mannes und Mutter einer stets mehr anwachsenden Kinderschar, brütete von jetzt an über ihre „unglückliche Liebe" und verzehrte sich in Sehnsuchtsklagen. Im August 1817 wagt sie es zum ersten Male wieder, an Goethe zu schreiben. Sie blieb ohne Antwort, schrieb ihm aber in den nächsten Jahren wiederholt. Es ist schwer anzunehmen, daß sie alles dies bloß fingiert habe, und danach wäre es ihr auch gelungen, noch einmal persönlich bis zu ihm zu dringen. Gewiß ist, daß er noch einige Tage vor seinem Tod ihren ältesten Sohn bei sich empfing, der ihm einen Brief der Mutter vom 8. März 1832 zu überreichen hatte. Wenn Bettina selbst wirklich zu Goethe gekommen ist, so war es, um ihm das Modell zu dem Monumente zu zeigen, das sie zu seiner Ehre im Geist entworfen und auch gezeichnet und modelliert hatte. Sie erzählt im Tagebuch (S. 240):

„Zur Geschichte des Monuments gehört noch, daß ich es selbst zu Goethe brachte. Nachdem er es lange angesehen hatte, brach er in lautes Lachen aus. Ich fragte: ‚Nun, mehr kannst du nicht als lachen?' Und Tränen erstickten meine Stimme. ‚Kind, mein liebstes Kind!' rief er mit Wehmut, ‚es ist die Freude, die laut aus mir aufjauchzt . . .' Und feierlich die Hände mir auf den Kopf legend: ‚Wenn die Kraft meines Segens etwas vermag, so sei sie dieser Liebe zum Dank auf dich übertragen.' — Es war das einzige Mal, wo er mich segnete, anno 24, am 5. September."

Der Gedanke an dieses Monument scheint sie schon in sehr früher Zeit beschäftigt zu haben; sie sagt es gleichfalls im Tagebuch (S. 238 f):

„Ich selbst hab' oft in mich hineingedacht, was meine Liebe zu ihm denn wohl bedeute, und was daraus entspringen könne, oder ob sie denn ganz umsonst gewesen sein solle; da fiel mir's in diesen letzten Tagen ein, daß ich so oft schon als Kind überlegte, wenn er gestorben wär', was ich da anfangen solle."

In einem ihrer Briefe an Goethe, den sie in die Mitte des Jahres 1811 verlegt [2], kommt sie eingehend darauf zu sprechen, was dazu gehöre, um für einen Helden ein Standbild zu machen. Sie ist nicht zufrieden damit, daß es „Repräsentant einer Erscheinung" sei, d. h. „das Bild eines Mannes, der ein Held war"; es müsse „Offenbarung des Genies selbst sein in der Erscheinung"; eine Offenbarung des Heldentums müsse sich in dem Kunstwerk verkörpern. „Zu solcher Aufgabe", fährt sie fort, „gehört nicht Berechnung, sondern Leidenschaft oder vielmehr Erleiden einer göttlichen Gewalt." So reifte allmählich die Über-

[1] Vgl. Baumgartner, Goethe. Sein Leben und seine Werke III[2] (1886) 160 f.

[2] Briefwechsel mit einem Kinde II 296.

zeugung, daß niemand anders als sie selbst berufen sei, ihrem Helden des rechte Denkmal zu ersinnen. Wunderbar begabt in allem, hatte sie schon in früher Jugend nicht ohne Geschick mit dem Stift selbständig skizziert und unter Anleitung in Ton modelliert, hatte auch 1810 Friedrich Tieck den Bildhauer in seiner Werkstätte mit Interesse beobachtet und seine Arbeitsweise studiert. Jetzt 1820, mitten in ihren Sorgen um Gatten und Kinder, „ergriff sie das Erfindungsfieber". Mit Leidenschaft warf sie sich plötzlich wieder auf Zeichnungsstudien; auch zunehmendes körperliches Leiden setzte dem Eifer kein Ziel. Sie bekennt im Tagebuch (S. 237) von sich selbst:

„Oft muß ich mich zerstreuen, um nur nicht mich ganz überlassen zu dürfen dem Gebrause der Imagination und den Erschütterungen der Begeisterung. Nachdem ich die Nächte nicht geschlafen und am Tag nichts genossen, war meine Idee ... entschieden fürs Wesentliche."

In ihrem Verwandtenkreise wurde man ihrer Erregung gewahr, ohne den tieferen Grund derselben zu kennen. Ihr Schwager v. Savigny, ihres körperlich leidenden Zustandes in einem Briefe vom 21. Juli 1823 gedenkend, bemerkt dabei: „Frau v. Arnim hat ihre ganze Kraft und Lebendigkeit der Zeichenkunst zugewendet und, ohne eigentlich Unterricht gehabt zu haben, ausgezeichnete Kompositionen gemacht." Selbst ein so nachsichtiger Gatte wie Arnim seufzte unter dem Ungestüm der neuen, seltsamen Liebhaberei. „Ich verstand gar wohl", erzählt Klemens Brentano von dem Wiedersehen 1824 [1], „leise, sehr delikate Andeutungen in Arnims Brief, daß ihr heftiges Kunsttreiben ihm manchen stillen Lebensgenuß durch die stete Berührung mit allerlei hoffärtigem und verwirrtem Kunstgesindel entbehren mache."

Aber all dieses erregte und verzehrende Treiben hatte als einziges, letztes Ziel die Verherrlichung Goethes. Brentano konnte im gleichen Briefe beifügen: „Sie hat den Traum aus dem Faust mit merkwürdiger Kunst und einer zerstörenden Anstrengung gezeichnet; Goethens Monument, höchst ausgezeichnet, steht im Modell von ihr im Städelschen Institut."

Es handelte sich nun darum, diesem Modell auch zur würdigen Ausführung zu verhelfen, zumal nachdem Goethe seine irdische Laufbahn vollendet hatte. Um die öffentliche Teilnahme wie auch die materiellen Mittel dafür zu schaffen, überraschte Bettina Anfang 1835 die Welt mit einem dreibändigen Werk: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal." [2] Zu Grunde lagen dem-

[1] Görres' Gesammelte Briefe III 185.

[2] In einer Besprechung, die bald darauf erschien (Konversationssaal und Geisterrevue I, Stuttgart 1836, 145), heißt es: „Das Kind schreibt die Briefe; Goethe einige Empfangscheine dafür. Nicht ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' sollte der Titel sein, sondern: ‚Briefwechsel eines Kindes mit Goethe.' Aber auch nicht einmal dies wäre ein wahrer Titel. ... Auf alle Fälle sind's ‚Briefe eines Kindskopfes', der sich in angewohnter Eitelkeit einbildete, er könnte nicht leichter celeber werden, als wenn er sich in den großen Goethe verliebt stellte. ..." — Und doch mußte dasselbe kritische Organ (S. 122) feststellen: „Alle Lesegesellschaften konnten nicht Exemplare genug davon ausleihen."

selben die schriftlichen Überbleibsel ihres romantischen Verhältnisses zu Goethe, ihre eigenen Briefe an den Alten von Weimar und sein und seiner Mutter Briefe an sie. Was das Buch enthalten sollte, beschrieb sie, kurz vor dessen Erscheinen, Görres' Gattin in München [1]:

„Es enthält meine Herzensangelegenheiten mit ihm, nackt und bloß, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat ... Ich kann Dir sagen, daß ich ins höchste Erstaunen geriet, wie ich diese seit 20 Jahren verschlossenen Briefe Goethes mit den meinigen, welche ich nach seinem Tod zurückerhielt, zusammenbrachte. Welche Weisheit und Güte in diesem Manne gegen mein anstürmendes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er in dem Drang übereilter Herzensergießungen das Hohe herausgefühlt!"

Der erste Eindruck, den das Buch hervorbrachte, war ein ungeheurer. Es hatte, wie kurz nachher zwei der Führer Jungdeutschlands Bettina versicherten, „die deutsche Literatur konsterniert" [2]. Wie in Entstehungsweise und Anlage, so erschien es auch in seiner Wirkung ein Gegenstück zu „Werthers Leiden". „Mochten", meint Treitschke [3], „die Philister den Kopf schütteln, wenn das fünfzigjährige Kind im tollen Übermut des Brentanoblutes manchmal ein Rad schlug oder wie ein Irrwisch daherflackerte, gedankenreiche Männer ergriff das Buch gerade, weil es so ganz weiblich war, weiblicher als manche zimperliche Romane sittsamer Blaustrümpfe."

Schon ein Jahr nachher, 1836, erschien in Bamberg eine Blütenlese aus dem Werke; der Herausgeber, Z. Funck, überschrieb dieselbe: „Bettina. Geistes- und Charaktergemälde dieser ausgezeichneten Frau in sorgfältig gewählten Stellen des Vortrefflichsten aus ihren Briefen und ihrem Tagebuch." Bettina selbst ließ 1837 die zweite Auflage ihres Werkes erscheinen [4], 1838 war eine englische Übersetzung im Buchhandel [5], die in Amerika sofort nachgedruckt wurde; 1843 folgte die Übertragung ins Französische.

Mit einem Schlage war Bettina eine berühmte Schriftstellerin geworden. Der berauschende Genuß des Erfolges kaum minder als die Anforderungen des geplanten Goethe-Monumentes trieb von nun an zu stets neuen Würfen; zum größeren Teil waren es Briefwechsel, die Bettina mit geistig bedeutenden Menschen vormals geführt hatte und die sie jetzt, nicht ganz ohne freiere künstlerische Umgestaltung, für das Publikum wiedergab: 1840 in zwei Bänden ihr Verkehr mit der

[1] Görres' Gesammelte Briefe III 439 f.

[2] Wienbarg und Gutzkow im Juni 1835; vgl. Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" 1902, Nr 52.

[3] Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert IV 418.

[4] Es ist bemerkenswert, daß von dem Werke noch in jüngster Vergangenheit neue Auflagen erschienen sind, eine „vierte Auflage" von Hermann Grimm (Bettinas Schwiegersohn), mit einer Einleitung von XXXII Seiten begleitet (Berlin 1890), eine andere in Reclams Universalbibliothek, mit einer Einleitung von Franz Brümmer.

[5] Goethe's Correspondence with a Child. For his Monument. Berlin 1838.

Günderode, 1844 im „Frühlingskranz" ihre Jugendbriefe mit Klemens Brentano, 1848 ihre Korrespondenz mit Philipp von Nathusius als „Ilius Pamphilius und die Ambrosia".

Seitdem allerdings wendeten sich ihre schriftstellerischen Erzeugnisse mehr politischen und sozialen Fragen zu. Von ihrem „Königsbuch" war der erste Band mit dem Sondertitel: „Dies Buch gehört dem König!" direkt an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet, schon 1843 ans Licht getreten[1]; der zweite Band, „Gespräche mit Dämonen", folgte 1852. Mit der Herausgabe ihrer „Gesammelten Werke" in 11 Bänden während des Jahres 1853 war Bettinas Lebensarbeit als Schriftstellerin beendet.

Was zu Verständnis und Würdigung der folgenden Briefe im allgemeinen erwünscht schien, liegt hiermit vor dem Leser ausgebreitet; Erläuterungen im einzelnen, soweit möglich, werden den Text der Briefe begleiten.

[1] Auch über dieses Buch erschienen alsbald eigene Schriften: A[dolf] St[ahr], Bettina und ihr Königsbuch (Hamburg 1844); Ruchlosigkeit der Schrift „Das Buch gehört dem König" (Bern 1844, anonym). — Der Titel schien Schule zu machen; eine Reihe neuer Erscheinungen adoptierte ihn: Dies Buch gehört den Damen! (1844); Dies Buch gehört den Kindern! (1845); Dies Buch gehört der Jugend! (1846); Dieses Buch gehört dem Klerus! (Leipzig 1846) usw.

(Fortsetzung folgt.)

O. Pfülf S. J.

Rezensionen.

Die Messe im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Geschichte der Liturgie und des religiösen Volkslebens. Von **Adolph Franz.** gr. 8⁰ (XXII u. 770) Freiburg 1902, Herder. M 12.—; geb. M 15.—

Es ist dem Prälaten Franz gelungen, tief eindringend und weise sich beschränkend die Messe im deutschen Mittelalter mit ihren Beziehungen zum Volksleben, so wie sie sich in der gleichzeitigen Literatur darstellt, relativ vollständig und vollkommen zu behandeln, obgleich der Titel bescheiden nur „Beiträge" verspricht. Wer bedenkt, daß „das deutsche Volk des Mittelalters im religiösen Gedanken lebte", der begreift leicht, daß in dem Werke ein ganzes und ein sehr wichtiges Stück religiöser Kulturgeschichte gegeben ist.

Der Verfasser zeigt sich bei seiner Arbeit als wahrer Forscher, und das nicht hauptsächlich deshalb, weil er in deutschen Landen auf und ab und über die Grenzen Deutschlands hinaus, die großen wie kleinen Bibliotheken durchstöbernd besonders ein überreiches, bislang noch nicht verwertetes handschriftliches Material zu Tage förderte und ausnutzte, sondern vor allem, weil er mit an herber Strenge grenzender Gerechtigkeit aus den Quellen all die Steinchen, wie geformt oder gefärbt sie auch sein mögen, kundig auflas, um sie zum Mosaikbilde „der Messe im deutschen Mittelalter" zusammenzustellen. Auf diese Weise erhält man das wahre Bild der Messe, wie sie leibte und lebte, nicht das Ideal des mittelalterlichen Dogmatikers oder Mystikers, aber noch viel weniger das Zerrbild des revoltierenden Häretikers.

Den dogmatischen Untergrund der Messe läßt Franz beinahe vollständig aus dem Spiele; er behandelt auch nicht eigens und weitläufig den wahren Glauben des Mittelalters an das Meßopfer und geht nicht tiefer und ausführlicher auf die religiöse Belehrung des Volkes über das Geheimnis der Messe in jenen Zeiten ein, wenn er auch an manchen Stellen seines Werkes, und besonders in den drei letzten Abschnitten des zweiten Teiles, hierzu viele kostbare Bausteine liefert.

Man darf also hier nicht Aufklärung suchen über die Lehre der mittelalterlichen Theolgen mit Beziehung auf die Messe, auch nicht eine ad hoc geschriebene Apologie oder gar einen Panegyrikus der mittelalterlichen Messe. Sieht man hiervon ab, so fehlt kaum etwas von dem, was die literarischen Quellen des Mittelalters über die Messe und ihre Liturgie bieten. Es ist dessen nicht wenig, und nur weil der kundige Forscher sein reiches Material zu sichten

und von allem Beiwert zu scheiden und — fügen wir hinzu — von allen subjektiven Erwägungen und Zutaten freizuhalten verstand, konnte er in dem einen starken Bande die ganze reiche Fülle wohlgeordnet unterbringen.

Die erste Abteilung des Werkes betitelt sich: „Der Volksglaube und die kirchliche Praxis“; die zweite behandelt ausführlich in chronologischer Reihenfolge „Die mittelalterlichen Meßerklärungen“. Die erste zeichnet nach den Quellen das Gesamtbild der mittelalterlichen Messe; die zweite füllt die Zeichnung mit neuen Zügen und Farben und erklärt dieselbe zugleich, indem sie die Meßerklärungen jener Zeiten übersichtlich und wie im Auszuge selber vorführt. Dadurch ist die Zweiteilung gerechtfertigt.

Die beiden ersten Abschnitte beschäftigen sich mit der Wertschätzung und Anhörung der Messe sowie mit den daraus hervorgehenden Früchten. Es ist Wesen und Wirkung der Sache, so wie das deutsche Mittelalter eben diese Sache auffaßte. Ein dritter Abschnitt schildert noch besonders „Mißbräuche und Aberglauben“, wie dieser und jene vielfach in der mittleren Zeit mit Bezug auf das Meßopfer vorkommen, während der letzte Abschnitt dieser Abteilung die dagegen auftretende Reaktion zum Gegenstande hat. Der weitaus größere Teil jedoch ebenderselben Abteilung — er umfaßt die übrigen sechs Abschnitte — behandelt mit genauer Sachkenntnis eine besondere Art der mittelalterlichen Messe, weil gerade diese für das Verständnis der damaligen Messe und ihrer Auffassung von ganz einziger Bedeutung ist. Das ist wohl die wichtigste und beste Partie des Buches: für sich eine selbständige Abhandlung, welche das ziemlich unbekannte Kapitel von der Votivmesse im Mittelalter mit solcher Exaktheit und Gründlichkeit behandelt, daß sich hierüber kaum noch viel Neues wird finden und sagen lassen.

Der Verfasser ist dabei wie überall ein strenger, selbst sehr strenger, nicht ungerechter Zensor, der es schließlich bedauert, daß bei der Reform des Kultus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Tricenar des hl. Gregorius als einzige Meßreihe, wenn auch unter wesentlichen Beschränkungen und unter Ausschluß jeder abergläubischen Meinung noch geduldet wurde.

Man kann nicht leugnen, daß dies als Frage zur Diskussion gestellt werden kann; auch braucht man nicht zu verlangen, daß jemand für die Einrichtung der gregorianischen Messen sich besonders erwärmt, aber es läßt sich doch wohl ein vernünftiger Grund finden, der damals einer weiteren Duldung das Wort redete. Gerade vom Standpunkte des für die Zukunft zu verhütenden Aberglaubens scheint ja in der Tat eine richtige, wahre Reform besser zu wirken als eine vollständige Aufhebung und Vernichtung

Auch sonst gibt es noch Stellen im Buche, bei denen Rezensent wenigstens nicht schwören möchte auf Wort und Ansicht der Verfassers, beispielshalber dort nicht, wo er sagt, daß „das Bild des hl. Michael im deutschen Volksglauben unverkennbar manche Züge des Wodan trägt, dessen Andenken unter der Verehrung des heldenhaften Erzengels verschwand“. Jedoch sind diese so selten und dabei von solch nebensächlicher Bedeutung, daß es überflüssig wäre, auch nur so viel davon zu sagen, wenn nicht eben aus dem Erwähnten hervorginge, ein wie un=

parteiischer Forscher und furchtloser Kritiker der Verfasser in seinem Werke ist. Jedenfalls wenn der strenge Zensor trotz aller Gerechtigkeit in seinem Urteile nicht immer auf der haarscharfen objektiven Linie verblieben sein sollte — er weicht nicht ab infolge abergläubischer Befangenheit oder subjektiver Voreingenommenheit.

Der Leser des Buches erhält alsbald diesen Eindruck, der ihn auch nirgendwo verläßt von der ersten bis zur letzten Seite. Es mag sein, daß der Katholik und Laie statt dessen hier ab und zu etwas mehr Farbe und Wärme der Darstellung wünscht, an objektivem Wert und an Beweiskraft würde jedoch alsdann das Werk eher verlieren als gewinnen. Und auch so, ohne daß der Verfasser dies anstrebt, wird die ungeschminkte Wirklichkeit zur besten Verteidigung und Apologie für das Wesen der Messe im Mittelalter. Prälat Franz entwirft nicht ein packendes Bild von dem Werte und den Wirkungen des Meßopfers, und dennoch blitzt überall in seinen Schilderungen, ob er will oder nicht, und selbst da und gerade da, wo er die abergläubischen Mißbräuche verzeichnet, der dogmatische Goldgrund des wahren Glaubens an das Wesen und den Wert des heiligen Meßopfers, wie er im Volke des Mittelalters lebte, mächtig durch, vielleicht darf man sagen, um so mächtiger, wohltuender und überzeugender.

Franz setzt sich nicht als Ziel, eine apologetische Verteidigung der Messe zu schreiben, er beschäftigt sich vielmehr ganz besonders und ausführlich, ohne etwas zu verschweigen oder zu beschönigen, mit den Schattenseiten der Messe, läßt dieselben vielleicht sogar etwas zu grell, zu stark hervortreten, und dennoch würde nach dem vorurteilslosen Studium dieses Werkes auch ein Luther sich sagen müssen, daß in der Tat das ganze deutsche Mittelalter im engsten Anschluß an die alte christliche Zeit eine ganz andere, ganz entgegengesetzte Auffassung von der Messe gehabt hat als der Reformator von Wittenberg.

Und nach der Lesung und dem Studium dieses Buches kann der Katholik erst recht seines Glaubens froh werden, da dessen Licht auch in diesem Geheimnisse, trotz Schatten und Verdunkelungen, so siegreich überall hervorbricht und siegreich sich behauptet hat. Man wird sich klarer bewußt, daß, wie Franz eingangs sagt, „die Messe das Zentrum der katholischen Gottesverehrung bildet", für die das Mittelalter seine stolzen Dome baute. Man wird inne, daß sich im Katholizismus wie am Protestantismus, freilich in ganz entgegengesetzter Weise, das Wort Ruperts von Deutz bewahrheitet, mit dem Franz seine Arbeit einleitet: „Nimm diese tägliche Feier des Todes unseres Erlösers aus der Kirche hinweg, dann siehe wie berechtigt das Wort des Herrn ist: ‚Welcher Nutzen liegt in meinem Blute?' (Ps 29, 10.) Denn wenn das Andenken an den Herrn, welches jetzt überall lebendig ist, erstirbt, wird auch die ganze Liebe erkalten, der Glaube wird verstummen, die Hoffnung erlahmen. Wird aber diese herrliche Gedächtnisfeier warmen Herzens begangen, dann erstarkt die Liebe Christi, dann gewinnt der Bau des Glaubens auf seinem Grunde Festigkeit, dann blüht in dem täglichen Nachlaß der Sünden die Hoffnung wieder auf."

Wie die Darlegung des Tatbestandes in der ersten Abteilung zu einer Beklagung und Verurteilung mancher abergläubischen und selbst frevelhaften Miß-

bräuche wurde, so nimmt die bloße Vorführung all der verschiedenen Meßerklärungen von der patristischen Zeit anhebend bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts in der zweiten Abteilung von selbst eine Spitze an, die sich gegen die Methode der rememorativ-allegorischen Meßerklärung richtet. Was man mit Franz bei dieser Methode beklagen muß, das sind die unnatürlichen, geschraubten Übertreibungen des Allegorisierens, die allerdings überhandnahmen und die theologisch-aszetische Wortauslegung beinahe vollständig verdrängten. Im übrigen mochten wohl Männer wie Innozenz III., Bonaventura und Thomas von Aquin, wenn sie sich einzig der allegorischen Methode bedienten, der Meinung sein, daß einerseits in den dogmatischen Traktaten, anderseits in dem katechetischen Unterricht wenigstens Kern und Wesen der andern Auslegung genugsam geboten sei und zur mehr wissenschaftlichen Behandlung der Meßliturgie die Anwendung der Allegorie nicht umgangen werden könne. Daß damit die Gefahr der Auswüchse gegeben war, liegt sozusagen im Wesen des Allegorisierens, aber daß diese Auswüchse fast überwucherten, ist freilich zu beklagen. Franz aber gibt auf diese Weise durch die Sache selbst auch unserer Zeit und unsern Liturgikern, den Theologen, Predigern und religiösen Schriftstellern gar nützliche Winke und lehrreiche Mahnungen.

In dem engen Rahmen einer Rezension läßt sich der reiche Inhalt sowohl der ersten wie der zweiten Abteilung nur andeuten. Der Theologe, der Liturgiker zumal, der Geschichtschreiber und besonders der Kulturhistoriker, der Bio- und Bibliograph, alle können das Werk als eine reiche Fundgrube für ihre Zwecke ansehen und ausnutzen. Wie viel Neues bietet der Verfasser nicht über „die Früchte“, welche das Volk im Mittelalter sich vom Meßopfer versprach, über die verschiedenen Arten und Abarten der Messen und Meßreihen, über die zahlreichen Meßlegenden, über die liturgischen Zeremonien und abergläubische Gebräuche, über so viele Schriftsteller und Codices des Mittelalters, über den Stand der religiösen Bildung im Klerus und im Volk, über Meßpredigten und Andachtsbücher! Und doch greifen wir nur aufs Geratewohl nach dem Gedächtnisse einige Punkte heraus. Hier sei denn auch im Vorübergehen der vier Anlagen im Anhange gedacht, die, sehr zur Sache, außer den zwei Meßpredigten Bertholds von Regensburg und dem Ordinarium Missae aus dem Augsburger Missale der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zwei Meßparodien aus derselben Zeit wiedergeben.

Es dürfte ratsam erscheinen, diese Fülle des Inhaltes nicht bloß jedesmal am Kopfe der Seiten, sondern auch übersichtlich in Kleindruck unter der jedesmaligen Überschrift der einzelnen Abschnitte mit Stichworten zusammenzufassen. Die Brauchbarkeit des Buches würde dadurch noch gewinnen, ohne das gute sechzehnspaltige Schlußregister überflüssig zu machen, und die mustergültige Drucklegung des Buches durch den Herderschen Verlag würde noch klarer zu Tage treten.

Der wertvollen Arbeit gebührt nur Dank; sie unterrichtet und belehrt und wird überdies wie ein Beispiel wirken und ein Sporn.

Joseph Hilgers S. J.

F. W. Raiffeisen in seinem Leben, Denken und Wirken, im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens in Deutschland. Von Prof. Dr. **Martin Faßbender.** Mit einem Verzeichniß von Litteratur über Genossenschaftswesen und einem Bildniß von Raiffeisen. gr. 8° (XVI u. 286) Berlin 1902, Parey. *M* 5.—

Unda fert, nec regitur. „Die Welle trägt, sie läßt sich nicht lenken." Man kann nicht den Lauf der Zeit dadurch beschleunigen, daß man seine Uhr vorstellt! Diese Worte des Fürsten Bismarck stehen für den ersten Blick in einem scheinbaren Gegensatze zu dem, was Carlyle in den Vorlesungen über „Helden und Heldenverehrung" gesagt: „Die Geschichte dessen, was der Mensch in der Welt vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, die in ihr gewirkt und geschafft haben." Doch nur im Übermaß der Ausdeutung liegt der Widerspruch. Wer in den Massen nicht mit Nietzsche „verschwimmende Kopien der großen Männer auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt" sieht, sondern gerade in der Empfänglichkeit der Massen für große, zeitgemäße Ideen das Wirken der menschlichen Vernunft zu erkennen vermag, — wer anderseits das Genie seine weltbewegenden Gedanken nicht den ätherischen Regionen platonischer Ideen entleihen läßt, vielmehr der eigenen, hoch entwickelten Vernunft auf Grund eines tieferen Verständnisses für die realen Bedürfnisse der Gegenwart, für den Pulsschlag der Zeit, der wird in dem Zusammenwirken von Milieu und Genie keinen Widerspruch, sondern die naturgemäße Ergänzung finden müssen. Proh dolor, quantum refert, in quae tempora vel optimi cuiuscumque virtus incidat — „Wie viel liegt daran, in welche Zeit auch des besten Mannes Tugend fällt", diese sinnvolle Grabschrift des Papstes Hadrian VI. zeigt die Abhängigkeit der idealsten Persönlichkeiten von der Zeit. Ist aber im rechten Augenblick der rechte Mann am rechten Platze, versteht er es, dem Denken und Empfinden der Zeit gemäß das, was nottut, in der rechten Weise zu formulieren, dann wird, was in dunkler Ahnung die Masse erfüllte, zur machtvoll treibenden Idee, der Mann selbst zum Führer und Held.

Modulo suo findet das Gesagte seitens des Verfassers Anwendung auf Raiffeisen. Man muß Professor Dr Faßbender gerade dafür besonders Dank wissen, daß er Denken und Wirken Raiffeisens in ihrem geschichtlichen und inneren Zusammenhange mit den Zeitanschauungen und Zeitbedürfnissen seinen Lesern vorführt.

Das Werk Faßbenders zerlegt sich in drei Aufsätze:

1. Die äußeren Lebensverhältnisse Raiffeisens, Charakter, Weltanschauung und Geistesrichtung (S. 12—54).

2. Raiffeisens Bedeutung in der Entwicklung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens in Deutschland. Dieser Aufsatz nimmt naturgemäß den größten Raum für sich in Anspruch (S. 55—234).

3. Die Gestaltung der nach Raiffeisen sich benennenden Genossenschaftsorganisation nach dessen Ableben und die wichtigste Aufgabe des ländlichen Genossenschaftswesens in der Gegenwart (S. 235—272).

Zum Schlusse spricht sich der Verfasser dann noch über das nach seiner Ansicht dauernd Wertvolle der Raiffeisenschen Ideen aus und über die Umwertung und Verwertung derselben im Interesse der Allgemeinheit.

Wenn Faßbender den Vorschlag, eine Lebensbeschreibung in doppelter Fassung herauszugeben, eine für die katholische, eine andere für die protestantische Bevölkerung, zurückwies, so können wir den ablehnenden Bescheid nur billigen. Raiffeisen war Protestant. Das hindert uns aber in keiner Weise, vorurteilsfrei und gerecht seiner edlen, sittlich hochachtbaren und durch sein selbstloses Wirken in christlicher Liebe weit über das Niveau der Alltagsmenschen hervorragenden Persönlichkeit aufrichtige Hochachtung entgegenzubringen, selbst wenn seine religiösen Überzeugungen ihn noch mehr von uns getrennt hätten, als dies tatsächlich der Fall war.

Mit großer Ausführlichkeit legt, dem Zweck der Schrift gemäß, der Verfasser Raiffeisens Bedeutung in der Entwicklung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens dar, indem er dabei seine eigenen, gediegenen und wohlbegründeten Auffassungen über Wesen und Ziel der genossenschaftlichen Vereinigung in lichtvoller Weise zum Ausdruck bringt. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen gilt ihm als das folgerichtige Ergebnis des Gedankens der Arbeitsteilung. „Ohne daß die Wirtschaft des einzelnen Landwirts im Bestande ihres Sonderbetriebes als solchem irgendwie berührt wird und ohne die Rechtspersönlichkeit des einzelnen Landwirts irgendwie zu erschöpfen, kann sich letzterer den Genossenschaften für die verschiedenartigsten Zwecke anschließen; Sonderbetrieb und Sondereigentum erfahren nicht irgend eine Einbuße, sondern gewinnen in den Genossenschaften neue ‚Hilfsorgane'. So kann man in der Tat mit Rathgen sagen: Der individualistische Beruf des Bauern ist in eine neue gesellschaftliche Ordnung hineingezogen und gleichzeitig durch die Stärkung des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes der Irrtum des ‚wissenschaftlichen' Sozialismus erwiesen, daß aller Kleinbetrieb vom Großbetrieb verschlungen werde." Mit besonderer Genugtuung erfüllt es uns, daß Professor Faßbender für diese neue Ordnung den Namen „Solidarismus" annimmt, mit welchem wir ein mittleres System zwischen Individualismus und Sozialismus bezeichnen. Freilich geht der Solidarismus als objektives System über die freie Vereinigung hinaus, umfaßt insbesondere auch die soziale Gesetzgebung, die den Ausgleich der Interessen inmitten der Gesellschaft bewirkt, jedem Stande zukommen läßt, was ihm gebührt.

Die Genossenschaft bewirkt nicht nur eine Steigerung der materiellen, sondern ebenfalls der sittlichen Einzelkraft. Wo sie ihrem vollen Begriff entsprechen soll, setzt sie gewisse sittliche Auffassungen bezüglich der Beziehungen zwischen den Mitgliedern und nach außen voraus, die sich zu einer Art von sittlicher Atmosphäre verdichten, in Form eines lebendigen Gesamtbewußtseins und wirksamen Solidaritätsgefühls kundgeben. „Weil jedoch nur in der christlichen Bildung, im positiven Christentum die Bedingungen und Kräfte einer gesunden Entwicklung des sittlichen und geistlichen Lebens liegen, eine bloße Steigerung der materiellen Entwicklung ohne entsprechende Stärkung des Geistes der

Heiligung die sozialen Gefahren nur vermehren kann und die Gemeinschaft die Tragweite der geistigen wie materiellen, der guten wie der schlimmen Kräfte steigert, so kommt um so mehr darauf an, daß sowohl die Einzelkräfte als der im ganzen herrschende Geist in der Assoziation eben wirklich gut ist, was dann zuletzt und zumeist nichts weiter heißt als christlich." So faßte Raiffeisen den Assoziationsgedanken auf. „Seine besondere Bedeutung für die Gestaltung des deutschen Genossenschaftswesens im Unterschiede von Huber und Schulze-Delitzsch", sagt Faßbender, „besteht in seiner aufopfernden und vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckenden Tätigkeit für Verbreitung des Genossenschaftsgedankens unter der Landbevölkerung, in seiner unermüdlichen Predigt der Notwendigkeit des Aufbaues der ländlichen Genossenschaft auf Grundlage der christlichen Nächstenliebe und in der Ausgestaltung der auf diesem Boden erwachsenden und den ländlichen Verhältnissen angepaßten Form der Spar- und Darlehenskassen-Vereine als christlicher Wohlfahrtsanstalten, gegründet und geleitet vom christlichen Geiste der Nächstenliebe zur Verbesserung der sozialen Lage und geistig-sittlichen Hebung der gesamten Landbevölkerung, in erster Linie aber ihre Sorge zuwendend der Erhaltung des Mittelstandes und der Hilfe der Minderbegüterten sowie der Unterstützung der arbeitsfähigen Armen, um die ersteren vor Verarmung zu bewahren und die letzteren aus der Armut zu erretten."

Von denjenigen Grundsätzen, welche Faßbender zu dem „dauernd Wertvollen" aus dem Bereich der Raiffeisenschen Ideen rechnet, heben wir besonders folgende hervor: Die einzelnen Genossenschaften sollen als kleinere organische Gruppen, so daß in ihnen die Entwicklung eines genossenschaftlichen Lebens möglich ist, im Anschluß an andere schon bestehende soziale Gebilde (Pfarr- oder Zivilgemeinde usw.) gestaltet werden. Die Genossenschaften haben keinen parteipolitischen Charakter und müssen unabhängig sein von andern wirtschaftlichen Vereinigungen und von bureaukratischer Bevormundung. Das Prinzip der freien Selbstverwaltung darf nicht verletzt werden, insbesondere auch bei der Wahl der Verwaltungsorgane soll lediglich die freie Bestimmung der beteiligten Genossenschafter zur Geltung kommen. Eine statutarische Beschränkung der freien Entschließungen der einzelnen Genossenschafter ist nur so weit zulässig, als es zur Erreichung des eigenen Zweckes der Genossenschaft unumgänglich notwendig erscheint. Die Genossenschaft soll kein spekulatives Unternehmen sein, sondern in allem den Charakter einer Wohlfahrtseinrichtung für die kleinen und mittleren Leute bewahren, die Verwaltung nach Möglichkeit ehrenamtlich gestaltet werden bzw. die Gehälter in mäßigen Grenzen sich bewegen. Aufwendungen zu gemeinnützigen Zwecken aus dem Vereinsvermögen sollen dem Interesse sämtlicher Genossenschafter dienen, abgesehen von Notfällen, in denen kleinere Darlehen an Unbemittelte ohne Bürgschaft gegeben werden können. Eine Wiederbelebung der Allmenden an Grunderwerb aus dem Vereinsvermögen ist je nach Umständen zu empfehlen. In allen Genossenschaften muß auf eine ausreichende Ansammlung von gemeinsamem Vereinsvermögen Bedacht genommen werden. Als Grundlage der genossenschaftlichen Betätigung sind neben den Prinzipien der Selbsthilfe, Selbstverwaltung

und Selbstverantwortung auch die allgemeinen christlichen Prinzipien der Nächstenliebe und des Gemeinsinns zu betonen.

Auf alle die reichen Details der gehaltvollen Schrift können wir hier natürlich nicht eingehen. Wer den Assoziationsgedanken in seinem innersten Wesen, in seiner praktischen Bedeutung, in seiner geschichtlichen Ausgestaltung, in seinen tatsächlichen Erfolgen für die Landwirtschaft richtig erkennen und würdigen will, der wird ganz gewiß dieses durch Inhalt und Form ausgezeichnete Werk eines als Theoretikers wie Praktikers gleich hervorragenden Apostels der Genossenschaftsidee nicht unbeachtet lassen dürfen.

Heinrich Pesch S. J.

Bekenntnisse eines Arztes. Von **W. Weressájew.** Dritte Auflage. 8° (286) Stuttgart 1902, Lutz. *M* 2.—

Ein geistvoller, „im Beruf noch nicht verknöcherter" und darum noch warm fühlender Arzt schildert in diesem lehrreichen Buche, das in Rußland außerordentliches Aufsehen erregte, höchst anziehend seinen Entwicklungsgang, um zur Untersuchung und Lösung mancher schwierigen Fragen anzuregen, die im Interesse der Arzneikunst sowohl als auch der Wohlfahrt der leidenden Menschheit gebieterisch eine Entscheidung verlangen. Ungerecht wäre die Behauptung, mit den „Bekenntnissen" wolle er nur seinen eigenen Stand an den Pranger stellen; denn so schonungslos er die schwachen Seiten der Arzneiwissenschaft und einzelner Vertreter derselben enthüllt, so ernst rügt er auch die übertriebenen Anforderungen der Laien. Er will lediglich die Wahrheit, um aufzuklären und zu vermitteln. Wie er daher die Fehlgriffe einiger Fachgenossen und manche beschämende Vorgänge in den Sezierſälen und Kliniken unumwunden eingesteht, so bekennt er auch „mit der Offenheit des Genies" seine eigenen Schwächen und die Irrungen in seiner Tätigkeit. Aber er spricht davon nur mit Bedauern; denn Irren ist menschlich, und in jedem Stande gibt es Leute, die erlaubte Dinge mißbrauchen. Aber voll Entrüstung erhebt er seine Stimme gegen gewissenlose Ä r z t e, die in den Kranken nur Gegenstände für ihre gefährlichen und oft zwecklosen Versuche sehen; laut klagt er deshalb auch den Ä r z t e s t a n d an, weil er im allgemeinen solche offenkundige Roheiten gleichgültig aufnimmt (S. 140), und die m e n s c h l i c h e G e s e l l s c h a f t, weil sie keine Maßregeln ergreift, „um ihre Glieder vor den Fanatikern der Wissenschaft zu schützen, die den Unterschied zwischen Menschen und Meerschweinchen vergessen zu haben scheinen" (S. 141). Der Unfehlbarkeitsdünkel der Ärzte, wenigstens der scheinbare, wird entschuldigt, erregt aber, weil er mit den Erfolgen oft in sonderbarem Widerspruch steht, meist Spott und Mißtrauen. Außer den religiösen Anschauungen können wir auch die etwas gefühlvollen Ansichten über die Vivisektion und die rosigen Hoffnungen über die Zukunft der Heilkunst nicht teilen. Einige Ausführungen passen zwar nur auf russische Verhältnisse, die meisten aber verdienen allgemeine Beachtung. Eine Schlußfolgerung aber drängt sich jedem bei aufmerksamer Lesung auf: Der Mediziner hat sich mit aller Gewissenhaftigkeit auf seinen Beruf vorzubereiten und in späteren Jahren Fühlung mit der Wissenschaft zu halten, sonst wird wirklich „der Heiler ein Mörder des Patienten" (S. 47). Das Buch, für gereifte Männer geschrieben, ist geeignet, bei vernünftigen Lesern manche Mißverständnisse zu beseitigen und zwischen dem Ärztestand und der Gesellschaft eine wünschenswerte Vermittlung herbeizuführen.

Magazin für volkstümliche Apologetik. Herausgeber **Ernst H. Kley**, Groß-Lichterfelde (Berlin). Erster Jahrgang Nr. 1—9, April bis Dezember 1902. 8⁰ Frankfurt a. M., Druck und Kommissionsverlag von Anton Heil. Vierteljährlich *M* —.75; jährlich *M* 3.50

Trotz der ohne Zweifel vorhandenen Überproduktion an Zeitschriften hat dieses neue Magazin nach Plan und Ausführung unsern vollen Beifall und scheint uns die wärmste Empfehlung zu verdienen. Eine Sammelstelle für Richtigstellung und Abweisung der täglichen Angriffe, die von einer gewissenlosen Schar von Zeitungsschreibern bald aus Bosheit und Haß, bald um der guten Bezahlung willen über Religion, Kirche, kirchliche Personen und Anstalten verbreitet werden, war schon lange ein Gebot der Notwendigkeit. Im Dienste der Umsturzparteien: Los von Rom, Los vom Thron, Los von Religion, arbeiten verblendete Christen, Reformjuden und erklärte Heiden einander brüderlich in die Hände. Da tut es not, daß auch die Katholiken zur Abwehr zusammenstehen. Für diesen Zweck ist die „Zentral-Auskunftstelle der katholischen Presse“ unter Leitung des Herrn Ernst H. Kley in Groß-Lichterfelde bei Berlin ins Leben gerufen, welche neben wöchentlichen Mitteilungen für die katholischen Blätter auch obiges „Magazin“ für die weitesten Kreise herausgibt. Kein Gebiet der Polemik, soweit es sich für populäre Behandlung eignet, ist ausgeschlossen. Besondere Sorgfalt aber ist darauf verwandt: den Skandalgeschichten über kirchliche Anstalten, Klöster, Priester, Prälaten usw. nachzugehen und die Lügen, welche auf diesem Gebiete begangen werden, zu brandmarken. Wir wissen es zu würdigen, mit wieviel Arbeit, Verdruß und Enttäuschung diese Aufgabe verbunden ist. Möge der energische Leiter der Auskunftstelle sich dadurch nicht irre machen lassen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben und der Dank derer, welche für die Sache der Religion, der Kirche, des Vaterlandes ein Herz haben, gewiß auch nicht. Die Zeit ist dem Unternehmen insofern günstig, als gewisse Vorkommnisse in weltlichen Kreisen auch vielen Gleichgültigen ein Licht darüber aufgesteckt haben, was auf dem Spiele steht, wenn man der sensationslüsternen Skandalpresse und ihren niedern Instinkten freie Bahn läßt. Gebildete und führende Katholiken, besonders Geistliche werden gern die geringen Kosten aufwenden, um solchen Glaubensgenossen, die durch ihre Umgebung religionsfeindlichen Angriffen ausgesetzt sind, das Magazin zum Lesen zu geben.

Au Mississipi. La première exploration (1673). Le Père Jacques Marquette de Laon, Pretre de la Compagnie de Jesus (1637—1675), et Louis Jolliet, d'après M. Ernest Gagnon par ***Alfred Hamy***, Membre de plusieurs Societés savantes. 8⁰ (330) Paris 1903, Honoré Champion. *Fr* 7.50

In diesem Buche hat P. Hamy S. J. seinem berühmten Landsmann und Ordensgenossen Marquette ein würdiges Denkmal errichtet. Die kühne Entdeckungsfahrt im Rindenkahn den Wisconsin und Mississippi abwärts bis zur Mündung des Arkansas verdiente in der Tat auch in der Heimat Anerkennung nachdem das dankbarere Amerika dem apostolischen Forscher im Kapitol von Washington ein Marmorbild errichtet hat.

Über das Vorleben P. Marquettes ist nur wenig bekannt; doch gelang es seinem neuesten Biographen, aus den alten Katalogen der Gesellschaft Jesu die Hauptdaten mit Genauigkeit festzustellen.

Demgemäß ist Jakob Marquette zu Laon am 1. Juni 1637 geboren. Er war der Sohn einer angesehenen bürgerlichen Familie, deren Geschichte eingehend geschildert wird. Noch sehr jung, trat er am 8. Oktober 1654 zu Nancy in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, studierte dann von 1656 bis 1659 zu Pont-à-Mousson Philosophie, wirkte als Lehrer in verschiedenen Lateinschulen bis 1665, begann wiederum zu Pont-à-Mousson (1665—1666) das Studium der Moraltheologie, das er in Quebec, wo er am 20. September 1666 ankam, vollendet zu haben scheint. Ebendaselbst hat er wohl die Priesterweihe empfangen, wenn er nicht schon vor der Abreise nach Canada geweiht wurde, und das dritte Probejahr bestanden. Dann finden wir ihn in Trois-Rivières unter der Leitung des P. Drouillettes mit dem Studium der Algonkinsprache beschäftigt, und schon im Herbste 1668 wurde ihm die Leitung der großen Indianermission vom Heiligen Geist am Westende des Obernsees (Lake Superior) übertragen. Am 2. Juli 1671 treffen wir ihn vorübergehend in Sault Sainte Marie, wo er die letzten Gelübde ablegte und dann wieder zu seinen 1200 Huronen zurückkehrte. Er hatte die Mission vom Heiligen Geist nach Macinac (Michillimacinac) verlegt und bereitete dort die große Expedition nach dem Westen vor, welche der Glanzpunkt seines Lebens sein sollte.

Am 8. Dezember 1672 traf endlich von Quebec Louis Jolliet (Joliet) ein, der dieselbe mit Ermächtigung des Gouverneurs von Neu-Frankreich befehligen sollte, und sobald die Flüsse völlig eisfrei waren, wurde am 17. Mai 1673 die Fahrt unternommen. Den 17. Juni erreichten die kühnen Schiffer, dem Laufe des Wisconsin folgend, unter dem 42,5° nördl. Br. den „Großen Strom", dann ruderten sie einen vollen Monat auf seinem breiten Rücken südwärts bis zum 33.° 40′, wo ihm von Westen her der Arkansas seine Wasser zuwälzt. Der Mündung dieses gewaltigen Zuflusses gegenüber errichtete Jolliet ein Kreuz mit dem Wappen Frankreichs, den Großen Strom und dessen ganzes Gebiet unter die Botmäßigkeit seines Königs Ludwig XIV. stellend. Sie konnten nun nicht mehr zweifeln, daß der Mississippi wirklich in den Golf von Mexiko münde, und um nicht in Konflikt mit den Spaniern zu kommen, beschlossen sie die Rückfahrt nach Canada. Am 17. Juli traten sie dieselbe an und erreichten im September, diesmal den Illinois als Wasserstraße benutzend, das Südwestende des Michigansees an der Stelle, wo jetzt Chicago steht. Dem Westufer des ungeheuern Sees folgend, begab sich Marquette nach der Green Bay (damals Baie des Puants genannt) in die Mission vom hl. Franz Xaver zurück, wo er den Winter, erschöpft durch die Strapazen einer solchen Reise und an Dysenterie ernstlich erkrankt, damit zubrachte, seinen Reisebericht niederzuschreiben, und zugleich, soweit seine Kräfte es erlaubten, am Seelenheil der etwa 2000 Indianer zählenden Gemeinde arbeitete. Dann erhielt P. Marquette den Auftrag, zu Kaskaskias am Illinois unter den Indianern, die er auf seiner großen Stromfahrt kennen gelernt und denen er wiederzukommen versprochen hatte, eine Mission zu

gründen. Am 25. Oktober 1674 trat er diese zweite Reise an. Schon am 23. November überfiel ihn abermals die Dysenterie, so daß er zu sterben meinte. In der Gegend des heutigen Chicago mußte er unter einer elenden Rindenhütte den strengen Winter zubringen. Erst Ende März 1675 fühlte sich der Kranke wieder etwas besser und setzte nun, sobald der Illinois die Eisdecke sprengte, die Flußfahrt fort. Am 8. April erreichte er Kaskaskias, wo ihn die Illinoisindianer mit der größten Freude aufnahmen. Etwa 4000 Wilde hatten sich versammelt; er feierte in ihrer Mitte die Karwoche und das Osterfest, stellte die neugegründete Mission unter den Schutz der Unbefleckten Empfängnis und wollte, im Vorgefühle seines nahen Todes, in die Mission an der Green Bay zurückeilen, um in den Armen seiner Mitbrüder sein Leben zu beschließen und den so gut gestimmten Illinoisindianern einen andern Priester zu senden. Die Entfernung war zu weit; er sollte des einsamen Todes eines Missionärs sterben. Auf dem Michigansee nahte das Ende. Am Abend des 17. Mai 1675 ließ er sich von seinen beiden Laiengefährten Pierre Porteret und Jacques Largilier ans Gestade tragen, tröstete dieselben und starb am 18. oder 19. Mai gottergeben und heiligmäßig. Seine Mitbrüder rühmen an ihm einen seltenen apostolischen Mut, einen brennenden Seeleneifer und eine zarte Liebe zur seligsten Jungfrau. Ihr zu Ehren wollte er auch den Mississippi „Strom der Unbefleckten Empfängnis" nennen.

Das sind in knappen Zügen die Lebensdaten des großen apostolischen Reisenden. P. Hamy versteht ihnen durch Schilderungen aus den zeitgenössischen Indianermissionen von Neu-Frankreich warmes Leben einzuhauchen. Von ganz besonderem Interesse sind natürlich die beiden großen Reiseberichte, die P. Marquette selbst verfaßte und die eigentlich kaum eines Kommentars bedürfen. Nur eine Stelle, die Longfellow in seinem herrlichen Hiawatha als Vorlage diente [1], wollen wir als kurze Probe anführen: „Ich danke dir, Schwarzrock" (redete der Häuptling P. Marquette an), „und dir, Franzose, daß ihr euch so große Mühe gabet, uns zu besuchen. Niemals war die Erde so schön, niemals die Sonne so leuchtend wie heute. Niemals floß unser Strom so ruhig noch so frei von Klippen — eure Kähne haben sie verscheucht, des Weges fahrend! Niemals schmeckte unser Tabak so süß, nie schienen unsere Kornfelder so schön, wie sie am heutigen Tage dastehen! Sieh da, mein Sohn, was ich dir schenke, damit du mein Herz erkennest. Ich bitte dich, habe Mitleid mit mir und meinem Volke. Du kennst den Großen Geist, der uns alle erschaffen hat. Du redest mit ihm und er hört dein Wort. Bitte ihn, daß er mir Leben und Gesundheit schenke, und komm, nimm bei uns Wohnung, damit wir ihn erkennen mögen." Longfellow hat diese schöne Begrüßungsrede des alten Indianerhäuptlings fast wörtlich in sein Gedicht aufgenommen:

„Es ist gut für uns, ihr Brüder,
Daß ihr kommt zu uns von fern her!
. . . . .

[1] Der Dichter des Hiawatha nimmt im 22. Gesange ausdrücklich Bezug auf P. Marquettes Bericht (s. deutsche Ausgabe von Hermann Simon I 586).

Nie so froh die Erde blühte,
Nie so schön die Sonne lachte,
Wie sie heute blüht und lächelt,
Da ihr zu uns kommt so fern her.
Nie war unser See so ruhig,
Nie so frei von Klipp' und Sandbank;
Euer Birkenboot verscheuchte,
Ihn durchfahrend, Klipp' und Sandbank.
Nie bisher so süß, so lieblich
Unser Tabak hat geduftet,
Nie der Felder breite Blätter
So prachtvollen Anblick boten,
Wie sie diesen Morgen bieten,
Da ihr zu uns kommt so fern her."

(Übersetzung von H. Simon I 401.)

Was die Priorität der Entdeckung des Mississippi angeht, so fällt es P. Hamy nicht ein, in Abrede zu stellen, daß seine Mündung und eine Strecke des Laufes auch über das Delta hinauf bereits im 16. Jahrhundert durch Cabeza de Vaca, Fernandez de Soto und andere Spanier von Mexiko, Cuba und Florida aus erforscht wurde. Aber er nimmt entschieden Stellung gegen einige französische Geschichtschreiber, namentlich gegen Margry und Gravier, welche dem Kavalier La Salle die Ehre der Entdeckung des Mississippi zusprechen wollten. Er weist diesen Schriftstellern Mangel an wissenschaftlichem Ernst, ja an historischer Ehrlichkeit nach. In der Tat ist es nicht schwer darzutun, daß die denkwürdige Fahrt von 1673 den Mississippi erschloß, wenn auch La Salle, der von Jolliet und Marquette gefundenen Wasserstraße folgend, neun Jahre später (1682) über den Arkansas hinaus bis zur Mündung des Riesenstromes vordrang.

Als Marquette in Canada landete, wußte man nichts über den Strom, als daß die Indianer von einem „großen Wasser im Westen" redeten. Man vermutete die Westküste Amerikas und glaubte durch eines der nach Westen fließenden Gewässer den Stillen Ozean und so den Weg nach China und Japan zu finden. Auf der Suche danach hatte schon 1639 Jean Nicollet sich auf dem Wisconsin eingeschifft, war aber nur bis zu den Stromschnellen vorgedrungen. Erst die Expedition Marquettes wagte sich über dieselben hinaus und fand den Vater der Ströme. Einen Weg von über 4400 km legten er und seine Gefährten auf dem leichten Rindenkahne zurück — eine kühne Tat, die sich wohl mit der Kongofahrt Stanleys in unsern Tagen vergleichen läßt, der, aber in Stahlbooten und vortrefflich ausgerüstet, einen ähnlichen Weg zurücklegte. Das glückliche Ergebnis der Fahrt meldete Frontenac, der Gouverneur von Neu-Frankreich, am 11. November 1674 dem französischen Handels- und Kolonialminister Colbert mit den folgenden Worten: „Der Sieur Jolliet, den ich gleich nach meiner Ankunft aus Frankreich auf Rat H. Talons ausschickte, um das Südmeer zu entdecken, ist seit drei Monaten von seiner Fahrt zurück. Er hat herrliche Länder und auf schönen Wasserstraßen einen bequemen Weg gefunden, daß man vom Ontario und vom Fort Frontenac aus zu Schiff bis in den Golf von Mexiko

fahren kann. Nur einmal mußte man umsteigen, wo der Ontario= in den Eriesee abstürzt [an den Niagarafällen; der Gouverneur irrt sich aber, indem der Eriesee in den Ontario seine Wasser ergießt]. . . . Er war bis zehn Tagereisen vom Golf von Mexiko. Der große Strom fließt von Nord nach Süd und ist so breit wie der St Laurent bei Quebec; durch die von Westen her einmündenden Flüsse hofft er einen Wasserweg nach Kalifornien zu finden. Durch meinen Sekretär sende ich Ihnen die Karte, die er entwarf, und die Bemerkungen dazu, die er aus der Erinnerung niederschrieb; denn seine Aufzeichnungen und Tagebücher verlor er bei einem Schiffbruche angesichts von Montreal, wo er zu ertrinken meinte, nachdem er glücklich eine Fahrt von 1200 Lieues zurückgelegt hatte."

Am 29. Mai 1680 belohnte Ludwig XIV. die Dienste Jolliets, indem er ihm die ganze Insel Anticosti, einen Besitz von 1 644 000 Arpents (649 000 ha) Land zugleich „mit der hohen, mittleren und niedern Gerichtsbarkeit" über die Insel als Eigentum zuwies.

P. Marquette wird in dem Berichte des Gouverneurs mit keiner Silbe erwähnt; Frontenac war eben kein Freund des Ordens, dem Marquette angehörte. Daß aber Marquette nicht nur der Begleiter Jolliets, sondern „die Seele des ganzen Unternehmens" war, erhellt aus dem Briefe P. Dablons an den Provinzial von Paris vom Jahre 1674 und aus P. Marquettes Tagebüchern. Ihm hat in Amerika die öffentliche Meinung fast den ganzen Ruhm der Entdeckung zugeschrieben; es ist aber nur billig, daß man neben ihm auch Louis Jolliet nennt.

Frankreich hat den ungeheuern Wert der Entdeckung nicht verstanden. Es begnügte sich, den Strom Colbert=River zu nennen. Mit dem Gold und dem Blute, das Ludwig XIV. damals in seinen unseligen Eroberungskriegen verschwendet, hätte er das ungeheure Strombecken des Mississippi, d. h. weitaus den größten Teil Nordamerikas, ein Riesenreich, rechtmäßig erwerben können, mit dem verglichen die Provinzen, nach deren Besitz er strebte, geradezu verschwinden. Die englischen Kolonien umfaßten damals nur den verhältnismäßig schmalen Küstenstrich an der Ostküste bis an die Alleghanyberge, das ganze unermeßliche „Hinterland" war Frankreich durch die Entdeckung des Mississippi erschlossen.

Die vielen Illustrationen, die P. Hamy seinem interessanten Buche beifügte, haben zumeist historischen Wert. Einen „Buchschmuck" kann man sie nicht nennen. Am willkommensten ist uns die Kartenskizze von P. Marquettes Hand zu seiner Stromfahrt. Die 15 Appendices, welche ein volles Drittel des Buches bilden, enthalten wertvolle Dokumente; manches wird aber den deutschen Leser weniger interessieren.

Jos. Spillmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Die Parabeln des Herrn im Evangelium, exegetisch und praktisch erläutert von L. Fonck S. J. 8° (XX u. 808) Innsbruck 1902, Rauch. M 5.30

Nachdem in den letzten Jahren von protestantischer Seite verschiedentlich eine kritische Würdigung der wundervollen Gleichnisreden Jesu versucht worden war, die aber wegen der rationalistischen Stellung der Gelehrten und wegen ihrer hyperkritischen Methode im großen und ganzen als verfehlt betrachtet werden mußte, war es an der Zeit, daß von katholischer Seite etwas Gediegenes dem gegenübergestellt wurde. Das ist unseres Erachtens dem gelehrten Verfasser vollauf gelungen. Sein längerer Aufenthalt im Heiligen Lande (1895 u. 1896) erleichterte ihm das Verständnis der Gleichnisreden um ein bedeutendes. Daß er aber auch sonst sich fleißig umgesehen hat, bezeugt das große Literaturverzeichnis und die zahlreichen Verweisungen. Die Anlage des Buches ist kurz folgende: Nach den Vorbemerkungen über Begriff, Zweck usw. der Parabeln und einer knappen aber lichtvollen Auseinandersetzung über das Reich Gottes folgt die eigentliche exegetische Abhandlung in drei Teilen: 1. Parabeln vom Himmelreich in seinem Werden, Wesen und Wirken; 2. Parabeln von den Gliedern des Himmelreiches und ihren Pflichten; 3. Parabeln vom Haupte des Himmelreiches und seiner Stellung zu den Gliedern. Die einzelnen Parabeln werden in der Weise behandelt, daß zunächst der griechische Text der bezüglichen Evangelien mit kritischen Erläuterungen und einer wortgetreuen deutschen Übersetzung vorangestellt wird. Es folgt sodann eine genaue Wort- und Sacherklärung mit Berücksichtigung der Umstände des Lehrvortrages, falls sie für das Verständnis von Bedeutung. Daran reiht sich Auslegung und Anwendung der Parabel. Namentlich im letzten Punkte verfolgt der Verfasser einen durchaus praktischen Zweck, nämlich die erhabenen Gleichnisreden der katholischen Homiletik zuzuführen. Dafür werden ihm die Verkündiger des Wortes Gottes besonders dankbar sein, zumal er gewöhnlich am Schlusse eine Reihe Predigtwerke angibt, die den gleichen Stoff behandeln.

Das eucharistische Opfer nach der Lehre der älteren Scholastik. Eine dogmengeschichtliche Studie von Dr. Wilhelm Götzmann. 8° (106) Freiburg 1901, Herder. M 2.—

Den wichtigsten Teil dieser Schrift bietet die durch Scheeben und Schenz angeregte Kontroverse, ob sich die nachtridentinischen Theologen in der spekulativen Begründung der Wesenheit des Meßopfers von der alten traditionellen Auffassung entfernt hätten. Dr Götzmann bejaht die Frage und tritt für die Ansicht ein, die älteren Scholastiker hätten bloß irgend eine Veränderung, nicht aber wie die großen Neuscholastiker die Vernichtung der Opfergabe unter den wesentlichen Bestandteilen des Opfers aufgezählt. Die durch Sachkenntnis und Leidenschaftslosigkeit ausgezeichnete Abhandlung bringt sehr bemerkenswerte Gesichtspunkte zum Austrag der Streitfrage vor. Der Beweis für die These des Verfassers ist jedoch unserer Ansicht nach nicht erbracht. Klargestellt ist eigentlich nur, daß die älteren Theologen die Theorie der Messe als Opfer den Späteren als Torso hinterlassen haben, dessen Vollendung zu den wichtigeren Aufgaben der Neuscholastik gehörte. Sicher ist

ferner, daß einige nachtridentinische Theorien, z. B. die Lugos, ganz neue Wege einschlugen, welche in der Tradition nicht begründet waren. Sicher ist endlich, daß die meisten Neuscholastiker, welche die Theorie des Meßopfers ausarbeiteten, einzelne Erklärungen beifügten, welche auf eigener Spekulation beruhten. Dr Götzmann rechnet aber nicht genug mit der Tatsache, daß gerade die wesentlichsten Punkte, in denen die meisten nachtridentinischen Theologen miteinander übereinstimmen, die organische Verbindung mit dem Altertum herstellen. Um dies zu begründen, muß man nur folgende Punkte beachten: 1. Die einzige Vernichtung im strengen Sinn geschah am Kreuze; das Kreuzesopfer ist aber moralisch vom Meßopfer unzertrennlich. 2. Das Charakteristische beim Meßopfer ist die sakramentale Darbringung (oblatio sacramentalis sensibilis) des am Kreuze gestorbenen Gottmenschen. 3. Diese Darbringung ist eine Repräsentation des Kreuzesopfers, insofern die Konsekration unter beiden Gestalten stattfindet. Das sind die wesentlichen Teile der alten — aber auch der neuen Lehre. Die nachtridentinischen Theologen haben durch eine tiefere spekulative Begründung dieser drei Wahrheiten die Lehre über das Meßopfer gefördert. In den Detailfragen weichen sie weit voneinander ab und bringen vieles vor, was früheren Zeiten unbekannt war, deshalb aber noch keineswegs ohne weiteres abzuweisen ist.

Documents relatifs aux Rapports du Clergé avec la Royauté, publiés par Léon Mention, docteur ès-lettres. I. de 1682 à 1705; II. de 1705 à 1789. [Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'Histoire fascic. 14 et 34.] 8° (VI, 186 u. 270) Paris 1893 u. 1903, Picard. *Fr* 4.50 u. *Fr* 6.—

Wie ernst es den französischen Bourbonen damit gemeint war, die Kirche innerhalb ihres Landes selbst und unabhängig zu regieren, die päpstliche Machtbefugnis aber nur als ein den eigenen Zwecken dienliches Mittel in Wirksamkeit kommen zu lassen, ist ebenso bekannt wie die unheilvollen Zerrüttungen, die sich Jahrhunderte hindurch für das Land daraus ergeben haben. Die Regierung Ludwigs XIV., auch sonst an Byzanz und Kaiser Justinian erinnernd, bezeichnet nicht nur den Höhepunkt, sondern auch jenes fortgeschrittene Stadium, von dem an das Übel sich unheilbar erwies. Vorliegende Publikation, aus Picards trefflicher, echt wissenschaftlicher Collection de Textes zwei Nummern umfassend, stellt eine Art von Bulletin dar für den Verlauf der so schlimmen und staatsbedrohenden Krankheit. Es ist das „Urkundenbuch" für die cäsaropapistische Betätigung der letzten Bourbonen vor der Revolution. Nur die wichtigeren Dokumente, die in der Entwicklung der Ereignisse wirkliche Etappen bezeichnen, sind aus der Masse des Vorhandenen ausgewählt, und nur authentische Texte werden gegeben, und zwar französisch und lateinisch, wo in beiden Sprachen offiziell anerkannte Texte vorliegen. Einleitung und Anmerkungen sind so knapp und kurz als möglich, aber die Zusammenstellung ist mit Einsicht vorgenommen. Es handelt sich um die bekannten Streitigkeiten über die Regalien und die „Quartierfreiheit", den Quietismus und den Jansenismus, die rechtliche Steuerfreiheit des Klerus und die Unterdrückung der Gesellschaft Jesu. Die Zusammenstellung ist für Historiker und Geschichtsbeflissene ebenso brauchbar wie bequem.

Papst Innocenz XI. (Benedikt Odescalchi) und Ungarns Befreiung von der Türkenherrschaft. Auf Grund der diplomatischen Schriften des Päpstl. Geheim-Archivs. Von Wilh. Fraknói, Titular-Bischof,

General-Inspektor der Bibliotheken und Museen in Ungarn rc. Aus dem Ungarischen übersetzt von Dr. Peter Jekel. gr. 8° (VIII u. 288) Freiburg 1902, Herder. *M* 4.50

In reichlichen Auszügen liegt hier die diplomatische Korrespondenz Francesco Buonvisis vor, der seit Februar 1673 am Hof zu Warschau, seit Oktober 1675 an dem zu Wien die päpstliche Politik zu vertreten hatte. Ihm fiel die Aufgabe zu, den hochherzigen Absichten Innozenz' XI. auf die Befreiung Wiens und Ungarns und die Niederwerfung der Türkenmacht, bis zum Tode dieses Papstes 1689, als Organ zu dienen. Für die Tätigkeit und Fähigkeit der damaligen päpstlichen Diplomatie legt diese Korrespondenz ein glänzendes Zeugnis ab; um so peinvoller sind die Einblicke, welche sie gewährt in die Schäden der österreichischen Staatsverwaltung wie in die haltlose Politik des Polenkönigs Sobieski. Ungarn erfreut sich von seiten des Nuntius des regsten Mitgefühls. Neben der bekannten großartigen Freigebigkeit Innozenz' XI. in Sachen des Türkenkrieges verdient seine opferwillige Initiative in Schaffung eines Feldlazarettwesens (S. 112 246 usw.) besondere Beachtung. Die Opferwilligkeit, die bei Bischöfen und Klöstern nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz und in Belgien sich kundgab (S. 186 209), ist hervorzuheben. In seinen Plänen und Vorschlägen verrät der tatkräftige Nuntius oft einen scharfen Blick, wie in den Vorschlägen über Armee-Ausrüstung (S. 247), Ansiedlung von deutschen Kolonisten (S. 249). Doch muß man sich hüten, alle seine Ansichten und Urteile ohne weiteres anzunehmen. Er stand eben doch manchen Verhältnissen fremd gegenüber und bemaß alle Faktoren nur nach der einen ihm vorgesteckten speziellen Aufgabe. Zuweilen hat Fraknói die Angaben Buonvisis aus andern Quellen recht gut beleuchtet oder ergänzt.

23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. Von Adolf Schiel, Oberstleutnant a. D. der Artillerie, Oberst-Kommandant des deutschen Freikorps (Südafrikanische Republik). Mit 39 Abbildungen, darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan. 8° (592) Leipzig 1902, Brockhaus. Geb. *M* 10.—

Ein kühner deutscher Mann, der seit 1880 in Südafrika ansässig, um 1882 in den Dienst der Transvaalregierung trat, im Boerenkrieg 1899 mitfocht, bei Elandslaagte verwundet und als Gefangener nach St Helena gebracht wurde, erzählt hier von seinen Abenteuern, Gefahren und Leiden. Die Schilderung persönlicher Erlebnisse unter solchen Verhältnissen ist immerhin geeignet, die großen Ereignisse, welche seit Jahren alle Blicke auf Südafrika gerichtet halten, näher zu beleuchten, vieles besser verstehen und richtiger beurteilen zu lassen. Das Leben der Eingeborenen, ihre Lage gegenüber den Europäern, die geschäftige Tätigkeit der Berliner und Schweizerischen Missionsgesellschaft unter den Kaffern, Staats- und Heerwesen der Boerenrepubliken, Geist und Ausbildung der englischen Kolonialarmee usw. treten im Lauf der Erzählung recht anschaulich vor Augen. Der Verfasser scheint ziemlich unbefangen zu urteilen und ist gleich weit entfernt vom Lobredner wie vom Parteifanatiker. Daß die Person des Erzählers in den Vordergrund tritt, und daß die erzählten Dinge sich stets von der vorteilhaften Seite präsentieren müssen, ist selbstverständlich, aber es geschieht nicht in aufdringlicher oder lästiger Weise. Die Erzählung bietet vielen Wechsel und liest sich recht gut; die Illustrationen sind für Erwachsene einwandfrei; die prächtige Ausstattung ist der bekannten Firma Brockhaus würdig.

Gaben des Katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1902. 8° Graz 1902, Verlag des Katholischen Preßvereins. Gabe 1—4 *Kr* 1.20; 1—6 *Kr* 2.—

1. **Das Hl. Evangelium nach Matthäus.** Übersetzt und erklärt von Dr. F. S. Gutjahr, f. b. Consistorialrath und Theologieprofessor in Graz. Mit 15 Bildern. (112)
2. **Reise nach Jerusalem und Wanderungen im heiligen Lande.** Dem katholischen Volke erzählt von Dr. Johann Weiß, k. k. Universitäts-Professor in Graz. Erster Theil. Mit zahlreichen Bildern, einem Plane und einem Panorama von Jerusalem. (162)
3. **Der Barmherzige Samaritan in seinem Wirken in der Diöcese Seckau.** Dargestellt von Alois Stradner, f. b. geistl. Rat, Dechant und Stadtpfarrer in Leoben. (148)
4. **Waldnutzung und Waldpflege.** Kleiner Rathgeber in Forstangelegenheiten. Von Johann Saurug, f. b. Gutsverwalter im Schlosse Seggau bei Leibnitz. (78)
5. **Geistlicher Personalstand des Bistums Seckau in Steiermark im Jahre 1902.** (452)
6. **Mit Gott für Kaiser und Vaterland.** Lorbeerblätter aus der Ruhmesgeschichte steirischer Truppenkörper. Von Hans von der Sann (Joh. Krainz). Zweiter Theil: Das k. u. k. 47. Infanterie-Regiment Friedrich Freiherr von Beck. (166)

Seitdem die Gaben des Seckauer Preßvereins, auf deren Volkstümlichkeit und erstaunliche Wohlfeilheit früher schon oft hingewiesen wurde, in diesen Blättern LVI 588 zum letztenmal zur Anzeige gekommen sind, hat sich in der äußeren Gestalt derselben ein Wandel vollzogen, der als glückliche Vervollkommnung begrüßt werden darf. Die Ausstattung ist eine noch freundlichere geworden und auch der Umfang ist gewachsen. Der Jahrgang 1902, der zum erstenmal wieder vollständig zur Besprechung vorliegt, ist ganz im früheren Geiste dahin gerichtet, Belehrung, Erbauung und Vaterlandsliebe unter allen zu verbreiten, die guten Willens sind. Er ist dabei recht mannigfaltig und reichhaltig ausgefallen. Die 6. Gabe (Fortsetzung von 1901 Nr 3) bildet den zweiten Teil einer vollständigen Kriegsgeschichte der bestehenden steirischen Truppenkörper, die, im ganzen auf fünf Teile berechnet, mit diesen alsdann ein für sich abgeschlossenes Werk bilden wird. Gabe 1 dieses Jahrganges eröffnet eine Übersetzung des Evangelientextes mit Erläuterungen, Abbildungen und volkstümlicher Anordnung; auch sie ist nur der erste Stein für eine in den künftigen Jahrgängen zu vollendende gesamte Übersetzung der vier Evangelien; ähnlich Gabe 2 als anziehende Beschreibung des Heiligen Landes und seiner Heiligtümer. Die schöne Vereinsgabe 3 macht mit sämtlichen charitativen Anstalten und Einrichtungen der Diözese Seckau bekannt; Gabe 5 gibt deren Personalbestand für das Jahr 1902, mit Einschluß der Namen sämtlicher Ordensleute und Theologiestudierenden. Besonderer Aufmerksamkeit ist die 4. Vereinsgabe wert, welche das Volk bekannt machen soll mit der Wichtigkeit und dem Nutzen der Waldungen, der Art, aus denselben vernünftig und auf die Dauer Gewinn zu ziehen, aber auch warnen soll vor Schädigung. Solch wohlmeinende Belehrungen des Volkes, zumal

des Landvolkes, auf Gebieten, wo es nur allzusehr geneigt ist, aus Unwissenheit sich selbst und dem ganzen Lande schwere Nachteile zuzuziehen, begründen für den Preßverein noch über sein eigentliches Programm hinaus ein besonderes Verdienst.

Maria die heilige Jungfrau und Gottesmutter. Ein Lebensbild nach den von Cl. Brentano aufgezeichneten Mitteilungen der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustinerorden. Für das christliche Volk zusammengestellt und bearbeitet von Johannes Nießen, Priester. 8° (XVI u. 420) Dülmen i. W. 1902, Laumann. Geb. M 3.—

Das „Leben der heiligen Jungfrau Maria", wie es von Brentano aufgezeichnet, nach dessen Tod lückenhaft in seinem Nachlaß sich fand, ist bereits mehrfach gedruckt. Hier handelt es sich nicht um einfachen Wiederabdruck, sondern um erhöhte Brauchbarmachung für das christliche Volk. „Alles Störende und Überflüssige, was auf das Leben Mariä keinen Bezug hat", wurde ausgeschieden; die Lücken sind aus andern Gesichten der Begnadigten, soweit Brentanos Aufzeichnungen sie überliefert haben, ergänzt. Eine abgerundete, ruhig sich entfaltende Lebensbeschreibung ist damit erzielt, wie der Verfasser hofft: „ein Buch, das für alle Leser jedes Alters und Standes passend sei" und geeignet, „die seligste Jungfrau unsern Gedanken menschlich näher zu bringen". Die Ausstattung ist gefällig, eine belehrende Einleitung und fleißige Anmerkungen sind beigegeben; der Reinertrag ist kontraktmäßig „ausschließlich für Emmerichzwecke bestimmt".

Der Jesuiten Lob aus Gegners Mund. Eine Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Protestanten und Gegner der katholischen Kirche über den Jesuitenorden. Von Dr. jur. Krueckemeyer. 12° (64) Danzig 1902, Brüning. M —.50

Diese ganz geschickt gemachte Zusammenstellung von Äußerungen gescheiter und nüchterner Menschen ist gegenüber den unaufhörlichen bis zur Geschmacklosigkeit und zum Aberwitz getriebenen Schmähungen, an die man sich in Deutschland leider gewöhnt hat, ganz am Platze. Sie ist mit Auswahl gemacht, kurz und kurzweilig bei wirklichem Gehalt, ein verdienstliches Werk um die Katholiken Deutschlands, um den gesunden Menschenverstand wie um Recht und Billigkeit.

Sainte Élisabeth de Hongrie. Ouvrage couronné par l'Académie Française. Par E. Horn. 16° (VIII u. 290) Paris 1902, Perrin. Fr 3.50

Die neuere deutsche und auch die ungarische Literatur werden glücklich verwertet. An die Erzählung des Lebens der heiligen Landgräfin schließt sich ein ausführlicher Bericht über ihre Verehrung nach dem Tod, ihre Reliquien und Heiligtümer bis auf die neueste Zeit. Quellenforschungen enthält das Buch nicht, aber es ist geschickt gesammelt und recht hübsch geschrieben. Des Verfassers Liebe zu den alten Sagen und Legenden, schon aus seiner Lebensbeschreibung des heiligen Königs Stephan bekannt, gereicht der Darstellung keineswegs zum Schaden. Die hochgeschwellte Begeisterung für Ungarn soll keinen Vorwurf begründen, wenngleich sie zuweilen auf Kosten des deutschen Namens sich geltend macht. Die Art, wie Konrad von Marburg als der eingefleischte Teufel hingestellt und fast jede seiner Handlungen in üblem Lichte gedeutet wird, zeugt nicht von tieferem Verständnis der Zeit wie der Persönlichkeiten. Elisabeth selbst und ihr Gemahl werden mit Liebe gezeichnet.

Louis XVIII et les Cent-Jours à Gand. Recueil de documents inédits publiés pour la société d'histoire contemporaine par MM. Edouard Romberg et Albert Malet. 2 vols. 8° (LXIV u. 256; XVI u. 314) Paris 1898 et 1902, Picard. à *Fr* 8.—

Die beiden Bände enthalten zwar nicht die gesamte diplomatische Korrespondenz, welche während der hundert Tage am Hofe Ludwigs XVIII. zu Gent aus- und eingelaufen ist oder unmittelbar auf denselben Bezug nahm. Die Briefe Talleyrands wie des bei Ludwig XVIII. besonders angesehenen russischen Gesandten General Pozzo di Borgo und wohl noch manches andere sind in gesonderten Publikationen ans Licht getreten. Aber es findet sich hier alles, was notwendig ist, um die bisher fast unbekannte Geschichte des bourbonischen Hofes in Gent während der hundert Tage in all ihren Umrissen und Schattierungen festzustellen. Nicht nur für die letzten französischen Bourbonen und die eigenartigen Zustände im damaligen Frankreich, sondern für die am meisten hervortretenden politischen Persönlichkeiten überhaupt und die mehrfach sich kreuzenden Beziehungen der europäischen Großmächte untereinander sind diese Dokumente von Bedeutung. Den Deutschen wird vielleicht die Korrespondenz des preußischen Gesandten Grafen von der Goltz mit dem Minister Fürsten Hardenberg und dem Feldmarschall Blücher am meisten anziehen, zumal dieser Gesandte seinen Posten ganz und voll auszufüllen verstand. Die englischen und deutschen Schriftstücke sind im Originaltext mitgeteilt, jedoch stets mit französischer Übersetzung. Gute Anmerkungen sind oft zur Erläuterung beigegeben und zu jedem Band ein genaues Register. Im ersten, noch von Romberg besorgten Bande tritt eine gewisse Neigung zu Tage, auf Momente, die für Ludwig XVIII. und seine Umgebung ungünstig sind, besondern Nachdruck zu legen. Allein es wäre nicht gerecht, bei diesem Tadel der außerordentlichen Schwierigkeiten zu vergessen, welche die chaotischen Zustände Frankreichs der „Restauration" darboten, und der hohen Begabung, wie der königlichen Eigenschaften, welche Ludwig XVIII., trotz kleiner physischen Schwachen, unleugbar geziert haben. Die Dokumente selbst gewähren zwar manchen Einblick in bekannte Eigenheiten des französischen Nationalcharakters, sprechen aber keineswegs ungünstig für den König und die Männer seines Vertrauens.

„Les Saints." 12° Paris, Lecoffre. *Fr* 2.— le volume

1. **Saint Louis** par Marius Sepet. 5e édit. (VIII u. 246) 1900.
2. **Sainte Odile,** Patronne de l'Alsace par Henri Welschinger. 3e édit. (X u. 188) 1901.
3. **Psychologie des Saints** par Henri Joly. 8e édit. (VIII u. 202) 1902.
4. **Saint Vincent de Paul** (1576—1660) par Emmanuel de Broglie. 8e édit. (234) 1902.
5. **Saint Pierre Fourier** par Léonce Pingaud. 4e édit. (212) 1902.
6. **Le Bienheureux Grignion de Montfort** (1673—1716) par Ernest Jac. (236) 1903.

1. Bei dem geringen Umfang, welchen der Plan der Sammlung für das einzelne Bändchen verstattet, ist nicht zu erwarten, vom Leben und der Regierung Ludwigs IX. hier eine ausführliche Erzählung zu finden. Der Verfasser hat sich

begnügt, in ihm den guten Sohn, Gatten und Vater, den liebenswürdigen, hochgebildeten Menschen, den frommen Aszeten und idealen König in Kürze zu skizzieren. Es geschieht mit kräftigen und farbenreichen Strichen und doch mit künstlerischer Feinheit, fast ganz in den Worten der ursprünglichen Quellen. Auch dem fortlebenden Andenken, der Verherrlichung und Verehrung des Heiligen, ist ein Abschnitt gewidmet. Es ist eine ausgezeichnete Biographie, die sich fesselnd liest, reich ist an Gehalt und dem Herzen wohltut, jedenfalls eines der vorzüglichsten Bändchen der ganzen Sammlung.

2. Der Verfasser als Historiker hat es sich nicht verdrießen lassen, den ältesten Handschriften der ursprünglichen Vita wie auch den alten Offizien nachzugehen, den Stammbaum der Heiligen sorglich festzustellen und von der Patronin des Elsaß andere Heilige gleichen Namens klar zu scheiden. Mit warmer Liebe für sein schönes Elsaß verbindet er vertrauensvolles Festhalten an der altehrwürdigen Legende und der örtlichen Überlieferung. Manches von dem, was gegen eine maßlose, rein subjektive Kritik vorgebracht wird, ist sehr berechtigt, und eine Forschung, die von vornherein jede Möglichkeit eines Wunders ausschließt, ist gewiß keine „voraussetzungslose". Immerhin wird über die Legende, im ganzen wie in ihren einzelnen Momenten, nur in engem Zusammenhang mit den übrigen elsässischen Legenden und mit der ältesten Geschichte des Landes das letzte Wort gesprochen werden können. Manches nicht zur Sache Gehörige, namentlich aber die vielen kritischen oder polemischen Auseinandersetzungen, stören etwas den ruhigen Genuß der Lesung. Ansprechend ist die Geschichte des Klosters und der Wallfahrt; für den katholischen Elsässer ist das Büchlein jedenfalls von Wert.

3. Der Titel des Werkchens wie die Zahl der Auflagen innerhalb vier Jahren erscheinen vielversprechend. Der Verfasser, bekannt durch eine Reihe von Publikationen auf verschiedenen andern Gebieten, ist Urheber und Leiter bei Herausgabe der kurzen, in mehr modernem Geiste gehaltenen Heiligenbiographien, die unter dem Sammelnamen Les Saints schon oft in diesen Blättern zur Anzeige kamen und zu welchen er selbst die Lebensschreibungen des hl. Ignatius von Loyola (vgl. diese Zeitschrift LVI 584) und der hl. Theresia (LXIII 230) beigetragen hat. Er erscheint als wohlmeinender Katholik und vielbelesener Literat, und das Schriftchen regt eine Reihe von Fragen an, welche einer tieferen und umfassenderen Untersuchung wirklich wert wären. Dasselbe war gedacht als eine Art von Einführung zu der ganzen Sammlung Les Saints und sollte falsche Vorstellungen beseitigen, welche in Bezug auf Heiligkeit und Heilige bei mangelhaft Unterrichteten oft sich finden. Zugleich sollte es vorbereiten auf die Richtung, welche im großen ganzen der Sammlung eigen ist, überall die menschlichen und natürlichen Faktoren möglichst zu betonen, ein übernatürliches und unmittelbares Einwirken Gottes möglichst verschwinden zu lassen. Der Verfasser leugnet die Möglichkeit wirklicher Wunder nicht, will sie aber im Leben eines Heiligen nur selten und in geringer Zahl vorkommen lassen. Alle übrige Einwirkung Gottes scheint er geneigt, auf den bloßen Gnadenbeistand zu beschränken, vermöge dessen der Heilige einem Leben der Tugend sich hingibt. Alle außerordentlichen Erscheinungen wie inneren Zustände in seinem Leben wären dann aus der frommen Seelenverfassung „psychologisch", d. h. natürlich, zu erklären. Das Büchlein hat das Verdienst, für das Leben der Heiligen wieder größeres Interesse wachzurufen. Erschöpfend ist es nicht, noch kann es in allen Punkten auf Zustimmung Anspruch erheben.

4. Von vornherein erklärt sich der Verfasser entschlossen, in der schlichtesten Weise den Lebenslauf seines Heiligen zu erzählen, um lediglich die Sache wirken zu lassen. Es war dies um so kluger gehandelt, da der Verfasser gut zu erzählen versteht und die Geschichte des hl. Vinzenz an sich eine überaus inhaltreiche und ansprechende ist. Als geschichtliches Einzelbild aus einer sehr bewegten Zeit, aber auch als Erbauungslektüre hat das Buch wirklichen Wert.

5. Der Verfasser will seinen Helden schildern nach der sozialen Seite seines Wirkens hin wie nach seiner politischen Stellungnahme als lothringischen Patrioten. Mit Geringschätzung spricht er von den früheren Biographien, welche mehr Nachdruck auf das innere Leben des Heiligen, seinen Verkehr mit Gott, seine Abtötungen und Tugenden gelegt hätten. Statt dessen ist er selbst in den schlimmsten Fehler alter Heiligenleben verfallen, die, um ihren Helden recht emporzuheben, alles, was nicht in jedem Punkte mit diesem sogleich übereinkam, mit möglichst schwarzen Höllenfarben zu bemalen pflegen. Taten und Schicksale eines Heiligen, der so vielfach zum Segen gewirkt wie Fourier, kann man immer mit Nutzen lesen. Allein die verständnislose und pietätlose Art, wie hier Verhältnisse und Personen behandelt werden, benimmt doch dem „Heiligenleben" die ihm zukommende Würde und Weihe. Das Buch ist voll von gehässigen Verdächtigungen, die auf nichts anderem beruhen als auf rein subjektiven Voraussetzungen oder Phantasiegebilden. Das ist nicht mehr Erbauungsschrift, auch nicht profanes Geschichtswerk, sondern unter dem Aushängeschild eines „Heiligenlebens" ein Pamphlet. Ein solches Werk hätte in die Sammlung nicht aufgenommen werden dürfen, so wenig wie das über Kajetan von Tiene. Es muß zu zurückhaltender Vorsicht mahnen gegenüber der ganzen Sammlung.

6. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist der sel. Montfort, und ungewöhnlich die Wege, auf welchen er geführt wurde. Weltliche Neugierde wird nicht viel Befriedigung in seiner Lebensgeschichte finden, wenngleich seine Beziehungen zur Montespan wie zu dem merkwürdigen katholischen Philanthropen Graf Marot de la Garaye der Aufmerksamkeit schon wert sind. Aber ein wunderbares Beispiel der Liebe zum armen Volke und des aufopferndsten Seeleneifers bietet diese Geschichte, mit einem Heldenmute in der Verdemütigung und Entbehrung, wie sie auch im Leben der Heiligen nur selten in gleichem Grade sich zu betätigen braucht. So unmodern im ganzen das Auftreten des Seligen erscheint, so könnten doch noch Zeiten kommen, da dieser Lebenslauf mit all seinen Außerordentlichkeiten zur Nachahmung sich empfehlen wird. Jedenfalls liegt hier ein ernst geschriebenes Heiligenleben vor, aus welchem man Erbauung und für das innere Leben Belehrung und kräftigen Antrieb schöpfen kann.

Geschichte der bildenden Künste von Dr. Adolf Fäh, Stiftsbibliothekar in St. Gallen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Text. 1.–3. Lieferung. 8° (VIII u. S. 1–192, sowie 13 Tafeln) Freiburg 1902, Herder. Erscheint in 12 monatlichen Lieferungen zu je M 1.70

Diese zweite Auflage ist in erfreulicher Weise auf jede Art verbessert. Sie beginnt nicht mehr mit der Kunst der Hebräer, sondern, wie die geschichtliche Entwicklung verlangt, mit derjenigen der Ägypter. Den besten Beweis für die sorgsame Kürzung des Textes trotz inhaltlicher Bereicherung und für die Wahl nicht nur viel besserer, sondern auch zahlreicherer Bilder bietet schon die eine Wahr=

nehmung, daß die Plastik der Römer in der ersten Auflage auf S. 192 beginnt und mit dem 104. Bilde, in der zweiten Auflage aber S. 182 und mit dem 210. Bilde. Bei solcher Vervollkommnung wird das Buch dank der Sorgfalt des erfahrenen und kenntnisreichen Verfassers sicher eine der ersten Stellen unter den Handbüchern der Kunstgeschichte erlangen und bei Katholiken den Vorzug verdienen.

Leopold Kupelwieser. Erinnerungen seiner Tochter. 8° (20) Wien-Stuttgart 1902, Roth. *M* —.30

Ein kleines, aber lebendig gezeichnetes Lebensbild eines wahrhaft katholischen Malers, des Lehrers Steinles und Freundes Führichs. Es hätte verdient, mit einem Bildnis des Künstlers und mit einigen seiner Kompositionen geschmückt zu werden. Dadurch würde das Verständnis und die Wertschätzung des Meisters gewonnen haben, weil ja schon die einfache Zeichnung eines Gemäldes den Charakter des Urhebers offenbart.

Hellenistische und koptische Kunst in Alexandria. Von Josef Strzygowski. [Bulletin de la société archéologique d'Alexandrie Nr 5.] Mit 3 Tafeln und 69 Abbildungen im Texte. 8° (XII u. 100) Wien 1902, Mechitaristen. *M* 4.—

Der rührige Verfasser erinnert an einen kühnen Reitergeneral, der sich weit vorwagt und stets mit reicher Beute heimkehrt. Wohl verliert er manche Leute und kann er das eroberte Land nicht behaupten, aber er fördert doch seine Sache. So vermittelt auch diese Arbeit manche treffliche Entdeckung und führt tiefer ein in die Kenntnis der Kunst Alexandriens und der Kopten. Die These, daß aus den sechs schon von so vielen Gelehrten behandelten Elfenbeinreliefs der Kanzel Heinrichs des Heiligen im Dome zu Aachen der Geist der ägyptischen Gnosis spricht, ist schon deshalb nicht bewiesen, weil nicht dargetan ist, daß der reitende Kaiser und der stehende Soldat, welche beide kleines Wild jagen, als christliche Heilige aufgefaßt werden müssen. Möglich ist, daß die Reliefs aus Alexandrien stammen. Aber warum können sie nicht aus einer andern Werkstätte herrühren, welche im griechischen Geiste arbeitete und an der alten Mythologie festhielt? Immerhin sind die rätselhaften Aachener Tafeln in neues Licht gerückt und durch manche treffliche Bemerkung verständlicher geworden. In einem seiner letzten Aufsätze, dessen Sonderabdruck eben vorliegt, hat Strzygowski mit Recht die alten bartlosen Bilder Christi als Ergebnis hellenistischer Auffassung, die bärtigen als Träger des aus dem Orient gekommenen Typus erklärt.

Christus- und Apostelbilder. Einfluß der Apokryphen auf die älteste Kunsttypen. Von J. E. Weis-Liebersdorf, Dr. phil. et theol. Mit 54 Abbildungen. Lex.-8° (XII u. 124) Freiburg 1902, Herder. *M* 4.—

Die doppelte Aufgabe dieser Schrift ist überaus schwierig zu lösen, weil die Kunstgeschichte der ersten vier christlichen Jahrhunderte mangelhaft bekannt ist. Die erste der beantworteten Fragen lautet: „Wie sind in den altchristlichen Denkmälern die beiden Typen des Bildnisses Christi entstanden, der jugendliche bartlose und der bärtige?“ Der Verfasser führt aus, die Gnostiker hätten Christus als „schön und knabenhaft“ geschildert, die Väter dagegen in „unkünstlerischer Auffassung“ als „unscheinbar, unansehnlich“, sogar als „häßlich“. Er schließt: Also ist der jugendlich schöne Typus durch den Einfluß gnostischer Apokryphen in die

katholische Kunst gekommen. Dagegen ist aber zu bemerken, daß der Herr in den gnostischen Theophanien nicht stets und nur als Knabe erscheint, sondern in vielerlei menschlicher Gestalt, daß er auf den Denkmälern, worin er in ganzer Gestalt jugendlich dargestellt ist, stets als ausgewachsener Mann auftritt, und daß die Väter, welche Christus unschön nennen, entweder von dem armen, dürftig gekleideten Herrn oder vom leidenden Erlöser reden, oder die menschliche Natur der göttlichen als minderwertig entgegenstellen, oder eitle, sinnliche Schönheit, Reichtum und Pracht abweisen. Die Ansicht, Christus sei in seiner menschlichen Gestalt nicht schön gewesen, vertrat Rigaud in seinen Bemerkungen zu Tertullian. Gegen ihn schrieb Vavasseur S. J. 1649 zu Paris das Buch De forma Christi (Neue Auflage, Rostock 1666). Stentrup verteidigt in seinen Praelectiones dogmaticae (Oeniponte 1882, Rauch) 93 f die Sätze: „Jene irren, die behaupten, Jesus sei seinem Körper und seinem Ansehen nach häßlich gewesen." „Uns gefällt die Ansicht jener, die lehren, er sei dem Leibe nach schön gewesen." Den jugendlichen Typus haben in den ältesten Bildern auch die Apostel. Ihre Bartlosigkeit aber ist doch nicht durch gnostische Apokryphen veranlaßt, sondern dadurch, daß man Idealgestalten derartig bildete. Die zweite Frage, die der Verfasser zu beantworten sucht, lautet: „Wie entstanden die Porträts der hll. Petrus und Paulus und warum stellen viele altchristliche Bildwerke dieselben einander gegenüber?" Er führt aus, der porträtartige Typus des hl. Paulus ist älter, der des hl. Petrus scheint ursprünglich gefehlt, allmählich aber als kontrastierendes Gegenstück zum Typus Pauli Entstehung gefunden zu haben. Die Personalbeschreibung der Apostel verdanken wir den Apokryphen. Geschichte und Apokryphen wirkten zusammen bei Entstehung der auf den Denkmälern sich zeigenden Gegenüberstellung der beiden großen Apostel. Ob nicht auch bei dieser Antwort den Apokryphen zu viel Einfluß zugeschrieben ist im Anschluß an die gefährliche, heute so oft angewandte Regel: „Da und dort wird dies und jenes zuerst gemeldet; also muß es dort entstanden sein"? Folgt aber aus der Priorität der Meldung auch die Priorität der Kenntnis? Die Schrift zeugt von eingehendem Studium der Sache, von kritischem Sinn, eifrigem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und Maßhaltung im Urteil, so daß wir von ihrem Urheber manche treffliche Beiträge erwarten dürfen.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. (Sammlung von Butzon und Bercker, Kevelaer.)

32. Bändchen: **Kasernenarrest.** Eine lustige Soldatengeschichte von J. P. Kujawa. 12° (102) *M* —.30

Freunde von harmlosen Militärhumoresken werden diese flott erzählten Kasernen- und Manövergeschichten mit viel Genuß lesen. Es freut uns, daß die schon durch ihre Wohlfeilheit sich empfehlende Kevelaerer Sammlung von Unterhaltungslektüre, die wir bereits öfters zur Anzeige brachten, so guten Fortgang nimmt.

Bachems neue illustrierte Jugendschriften. kl. 4° Jeder Band mit 4 Farbendruckbildern in Prachtband *M* 3.—

21. Band: **Der Türkenschreck.** Eine Erzählung aus der Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683. Für die reifere Jugend. Von Ad. Goldschmidt. (178)

Druck, Bilderschmuck und die ganze Ausstattung ist vorzüglich wie in den andern Bänden dieser von uns schon öfters angezeigten Sammlung. Die Belagerung

Wiens bietet einen wirksamen Hintergrund für eine ganz vorzügliche Jugenderzählung. Nur sollte der Erzähler sich die Sache nicht gar zu leicht machen und eine etwas glaubwürdigere „Geschichte" erfinden. Wir wollen diesen Tadel mit einem Beispiele belegen. Im zehnten Kapitel begibt sich der Held am Vorabende der Entscheidungsschlacht ins Türkenlager, um seinen Freund „Poldi" zu befreien. „Sein Gang war äußerst gefahrvoll", sagt mit Recht der Erzähler. „Die Janitscharenposten am Fuße der Werke konnten ihn bemerken, und die Ausführung seines Herzenswunsches war vereitelt. Er kam unbemerkt an der feindlichen Postenkette vorüber und stieg in die Laufgräben hinab. Dann schickte er ein frommes Gebet zum Himmel empor und legte sich getrost hin, um ein wenig zu schlafen (!). Es gelang ihm" (S. 139). Wer kann sich so etwas reimen, daß ein Offizier, der nächtlicherweile in das feindliche Lager schleicht, sich in den Laufgräben des Feindes zum Schlafe hinlegt und ruhig bis zum Frührot schläft? Dann redet er den ersten besten Janitscharen, der ihn weckt, offenbar auf gut Wienerisch an: „Was ist dir, Bruder?" denn Türkisch kann er nicht. Nach einigem Suchen findet er das Zelt des Aga, der „Poldi" zum Sklaven gemacht. „Da stand Poldi vor ihm. . . . Mit weit ausgebreiteten Armen eilte er auf den Freund zu: ‚Michael, ich wußte, daß du kamst!' Haller hatte das Entsetzliche gefürchtet (nämlich verraten zu werden), doch in seiner freudigen Erregung versäumt, dem Freunde ein Zeichen zu geben." Es scheint, das hätte noch nicht genügt, die beiden zu verraten; es muß noch ein Gefangener dem Aga ausdrücklich sagen, Michael sei ein Spion. Dann werden die beiden Freunde in das Zelt des Wesirs gebracht und, da sie Wien nicht verraten noch den Glauben verleugnen wollen, zum Tode verurteilt. Sofort sollen sie geköpft werden. „Der Wesir stand unter dem Zelteingang und sah hohnlächelnd zu. Da kam der Janitscharengeneral auf schweißgebadetem Rosse herangesprengt. . . . In der allgemeinen Verwirrung werden die Verurteilten vergessen . . . ein blasser Mann zerschnitt ihre Fesseln: Schnell! Schnell! Steigt auf die Pferde, welche gesattelt hinter dem Zelte stehen. . . . Wie im Gewittersturm ging es den Wachen der Kaiserlichen entgegen" usw. Wie viele Unwahrscheinlichkeiten, ja moralische Unmöglichkeiten auf ein paar Seiten! Das ist nur etwas geweckten Knaben doch zu viel zugemutet!

22. Band: **Karl der Hammer.** Eine kulturhistorische Erzählung aus der Merovingerzeit. Für die reifere Jugend. Von Robert Münchgesang. (168)

Eines der besseren kulturgeschichtlichen Bilder von Münchgesang, das volles Lob verdient. Es ist um so interessanter, als der Schauplatz der Handlung meist auf deutschem Boden liegt (Köln und seine Umgebung). Karl Martells großer Sieg über die Mauren liegt außerhalb der Grenze, die sich der Erzähler gezogen hat. Daß es bei den Schlachtenbildern und Mordtaten dieser und der vorhergehenden Bände der Bachemschen Jugendschriften nicht ohne einige „Blutrünstigkeit" abgeht, ist selbstverständlich; wir überlassen es aber dem feinfühligen Kritiker der „Köln. Volkszeitung", der nicht einmal Szenen des Heldenmuts christlicher Blutzeugen in Jugendschriften für geeignet hält, darüber den Stab zu brechen.

Mendiants et Vagabonds. Par Louis Rivière. [Bibliothèque d'Economie Sociale publiée sous la direction de M. Henri Joly, Vice-Président de la Société d'Economie sociale.] 12° (240) Paris 1902, Lecoffre. *Fr* 2.—

Nach der trefflichen Einleitung, welche die Bedeutung der Frage in ihrem Ernste überblicken läßt, geben zwei Kapitel die Geschichte der französischen Gesetz-

gebung über das Landstreicherwesen von Johann dem Guten (1350) an bis heute nicht gerade zu Ungunsten des alten Königtums. Zwei weitere Kapitel gewähren Einblick in die moderne Legislatur und die entsprechenden Wohlfahrtseinrichtungen in England, Holland, Deutschland, Belgien, wobei überall das Gute hervorgehoben, namentlich aber Belgien und England die Palme zugesprochen wird. Jetzt erst folgt die Erörterung der für Frankreich zu empfehlenden Heilmittel. Sie geht aus von dem Grundsatz, daß eine strenge Repression nur dann gerechtfertigt und durchführbar sei, wenn für wirkliche Notstände genügende Abhilfe vorgesehen wird, und daß wirksamer als alle Repression die Verstopfung der Quellen des Übels sei. Demnach sind die zwei umfangreichsten Kapitel den Präventivmaßregeln gewidmet: Zwangserziehung der verwahrlosten oder gefährdeten Jugend, Unterstützung der Altersinvaliden, Gelegenheit zu Verdienst für Arbeitslose, Stellenversorgung für entlassene Sträflinge. Den Repressivmaßregeln gilt das letzte Kapitel. Sie sollen gegen die „Unverbesserlichen" in Anwendung kommen und mit großer Strenge gehandhabt werden (mehrjähriges Zellengefängnis für Vagabondage), stets aber eine Hoffnung der Milderung und Möglichkeit der Besserung offen lassen. Das Werkchen ist mit Sachkenntnis geschrieben und drängt ein ungeheures Material auf geringem Raume zusammen. Wiewohl für den augenblicklichen Stand der Dinge in Frankreich berechnet, bietet es vielfache Gelegenheit der Belehrung für jeden, der mit den Fragen des Volkswohles sich ernstlich beschäftigt.

Miszellen.

Die älteste Welt- und Wandkarte mit dem Namen Berlin. Die älteste Karte mit dem Namen „America" ist zugleich die älteste Welt- und Wandkarte mit dem Namen Berlin. Auf den Welt- und selbst auf den „modernen" Spezialkarten der Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486 sucht man ebenso wie auf den übrigen Karten des Donnus Nikolaus Germanus vergebens nach der Stadt Berlin. Ja nicht einmal die große Karte Deutschlands von Nikolaus Cusanus (Eichstätt 1491) weist den Namen Berlin auf. Um so auffallender ist es, daß Waldseemüller, der Urheber des Namens „America", die Stadt Berlin auf seiner großen Welt- und Wandkarte von 1507 eingezeichnet hat. In der von ihm besorgten Straßburger Ptolemäus-Ausgabe vom Jahre 1513 fehlt „Berlin" zwar auf den Weltkarten, aber auf der Tabula moderna Germanie steht wieder mit großen Buchstaben: Berlin, und das entsprechende Stadtzeichen findet sich, wie auf der Karte von 1507, an einem Flusse mit dem ptolemäischen Namen „Suevus", der aber hier den Zusatz sive Spre fl. erhalten hat. Merkwürdig ist es, daß nach diesen Darstellungen Waldseemüllers (auf der Seekarte Waldseemüllers von 1516 findet sich ebenfalls der Name

Berlin, aber der Fluß ist weggeblieben) die Spree östlich von „Rostock“ unmittelbar in die Ostsee mündet. Diese irrige Darstellung hat Martinus Ilacomilus zweifelsohne seiner Vorlage entnommen; sie findet sich nämlich auch auf der von Waldseemüller wohl benutzten deutschen Reisekarte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die Gallois nach einem in der Pariser Nationalbibliothek erhaltenen Exemplare in seinem trefflichen Werke Les géographes allemands (Pl. I) veröffentlicht und dem Jahre 1501 zugewiesen hat. Die Aufnahme der Stadt Berlin erklärt sich bei dieser Karte daraus, daß Berlin eine Etappe auf dem Wege nach Rom war. Die Reisekarte bezeichnet nämlich ihre Aufgabe mit den Worten: „Das ist der Rom=Weg von meylen zu meylen mit puntten verzeichnet von einer stat zu der andern durch deutsche lantt.“ F.

Mont Pelé und die Sonnenflecke. Der am 8. Mai 1902 erfolgte vulkanische Ausbruch des Mont Pelé auf der Insel Martinique hat nicht nur die Erforscher der Erdkruste, sondern auch die Vertreter der Himmelskunde zu neuem Studium angeregt.

Daß vulkanische Ausbrüche mit der Periode der Sonnenflecke zusammenhängen, ist längst von Kluge und De Marchi behauptet und auch mit großer Wahrscheinlichkeit dargetan worden. Der Parallelismus beider Erscheinungen zeigte sich deutlich in den 22 Jahren von 1818 bis 1840. In den darauffolgenden 35 Jahren, von 1840 bis 1875, ergab sich ebenso klar, daß solche Ausbrüche zur Zeit der geringsten Häufigkeit der Sonnenflecke nahezu doppelt so oft auftreten als zur Zeit der Fleckenmaxima.

Was nun zu dieser Vergleichung beider Erscheinungen besonders anregt, ist der Umstand, daß das Fleckenminimum im Jahre 1901 das tiefste seit 78 Jahren, also während sieben Perioden war. Die mittlere Fleckenperiode der Häufigkeit beträgt nämlich etwas über 11 Jahre (genauer 11,13 Jahre).

Bringt man nun mit dem Vulkanausbruch auf den kleinen Antillen noch die Entstehung des steilen, 40 m hohen Kraterkegels zusammen, der sich im Winter 1900 bis 1901 auf dem Vesuv gebildet hat, so liegt es sehr nahe, diese außerordentliche vulkanische Tätigkeit mit dem gleichzeitigen außergewöhnlich tiefen Minimum der Sonnenflecke auch ursächlich in Verbindung zu bringen.

Die obigen Angaben sind einer interessanten Mitteilung des Herrn Professor Deichmüller in den Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde 1902 entnommen.

Das Studium der Philosophie einst und jetzt.

Der entscheidende Gradmesser für die wahre Kulturhöhe eines Volkes und einer Zeit ist vor allem der Zustand der höheren Geisteswissenschaften. Was nützt uns schließlich alle Kenntnis der Bestandteile dieses kleinen Erdballs und der Gesetze, nach denen sie sich bewegen, anziehen und abstoßen, wenn wir darüber die Kenntnis des Menschen nach seiner höheren Seite verlieren, wenn wir keine Antwort mehr wissen auf die Frage nach dem Ursprung und Endziel des Menschen, nach dem tiefsten Grunde alles Seins und Werdens, nach dem Lose, das unser nach diesem Leben harrt, kurz auf all die großen Probleme, von deren Lösung aller Wert des Menschenlebens abhängt?

Wie sieht es nun in dieser Beziehung heute bei uns aus? Es herrscht nahezu Anarchie. Selbst jede objektive allgemeingültige Wahrheit hat man längst aufgegeben, so daß ein Gelehrter die Leugnung jeder unwandelbaren und absoluten Wahrheit als ein Charakteristikum unserer Zeit bezeichnen konnte. Religion, Sittlichkeit, Recht gelten, wie Professor Fr. Paulsen sich ausdrückt, nicht mehr als feste, absolute Wesenheiten, sondern als lebendige Funktionen des Volkslebens, die in stetigem Wandel begriffen sind. Nicht nur jedes Zeitalter und jedes Volk, auch jeder einzelne sucht sich seine eigene Moral, seine eigene Religion und Weltanschauung zu „konstruieren" und nach Bedarf „umzukonstruieren", wenn er es überhaupt noch der Mühe wert erachtet, sich mit solchen Dingen zu befassen.

Es darf uns deshalb nicht wundern, daß sich weiter Kreise eine pessimistische Stimmung, eine Art von „Kulturüberdruß" bemächtigt. Enttäuscht, entmutigt und verzweifelnd wendet man sich von allen höheren Bestrebungen ab und legt nur noch dem Wert bei, was sich mit Händen greifen läßt und „reelle" Vorteile bringt. Nach Paulsen herrscht heute in den weitesten Kreisen eine trostlose „geistige Neurasthenie", eine „absolute Ideenlosigkeit". „Das Wort von dem Bankrott der Wissenschaft,

das jetzt von Paris herübertönt, enthält eine tiefe Wahrheit: Ein Positivismus der Wissenschaften ohne Philosophie führt zum Bankrott und treibt dem Positivismus der äußeren Autorität in die Arme."

Professor Paulsen schreibt diese geistige Anarchie dem Mangel an Philosophie zu, und hierin wird man ihm recht geben müssen. Dieser Mangel ist freilich nicht der letzte und tiefste Grund des Wirrwarrs auf geistigem Gebiete, aber er ist sicher die nächste und unmittelbarste Quelle und der beständige Mutterboden derselben. Dieser Gedanke verdient eine eingehendere Betrachtung.

Wir können uns bei Entwicklung dieses Gedankens vielfach an das neueste, interessante und anregende Werk Paulsens: „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium" [1] halten. Der Berliner Gelehrte ist ein aufrichtiger Bewunderer der deutschen Universitäten, aber er behält auch ein offenes Auge für deren Schwächen und Schattenseiten.

Unzweifelhaft haben die deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert Großes, ja Bewundernswertes geleistet, aber diese hervorragenden Leistungen gehören fast ganz dem philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete an. Die eigentlichen Geisteswissenschaften haben damit nicht gleichen Schritt gehalten, die Philosophie insbesondere liegt in bedauerlicher Weise danieder.

1. Die Philosophie ist die notwendige Grundlage und Voraussetzung jeder höheren Bildung. Von der Logik ist das ganz selbstverständlich. Sie ist das notwendige Instrument jeder wissenschaftlichen Forschung. Die wissenschaftliche Forschung sucht von bekannten und gegebenen Wahrheiten durch Schlußfolgerungen zu neuen, weiteren Wahrheiten vorzudringen. Wer wissenschaftlich mit sich selbst im klaren sein will, muß wissen, wie weit sich die Sicherheit und Zuverlässigkeit unserer sinnlichen und geistigen Erkenntnis erstreckt, welches die Gesetze sind, die das Denken beherrschen und nach denen wir uns richten müssen, um Wahres vom Falschen, richtige Schlußfolgerungen von unrichtigen zu unterscheiden. Wie oft sehen wir, daß Naturforscher aus gewissen Tatsachen die weitgehendsten, unberechtigtsten Schlußfolgerungen ziehen, welche gegen die ersten Gesetze der Logik verstoßen.

Was von der Logik, gilt von allen Teilen der Philosophie. Wer in irgend einer Wissenschaft, gleichviel welcher, den Erscheinungen auf den

[1] Berlin 1902.

Grund geht, stößt überall auf philosophische Probleme oder jedenfalls auf Probleme, die nur mit Zuhilfenahme der Philosophie zu lösen sind. Der Biolog stößt, wenn er tiefer vordringt, auf die Frage nach dem Wesen und Ursprung des Lebens, mithin auf ein Problem, das ohne Philosophie nicht zu lösen ist. Die Anthropologie kommt notwendig auf die Frage nach dem Wesen und Ursprung des Menschen. Hat der Mensch eine geistige, von der Materie in ihren höchsten Funktionen des Denkens und Wollens innerlich unabhängige Seele oder nicht? Ist er wesentlich oder nur dem Grade nach vom Tiere verschieden oder bloß ein weiter entwickeltes Tier, das sich einst vollständig in Staub auflösen wird? Die Physik und Astronomie kommt schließlich auf die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung der Bewegung; damit sind wir wieder auf dem Boden der Philosophie. Die Rechtswissenschaft, die nicht bloß bei den positiven Gesetzesparagraphen stehen bleibt und dieselben handwerksmäßig handhaben, sondern den Fragen tiefer auf den Grund gehen will, langt bald bei den Begriffen von Gut und Bös, Recht und Unrecht, Gesetz und Gewissen an. Welches ist die letzte Quelle alles Rechts, insbesondere seiner Verpflichtung? Gibt es ein Naturrecht oder ist der Staat oder die Gewohnheit die letzte Rechtsquelle? Was ist der Staat? Hat er einen von Natur aus ihm bestimmten Zweck oder nicht? Die Strafrechtswissenschaft muß sich klar werden, ob der Mensch in seinen Entschließungen wahrhaft frei und für dieselben verantwortlich ist oder nicht; er muß sich klar werden über den Begriff der Schuld, über Wesen und Zweck der Strafe usw. Das sind alles wesentlich philosophische Fragen.

Ähnliches gilt von den theologischen Wissenschaften. Die Apologetik, welche die Grundlagen des christlichen Glaubens untersucht, ist eine wesentlich philosophisch-historische Wissenschaft. Was ist die Religion? Gibt es einen persönlichen, überweltlichen Gott? Was ist das Wunder? Ist es möglich und erkennbar? Sind die Naturgesetze absolut unabänderlich oder nicht? Hat Christus tatsächlich Wunder gewirkt? Ist er wahrhaft von den Toten auferstanden? Gehen wir weiter zur Dogmatik und Moraltheologie, so begegnen wir auf Schritt und Tritt philosophischen Fragen. Es ist überhaupt unmöglich, tiefer in das Verständnis der christlichen Dogmen, ihres inneren Zusammenhangs, ihrer Bedeutung und Tragweite einzudringen ohne gründliche philosophische Schulung. Man sehe sich nur die großen Werke der Theologen, insbesondere eines hl. Thomas, an, und man erkennt sogleich, daß eine gründ-

liche Dogmatik ohne gründliche Philosophie ein Ding der Unmöglichkeit ist. Auch die protestantischen „Dogmatiker", wenn dieser Ausdruck hier überhaupt zulässig ist, suchen in ihrer Weise das Christentum „spekulativ" zu einem philosophischen System zu verarbeiten.

So ist die Philosophie die unentbehrliche Grundlage und Voraussetzung jeder tieferen wissenschaftlichen Forschung, die sich nicht mit dem bloßen Registrieren und Anhäufen von Tatsachen begnügt, sondern auf den Grund der Erscheinungen geht.

2. Wie stand es nun mit dem Studium der Philosophie früher und wie steht es damit heute?

Früher — bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts — galt die Philosophie allgemein als der Abschluß der höheren formellen Bildung und die unentbehrliche Grundlage für die wissenschaftlichen Fachstudien. Niemand wurde zu den andern Fakultäten zugelassen, der nicht einen regelrechten philosophischen Kurs durchgemacht und seine Prüfung darin bestanden hatte. Und zwar wurde die Philosophie nicht bloß vom Professor „vorgetragen" oder „vorgelesen", sondern die Studenten wurden darin geübt, geschult und zur selbständigen Handhabung der Philosophie angeleitet. Dazu halfen die Repetitionen und ganz besonders die Disputationen. Erst die Disputationen führten die Schüler in das volle Verständnis der vorgetragenen Lehren ein, verschafften ihnen Sicherheit und Klarheit in der Erfassung und Unterscheidung der Begriffe, tiefere Einsicht in den Sinn und die Tragweite der Prinzipien, schärften den Verstand und verliehen große dialektische Gewandtheit.

„Das Mittelalter", schreibt Professor Paulsen in dem ebengenannten Werk[1], „legte auf die Disputationen großes Gewicht. . . . In der Disputation scheint die eigentliche Kraft des Unterrichts zu liegen. In der Tat wird man sich hierin nicht getäuscht haben. Sie war gewiß ein vortreffliches Mittel zur Aneignung und zur Übung im Gebrauch des Wissens. Sie war dazu geeignet, die Präsenz des Wissens und die Fertigkeit im raschen und sichern Auffassen fremder Gedanken und ihres Verhältnisses zu den eigenen zu steigern (und besonders, was Paulsen übersieht, den Verstand zu schärfen, die Begriffe zu klären und zu präzisieren, sie in ihrem gegenseitigen Verhältnis und Zusammenhang klar zu legen). Es wird angenommen werden dürfen, daß in beiden Stücken der mittelalterliche Gelehrte eine Virtuosität besaß, wie sie in der Gegenwart nicht leicht sich findet. Der heutige Gelehrte verläßt sich für viele Dinge auf Nachschlagebücher, die jener im Gedächtnis stets gegenwärtig hatte. Und die Fähigkeit, die

[1] Die deutschen Universitäten 29—30.

eigenen Gedanken mit denen des Gegners im Augenblick von Angesicht zu Angesicht logisch genau auseinanderzusetzen, wird, da sie heutzutage, es sei denn im Gerichtssaal, fast gar nicht geübt wird, auch nicht häufig anzutreffen sein. Ich zweifle nicht daran, daß jene Scheingefechte, in denen die Schüler unter Leitung des Lehrers zur Verteidigung der Lehre gegen feindliche Angriffe angeführt wurden, für die lebendige Ergreifung der Lehre mehr leisteten, als das stumme und einsame Repetieren und Hersagen in Prüfungen, wie wir es haben."

Wie sieht es dagegen heute mit dem Studium der Philosophie aus? Die Disputationen sind, wie Paulsen bemerkt, für uns unmöglich geworden. Das Mittelalter — und dasselbe gilt für uns Katholiken glücklicherweise auch heute noch — hatte eine einheitliche Philosophie, in der wenigstens die Grundbegriffe und Grundprinzipien allgemein anerkannt waren und eine sichere Grundlage für die philosophischen Erörterungen boten. Anders heute.

„Wir haben keine festen und allgemein anerkannten Prinzipien, wenigstens keine materialen, und ohne solche verläuft eine Disputation ins Leere, wie das Mittelalter einsah: contra principia negantem non est disputandum. Unsere wissenschaftlichen Untersuchungen richten sich auf die Feststellung von Tatsachen; Tatsachen aber sind Gegenstand der Aufzeigung, nicht der Disputation. . . . Als Ersatz sind die Übungen in Seminarien und Instituten aufgekommen." [1]

Die Übungen in Seminarien und Instituten haben gewiß ihre große Bedeutung für die Geschichts- und Naturwissenschaften, aber nicht für die Philosophie; jedenfalls bieten sie hier keinen genügenden Ersatz für die Disputationen.

Aber nicht bloß die Disputationen sind uns mit den festen Prinzipien abhanden gekommen, nein, das ganze Studium der Philosophie ist auf einen bedauerlichen Tiefstand gesunken. Gewiß, es gibt auch heute Männer, die gründliche philosophische Studien betreiben. Aber ihre Zahl ist im Vergleich zur Zahl der Gebildeten überhaupt eine ganz verschwindende. Sie bleiben als „einsame Denker" abseits von der großen Heerstraße der Gebildeten.

Ja, ich stehe gar nicht an, zu behaupten, daß die große Masse unserer sog. Gebildeten ohne jede, irgendwie ausreichende philosophische Bildung oder gar philosophische Schulung bleibt. Sie pilgern unbeschwert von tieferen philosophischen Kenntnissen durchs Leben und haben nicht einmal das Gefühl dieses bedauerlichen

[1] Ebd. 30—31.

Mangels. Sie betrachten die Philosophie als den reinsten Luxusartikel, den man ohne jeden Nachteil entbehren kann.

Das Urteil wird manchem hart und übertrieben erscheinen. Aber die Tatsache ist unleugbar, das weiß jeder, der Gelegenheit gehabt hat, mündlich oder schriftlich mit unsern Gebildeten Erörterungen über philosophische und theologische Fragen anzustellen. Welche Unsicherheit, Unklarheit, Verschwommenheit in den grundlegendsten Begriffen und Grundsätzen, von denen die Lösung der großen Probleme des Lebens abhängt!

Übrigens können wir uns auf das Zeugnis eines völlig unverdächtigen und zuständigen Zeugen berufen. Paulsen[1] behauptet, daß heute die weitesten Kreise auf eine ernstliche Beschäftigung mit der Philosophie verzichten.

„Mediziner und Juristen bleiben in ihrer Mehrzahl ohne alle philosophische Bildung, und aus den beiden andern Fakultäten kommen viele nicht über eine mehr oder minder oberflächliche Berührung mit ihr hinaus."

3. Was ist nun die notwendige Folge dieses fast allgemeinen bedauerlichen Mangels an philosophischer Bildung? Das ergibt sich schon aus dem, was wir über die Stellung der Philosophie als Grundlage jeder wissenschaftlichen Forschung, ja jeder wahren höheren Bildung gesagt haben. Zum Überfluß mag es uns Paulsen bestätigen, der im unmittelbaren Anschluß an die eben angeführten Worte schreibt:

„Und die weitere Folge ist, daß es den akademisch Gebildeten in Sachen der letzten allgemeinen Fragen an festen Grundsätzen und Grundanschauungen fehlt, was dann in einem haltlosen Skeptizismus nicht minder als in der Widerstandslosigkeit gegen jede von irgendwoher kommende Windsbraut paradoxer Einfälle zu Tage tritt."

„Man denke", klagt er an einer andern Stelle, „an die innere Haltlosigkeit, wie sie vor ein paar Jahren in der Leseepidemie die ‚Rembrandt als Erzieher' oder ‚Moderne Kulturlügen' hervorriefen, oder wie sie jetzt im Nietzschekult zur Erscheinung kommt: die Plakatphilosophie ist das Seitenstück zur Plakatkunst. Bald hier bald dort erschallt der Ruf: Hier ist der Heiland, der heimliche Kaiser, der Wunderdoktor, der alle Übel der kranken Zeit heilt! Und alsbald rennen Tausende hinaus, ihn zu sehen, und verkünden es in allen Blättern: siehe, wir haben ihn gefunden! Aber nach kurzer Zeit hat sich der Haufe wieder verlaufen, und niemand weiß mehr davon."

[1] Die deutschen Universitäten 537.

Ganz besonders macht sich aber dieser Mangel an philosophischer Bildung auf religiösem Gebiete geltend. Das beweist die Erfahrung und liegt in der Natur der Sache.

Selbst angenommen, ein junger Mann: Mediziner, Jurist, Naturforscher, Lehrer oder Beamter, habe während seiner Universitätsjahre den Glauben seiner Kindheit bewahrt, in welche Gefahren gerät er nachher heutzutage, wo die Männer der verschiedensten Klassen, Berufe, Richtungen und Konfessionen in die innigste Berührung miteinander gebracht und naturnotwendig auf religiöse, konfessionelle und damit auch auf philosophische Fragen geführt werden! Auch wenn man in Gesellschaft über solche Themata möglichst mit Stillschweigen hinwegzugehen sucht, so nötigen doch die parteipolitischen Verhandlungen im Parlament, in der Presse, in Vereinen und Versammlungen zur Besprechung derselben und zur Stellungnahme für oder wider dieselben. Da ist die Schulfrage, die Ehefrage, die Ordensfrage, die Toleranzfrage, die Duellfrage, die Paritätsfrage, die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Staat; dann kommen die allgemeinen religiösen Fragen: das Dasein Gottes, die Geistigkeit, Unsterblichkeit und Freiheit der Seele, die Vergeltung von Gut und Bös im Jenseits, das Verhältnis von Religion und Moral (unabhängige Moral), die Frage, welches die Quelle der staatlichen Autorität und des Eigentumsrechts, die rechtliche Stellung der Familie, der Nationen oder Staaten untereinander sei usw.

Wie kann nun ein Mann, der gar keine oder nur eine höchst dürftige und oberflächliche philosophische Bildung besitzt, sich in dem Wirrwarr der widersprechendsten Meinungen zurechtfinden? Was wird erst geschehen, wenn er mit Menschen in Berührung kommt, die sich eine Freude, vielleicht ein Gewerbe daraus machen, in Wort und Schrift durch Spöttereien, Sarkasmen und Sophismen ihrem Unglauben Anhänger zu gewinnen? Wir haben in Deutschland eine ganze Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften, die sich nicht nur die Bekämpfung der katholischen Kirche, sondern des gesamten Christentums zum Zwecke setzen. Wird ein Mann mit unklaren und verschwommenen Ansichten in diesen Verhältnissen standhalten? Nun nehme man dazu noch, daß Konflikte entstehen zwischen seinem praktischen Leben und dem Glauben mit seinen unerbittlichen Geboten der Gerechtigkeit und Keuschheit, daß der Glaube ihm ein Hindernis zum Karrieremachen werde, wird er seinem Glauben treu bleiben? wird er sich nicht schließlich nach dem Beispiele anderer eine Weltanschauung à sa façon

zurechtlegen, eine bequemere Weltanschauung, mit der man leichter durch das Leben kommt? Für unklare und verschwommene Ansichten bringt man nicht leicht große Opfer. Wahre männliche Charaktere gedeihen nur auf dem Grunde klarer, sicherer und unumstößlicher Grundsätze. Wo diese fehlen, richtet man opportunistisch sein Verhalten nach den Interessen des Augenblicks.

Aber ist denn nicht die Kirche und die Theologie da, welche den Mangel an philosophischer Bildung ersetzt und den Gebildeten als Führerin dient?

Bei den Protestanten gibt es keine eigentliche mit Lehrautorität ausgerüstete Kirche. Und seitdem auch der göttliche Charakter der Bibel von ihnen vielfach in Zweifel gezogen oder geleugnet wird, fehlt es den Gebildeten an jedem Kompaß. Jeder nimmt sich vom Christentum, was ihm behagt, und das Übrige schiebt er beiseite. Tatsächlich ist ja der deutsche Protestantismus heute ein Stelldichein für alle nur möglichen, sich widersprechenden Ansichten. Von der „Theologie" bleiben die protestantischen Laien — vielfach zu ihrem Glück — intakt. Übrigens gibt es gar keine einheitliche protestantische Theologie mehr. Man unterscheidet wohl allerlei „Richtungen" unter den evangelischen Theologen, aber das sind rein subjektive Gebilde, durch die sich jeder sein Christentum „spekulativ" zurechtlegt.

Bei den Katholiken steht es in dieser Beziehung allerdings besser. Jeder in seinem Glauben irgendwie unterrichtete Katholik weiß, daß die Kirche von Gott eingesetzt und beauftragt ist, seine Lehre zu verkünden und rein zu erhalten, die Gläubigen durch die ihr verliehenen Gnadenmittel zu heiligen und zum ewigen Ziele zu führen. Christus hat seiner Kirche so viele Zeichen ihres göttlichen Charakters aufgedrückt, daß es dem Vorurteilslosen leicht ist, sie als die von Gott gesetzte Heilsanstalt zu erkennen, und an ihr hat er einen sichern Halt im Wogenkampf der menschlichen Meinungen.

Trotzdem ist auch der Katholik heute ohne gründliche Kenntnis seiner Religion und ihrer Grundlagen — und die ist ohne philosophische Bildung unmöglich — den schwersten Gefahren ausgesetzt. Er kommt notwendig mit Männern der verschiedensten Richtungen in Berührung, und es ist ganz unvermeidlich, daß die tausenderlei Zweifel und Einwendungen, die in Wort und Schrift gegen den Glauben erhoben werden, ihm nicht von allen Seiten entgegentreten. Die Erfahrung beweist leider nur zu gut,

wie viele Katholiken durch glaubensfeindliche Schriften und Reden in allerlei Zweifel verstrickt werden, die sie sich mangels gründlicher philosophischer Bildung nicht selbst lösen können. Sie verlieren die Klarheit und Sicherheit des Glaubens und verfallen nur zu leicht dem Indifferentismus, der gewöhnlichen Brücke zum Unglauben.

4. Ich habe angenommen, der gebildete Laie bewahre während seiner Studien den Glauben seiner Kindheit. Leider trifft diese Voraussetzung vielfach nicht zu. Nach Professor Paulsen ist unsere Jugend schon beim Verlassen des Gymnasiums großenteils dem Unglauben verfallen.

„Man fürchtet, die Jugend werde durch einen völlig freien Unterricht verführt und in Verwirrung gestürzt werden. Nun, hierbei läuft wohl ein großer Irrtum mit unter: als ob die Studierenden mit dem kindlichen Glauben an das, was im Religionsunterricht der Schule ihnen als geltende Wahrheit übermittelt worden ist, auf die Universität kämen. Wer auch nur ein wenig Fühlung mit der wirklichen Welt hat, weiß, wie weit wir hiervon gegenwärtig entfernt sind. Freilich, in den Zeugnissen, die von der Schule mitgebracht werden, steht hiervon nichts; da wird vielleicht die gründliche Aneignung der Wahrheiten der christlichen Religion bescheinigt. In Wirklichkeit kann man schon auf der Schule und gerade hier den weitgehendsten Zweifeln begegnen, nicht bloß an den spezifischen Glaubenslehren, sondern vielfach einem absoluten Skeptizismus, nicht ganz selten auch einem dogmatischen Atheismus und Materialismus: die Oberklassen unserer Gymnasien stellen wohl die zahlreichsten und eifrigsten Leser der Büchner und Häckel; der Reiz dieser Bücher ist hier eben darum ein großer, weil sie den Wert verbotener Früchte haben." [1]

Ob mit diesem traurigen Tatbestand -- vorausgesetzt, er sei richtig — bewiesen ist, was Paulsen beweisen will, daß nämlich die Universitäten am überhandnehmenden Unglauben unschuldig seien, dürfte doch mehr als fraglich erscheinen. Denn wenn es mit unsern Gymnasiasten so schlimm steht, wie Paulsen behauptet, so würde es schwer halten, unsere Gymnasiallehrer von jeder Schuld freizusprechen. Und wo werden unsere Gymnasiallehrer gebildet? Also bei tieferer Untersuchung kämen wir wieder auf die Universitäten.

Doch kann ich an die allgemeine Richtigkeit der Paulsenschen Einschätzung unserer Gymnasiasten nicht glauben. Für die protestantischen Kreise mag sie zutreffend sein; für die katholischen ist sie es nicht. Das geht schon

[1] Die deutschen Universitäten 306.

aus der beträchtlichen Zahl von Abiturienten hervor, die sich dem Priesterstande widmen, und von der noch größeren Zahl derjenigen, die an der Universität als Mitglieder katholischer Studentenverbindungen offen ihren Glauben bekennen. Damit ist auch bewiesen, daß es mit unsern Gymnasiallehrern nicht so schlimm stehen kann, wie die Behauptung Paulsens vermuten ließe.

Aber größer sind die Gefahren, die den Studierenden an der Universität erwarten, da er ohne philosophische Bildung Vorlesungen bei Gelehrten hört, die in ihrer Mehrzahl dem Christentum entfremdet sind. Ich behaupte nicht, daß unsere Universitätsprofessoren mit Absicht darauf ausgehen, den christlichen Glauben ihrer Hörer zu untergraben. Zwar gibt es auch solche Apostel des Unglaubens. Noch unlängst ist in Berlin ein gefeierter Naturforscher zu Grabe getragen worden, der durch seine frivolen Religionsspöttereien in Privatkollegien und Seminarien mehr als einen Akademiker in seiner religiösen Überzeugung irre gemacht. Auch das Wort eines protestantischen Theologieprofessors ist noch in aller Erinnerung, er halte es für seine Aufgabe, „Seelen zu gefährden", d. h. seine Schüler in die Zweifel einzuführen und es dann ihnen zu überlassen, ob sie den Weg zum Glauben wieder finden.

Doch das sind Ausnahmen. Wohl aber steht die große Mehrzahl der Universitätslehrer dem positiven Christentum gleichgültig gegenüber oder lebt ganz außerhalb des christlichen Ideenkreises. Die allermeisten lehnen das Dasein eines persönlichen, außer- und überweltlichen Gottes entweder ausdrücklich ab oder behaupten wenigstens, davon nichts zu wissen und nichts wissen zu können. Ignoramus et ignorabimus. Daß damit das ganze positive Christentum mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Erlösung der Menschheit aufgegeben ist, liegt auf der Hand. Augenblicklich hat an den deutschen Universitäten eine pantheistische Strömung die Oberhand.

„Der Glaube, daß es möglich sei, alle Rätsel des Lebens, des leiblichen und auch des seelischen, in bloße Mechanik der Atome aufzulösen, ist im Schwinden. Eine Weltanschauung, die durch Fechner auf Schelling und Goethe und weiter auf Spinoza zurückweist, ist im Vordringen." [1]

Allerdings zeigen sich manche Universitätsprofessoren äußerst empfindlich, wenn man von ihrem „Unglauben" spricht. Paulsen ist ungehalten darüber, daß in der „ultramontanen Presse" und in der Beredsamkeit der

[1] Die deutschen Universitäten 74.

Reichs- und Landtage die Anklage des „Atheismus" einen stehenden Beschwerdepunkt bilde[1].

Daß in der Tat die große Mehrzahl unserer Universitätsprofessoren außerhalb des positiven Christentums stehen, geht schon aus ihrer Stellung zum Wunder hervor. Das Christentum ist auf Wunder gebaut, insbesondere auf das Wunder der Auferstehung Christi. Was sagen nun die Genannten von den Wundern? Wenn wir von den Katholiken absehen, erklären sie fast ausnahmslos eigentliche Wunder für unmöglich. Damit ist die ganze Grundlage des Christentums zerstört. Ein weiteres Grunddogma des Christentums ist die Freiheit des Willens, ohne die es keine eigentliche Schuld und Strafe, mithin auch keine Erlösung von Schuld durch einen gottgesandten Mittler geben kann. Was sagen nun unsere Gelehrten von der Willensfreiheit? Fast ausnahmslos leugnen sie dieselbe ausdrücklich. Ebenso leugnet die große Mehrzahl mit aller

[1] Ebd. 302. In der Anmerkung wird dem hinzugefügt: „Will man in diese Art der denunziatorischen Beredsamkeit und zugleich in die Art, wie dabei die ‚fromme Lüge' Verwendung findet, einen Blick tun, so nehme man ein Schriftchen von Nik. Siegfried zur Hand: ‚Vom Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart.' Freiburg 1895." — Professor Paulsen scheint nicht zu wissen, daß dieses Schriftchen schon längst in zweiter Auflage erschienen ist und den wahren Namen des Verfassers an der Stirne trägt, und dieser Verfasser ist — der Schreiber dieser Zeilen! Wie schade, daß Paulsen nicht gesagt, worin die „fromme Lüge" bestehen soll! Oder versteckt er sich hinter den Doppelsinn des Wortes „Atheismus"? Gewiß, wenn es genügt, Pantheist zu sein, um den Vorwurf des „Atheismus" von sich abzulehnen, dann ist Paulsen kein Atheist; versteht man aber unter einem Atheisten jeden, der das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes leugnet und damit die notwendige Grundlage der Menschwerdung und des ganzen Christentums verwirft, so ist Paulsen Atheist, jedenfalls kein Christ, und in diesem Sinne rede ich von Atheismus und Unglauben. Übrigens ist der Name Nebensache; die von mir behauptete Stellung Paulsens ist in zahlreichen Stellen seiner Werke mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen. Warum so zaghaft? Ein Mann soll den Mut seiner Überzeugung haben. — Aber die Schrift ist denunziatorisch! Merkwürdig! Wenn Akatholiken Jahr für Jahr in den Schriften der Katholiken, eines hl. Alfons oder gar der Jesuiten, nach „verdächtigen" Stellen fahnden, um damit dem deutschen Publikum und selbst den Regierungen die Gefährlichkeit, Reichsfeindlichkeit und laxe Moral der katholischen Kirche, insbesondere der Jesuiten, vorzudemonstrieren, dann ist das keine Denunziation: aber wenn einmal ein katholischer Schriftsteller in das gegnerische Lager hineinleuchtet und dem katholischen Volke zeigt, was von unsern Universitätslehrern, die auch viele katholische Schüler zu Hörern haben, gelehrt wird, dann ist das natürlich Denunziation! Denn wir Katholiken haben die selbstverständliche Pflicht, alles schweigend über uns ergehen zu lassen!

nur wünschenswerten Klarheit das Dasein des persönlichen Schöpfers, die wesentliche Verschiedenheit des Menschen vom Tier u. dgl. „Den Glauben an das Jenseits haben auch von uns Gebildeten die meisten verloren. Wir haben also, wollen wir uns nicht der schlimmsten Heuchelei schuldig machen, kein Recht mehr, ihn den Ungebildeten aufzureden", so schreibt Professor Th. Ziegler in Straßburg.

Doch wozu so lange einen Tatbestand beweisen, den jeder sehen muß, der nicht absichtlich die Augen verschließt!

Daß nun die gekennzeichnete Stellung der Professoren zum Christentum auf die Dauer einen höchst nachteiligen Einfluß auf die Akademiker ausüben muß, da diese ohne irgendwie ausreichende philosophische Bildung sind, liegt auf der Hand. Auch wenn der Professor peinlich alles vermeidet, was seine Zuhörer in ihren religiösen Anschauungen verletzen könnte, wird er doch bei tieferem Eindringen in sein Thema gelegentlich die großen Welt- und Lebensprobleme streifen, auf Ursprung und Ziel alles Seins und Werdens, auf die Aufgabe und Bedeutung des menschlichen Lebens, auf die Stellung des Menschen zum Weltganzen, auf Teleologie, Wunder, Freiheit des Willens, Unsterblichkeit der Seele u. dgl. zu sprechen kommen und darüber seine Ansicht äußern. Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. Aber vielleicht noch unheilvoller als die Lehre wirkt das Beispiel der Professoren, die in ihrem praktischen religiösen Leben den größten Indifferentismus an den Tag legen. Der Einfluß wird um so unheilvoller sein, je ausgezeichneter sonst der Lehrer in seinem Fache ist. Verba movent, exempla trahunt! Wie wahr das ist, bestätigt die Erfahrung nur zu sehr. Im Jahre 1880 schrieb Professor Haeckel in einem an den Brüsseler Unterrichtskongreß gerichteten Gutachten über die deutschen Universitätsstudenten: „Die akademische Jugend ist im allgemeinen 18 bis 20 Jahre alt; in diesem Alter ist sie bereits durch eigenes Nachdenken von der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit der kirchlichen Dogmen überzeugt, oder vielmehr, dieses Nachdenken ist bereits so sehr entwickelt, daß schon im Laufe des ersten Semesters akademischer Studien, im Umgang mit aufgeklärten Mitstudierenden und infolge des Lichts, das im allgemeinen durch das Studium der Naturwissenschaften verbreitet wird, der religiöse Glaube früher oder später den Gnadenstoß erhält."

Er selbst habe sich nie gescheut, fügt er hinzu, neue Doktrinen vorzutragen, die mit den religiösen Ideen der Bevölkerung in Widerspruch

standen, und nur selten deshalb Mißachtung oder Skandal von seiten seiner zahlreichen Zuhörer erfahren.

Mag diese Schilderung der deutschen akademischen Jugend auch vielleicht übertrieben sein; daß sie ein gutes Stück Wahrheit enthält, ist unleugbar und wird nur zu sehr durch die Erfahrung bestätigt. Selbst von den katholischen Laien kommen viele von Skeptizismus und Zweifeln angesteckt von der Universität zurück. Manche finden später den Glauben ihrer Kindheit wieder, andere nicht. Wie viele von unsern akademisch Gebildeten in den Großstädten sind der Kirche ganz entfremdet und halten längst nicht einmal ihre Ostern mehr! Und wie es in protestantischen Kreisen bei den akademisch Gebildeten aussieht, geht aus den angeführten Worten Paulsens und Zieglers klar hervor.

5. Angesichts dieses in seinen Folgen für unsere gebildete Männerwelt so beklagenswerten Tiefstandes der philosophischen Bildung fragt man sich unwillkürlich: Welches sind die Gründe dieser Erscheinung?

Ein äußerer Grund ist vor allem das mächtige Emporblühen der Natur- und Geschichtswissenschaften. Zwar ist die philosophische Fakultät aus der untersten Stelle, die sie einst einnahm, an die oberste gerückt; sie hat die führende Stellung übernommen.

„Sie ist es in erster Linie, die der deutschen Universität ihren Charakter und ihre Stellung im geistigen und wissenschaftlichen Leben gibt, ... der Schulung zur wissenschaftlichen Arbeit, die sie durchgeführt, verdankt Deutschland seine führende Stellung im wissenschaftlichen Leben der europäischen Völkerwelt." [1]

Diesen Umschwung haben aber, wie Paulsen zeigt, die philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer mit ihren Seminarien und Instituten herbeigeführt. Die eigentliche Philosophie ist daran gänzlich unschuldig, ja diese wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt und fristete an manchen Universitäten nur noch als *Geschichte* der Philosophie ein kümmerliches Dasein.

„Das mächtige Aufsteigen der wissenschaftlichen Forschung seit den dreißiger Jahren drängte das Interesse an der Philosophie zurück." [2] Durch die Gewöhnung an das Mikroskopieren — und dazu nötigt jetzt alle Forschung —, büßt man die Sehkraft für die Ferne, den Blick auf das Ganze ein. „Die anhaltende, intensive Aufmerksamkeit für tausend kleine, an sich unerhebliche Dinge hat die Tendenz, die Fähigkeit und Neigung, mit großen Gedanken und allgemeinen Ideen sich zu beschäftigen, zu schwächen; *der philosophische Trieb stirbt*

[1] Die deutschen Universitäten 528. [2] Ebd. 71.

ab; die Konzentration auf einen Punkt wird leicht zur Beschränktheit: man sieht nichts, als was im eigenen engen Gebiete liegt; man schätzt nichts, als was nach der eigenen Schablone gearbeitet ist." [1]

Ein anderer Umstand, der die Philosophie um ihre Herrschaft gebracht, ist die wesentlich veränderte Stellung der Universitätsprofessoren überhaupt. Der Universitätsdozent ist heute nicht mehr wie früher in erster Linie Lehrer, der die Schüler in ein traditionelles Wissen einführen, ihnen einen Überblick über dasselbe verschaffen soll; er ist an erster Stelle, wie unser schon mehrgenannter Gewährsmann hervorhebt, „wissenschaftlicher Forscher". Als solchem liegt ihm die Aufgabe ob, seine Wissenschaft zu erweitern und zu vertiefen. Auch in seinen Vorlesungen beschäftigt er sich vorwiegend mit Spezialfragen, die mit unendlicher Breite und Tiefe behandelt werden und den Schülern nicht bieten, was sie brauchen, wenigstens denen nicht, die sich nicht zu Fachphilosophen ausbilden wollen.

Hören wir wieder Professor Paulsen. Die Folge der heutigen Spezialisierung ist, „daß der Hörer vielfach, statt zuerst eine allgemeine Orientierung über sein Gebiet, wie er sie vor allem braucht, zu erhalten, sogleich in eine Menge von Spezialuntersuchungen hineingezogen und mit einer Masse von Details und Quästionen überschüttet wird. Die Lehrer behandeln nicht so sehr, was der Student braucht, als was sie selbst als Forscher treiben. Und die Wirkung stellt sich dann nicht selten ein, daß Hörer, die nicht finden, was sie brauchen und suchen, nun überhaupt verzichten. Andere lassen sich gleich gefangen nehmen für irgend eine Spezialuntersuchung, es ist die Gefahr, der die Eifrigsten und Tüchtigsten am meisten ausgesetzt sind: Von einem bedeutenden Lehrer eingenommen, vielleicht auch von einem Schule zu machen begierigen Dozenten gleich mit Beschlag belegt, kommen sie nicht zu einer unbefangenen Hingebung an das Ganze der Wissenschaft, zur Weitung des Gesichtskreises durch allgemeine Studien, sondern machen sich alsbald über irgend eine Quästion und werden so verführt, ehe sie recht gelernt haben, den Gelehrten zu agieren. Das kommt vor allem in der philosophischen Fakultät vor: Man gräbt sich sobald als möglich irgendwo ein, in der Hoffnung, auf eine Goldader zu stoßen. Darüber wird die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung versäumt" [2].

Diese Sachlage ist auch ein Grund, warum die Philosophie so sehr unter dem bekannten „Kollegienschwänzen" zu leiden hat.

Die deutsche Philosophie hat aber noch mehr getan, um sich selbst zu diskreditieren. Im 18. Jahrhundert fiel den Protestanten infolge

[1] Die deutschen Universitäten 530. [2] Ebd. 215—216.

des überhandnehmenden Rationalismus und des damit verbundenen Abfalls von Kirche und Offenbarung der Philosophie die Aufgabe zu, eine einheitliche Lebens- und Weltauffassung herzustellen.

„Die Philosophie trat an die Stelle der Theologie als die baumeisterliche Wissenschaft." Mit kühnem Wagemut übernahm sie ihre Aufgabe und konstruierte, besonders seit den Tagen Kants, ein System nach dem andern, von denen jedes den „Anspruch erhob, als Ewigkeitssystem . . . die notwendige und allgemeine Form der Weltanschauung darzustellen".

Aber diese stolzen Systeme brachen bald zusammen und brachten die Philosophie um ihr Ansehen. „Seit dem Niedergang des Ansehens, das das letzte unter diesen Systemen, das Hegelsche, als die endlich offenbar gewordene Weltvernunft genoß, hat die Philosophie diese Stellung verloren. Innerhalb ihres Gebietes herrscht seitdem Anarchie, und ihr Ansehen in der Welt draußen wich bald der erbitterten Geringschätzung, womit Betrogene, nachdem ihnen die Augen aufgegangen, sich zu rächen pflegen. Allmählich ist einiges Vertrauen wiedergekehrt. Aber die Nachwirkungen jenes Bankbruchs sind noch überall zu spüren. Vor allem: Es gibt keine einheitliche philosophische Weltanschauung, wie sie früher, wenigstens in gewissem Umfang, vorhanden war. Die letzten Gedanken gehen in allen Richtungen der Windrose auseinander. Ein großer Teil des Publikums verharrt in skeptischem Mißtrauen: Philosophie eine eigentlich unmögliche Sache, die philosophischen Systeme ephemere Erscheinungen . . ."

„Mit dem Mißtrauen gegen ‚zünftige' Philosophie ist nicht selten ein ziemlich leichtgläubiges Zutrauen zu allerlei Gedankenbildungen, die sich als ‚unzünftige' empfehlen, verbunden. Ja eine gewisse Gier nach seltsamen und unerhörten Gedanken tritt in manchen Kreisen hervor, die sich wohl auch bis zu einer wahren Sucht nach Paradoxie steigert: Der lauteste, schreiendste Widerspruch gegen alles, was sonst galt, ist am ehesten sicher, einen großen Zulauf zu erregen. Man denke an Rembrandt als Erzieher, an M. Nordau, an Tolstoi, an Nietzsche: Sogleich ist eine Schar von Gläubigen und Adepten zur Stelle und befriedigt das Verlangen nach allgemeinen Gedanken über die Dinge und das Leben mit den wildesten ‚Umwertungen' alles bisher Anerkannten; je schroffer der Widerspruch, um so besser: So sind wir doch des alten Geltenden ledig . . ."

Zu diesen äußeren Hemmungen treten noch Momente innerer Schwäche, „die den akademischen Unterricht der Philosophie drücken", und damit kommen wir zum tiefsten Grunde des Niedergangs der deutschen Philosophie und der philosophischen Bildung.

„Der philosophische Unterricht ist von allen am wenigsten einheitlich und organisiert, er hat am wenigsten einen Bestand anerkannter Wahrheiten, es gibt kein Einverständnis über Methoden und Ziele, überhaupt kaum einen Punkt gesicherten Gemeinbesitzes. Jeder

geht seinen Weg, unbekümmert um die andern, stolz darauf, keinen Vorgänger zu haben, sondern völlig neue Wege zu beschreiten. Es gilt auch jetzt, was Plato im Theätet (180 B) sagt: ‚Von selbst schießen sie auf, indem jedem, Gott weiß woher, eine Inspiration kommt, und jeder glaubt vom andern, daß er gar nichts wisse.‘ Und wenn es auch nur zu einer Umnennung aller Dinge reicht, so genügt auch das, den stolzen Anspruch auf ein neues ‚System‘ zu begründen. Ich weiß wohl, die Sache hängt mit dem Wesen der Philosophie aufs engste zusammen; die Persönlichkeit ist hier von größerer Bedeutung als in andern Wissenschaften. Doch spielt auch leere Originalitätssucht dabei eine nicht geringe Rolle."

„Die Folge ist," schließt Paulsen, „daß weite Kreise auf eine ernsthafte Beschäftigung mit einer so unsichern Sache verzichten" [1]. Indessen will er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Philosophie nicht aufgeben. „Es steht in keines Menschen Willkür, die Sache zu ändern. Doch können wir das Unbefriedigende der gegebenen Lage uns zum Bewußtsein bringen. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, daß sich aus der babylonischen Verwirrung allmählich etwas wie eine einheitliche philosophische Sprache und Anschauung erhebt, die den Ertrag der bisherigen philosophischen Entwicklung, um die Fülle neu zuwachsender Einzelerkenntnis bereichert, zur Einheit zusammenfaßt. Wenn zugleich der leeren Originalitätssucht etwas weniger, der Achtung vor den großen Gedanken der Vergangenheit und der Neigung zur Anknüpfung an das Überlieferte bei den Lehrern der Philosophie etwas mehr werden wird, dann wird es um die Früchte des philosophischen Unterrichts, um die philosophische Bildung der akademischen Welt besser stehen als gegenwärtig [2]."

Diese Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Philosophie in Deutschland hat, wenigstens für die absehbare Zukunft, keine Grundlage. Gewiß könnte man eine Erneuerung des philosophischen Studiums erwarten, wenn sich die „Achtung vor der Überlieferung, vor den großen Gedanken der Vergangenheit" wieder neu beleben ließe. Aber diese Aussicht ist sehr gering. Die „babylonische Verwirrung" auf philosophischem Gebiete ist nur die notwendige Konsequenz der von jeder äußeren Autorität unabhängigen Vernunft, des Kantschen Subjektivismus, und dieser selbst hinwiederum ist eine unabweisliche Folgerung aus dem protestantischen Prinzip der freien Forschung. Das sagt uns Paulsen selbst:

„Die ältere Universität ging überall von der Voraussetzung aus, daß die Wahrheit gegeben sei . . ., der neuere Universitätsunterricht geht von der Voraussetzung aus, daß die Wahrheit zu suchen ist; die Aufgabe des Unterrichts ist, hierzu geschickt zu machen und anzuleiten. Die Universität zog hiermit erst die Konsequenz der durch die Reformation geschaffenen Lage." [3]

[1] Die deutschen Universitäten 537. [2] Ebd. 537. [3] Ebd. 26 55.

So ist es. Die moderne Philosophie hat keinen Besitzstand von Wahrheit, nicht einmal allgemein anerkannte, sichere Grundprinzipien, ohne die eine wahre Philosophie ebenso unmöglich ist als das Voranschreiten ohne festen Boden; man sucht und sucht die Wahrheit — und findet sie nicht. Zuerst verwarf man die äußere Autorität der Kirche, dann die der Bibel, und so sind wir jetzt in Babel angelangt.

Vielleicht wird man einwenden: Gewiß, daß nach Verwerfung jeder äußeren Autorität keine Theologie mehr bestehen kann, ist klar; aber warum sollte keine einheitliche Philosophie mehr möglich sein? Haben denn nicht die größten griechischen Denker ohne Offenbarung eine gründliche Philosophie zu stande gebracht?

Allerdings ist auch ohne übernatürliche Offenbarung eine Philosophie im wesentlichen möglich, das beweist das Beispiel der griechischen Philosophie; aber dieses Beispiel beweist auch, daß die Philosophie ohne den Kompaß der Offenbarung vieles nur dunkel und unsicher erkennt und leicht in mancherlei Irrtümer gerät. Sodann aber ist ein großer Unterschied zwischen einem heidnischen Philosophen, der ohne Berührung mit dem Christentum bleibt, und einem Philosophen, der mitten unter Christen lebt und doch dem Christentum fremd und feindlich gegenübersteht. Der letztere wird notwendig durch seine ablehnende Stellung gegen das Christentum auch in einen Gegensatz zur christlichen Philosophie gebracht. Denn nur die allerunbegreiflichste Inkonsequenz könnte der christlichen Philosophie huldigen und doch die christliche Offenbarung ablehnen. Die christliche Philosophie aber, das behaupten wir mit voller Überzeugung, ist die einzig wahre Philosophie, die Philosophia perennis. Und wer sie ablehnt, ist schon auf dem Wege des Irrtums und hat keinen sichern Kompaß, keine feste Grundlage mehr, er treibt von einem System zum andern, von einem Irrtum zum andern. Mir kommt die moderne Wissenschaft mit ihrer hochmütigen Verwerfung der christlichen Offenbarung vor wie ein unwissender, halbblinder Goldgräber. Es wäre wohl eine des Bergfaches kundige Autorität vorhanden, die ihm sagen könnte, wo und wie er graben müsse, um auf Goldadern zu stoßen; aber er verschmäht sie, um nicht seine „Selbständigkeit" zu beeinträchtigen, und so gräbt er und gräbt, und stößt überall statt auf Gold auf Sand oder Wasser oder wertloses Gestein.

Paulsen stimmt denn auch wiederholt bewegliche Klagen an über all das „Unhaltbare, Seltsame und Törichte", das bei uns infolge der Lehrfreiheit Eingang findet.

„Ist dem akademischen Lehrer die Freiheit gegeben, nur das und alles vorzutragen, was er selber als vernünftig und wahr befindet, so ist natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er nicht nur neue Wahrheiten nicht annimmt, weil ihm die eigenen alten Ansichten mehr einleuchten, sondern ebenso, daß er vorhandene Wahrheiten verwirft, um sie durch eigene Erfindungen zu ersetzen, die ihm mit dem Vorzug der Originalität schmeicheln. Die Sache kommt in allen Wissenschaften gelegentlich vor: Die eifersüchtig in Anspruch genommene Selbständigkeit des Denkens wird wohl auch zur vagierenden Neuerungssucht; am meisten natürlich in den Wissenschaften, in denen die Subjektivität den größten Spielraum hat, der Philosophie, der Theologie, überhaupt den Geisteswissenschaften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in allen diesen Gebieten nicht wenig törichtes Meinen von deutschen Kathedern produziert wird, das zum Teil nur in der Sucht des Besserwissens und Andersdenkens seinen Ursprung hat. So in der Philosophie. Jeder neue Dozent setzt seine Ehre darein, sein eigenes System zu haben und statt des ‚alten Wahren‘, von dem Goethe einmal spricht, lieber etwas Neues zu setzen, wenn es auch falsch und nichtig ist. Von irgend einem eigensinnig gewählten Standpunkt werden neue verquere Begriffe gebildet und mit ihnen ein Lehrgebäude errichtet. Dann werden Schüler geworben und mit den neren Begriffen eingedrillt; es gibt keine Narrheit, für die nicht in Deutschland, wenn sie nur in der Gestalt eines Systems auftritt, bald eine Anzahl Schüler zu haben wären, die sie als die neueste Weisheit ausrufen und in Zeitungen und Zeitschriften zur großen Angelegenheit der Gegenwart erheben. So ist der Schöpfer eines neuen Systems, der Begründer einer neuen Schule fertig, man kommt in die ‚Geschichte der Philosophie‘ und gehört der Unsterblichkeit an.“ [1]

„Das ist der Preis für die Lehrfreiheit“, schließt Paulsen seine Klage, „nicht ein wohlfeiler Preis, aber er muß gezahlt werden: Freiheit und Gefahr sind nicht zu trennen.“ Ja, er meint sogar, der unbedingten Lehrfreiheit verdankten die deutschen Universitäten ihre heutige führende Stellung im wissenschaftlichen Leben der Völker. Diese Schlußfolgerung ist nicht berechtigt. Hat uns denn nicht nach Paulsens eigenem Geständnis die absolute Lehrfreiheit um die Philosophie und Theologie, ja sogar um jeden Besitzstand an sicheren Prinzipien gebracht, hat sie nicht eine „babylonische Verwirrung“ erzeugt, und nun soll diese Lehrfreiheit die deutschen Universitäten auf ihre Höhe emporgehoben haben! Worin haben denn die deutschen Universitäten Großes geleistet? Etwa in der

[1] Ebd. 289—290.

Philosophie und Theologie, die fast ganz daniederliegen? Nein, sondern in den philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, also meist auf Gebieten, auf denen die Lehrfreiheit etwas nahezu Selbstverständliches ist, weil sie mit der christlichen Offenbarung nur wenig Berührungspunkte haben, solange sie sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen bewegen.

Und wenn die Lehrfreiheit diese schönen Früchte zeitigt, müßten dann dieselben nicht auch in andern Ländern zu Tage treten? Haben denn etwa die Universitäten Englands, Amerikas, Frankreichs, Hollands, Belgiens, ja selbst der sog. katholischen Länder: Österreichs, Italiens und Spaniens, seitdem dort der Liberalismus zur Herrschaft gelangt ist, nicht die unbeschränkteste Lehrfreiheit besessen? Hat man sich an diesen Universitäten im 19. Jahrhundert auch nur im geringsten um die kirchliche Lehrautorität gekümmert?

Ihr kräftiges Emporblühen verdanken die deutschen Universitäten, wie wir schon bemerkt und Paulsen selbst an mehreren Stellen hervorhebt, den philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, die zu ihrem Glück von der deutschen Philosophie mit ihren tollen luftigen Spekulationen unberührt blieben und vom Boden der sichern Erfahrung ausgehend mit Hilfe der Seminarien und Institute Großes leisteten. Und diese Leistungen waren nur möglich, weil die deutschen Regierungen die Universitäten finanziell in tatkräftigster Weise unterstützten. Besonders Preußen tat seit der Restaurationsperiode planmäßig Großes für die Hebung der Universitäten und gab reiche Geldmittel dafür her. In andern Ländern geschah von seiten der Regierungen für die Universitäten wenig oder nichts. Noch im Jahre 1867 belief sich in Frankreich der Gesamtaufwand des Staates für alle Fakultäten auf 221 154 Franken, während um dieselbe Zeit die preußische Regierung für Berlin allein mehr als das Dreifache ausgab. Im Jahre 1896/97 betrugen die Ausgaben für Gehalte und Institute der Berliner Universität 865 000 und 1 481 000 Mk., also im ganzen 2 346 000 Mk. Das Jahresbudget aller größeren deutschen Universitäten beläuft sich heute mindestens auf 1 bis 2 Millionen Mark[1].

Es liegt auf der Hand, daß Universitäten, die fast ganz auf die private Freigebigkeit angewiesen sind, mit solchen über regelmäßige und

[1] Ebd. 276—277.

ungeheure Mittel verfügenden Staatsanstalten auf die Dauer nicht konkurrieren können, wenigstens nicht in den geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Fächern mit ihren kostspieligen Seminarien und Instituten.

6. Welches sind nun die Aufgaben, die uns Katholiken aus dem gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung erwachsen? Wir haben glücklicherweise eine einheitliche Philosophie mit anerkannten und unumstößlichen Grundprinzipien, eine Philosophie, die ihre Probe schon längst glänzend bestanden hat und an der die größten und tiefsten Denker des Altertums und der christlichen Ära gearbeitet haben. Eine Philosophie, die vor der Kritik so vieler scharfsinniger und selbständiger Denker Stich hält, hat die sicherste Gewähr für ihren gediegenen Gehalt. Diese Philosophia perennis hat in der neueren Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen, namentlich infolge der Anregungen, die von dem glorreichen Nachfolger Petri auf dem Apostolischen Stuhle, Papst Leo XIII., ausgegangen sind.

Aber was nützt uns dieser Aufschwung der Philosophie, wenn die große Masse unserer Gebildeten in fast keine Berührung mit ihr kommt?

Man müßte deshalb dahin streben, daß alle angehenden katholischen Akademiker entweder bevor sie die Universität beziehen oder während der ersten Semester an der Akademie einen regelrechten, wenn auch gedrängten Kursus der Philosophie durchmachen. Schon jetzt halten die katholischen Theologieprofessoren mancherorts öffentliche apologetische Vorträge. Das ist gewiß alles Lobes wert. Aber noch wichtiger wäre die Errichtung eines eigentlichen philosophischen Kursus, der besonders für diejenigen berechnet wäre, die sich später juristischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen oder historischen Studien widmen wollen und die heute fast ohne philosophische Bildung bleiben. Dieser Kursus hätte also nicht die Aufgabe, die Zuhörer mit unendlicher Gründlichkeit in Spezialuntersuchungen zu verwickeln, sondern ihnen einen Überblick über die gesamte christliche Philosophie zu geben, sie in das Verständnis der wichtigsten und entscheidendsten philosophischen Probleme einzuführen, sie mit den landläufigsten Einwendungen dagegen bekannt zu machen; kurz, sie zum selbständigen Denken anzuleiten und sie so zu befähigen, später selbst sich zu orientieren und weiter zu bilden. Und zugleich müßte man es den katholischen Akademikern zur Ehrenpflicht machen, diesen grundlegenden philosophischen Kurs durchzumachen.

Daß von staatlicher oder von protestantischer Seite ein derartiger Kurs eingerichtet werde, ist meines Erachtens ganz ausgeschlossen. Es

gibt eben keine einheitliche protestantische Philosophie. Ein solcher Kursus würde uns Katholiken nichts nützen. Wir sind deshalb in dieser Frage ganz auf Selbsthilfe angewiesen. Möchten nur berufenere Autoritäten diesem wichtigen Probleme ihre Aufmerksamkeit zuwenden und Mittel und Wege zur Hebung der philosophischen Bildung in der akademischen Welt suchen!

Viktor Cathrein S. J.

Babylon und Christentum.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu einer sehr verfänglichen Parallele: zu den verschiedenen Formen der Gottesoffenbarung nach babylonischen und biblischen Vorstellungen. Auch hier bemerken wir — wie Delitzsch glaubt — bei beiden Völkern ganz die nämlichen Schöpfungen orientalischer Einbildungskraft, ganz die nämlichen naiven und abergläubischen Ideen. Prüfen wir zunächst die Auffassung der Heiligen Schrift.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß Gott, unser Schöpfer und Erhalter, der unser innerstes Wesen durchschaut und mit seiner Allmacht jeden Augenblick, wie unser körperliches, so auch unser geistiges Sein und Handeln trägt und beherrscht, sich auch auf das bestimmteste und klarste einer Seele mitteilen kann, ohne daß dabei die äußeren Sinne oder die Phantasie, die beiden Kanäle, welche unserem Geiste die Gegenstände seiner Erkenntnis zu vermitteln pflegen, in irgend welche Tätigkeit treten. Wer aber dieser Wahrheit sich nicht verschließt, der wird weiterhin auch durchaus nichts Widersinniges oder der Majestät Gottes Unwürdiges darin finden, wenn diese göttliche Mitteilung sich unter Umständen auch in sinnfälliger Art vollzieht. Auf diese Weise wahrt ja Gott den eigentümlichen Charakter des menschlichen Erkennens, dessen Formalobjekt eben das Geistige im sinnfälligen Gewande ist. So war es bei den Offenbarungen, die dem erlauchten Stammvater und dem großen Führer des auserwählten Volkes zu teil wurden. Der Eindruck, den dieses sichtbare Auftreten Jahves bei den Begnadigten hervorrief, ließ nicht nur keinen Zweifel über die Realität der Offenbarung aufkommen, sondern brachte ihnen auch in unauslöschlicher Weise ihre Mittlerrolle zwischen Gott und Volk zum Bewußtsein und setzte sie außerdem in den Stand, die ihnen gewordene Sendung dem an eine rein geistige Auffassung nicht gewöhnten Volke in lebendiger und wirkungsvoller Weise zu verkünden.

Neben dieser unmittelbaren, im wachen Zustande erfolgten Offenbarung kannte man aber auch eine mittelbare, die in einem noch zu deutenden oder gleichzeitig gedeuteten Traume bestand. Das ist auf den ersten Blick gewiß befremdend, da gerade der Traum eines jener Mittel war, mit dem sowohl Ägypter als Babylonier in abergläubischer Weise den Schleier der Zukunft zu lüften trachteten, und weil anderseits die gesunde Vernunft die Traumdeutung als eine Quelle ärgster Täuschung längst erkannt hat. Zunächst muß nun aber ausdrücklich hervorgehoben werden, daß auch die Heilige Schrift nicht nur in dem gewöhnlichen Traum ein nichtiges Phantasiegebilde erkennt (Js 29, 7; Prd 5, 2 6), sondern auch ausdrücklich davor warnt, sich auf Traumgesichte zu verlassen, und in der Traumdeutung sogar einen Greuel, ein todeswürdiges Verbrechen sieht.

Sehr eindringlich ist ja die Mahnung Sirach 34, 1—7: „Gleich einem, der nach Schatten haschet und dem Sturmwinde nachläuft, ist auch der, welcher acht hat auf trügerische Traumgesichte; denn Träume haben schon viele irre geführt, und sie täuschten sich, indem sie auf dieselben vertrauten." V. 5 stellt sogar die Traumgesichte auf ein und dieselbe Stufe mit Wahrsagerei und Zeichendeutung, wie denn auch schon Deuteronomium 18, 10—12 alle drei als schwere Sünde brandmarkt, die der Herr beim Einzug ins Gelobte Land mit dem Tode bestrafen werde. Diese Warnungen und Drohungen haben gleichwohl nicht verhütet, daß später falsche Propheten und Traumdeuter durch ihr heilloses Treiben das Volk ins Verderben stürzten, trotzdem Jeremias mit der ganzen Kraft seines Ansehens dagegen auftrat (vgl. Jr 23, 25—27; 27 u. 28).

Das sind sehr bestimmte Zeugnisse; aber es stehen denselben andere, ebenso sichere gegenüber, welche das Traumgesicht als ein Mittel der göttlichen Offenbarung anerkennen. Freilich trat dasselbe an Bedeutung gegen die direkte Kundgebung Gottes ganz zurück, wie aus Numeri 12, 6 klar hervorgeht: „Ist jemand unter euch Prophet des Herrn, so werde ich in Gesichten mich ihm offenbaren oder in Träumen zu ihm reden; ein solcher aber ist nicht mein Diener Moses, . . . von Mund zu Mund nämlich rede ich zu ihm, und offenbar, nicht aber in Bildern und Rätseln schaut er den Herrn." Damit ist immerhin der prophetische Traum anerkannt. Auch Jeremias und Sirach — von andern Zeugen ganz zu schweigen — bestätigen dies, indem sie jedoch zugleich eine gründliche Scheidung des gottgesandten und des abergläubischen Traumes fordern (Jr 23, 25—28; Sir 34, 6). Als Kriterium der Echtheit der göttlichen Sendung gilt neben der Heiligkeit des Wandels die tatsächliche Erfüllung. Daß Gott sich nicht „Propheten" offenbaren werde, wie Isaias (28, 7) oder Jeremias (23, 14) sie kennzeichnen, das war keinem vernünftigen Israeliten zweifelhaft, und ebenso wirksam war das Wort des ebengenannten Propheten, mit dem er zugleich den Trugpropheten Hananias entlarvte und sich selbst als wahren Gottesboten auswies: „Höre, Hananias! Dich hat der Herr nicht gesendet, und du hast das Volk vertrauen gemacht auf Lüge. Darum spricht der Herr also: Siehe, ich weise dich hinweg von der Fläche des Erdbodens; in diesem Jahre wirst du sterben; denn wider den Herrn hast du geredet." Der

Drohung folgte die Erfüllung: „Und der Prophet Hananias starb in jenem Jahre, im siebten Monat."

Durch eine so sorgfältige Prüfung der Traumgesichte und die Verpönung einer allgemeinen und leichtfertigen Anwendung dieses Mittels, das künftige Geschick zu erfahren, erhebt sich der Gottestraum der Bibel himmelhoch über die Wahnvorstellungen, welche die im Schlummer auftauchenden Bilder in dem Babylonier oder Ägypter hervorzurufen pflegten.

Woher kommt aber überhaupt die Idee, daß der Mensch im Traum von einer höheren Macht heimgesucht werde? Es ist die eigenartige, dem Denken im wachen Zustand oft völlig fremde, ja entgegengesetzte Reihe von außerordentlich lebhaften Vorstellungen, die oft, wie der Schlummernde selbst in manchen Fällen später konstatieren kann, in rasender Schnelligkeit aufeinander folgen. In wenigen Stunden, ja Minuten erlebt man da so viele Dinge, wie sonst nicht in Wochen und Monaten, und dabei kommt es vor, daß Gedanken auftauchen, die durch ihre Schönheit und Wahrheit den Erwachten überraschen oder durch ihre Schreckhaftigkeit noch lange unwillkürlich nachwirken. Hierher gehören vor allem auch die Qualen des Gewissens, die sich nach vollbrachtem schweren Unrecht während des Schlummers häufig auch bei solchen einstellen, die es im wachen Zustand meisterlich verstehen, über die „Zwirnsfäden" des Dekalogs ohne Skrupel hinwegzusetzen. Alle diese an sich natürlichen Erscheinungen erklären hinreichend die im Orient (und auch im Okzident) verbreitete Ansicht, im Schlafe rede Gott selbst oder ein Engel — sei es ein guter oder ein böser — zum Menschen. Aber gerade der Aufschrei des Gewissens, den der Schlummernde vernimmt, läßt die Annahme berechtigt erscheinen, daß der Traum auch ein außerordentliches Mittel in der Hand Gottes werden kann, den verblendeten Menschen — unbeschadet seiner Freiheit — aufzurütteln. Sehr schön sagt hierüber Job 33, 15—17: „Im Traume, im nächtlichen Gesichte, wenn tiefer Schlaf gefallen auf die Menschen, ... da schließt der Menschen Ohr er auf und lehret sie und mahnet durch die Warnung, daß er den Menschen abbringe von dem, was er verübt, und befreie ihn von dem Übermut ..." Wenn aber darin nichts Unpassendes, Abergläubisches liegt, so ist auch die Annahme der Möglichkeit der prophetischen Träume zulässig, zumal da ihre später als richtig erkannte Auslegung gleich dem Wunder als untrügliches Zeugnis göttlicher Sendung gelten konnte und mußte. Solcher Art waren die Träume des Pharao (Gn 41) und des Nabuchodonosor (Nebukadnezar) (Dn 2), durch deren Auslegung die Überlegenheit der Religion Abrahams in ihren Vertretern Joseph und Daniel selbst auf fremdem Boden und im Kreise heidnischer Religionsanschauungen in glänzendstem Lichte erstrahlte.

Uns Nordländern mag es ja nicht so unmittelbar einleuchten, daß Gott sich überhaupt des Traumes bediente, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; aber da es — wie wir das schon öfter betont haben — seiner Weisheit entspricht, nicht bloß an die Eigenheiten der menschlichen Natur, sondern auch an tiefgewurzelte und letztlich in der psychischen Anlage eines Volkes selbst wurzelnde Anschauungen anzuknüpfen, so wird eine verständige Würdigung des orientalischen Charakters auch dem prophetischen Traum als Mittel der Offenbarung gerecht werden. Dadurch

hat Gott ebensowenig ein trügerisches Mittel sanktioniert, wie die medizinische Wissenschaft den regelmäßigen, willkürlichen Genuß eines Giftstoffes empfiehlt, wenn sie sich desselben in einzelnen Fällen und mit größter Vorsicht zum Heile des Kranken bedient.

Selbst die *einzige scheinbare* Berechtigung, die israelitische Religion des Aberglaubens zu zeihen, erweist sich somit als hinfällig. Ich sage: die einzige; denn auch Delitzsch wird es wohl nicht in den Sinn kommen, das Alte Testament irgend einer der vielen Arten der *Wahrsagerei, Zauberei und Beschwörung* zu beschuldigen, die so oft in der keilinschriftlichen Literatur wiederkehren, und was am meisten zu beachten ist, einen *wesentlichen Teil des religiösen Kultus* der Assyro-Babylonier bildeten. Über diesen selbst schweigt sich Delitzsch in seinen Vorträgen über „Babel und Bibel" natürlich völlig aus; ein solcher Hinweis war ja nicht zweckentsprechend. Wir wollen indes den Vorhang etwas aufziehen, damit der Leser das Chaos babylonischer Religionsverhältnisse aus eigener Anschauung kennen lerne. Erst später werden wir wieder zum Alten Testament zurückkehren und die Parallele vervollständigen.

Die babylonischen Priester[1], angefangen vom šangam maḫu (dem höchsten geistlichen Würdenträger) bis herab zum kalû, waren alle zugleich *Magier*. Aber der abergläubischen Riten gab es so viele, daß man sie auf verschiedene Spezialämter verteilen mußte. In dem babylonischen Tempel finden wir einen Propheten und *Wahrsager* (maḫḫû) und sein (im Babylonischen niemals fehlendes) weibliches Seitenstück, die maḫḫûtu. Neben ihm fungierte der *Seher* (šabrû und barû) und sein weibliches Komplement, die šabrâtu. Ein solcher šabrû war es, welcher Assurbanipal vor seinem Auszug gegen die Elamiter seine glückverheißende nächtliche Vision (tabritu mûši) verkündigte. Auf einem sehr unheimlichen Gebiete endlich bewegte sich die Tätigkeit des mašmašu (âšipu), des Beschwörers, und des ša'ilu, der den Teufel bannte.

Sie alle hatten die Hände voll Arbeit, denn überall gab es etwas zu deuten, überall spukte es, und die Dämonen waren die Herren im Lande. Die babylonisch-assyrische Literatur ist denn auch reich an Omina- und Beschwörungstafeln, die für jeden einzelnen Fall die richtige Deutung bzw. Abhilfe boten. Der Besucher des British Museum zu London wird in der „Ninive-Gallery" Table-Case F, H u. I eine ganze Reihe solcher Inschriften finden. Sie bilden aber nur einen geringen Teil der dort vorhandenen astrologischen und magischen Literatur, von andern Museen und den Ergebnissen neuerer Ausgrabungen gar nicht zu reden.

[1] Die gewöhnliche Bezeichnung für Priester war šangû oder auch ramku, welch letzteres Wort eine der wichtigsten Priesterhandlungen, die des Opfers, ausdrückt (ramaku = ausgießen, libieren); übrigens hieß das Trankopfer selbst nikû (von nakû, libieren), was aber auch für Opfer und besonders für Opferlamm gebraucht wird.

Die Reihe der Gegenstände und Erscheinungen, deren sich die babylonisch-assyrische Zeichendeuterei bemächtigte, ist fast unübersehbar. Ein jeder haschte eben nach einem günstigen Zeichen von den Göttern und nicht am wenigsten die Könige selbst. Es war natürlich, daß man die Zeichen vor allem dort suchte, wo die Gottheit sich am großartigsten offenbart: in der Natur, und zwar besonders am gestirnten Himmel. In der Tat hat ja auch das ganze babylonische Pantheon einen wesentlich astralen und meteorologischen Charakter, der nur zur Personifikation mit menschlichen — leider oft nur zu menschlichen — Zügen überkleidet wurde. Alle irdischen Vorgänge erschienen dem Babylonier als ein Ab- oder Nachbild des Himmlischen, ein eingehendes Studium des letzteren mußte daher auch zu einer sichern Erkenntnis der Geschicke sowohl der einzelnen Menschen wie ganzer Reiche führen. Daher ihre mit staunenswertem Fleiße angestellten Beobachtungen der Sonne, des Mondes, der Finsternisse, der Konjunktionen und Stillstände der Planeten, der heliakischen Auf- und Untergänge der Sterne, des Erscheinens von Kometen, Meteoren und Sternschnuppen. Das war nun noch die edelste Art der babylonischen Zeichendeuterei, und die um ihretwillen betriebene Erforschung des Himmels war sogar in mehrfacher Beziehung höchst wertvoll und ist es noch heute [1]. Aber der eigentliche Zweck war ein abergläubischer [2]. Besonders waren die Finsternisse von entscheidender Wichtigkeit, und man erwartete die auf Grund von Berechnungen angesagten in höchster Spannung. Diese Stimmung kommt beispielsweise zum Ausdruck in der Klage eines unglücklichen babylonischen Königs: „Ich Šamaššumukin, der König und Sohn seines Gottes, dessen Gott Marduk und dessen Göttin Sarpanit ist, ob der verhängnisvollen Mondfinsternis, die eintreffen wird im Monat Šabatu am 15. Tag, wegen der bösen Zeichen, der schlimmen, nichts Gutes verheißenden Erscheinungen, welche in meinem Palaste und in meinem Lande sich zeigen, fürchte mich, bin in Schrecken, bin entsetzt." [3] Wir fragen uns, wie denn eine Mondfinsternis ein Unglück vorbedeuten könne. Aber dem Babylonier war es selbstverständlich, daß die Verfinsterung des Mondgottes, überhaupt jeder astralen Lichtgottheit Bedrängnis und Trauer ankündigte, eine Anschauung, die übrigens noch heute im Orient verbreitet ist. Bei den alten Sumeriern und den

[1] Den Himmelsbeobachtungen der Babylonier verdankt nicht nur ihre eigene Geschichte eine wohlgeordnete Chronologie, sondern auch die spätere wissenschaftliche Astronomie ihre Entstehung und zugleich reiches und sicheres Material zur theoretischen Verwertung. Das gilt selbst heute noch, indem unsere Kenntnis der Mondbewegung und vielleicht auch der Lauf des einen oder andern Planeten auf Grund der um mehr als 2000 Jahre zurückliegenden Angaben der Babylonier eine nicht unerhebliche Förderung erfahren wird. (Näheres in meiner Abhandlung in der Zeitschrift für Assyriologie XV 178 ff.)

[2] Die von J. Epping S. J. und mir untersuchten astronomischen Tafeln aus einer späteren Zeit haben allerdings einen durchaus wissenschaftlichen Charakter (vgl. meine Babyl. Mondrechnung 205).

[3] A. Boissier, Revue sém. 1898, 144. Vgl. übrigens das wertvolle Buch Kings: Babylonian Magic and Sorcery, London 1896.

späteren semitischen Babyloniern hatten solche Verdunklungen Mißwachs, Überschwemmung, Hungersnot, Pest, feindliche Einfälle, Empörung unter den Truppen, den Tod oder den Sturz des Königs zur Folge. Aber auch das unerwartete Erscheinen eines Gestirnes (der Mondsichel) an einem bestimmten Tage konnte unheilvoll werden [1].

Doch wir sind mit den Himmelszeichen (ittâte bzw. idâte ša šamê [2]) noch nicht zu Ende. Auch die atmosphärischen Erscheinungen waren einer ähnlichen Deutung fähig wie die astronomischen, so die Richtung und Form der Wolken, die kleinen und großen Mond- und Sonnenhöfe [3], die Verdunklung von Mond und Sonne durch Wolken sowie ganz besonders die schauerlichen assyrischen Gewitterstürme. Zwei Phänomene dieser Art habe ich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft (LVI 60—70) näher charakterisiert. Eines derselben brachte ein ganzes Heer in Verwirrung und reizte dasselbe zu Meuterei bzw. Fahnenflucht an.

Neben diesen himmlischen Zeichen kamen aber auch die psychischen Phänomene zur Geltung, und zwar vor allem die Vision (gew. biru) und der Traum (šuttu = bir mûši, das Nachtgesicht). Es gab sogar einen eigenen ilu ša šutti, einen Traumgott.

Man darf sich nun nicht wundern, daß gerade hierin dem weiblichen Geschlecht eine gewisse Bevorzugung zu teil wurde. Hoch oben auf dem 300 Fuß hohen zikurat (dem Siebenstufenturm) des berühmten Marduktempels É-saggila in Babylon empfing in der Stille der Nacht auf dem goldenen Ruhebett des Göttergemachs eine Geweihte die Offenbarungen ihres Gottes. Ebenso waren es Priesterinnen der Ištar von Arbêla, die dem König Asarhaddon das Orakel ihrer göttlichen Majestät vermittelten. Sein Sohn Assurbanipal, der dem Frauengeschlecht gewiß nicht abhold war, scheint sich jedoch in dieser wichtigen Angelegenheit mehr auf Männerträume verlassen zu haben. So berichtet eine Annaleninschrift über einen Sehertraum, der den König ermutigte, gegen seinen aufrührerischen Bruder Šamaššumukîn zu Felde zu ziehen. Es heißt dort: „Ein Traumseher legte sich nieder und sah im Traum auf der Mondscheibe geschrieben: „Wer gegen Assurbanipal Böses plant .... dem will ich schlimmen Tod bereiten durch das blitzschnelle Schwert, Brandfackel 2c. . . ." (vgl. P. Jensen KB. 187). Natürlich wirkten böse Träume ebenso niederschlagend, besonders wenn noch — wie gewöhnlich — andere Unglückszeichen, „Wunder und Zeichen des Himmels und der Erde, ein böses Zeichen in Stadt und Land" (Rawlinson, The cuneiform Inscript. of Western Asia IV 57 64 65a), hinzukamen.

[1] Zur babylonischen Astrologie vgl. Thompson, R. C., The reports of the magicians and astrologers of Niniveh and Babylon in the British Museum, London 1900, sowie Ch. Virolleaud, Présages tirés des éclipses etc.: Zeitschrift für Assyriologie XVI 201 ff.

[2] Von den ittâtu, den sichtbaren Zeichen (Gesichten), welche jemand von der Gottheit erhielt, unterscheiden sich die idâte, die Wunderzeichen (so Delitzsch, Handwörterbuch 156 305).

[3] Vgl. besonders R. C. Thompson a. a. O.

Dieser Zeichen in Stadt und Land waren nun so viele, daß sie sich kaum aufzählen lassen. Jeder Vorfall oder Umstand, mochte er auch an sich noch so unschuldig und geringfügig sein, war für den Wahrsager höchst bedeutsam. Sorgfältig beobachtete er das Auftreten und die Bewegungen der einzelnen Tiere[1] vom Skorpion und der Schlange bis zum Pferde und Löwen. Besondere Aufmerksamkeit verdienten natürlich die Vögel und namentlich der Schicksalsvogel, die Schwalbe (deren ideographische Schreibung NAM, das auch = šimtu, Geschick, schon darauf hinweist). Auch der Hund spielte eine große Rolle; man höre nur: Wenn ein Hund in einen Palast kommt und sich dort auf ein Bett legt, so wird sich dieses Palastes niemand bemächtigen; wenn er sich aber auf den Thronsessel legt, so wird große Drangsal über das Haus kommen. Schlich sich ein weißer Hund in einen Tempel, so hatte das für dessen Bestand nichts Gefährliches; war es aber ein schwarzer, so bedeutete das den Ruin des Heiligtums (Brit. Mus. K 217 + K 4046). Mehr noch war der Körper des Menschen mit allen seinen Teilen, ja selbst die Beschaffenheit und Farbe seines Haars und — last not least — die Form seines Schattens Gegenstand detaillierter Ausdeutung. Hatte der neugeborene Weltbürger irgend eine körperliche Abnormität, so brachte das nicht bloß dem Hause Unglück, sondern konnte auch für das ganze Land verhängnisvoll werden. Hierfür nur ein Beispiel: „Wenn ein Weib ein Kind gebiert mit 6 Fingern an seiner rechten Hand, so kommt Unglück über das Haus; wenn aber . . . mit 6 Zehen am rechten Fuß, so wird das Heer vernichtet werden“ (Brit. Mus. K 2007.)

Ich glaube, das genügt. Wir wollen indes nicht streng urteilen, können aber auch unser Bedauern nicht unterdrücken, daß ein so begabtes Volk sich mit so nichtigen Dingen abquälte. Dieses Bedauern steigert sich jedoch zur schmerzlichen Teilnahme, wenn wir sehen, wie jenes arme Volk jahrtausendelang von der furchtbarsten Hexenangst geplagt wurde. In keinem Lande der Welt spielten wohl der Zauberer (kaššapu) und die Hexe (kaššaptu) eine so traurige Rolle wie im babylonisch-assyrischen Religionsbereich.

Vor diesen Unholden, die mit den Teufeln im Bunde stehen, ist niemand sicher, selbst nicht die Könige. Das schreckliche Gebaren der bösen Dämonen (utukkê lemnûti) selbst wird in den babylonischen Beschwörungstexten anschaulich geschildert. Ihre Heimstätte ist die Wüste, und von da aus bedrohen sie fortwährend durch plötzliche Einfälle Stadt und Land. Unaufhaltsam stürmen sie voran von Haus zu Haus; kein Tor wehrt ihnen den Eingang; sie winden sich durch die Ritzen der Türen, schlagen die Menschen in Fesseln, bringen Unglück in

[1] Bei den Opfertieren war auch die Form des aufsteigenden Rauches von großer Wichtigkeit. Nach Ezechiel 21, 21 hat Nabuchodonosor durch das Pfeillos, Befragen der Götzen und Beschauung der Eingeweide (besonders Leber) der Opfertiere sich entschlossen, nicht nach Rabbath, sondern nach Jerusalem zu ziehen.

die Familien, zerreißen die heiligsten Bande der Ehe und Freundschaft; sie fressen das Fleisch ihres Opfers und saugen sein Blut, und der, den ihr giftiger Speichel behext hat, irrt ruhelos Tag und Nacht umher [1]. Sie sind mehrfach Sturm- und Krankheitsdämonen und sind bald weiblich, bald männlich gedacht [2]. Was uns aber am meisten interessiert, das ist ihre göttliche Herkunft. So wird die Fieberdämonin Labartu stets „Tochter Anus", des Himmelsgottes, ja als Göttin (!) angeredet. Und welch göttliche Hoheit verkündet ihre Erscheinung! Ihr Haupt ist das eines Löwen, ihre Gestalt die des Esels, fahl wie Ton ihr Angesicht; ihre Lippen gießen Speichel aus, und sie heult wie ein Schakal. Besonders wütet dieser weibliche Dämon gegen die kleinen Kinder: sie veranlaßt gewaltsame Frühgeburt, verrenkt die Glieder des Kindes, zerschneidet seine Sehnen und erfüllt mit Feuer und Schüttelfrost seine zarten Glieder. Um die Schreckliche zu bannen, hatte das babylonische Ritual eine ganze Reihe von Beschwörungsformeln bereit, die von entsprechenden Zeremonien begleitet waren. Beide sind ein merkwürdiges Gemisch von göttlicher Verehrung und äußerstem Abscheu. Man gibt der Labartu schmeichelhafte Titel: „Göttin, Herrscherin der Herrscherinnen, große Tochter des Anu", man wünscht, daß die Götter, ihre Väter, ihren Hunger und Durst stillen, damit sie sich nicht am Menschen vergreife, man macht aus Ton ihr Bild und stellt davor Opfergaben sowie das Bild eines schwarzen Hundes. Drei Tage lang bleibt ihr Tonbild zu Häupten des Kindes stehen, dann wird es draußen vor dem Hause zerschlagen, in einem Winkel begraben und zu guter Letzt die Stelle mit Mehlbrei umgeben [3].

Solcher Vorschriften gab es aber noch viele andere. Sie alle kennzeichnen die sklavische Furcht vor den dämonischen Gewalten und den tiefen Stand der babylonischen Religion. Bei solchen Anschauungen konnte natürlich auch das eigentliche Hexenwesen zur Blüte gelangen. Assyrische Tafeln des Britischen Museums (Table-Case F) bieten dafür anschauliche Belege. Gleich die erste Series beginnt mit einer Zauberbeschwörung. In dem Schlußgebet an den Feuergott heißt es: „O Nusku, Allmächtiger . . . hoch habe ich erhoben die Fackel und dir entgegengeleuchtet. Der Zauberer hat mich behext; mit dem Bann, mit dem er mich belegt, belege ihn. Die Hexe hat mich behext; mit dem Zauberbann, mit dem sie mich geschlagen, schlage sie . . . Mögest du, allmächtiger Gott des Feuers, vereiteln die Verwünschungen und Zaubermittel derer, die Zeichen auf mein Bild geschrieben, Figuren meiner Gestalt gemacht, aufgefangen meinen Speichel, ausgerauft mein Haar, zerrissen meine Kleider, gehemmt meine Füße

---

[1] Vgl. Heinr. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der babylonischen Literatur, 1. Lfg: Die Beschwörungstafel Šurpu, Leipzig 1896, 37; ebenso Die Keilinschriften und das Alte Testament [3] 459—461.

[2] Die beiden Dämonen lilû und lilitu sind wohl Geister der Unlauterkeit, welche den ehelichen Frieden stören (vgl. lulû = Überfluß, Geilheit). Zimmern leitet den Namen vom sumerischen lil (= Sturm) ab; aber der Name soll doch die eigentümliche Tätigkeit des Dämons bezeichnen, was so nicht der Fall ist.

[3] Vgl. D. W. Myhrmann: Zeitschrift für Assyriologie XVI 141 ff.

auf staubigem Wege." Während dieses Gebetes wurden Figuren oder Bilder einer Reihe von bösen Dämonen verbrannt.

Damit hatte sich der Betende von dem Zauber (ki-pu) befreit. Ob dieses Verfahren immer geholfen hat, wissen wir freilich nicht zu sagen; jedenfalls war die ganze Zeremonie ein Beruhigungsmittel für die aufgeregte Phantasie, und damit wird sich in der Regel auch die Heilung eingestellt haben, wenn nicht neuer Spuk einen Rückfall bewirkte. Vor diesem suchte man sich übrigens durch allerlei zauberkräftige Amulette zu sichern.

Bei solcher Mannigfaltigkeit abergläubischer Zeremonien läßt sich von vornherein vermuten, daß auch die Beschwörung der Toten den Babyloniern wohl bekannt war. So ist es wirklich, obwohl es scheint, daß dieses Mittel, das Verborgene zu erforschen, nur selten angewandt wurde. Der Tote konnte aber nur über den Hades Aufschluß geben, und davon hoffte der Babylonier nicht viel Gutes. Die Tatsache selbst ist schon durch Tafel XII des bekannten Gilgames-Epos bezeugt, wo der Held des Gedichtes mit dem Totengeist seines verstorbenen Freundes Eabani in Verbindung tritt, um Aufschlüsse über das Totenreich zu erlangen. Auf Gott Eas Geheiß läßt Nergal, der Gott des Totenreiches, den Geist Eabanis „wie einen Wind" aus der Erde steigen und seinem Freunde Gilgames das „Gesetz" der Erde, das Schicksal der Toten verkünden.

Aus den wenigen angeführten Beispielen ersieht man zur Genüge, in welch hohem Grade der Aberglaube nicht nur das babylonische Volksleben, sondern auch den öffentlichen Kultus beherrschte. Das war in der Tat eine geistige Sklaverei, wie sie verderblicher kaum ersonnen werden kann.

Wie ganz anders liegen die Dinge im Alten Testament!

Schon Leviticus 20, 6 und Deuteronomium 18, 10—14 hat jede Form von Zeichendeuterei, Wahrsagerei und Beschwörung als einen höchst strafwürdigen Frevel gegen Gott scharf zurückgewiesen. Eine gleich ernste Sprache führen auch die Propheten; sie stellen jene Ausschreitungen auf die gleiche Stufe wie den Götzendienst. Man lese nur einmal Michäas 5, 11 f oder Jeremias 27, 9 f! Mit klarem Blick erkannte Jeremias, dieser große Glaubensheld und echte Patriot, das Unheil, welches Wahrsager und Zauberer über sein Volk zu bringen sich anschickten, und er rief demselben zu: „Höret nicht auf eure falschen Propheten, Wahrsager, Träumer und Zeichendeuter, welche zu euch sprechen: Nicht werdet ihr dienstbar werden dem Könige von Babylon! Denn Lügen weissagen sie euch!"

Mit verdientem Spott geißelt auch Isaias 47, 9—14 gerade den oben geschilderten babylonischen Aberglauben, den die Juden während ihres Exils genugsam kennen gelernt haben. Die Zauberei der Babylonier, ihre Beschwörungen und Himmelsdeutungen werden, so verkündet er, in ihrer ganzen Nichtigkeit offenbar werden. Dieses einhellige Zeugnis aller Propheten bis auf Malachias, der (3, 6) die Zauberei, Ehebruch und Meineid in einem Atemzuge nennt, sowie des Buches der Weisheit (12, 4 u. 18, 13) schlägt jedes Bedenken nieder, das etwa die eine oder andere Stelle anderer Bücher des Alten Testaments wecken

könnte. Allerdings sieht man daraus, daß von den babylonischen Ideen einiges wenige auch bei den Juden Eingang gefunden hat; aber nichts spricht dafür, daß der babylonische Aberglaube ein Bestandteil des offiziellen, auf inspirierten Schriften beruhenden religiösen Kultes geworden ist. Der Beschwörer der Schlangen (Ps 57, 5) und der des Leviathan [1] (Job 3, 8) sind an sich ganz unschuldige, noch heute im Orient vorkommende Erscheinungen. Ihre Tätigkeit beruht auf einem gewissen psychischen Einfluß, dem diese Tiere nicht widerstehen können. Daß allerdings solche Experimente vorzugsweise in abergläubischer Absicht, als Beweis für den Besitz magischer Kraft angewandt wurden und werden, liegt nur zu nahe. Eigentliche Schwierigkeiten könnte nur das Büchlein Tobias bereiten. Aber auch diesen wird man gerecht werden können, und zwar in der einen oder andern Weise, je nachdem man die notwendige Vorfrage: Welches ist das literarische Genus der Schrift? Welches die Absicht des inspirierten Schreibers? so oder anders entscheidet.

So groß und zahlreich nun aber auch die Irrtümer sind, welche sich in dem ganzen Zeichendeutungs- und Zauberwesen der Babylonier und Assyrer offenbaren, so enthalten sie gleichwohl ein gutes Stück Wahrheit, indem sie den Glauben dieser Völker an ein Leben nach dem Tode, an die Existenz eines Geisterreiches [2] und das Walten einer göttlichen Vorsehung bezeugen.

Wir dürfen über diese Tatsachen um so weniger eilig hinweggehen, als gerade hier sich vielleicht einige Berührungspunkte zwischen Babylon und dem Alten Testament darbieten könnten.

Wenden wir unsern Blick vor allem nach dem babylonischen Scheol, dem „irṣit lâ târi" (Ort des Nichtzurückkehrens).

Über das Fortleben nach dem Tode, das bei den alten Ägyptern einen der bevorzugtesten Gegenstände der gesamten Literatur bildete, sagen uns übrigens die Keilinschriften herzlich wenig. Für den Ägypter war die Sorge um ein glückliches Jenseits das Höchste. Das Ideal des Babyloniers aber war

[1] Damit ist wohl das Krokodil gemeint: eine Bezugnahme auf den Drachen, der nach orientalischer Anschauung bei Mondfinsternissen den Mond zu verschlingen droht, scheint mir nicht zulässig, und zwar mit Rücksicht auf Kap. 40, wo der Leviathan im engsten Anschluß an den Behemoth (Flußpferd) und andere gewaltige Vertreter der wirklich existierenden Tierwelt beschrieben wird.

[2] Das dünkt ja allerdings dem Aufgeklärten der hellste — nein, der dunkelste Aberglaube zu sein. Natürlich! Weder die Heilige Schrift noch die Kirchengeschichte haben ja bei ihm Geltung, und wenn man es versucht, ihm vom philosophischen Standpunkt aus die Existenz und Wirksamkeit der Engelwelt als wohl vereinbar mit der harmonischen Ordnung der sichtbaren Welt darzustellen, so ist der Erfolg in der Regel der gleiche, wie wenn man einem Kameruner Reichsbürger von Kathodenstrahlen, elektrischen Wellen und Jonentheorie sprechen würde.

ein langes irdisches Leben in Gesundheit, Genuß und Ehren; vom Jenseits hoffte er wenig. So dachten schon die Verfasser des alten Gilgameš-Epos und der „Höllenfahrt der Ištar“ [1], und später wird es kaum anders gewesen sein. In beiden Mythen wird uns die trostlose Meldung, daß im Totenreich alles voll Staub sei und ewige Nacht dort herrsche. In der Höllenfahrt heißt es sogar von den Toten: „Wo Erdenstaub ihre Nahrung, Lehm ihre Speise ist“. Etwas schönere Aussichten bietet in Form eines Zwiegespräches Tafel XII Kol. VI:

„Wer den Tod durch Eisen starb — das sahst du? Ja, ich sah es! Im Schlafgemach ruht er und trinkt reines Wasser.
Wer in der Schlacht erschlagen ward — das sahst du? Ja, ich sah es! Dessen Vater und Mutter halten sein Haupt und sein Weib . . . auf . . .
Wessen Leichnam auf das Feld geworfen ward — das sahst du? Ja, ich sah es! Dessen Totengeist hat in der Erde nicht Ruhe.
Wessen Totengeist keinen hat, der sich um ihn kümmert — das sahst du? Ja, ich sah es! Überbleibsel im Topfe, Reste von Speisen, die auf die Straße geworfen werden, ißt er.“ [2]

Wer im Kampfe fiel, dem winkte im Jenseits noch das schönste Los. Aber in der babylonischen Walhalla ging es nicht hoch her; die ganze Seligkeit bestand in ungestörtem Schlummer und in einem Trunk klaren Quellwassers. Das ist gewiß für einen Babylonier, der auf Erden sich keinen Genuß zu versagen gewohnt war, sofern derselbe im Bereich seiner Macht stand, eine geradezu staunenswerte Bescheidenheit. Sehr interessant ist übrigens der Glaube der Babylonier, daß eine ehrenvolle Bestattung des Leichnams eine unerläßliche Vorbedingung ihrer Seelenruhe sei, und daß es dem Toten schlecht ergehe, wenn man ihm nicht von Zeit zu Zeit Speise und Trank in die Unterwelt hinabschicke [3] (Totenopfer).

---

[1] Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen (KB. VI) 81 ff.

[2] Ebd. 117 ff.

[3] Man könnte allerdings versucht sein, in dem „Beschwörungshymnus an Gilgamiš“ (Jensen, Assyrisch-babylonische Mythen und Epen 266) ein Zeugnis für den Glauben der Babylonier an ein Gericht über die Werke des Lebens nach dem Tode in der Unterwelt zu finden und Gilgamiš die Rolle des ägyptischen Totengottes Osiris zuzuweisen. Es wird nämlich Gilgamiš also angeredet:

„Du bist Richter und prüfst wie ein Gott,
Du stehst in der Erde, vollendest das Gericht,
Dein Gericht wird nicht geändert, nicht mißachtet deine Rede.
Du fragst aus, untersuchst und richtest, du prüfst und bringest zu recht.
Šamaš hat Rechtsspruch und Urteil deiner Hand anvertraut.“

Doch dieses „Gericht“ ist keineswegs ein solches, von dem Wohl oder Wehe im Jenseits abhängt. Denn der Bittende fährt fort:

„Damit gerichtet werde,
Ein Urteil geurteilt werde, bin ich vor dir niedergekniet.
Richte mein Gericht, urteile mein Urteil!
Reiß heraus die (böse) Krankheit meines Leibes,

Von einem Gericht, einer Belohnung der guten Werke und einer Strafe, die dem Frevler dort drunten zu teil werde, ist in den Keilinschriften nicht die Rede. Wenn daher Delitzsch von dem Scheol der „ganz Frommen" und der „Nichtfrommen" spricht, so ist das willkürlich in die babylonischen Vorstellungen hineingetragen. Die Notwendigkeit der Sorge für die Entschlafenen, besonders der Unversehrtheit ihrer Ruhestätte tritt noch viel entschiedener bei den Ägyptern hervor; aber diese kannten auch eine wahre Seligkeit der Verklärung in Gott, welche der gereinigten Seele zu teil wird. Wo fände sich in der Keilinschriftliteratur der Assyro-Babylonier auch nur annähernd etwas, was jenem bekannten uralten Triumphgesang gliche, mit dem die Seele des alten Ägypters ihre ewige Heimat begrüßt:

„Ich bin in meinem Lande, ich komme in meine Stadt. Ich bin zusammen mit meinem Vater Atum [1] alltäglich!

Meine Unreinheit ist vertrieben und die Sünde, die an mir war, ist niedergeworfen. Ich wusch mich in jenen zwei großen Teichen, die in Herakleopolis sind, in denen das Opfer des Menschen gereinigt wird für jenen großen Gott, der dort weilt.

Ich gehe auf dem Wege, wo ich mein Haupt wasche, in dem See der Gerechten. Ich gelange zu diesem Lande der Verklärten und trete ein durch das prächtige Tor.

Ihr, die ihr vorn stehet, reicht mir eure Hände; ich bin es, ich bin einer von euch geworden. Ich bin mit meinem Vater Atum zusammen alltäglich." [2]

Dieser ideale Schwung der gläubigen Seele fehlt in der babylonischen Religion — so weit wir urteilen können — völlig. Nur von Xisuthros, dem babylonischen Noah, lesen wir, daß er mit seiner Gemahlin unter die Götter versetzt worden sei. Auch die von Delitzsch (1. Vortg 39) veröffentlichte Textstelle aus einer kleinen Toteninschrift hat nur den einen Wunsch: „Auf der Oberwelt bleibe sein Name gesegnet, in der Unterwelt trinke sein abgeschiedener Geist klares Wasser." Ein gehässiger Feind konnte aber den „armen Schlucker" sogar noch um diesen letzten Trost bringen. So war es denn in der Tat ein

Erwische alles Böse (meines Fleisches und meiner Muskeln)!
Das Böse, das in meinem Leibe . . .
Möge an diesem Tage (hinausfahren) . . ."

Der Zusammenhang ist dieser: Der Kranke sieht in seinen Leiden eine Strafe, die Samaš, der allsehende Sonnengott, über ihn verhängt. Diese Leiden schreibt er aber (nach allgemeiner babylonischer Anschauung) der Einwirkung dämonischer Mächte zu, die in der Unterwelt hausen und unter der Königsherrschaft Gilgamiš' stehen. Er ist der Vollstrecker des Richterspruches Samaš'; aber er hat auch Anteil am Richteramte selbst, er „vollendet das Gericht", indem ihm die Wahl der speziellen Strafmittel überlassen ist und er nach Ermessen diesen oder jenen Plagegeist gegen den Sünder losläßt. So versteht es sich von selbst, daß sich der sündige Kranke zuerst an Gilgamiš wendet, um Befreiung zu erlangen.

[1] Atum ist ein ägyptischer Gottesname.

[2] Ad. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum II 460.

unerhörter Akt grausamer Rache, was Assurbanipal von sich selbst berichten läßt: „Ihre (der Könige von Elam) Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Geistern legte ich Ruhelosigkeit auf und verwehrte ihnen Speisung und Wasserspenden.“ (P. Jensen, KB. II 207.)

Welch düsteres Bild! Und doch sagt Delitzsch, es sei noch um einen Grad freundlicher als die alttestamentlichen. Ist das wirklich so? Ist das überhaupt nur möglich? Ganz entschieden: nein! Das jüdische Volk hat seine Jugendzeit in Ägypten zugebracht und sogar von dessen Kultus manches in seinen eigenen herübergenommen. Sollte es nun — selbst wenn wir von der ihm gewordenen Offenbarung absehen — von dem mächtigen Hauche der Unsterblichkeitsidee und der beseligenden Hoffnung auf ein verklärtes Leben, welcher die Religion der Pharaonen durchwehte, ganz unberührt geblieben sein? Das ist nicht denkbar.

Aber wir haben auch positive Zeugnisse [1]. Klar tritt zunächst der Gegensatz hervor zwischen dem „Begrabenwerden“ und dem „Versammeltwerden zu seinen Vätern, zu seinem Volke“. Auch das Alte Testament kennt den Schrecken der düstern Grube der Unterwelt; aber für den Gerechten gibt es eine Erlösung. „Darob erfreut sich mein Herz, und meine Zunge jubelt, auch mein Fleisch wird ruhen in Zuversicht. Denn du wirst meine Seele nicht lassen in dem Totenreich, wirst deinem Heiligen die Verwesung nicht zu schauen geben“ (Ps 15, 9 f). Scharf kennzeichnet ferner der 48. Psalm den Unterschied des Loses der Gerechten und derjenigen, die auf die Macht des Reichtums vertrauen. „Wie Schafe sind diese am Totenreich gelagert, der Tod weidet sie ab. Und emporkommen werden über sie Gerechte am Morgen, und ihre Hilfe, im Totenreich altert sie, fern von ihrer Herrlichkeit. Doch loskaufen wird Gott meine Seele aus der Hand des Totenreiches, weil er mich aufnehmen wird.“ Dieselbe Wahrheit bezeugen auch das Spruchbuch (15, 24) und zahlreiche Stellen der Propheten. Wie das Sonnenlicht gegen stockfinstere Nacht hebt sich Daniels prophetische Mahnung von dem ihn umgebenden düstern babylonischen Jenseitsglauben ab: „Diese werden erwachen zum ewigen Leben, jene zur Schmach, zum ewigen Abscheu. Und die Verständigen werden leuchten wie der Glanz der Himmelsfeste, und die viele in der Gerechtigkeit unterwiesen, wie die Sterne immer und ewig“ (12, 2). Noch schöner zeichnet Isaias 51, 6; 35, 10 das Glück der Erlösten, ihren ewigen Jubel, dem kein Jammer und Seufzen beigemischt ist; aber er weist auch hin auf das Los der Abtrünnigen, auf ihren Wurm, der nicht sterben, auf ihr Feuer, das nicht erlöschen wird“ (Is 48, 22; 57, 21; 66, 24).

[1] Vgl. Jos. Knabenbauer S. J., Das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele, Freiburg 1878, 162 ff.

Die volle Wahrheit freilich hat erst Jesus Christus gebracht. An ihr werden auch die Spötteleien Delitzschs (1. Vortrag 40 oben) nichts ändern, und jeder unbefangene Leser wird seinen Versuch, die Höllenschilderung des Herrn in der Parabel vom reichen Prasser als eine „Verquickung" der Anschauungen bei Isaias und Job (24, 18 f) und diese als ein wesentlich babylonisches Phantasieprodukt darzustellen, als Phantasiewerk eines modernen Forschers zurückweisen.

Erheben wir uns nun aus dem Scheol zur babylonischen Geisterwelt. Die Dämonen kennen wir schon zur Genüge; wenden wir uns jetzt einem freundlicheren Bilde zu!

Die Babylonier kannten ja auch gute Engel (šêdu oder lamassu damku), „Cherubim" und „Seraphim", ja selbst Schutzengel (šêdu nâṣiru). So versichert uns wenigstens Delitzsch. Auch bedarf es nach ihm keines Beweises mehr, daß unsere Engel aus Babylon stammen; das ist ja „bekannt". Was die Cherubim angeht, so setzt Delitzsch bei seinen Lesern wohl die Kenntnis seiner früheren Schrift „Wo lag das Paradies?" voraus, in der er auch in der Tat sich bemüht, die babylonische Heimat der biblischen Cherubim nachzuweisen. Delitzsch hat hier ein wahres Meisterstück geliefert: er hat zwei Wesen als identisch nachgewiesen, obwohl er weder das eine noch das andere hinreichend kannte und kennen konnte.

Was wissen wir denn eigentlich von der ganzen Sache? Man hat in Babylon gewaltige Steinkolosse gefunden, die geflügelte Stiere mit Menschenantlitz darstellen. Delitzsch gibt denselben den Namen Kirûbu. Und was berechtigt ihn hierzu? Ein Täfelchen, das er niemals gesehen, das außer Lenormant überhaupt niemand gesehen hat, und von dem dieser selbst nur in vagen Ausdrücken spricht. Auch über den Zweck jener Stierkolosse ist nur soviel bekannt, daß sie bestimmt waren, die Eingänge der Tempel zu hüten. Von den Cherubim der Heiligen Schrift wissen wir allerdings mehr. Sie treten vor allem auf als lebendige Träger und Zeugen der sich auf Erden kundgebenden Herrlichkeit Gottes und als Hüter seiner heiligen Stätte. Dies ist die Rolle der durch goldene Flügelgestalten dargestellten Cherubim zu beiden Seiten der Bundeslade. Das waren aber keine Vierfüßler wie die geflügelten babylonischen Stiere, sondern aufrecht stehende Wesen und wohl von menschlicher Gestalt. Selbst die Cherubim Ezechiels, in denen eine besonders reiche Symbolik zur Schau tritt, werden ausdrücklich als „menschenähnlich" bezeugt (Ez 1, 5). Hier aber — und das darf nicht verschwiegen werden — finden sich gleichwohl unverkennbare Anklänge ans Babylonische. Die Cherubim Ezechiels hatten ein Haupt mit vier Gesichtern: vorn das eines Menschen, rechts das eines Löwen, links das eines Stiers und hinten das eines Adlers. Das erinnert aber ganz und gar an die babylonischen Löwen- und Stiergestalten mit dem Menschenantlitz und den Schwingen eines Adlers [1].

[1] Solche Stier- und Löwenkolosse gewahrt der Besucher des Britischen Museums (in London) gleich am Eingang zur babylonisch-assyrischen Abteilung.

P. Jos. Knabenbauer S. J. hat schon in seinem 1890 erschienenen Kommentar zu Ezechiel mit Recht auf diese Ähnlichkeit hingewiesen, und man kann ihm nur beipflichten, wenn er sagt: „Da es in jener Gegend, in welcher die Verbannten (Juden) sich aufhielten, solche Bildwerke gab, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Vision, welche ja stets an bekannte Vorstellungen anknüpft, in ähnlicher Weise erfolgt ist. Dagegen wende man nicht etwa ein, es sei Gottes unwürdig, heidnische Bildwerke zum religiösen Gebrauch heranzuziehen; man erinnere sich vielmehr, wie bezüglich der geweihten Gegenstände, Riten und Zeremonien der Juden sich nicht wenige Vorschriften finden, welche mit jenen der Ägypter die größte Ähnlichkeit verraten." (Vgl. auch Cornely, Introd. III 60—62.)

Noch weniger setzt uns der Hinweis Professor Delitzschs auf ein zweites Engelsbild aus dem Palaste Assurbanipals in Erstaunen. Es stellt einen geflügelten Menschen dar und ist, wie Delitzsch besonders hervorhebt, „unsern Engelgestalten so gleichartig wie nur möglich".

Aber was ist denn daran Merkwürdiges? Gewiß wird mir jeder Künstler zugeben, daß eine geflügelte Menschengestalt am besten und natürlichsten als Symbol für ein Wesen sich eignet, das als Mittler zwischen dem im hohen Himmel thronenden [1] Gott und den Erdenkindern fungiert. Was aber so nahe liegt, brauchten die Israeliten nicht erst den Babyloniern abzulauschen. Doch wenn dem auch tatsächlich so gewesen wäre, so würde doch diese Herübernahme einer ganz passenden Symbolik der jüdisch-christlichen Offenbarungslehre nicht den geringsten Eintrag tun.

Die Engel waren Boten der Götter. Mögen sie uns nun in den babylonischen Götterhimmel geleiten! Dort wird sich uns am klarsten offenbaren, daß gerade in dem wichtigsten und wesentlichsten Punkte jeglicher Religion zwischen Babylon und Jerusalem eine unergründliche Kluft besteht, über die in Ewigkeit kein Steg führen wird.

Babel war eine „heilige" Stadt, wie schon ihr Name Bâb-ilu, „Tor Gottes" verrät. Das klingt ja fast monotheistisch; aber in Wirklichkeit kennt die babylonische Religion eine ganze Schar von Göttern. Der Leser fürchte jedoch nicht, daß ich ihn mit allen einzelnen bekannt machen wolle. Eine solche Vorstellung wäre um so zeitraubender, als alle diese Götter auch ihre — natürlich göttlichen — Damen haben. Einige

[1] Auch die uns geläufigen Vorstellungen vom „Himmel" als Wohnort der Seligen und dem Throne Gottes als Ausdruck seiner Majestät sowie die entgegengesetzten Bilder vom Abgrund als Wohnort der Verdammten entspringen dem gesunden Denken und Fühlen von selbst. Wenn also jemand die „Vorstellung der Wohnung Gottes im Himmel" für spezifisch babylonisch erklärt (vgl. Keilinschriften und das Alte Testament [3] 352 f), so irrt er sehr. Oder sollte unsere Symbolik die Herrlichkeit Gottes in dem tiefen Schlunde eines Kraters oder eines Kohlenschachtes suchen?

Mitglieder dieses Pantheons müssen wir uns allerdings etwas genauer ansehen.

Zuvor jedoch ist eine kurze historische Orientierung unerläßlich.

Zwar steht das alte Babel — soweit unsere jetzigen Kenntnisse reichen — an eigentlicher Genialität künstlerischer und wissenschaftlicher Schaffenskraft den späteren Glanzstätten griechischer Kultur, Athen und Alexandrien, entschieden weit nach; aber in praktischen Dingen, im Verkehrswesen, im Baufach, in der Rechtspflege und vor allem in der auf das Religiöse gerichteten Tätigkeit war es zwei Jahrtausende hindurch tonangebend für fast ganz Vorderasien. Selbst der Niedergang seiner mehr als tausendjährigen politischen Macht änderte daran nicht viel. Obwohl die Könige von Assur um 1300 v. Chr. und in der Folgezeit ihre Eroberungszüge nach Babylon unternahmen und es ihnen nach und nach gelang, die heilige Stadt dauernd in ihre Gewalt zu bekommen, so bekannten sie sich gleichwohl als Verehrer der babylonischen Götter, und Babylon blieb auch im assyrischen Reiche die geistliche Metropole. Selbst Kyros, der 539 v. Chr. als Sieger dort einzog, ließ sich die Erneuerung von babylonischen Tempeln angelegen sein und brachte die Götter in ihre Heiligtümer zurück; er vergaß sogar seiner persischen Heimat, wurde ein Babylonier und opferte dem Stadtgott Bel Marduk. Zwei Jahrhunderte später sieht Babel den kühnsten Eroberer der alten Welt in seinen Mauern: Alexander den Großen; aber auch er erlag dem Zauber der subat balati, der „Wohnung des Lebens", wie ihre Bürger stolz die alte Sargonsstadt[1] nannten, er ließ den inzwischen unter den späteren persischen Herrschern in Trümmer gesunkenen Marduktempel wieder erstehen, ja erkor sogar Babel zur Hauptstadt seines Riesenreiches. Sein jäher Tod indes besiegelte zugleich den Verfall der uralten Stadt[2]. Die Gründung der Nachbarstadt Seleucia und die Verlegung der Residenz nach Antiochia verurteilte sie zu einem ruhmlosen Dasein, zum marasmus senilis. Freilich ist auch sie durchaus nicht die älteste Kulturstätte des Zweistromlandes; ihre weitragende religiöse Bedeutung erlangte sie erst um 2250 v. Chr., als ihr tatkräftiger Fürst Hammurabi sich zum König über die südlichen Euphratländer aufschwang. Er war der sechste Fürst der babylonischen Dynastie, und es ist wohl möglich, daß er der Amraphel der Bibel ist.

Vor ihm herrschten Oberkönige dreier andern Dynastien, die von Larsa

[1] Babylon soll von Sargon I. von Agade (= Šarrukîn = der rechtmäßige König) gegründet sein. Sein Andenken blieb bei den Babyloniern hoch in Ehren. An dem was von ihm erzählt wird, mag ja manches Legende sein; aber an seiner geschichtlichen Persönlichkeit kann nicht mehr gezweifelt werden. Nach einer Inschrift aus der Zeit Nabonids, des letzten babylonischen Königs (Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr.) hat Narâmsin, der Sohn Sargons I. 3200 Jahre vor Nabonid gelebt. Hieraus ergibt sich, daß die Regierungszeit des Königs der babylonischen Urzeit um 3800 v. Chr. anzusetzen ist. Der babylonische Bericht über die „3200 Jahre" erweckt allerdings Bedenken; doch hierauf können wir hier nicht näher eingehen.

[2] Die jüngsten mir bekannten (aber noch nicht publizierten) babylonischen Keilinschriften astronomischen Inhalts gehen bis auf Christus herab.

(heute Ruinenstätte von Senkereh), von Isin (mit der Belkultusstätte Nippur, heute Niffer) und als älteste die von Ur, deren Anfang ungefähr in die Zeit um 3000 v. Chr. fällt [1]. Weiter reicht unsere Kenntnis nicht zurück. Höchstens wissen wir noch etwas von einzelnen Stadtkönigen, die sich befriegten, aber schließlich die Oberhoheit der mächtigen Dynastie von Ur anerkannten. Schon diese älteste Zeit bietet das Schauspiel einer großartigen Machtentfaltung, indem die Könige von Ur bis Phönizien und vielleicht sogar bis Cypern vordrangen. Sie und die Herrscher der nächsten Dynastie führten den Titel „König von Sumêr und Akkad", und ihr Volk bediente sich einer von dem späteren Babylonischen ganz verschiedenen, nicht semitischen Sprache, des Sumerischen (oder Akkadischen) [2]. In ihr sind die uns bekannten ältesten Inschriften abgefaßt. Dahin gehören die 1884 von Sarzec publizierten, dann von Oppert und Amiaud übersetzten und später von P. Jensen kritisch bearbeiteten Inschriften der Könige und Statthalter von Lagaš (KB. III 10 ff). An sie schließen sich die zweisprachigen Inschriften der Hammurabizeit, welche neben dem Sumerischen auch noch die babylonische Übersetzung bieten. Für die Kulturgeschichte ist dieser Umstand von höchster Wichtigkeit, da er einerseits die Verbindung mit einer viel älteren Kulturperiode herstellt und anderseits den Ursprung der babylonischen Religion in helleres Licht rückt.

Die sumerische Sprache hat man in Babylon stets mit großer Pietät behandelt. Sie spielte dort eine ähnliche Rolle wie späterhin das Lateinische bei Kelten und Germanen: sie war und blieb bis zuletzt offizielle Kultsprache. Damit hängt freilich ein anderer für die Sprachwissenschaft höchst wichtiger Umstand zusammen, die Tatsache nämlich, daß die sumerische Schrift in doppelter Beziehung die Grundlage der babylonischen bildet, indem die Babylonier nicht nur ihre Ideogramme (Begriffsbilder), sondern auch die Lautzeichen ihrer Silben aus den sumerischen Begriffsbildern und Wörtern abgeleitet haben [3]. Die ehr=

[1] Andere rücken die Zeit der Dynastie von Ur bis 3400 v. Chr. hinauf.

[2] Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, diese Sprache in eine der genauer bekannten Gruppen einzugliedern.

[3] So werden „Haus" (babyl. bitu, sum. ê), „Herrin" (babyl. bêltu, sum. nin), „Berg" (babyl. šadû, sum. kur), „Hand" (babyl. kâtu, sum. šu) jedesmal durch das gleiche Ideogramm ausgedrückt. Außerdem haben die Babylonier aber auch noch vielfach den sumerischen Lautwert beibehalten, und zwar vollständig (wenn das sumerische Wort bereits einsilbig war) oder zu einer Silbe verkürzt (wie ana [Himmel] zu an, utu [Sonne] zu ut). So wird das Keilzeichen für das sumerische kur in der Verbindung nu-kur-tu (Feindschaft) auch wirklich so gelesen; ebenso šu in šu-a-tu (der nämliche). Da außerdem die sumerischen Ideogramme von Haus aus verschiedene Wörter repräsentieren konnten, so erklärt sich hieraus von selbst die Polyphonie der daraus gebildeten babylonischen Silbenzeichen. Weniger in dem Umstande, daß die Silbenzeichen auch Ideogramme sein konnen, als gerade in dieser Polyphonie liegt eine Hauptschwierigkeit der richtigen Lesung mancher Wörter, namentlich der fremden Eigennamen. Ein Beispiel dieser Art werden wir weiter unten am vermeintlichen Jahve=Namen kennen lernen.

furchtsvolle Beibehaltung der sumerischen Sprache beruht aber gewiß in erster Linie auf ihrem reichen religiösen Gehalt. In der Tat bestanden auch schon lange vor der semitischen Invasion in Sumer und Akkad (Süd- und Nordbabylonien) gefeierte Heiligtümer, so vor allem in Ur (der Heimat Abrahams), wo man den Mondgott Sin verehrte, und in Nippur, wo sich ein Tempel des Bel En-lil (Herrn des Luftreiches) erhob. Neben diesen oder vielleicht zeitlich nach diesen bestanden die Kultstätten des Sonnengottes Šamaš zu Larsa, des Gottes der Wassertiefe Ea, des düstern Nergal von Kutha, der in der Unterwelt hauste, und der wollüstigen Ištar von Erech und Akkad. In Babylon selbst herrschte Marduk als Hauptgott; sein himmlisches Symbol war die Frühlingssonne; er scheint jüngeren Datums zu sein, wenn er auch mit der Aufrichtung des babylonischen Reiches durch Ḫammurabi die höchste Stelle einnimmt. Berühmt war auch der Mondkult der mesopotamischen Stadt Ḫarran, sowie die kriegerischen, spezifisch assyrischen Götter, die Ištar von Ninive und Arbela und ganz besonders der Obergott Aššur.

Daneben gab es natürlich noch viele andere, so den Wettergott Adad (Rammân), den Gott des Feuers Girru, den Schicksals- und Orakelgott Nabû.

Man erkennt leicht, daß fast alle Gottheiten Personifikationen von Naturgewalten sind. In der älteren Zeit herrschte ein jeder Gott für sich in seinem Bereich; erst die spätere babylonische Priesterschaft hat eine künstliche Genealogie geschaffen [1].

Den Urgrund alles göttlichen Seins bildet nach ihr eine männlich-weibliche Dyas: Laḫmu und Laḫamu; auf diese folgt abermals eine männlich-weibliche Dyas: Anšar, das ganz obere All, und Kišar, das ganz untere All. Diesem Götterpaar entsprangen die drei Obergötter Anu, Bel und Ea, die Götter des Himmels, der Erde und der Wassertiefe. Der Erdgott Bel erzeugte ferner den Mondgott Sin, und dieser ist der Vater vom Sonnengott Šamaš und der babylonischen Venus Ištar. Dem Gott der Wassertiefe endlich entstieg Marduk, der Gott der Frühlingssonne, der Stadtgott von Babylon. Damit haben wir genug. Ich würde selbst dies wenige nicht erwähnt haben, wenn nicht neuere Forscher gerade aus diesen Gottheiten die Charakterzüge des Heiligsten der christlichen Religion, selbst die allerheiligste Dreifaltigkeit abzuleiten suchten. Davon wird der Leser im zweiten Hauptteil dieser Arbeit Dinge zu hören bekommen, daß ihm die Haare zu Berge steigen. Und was waren das für Götter? Sie waren im Grunde nichts als Übermenschen, ausgestattet mit manchen guten Eigenschaften, aber auch mit der Schwäche, der Leidenschaft, ja der Gemeinheit eines entarteten menschlichen Herzens. Ein paar Stellen genügen, um davon zu überzeugen. Im Weltschöpfungsepos stiftet die Göttermutter (!) Tiâmat

[1] Die neuesten Kenntnisse hierüber verdanken wir besonders den Arbeiten von Winkler, Jensen und Hommel. Die beste Zusammenfassung bietet Jastrow, The Religion of Babylonia and Assyria, 1898.

eine Empörung gegen die oberen Götter und überträgt ihrem Buhlen Kingu den Oberbefehl. Der Himmelsgott Anu kann nichts gegen sie ausrichten. Da wird Marduk ausersehen. Die Götter halten Rat und trinken sich dabei einen Rausch an. Vor ihnen zeigt der erwählte Gottkönig Marduk seine Macht, indem er vor ihren Blicken ein Kleid verschwinden und wiedererscheinen läßt. Jetzt rüstet er zum Kampf, überwindet Tiâmat, schneidet sie entzwei und bildet aus der oberen Hälfte den Himmel. Eines Tages muß Marduk auch dem bedrängten Mondgott zu Hilfe kommen, der sich von sieben Dämonen umzingelt sieht, die obendrein noch vom Sonnen- und Wettergott unterstützt werden (Beschwörungstext IV R. 5). Als die große Sturmflut hereinbricht, fliehen die Götter empor zum Himmel des Anu und hocken dort „niedergeduckt wie Hunde vor Erstarrung", und Istar „schreit wie eine Gebärende" (Gilgamesepos Taf. XI, KB. VI [1] 239). Kaum hat jedoch Ut-napistim (der bab. Noah) sein Opfer angezündet, da kommen sie herbei und „sammeln sich wie Fliegen um den Opferer"; Ea und Bel geraten aber in Streit. Die Götter verstanden auch das Lügen (vgl. Adapamythus, KB. VI [1] 92 f). Istars Höllenfahrt (KB. VI [1] 81—91) sowie das Gilgamesepos decken vor uns das unzüchtige Leben der Lieblingsgöttin der Babylonier auf, und wie wir schon oben sahen, wurden die bösen Dämonen von den Göttern gezeugt.

Man sage nicht, das seien ja nur poetische Personifikationen; in ihnen spiegeln sich eben in Wahrheit die babylonischen Gottesvorstellungen wieder. Niemand, auch Delitzsch nicht, wird das Unwürdige dieses Polytheismus wegleugnen können. Den übeln Eindruck, den diese Götter hervorrufen, sucht jedoch Delitzsch auf zweierlei Weise zu schwächen.

Erstens glaubt er auch in den babylonischen Inschriften klare Beweise eines Monotheismus gefunden zu haben, und zweitens sucht er dem Monotheismus des israelitischen Jahveglaubens anthropomorphistische und mythische Bestandteile anzudichten und ihn dadurch zu entwerten. Aber keines von beiden sollte ihm glücken. Ich muß jedoch gleich bemerken, daß es uns nur freuen könnte, wenn bereits zu Hammurabis Zeiten der Glaube an einen Gott wenigstens bei den erleuchteten Geistern vorhanden gewesen wäre, wie ich es auch für wahrscheinlich halte, daß dies bei den alten Ägyptern wirklich der Fall gewesen ist (vgl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift LXII [1902] 365—390). Es wäre uns auch nicht im mindesten bange, wenn Jahve als Gottesname sich bereits in den ältesten babylonischen Inschriften fände. Denn auch die Heiden konnten auf dem Wege der natürlichen Vernunft Gott als den „Seienden", „Bleibenden" erkennen, und nichts steht der Annahme entgegen, Abraham habe bei seinem Auszuge aus Ur diese Kenntnis von dort mitgenommen. Aber das muß bewiesen werden. Und hat Delitzsch diesen Beweis erbracht? Allerdings haben schon Sayce und Hommel (Expository Times IX 522; X 42; XI 270) die Ansicht ausgesprochen, der Name „Jahve" finde sich in Geschäftsurkunden aus dem Ende des 3. Jahrtausends wirklich. Dafür tritt nun auch Delitzsch mit großer Entschiedenheit ein.

Aber weder Oppert noch Jensen noch Zimmern noch Bezold — gewiß lauter hervorragende Assyriologen — stimmen ihm hierin bei. Die Zeichengruppe, um die es sich handelt, kann zunächst Ja-ah-PI-ilu umschrieben werden, wobei es noch unentschieden bleibt, ob das Silbenzeichen PI pi, ve, va, vi oder vu gesprochen werden muß. Welche Lautierung trifft nun hier zu?

Delitzsch entscheidet sich für ve und liest: Ja-ah-ve ilu, „Jahve ist Gott". Anders Professor Bezold (Heidelberg). In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für Assyriologie XVI 415 begründet er zunächst die Ansicht, daß man in fremden Eigennamen nicht ohne weiteres PI „we" lesen dürfe. Er hält zunächst am Lautwert pi fest und liest: Ja-ah-pi-ilu [1]. Da aber in den zweisprachigen Syllabaren PI auch den Lautwert bi habe, außerdem in fremden Eigennamen PI und BI miteinander vertauscht werden, so könne wohl auch Ja-ah-bi-ilu gelesen werden. In der Tat ist es ihm gelungen, in einem babylonischen Briefe den Namen Ja-a-BI-ilu (= Yâbil) zu entdecken. Dagegen wendet freilich Delitzsch (Anmerkungen 75) ein, daß in den Ḫammurabitexten wohl BI für PI, aber nicht PI für BI stehe; aber der Grund scheint mir nicht durchschlagend. Fazit: Die Lesung: Jahve ilu, „Jahve ist Gott", ist zwar möglich, aber durchaus unwahrscheinlich.

Delitzsch beruft sich aber auch auf einen Text [2], der ganz klar das Bekenntnis zum Monotheismus aussprechen soll (vgl. Anmerkungen 78). Es heißt dort:

il Nin-ib Marduk ša alli	= Gott Ninib Marduk der Stärke,
il Ner-gal Marduk ša kablu	= Gott Nergal Marduk des Kampfes,
il Za-ma-ma Marduk ša taḫazi	= Gott Za-ma-ma Marduk der Schlacht,
il Bê'l Marduk ša bê'lu u mitluktu	= Gott Bê'l Marduk der Herrschaft,
il Nabû Marduk ša nikasi	= Gott Nabu Marduk des Geschäfts (?),
il Sin Marduk munammir mûši	= Gott Sin Marduk als Erleuchter der Nacht,
il Šamaš Marduk ša kênnâti	= Gott Šamaš Marduk des Rechtes,
il Addu Marduk ša zunnu	= Gott Addu Marduk des Regens.

Hieraus glaubt Delitzsch schließen zu dürfen, daß Ninib, Nergal, Bê'l, Sin, Šamaš rc. nur verschiedene Benennungsweisen des einen Gottes Marduk, daß sie alle eins mit ihm und in ihm seien. Ich gestehe gern zu, daß diese Deutung nicht einfach von der Hand zu weisen ist. Aber könnte es nicht leicht sein, daß hier der ursprüngliche Eigenname „Marduk" des babylonischen Hauptgottes mit der Zeit auch für „Gott" einfachhin in Anwendung kam, etwa in ähnlicher Weise, wie aus dem Familiennamen Cäsar ein bevorzugter Titel der späteren Imperatoren bzw. Thronfolger wurde? Doch liegt die Sache am Ende noch einfacher. Wie hätte man in Babylon die liebe Jugend, die Gott vorerst nur als Marduk kannte, in die bunte Gesellschaft der übrigen Götter besser einführen können als

[1] In Übereinstimmung und im Anschluß an den Aufsatz von Daiches a. a. O. 403 ff.

[2] Veröffentlicht von Th. G. Pinches im Journal of the Transactions of the Victoria Institute.

dadurch, daß man sie als Marduk der Schlacht, des Regens usw. bezeichnete? Ich werde später eine Tafel veröffentlichen, die auf ganz ähnliche primitive Weise den babylonischen Schüler der Astronomie in die technischen Ausdrücke und ersten Begriffe der Planetenlehre einzuführen sucht. Gleichwohl halte ich die Deutung Delitzschs nicht für ausgeschlossen. Aber wenn sie auch zutreffen sollte, so ist doch wohl zu beachten, daß der babylonische Text der späteren Zeit angehört, wo die Babylonier schon genügend Gelegenheit gehabt hatten, die reineren monotheistischen Vorstellungen der Israeliten kennen zu lernen. Die geistige Superiorität des Judentums hat später sich unter Römern und Griechen Geltung zu verschaffen gewußt, warum nicht auch in babylonischen Kreisen? Dadurch, daß man allen Glanz der alten Götter im babylonischen Staatsgott Marduk vereinigte, war ja dem Nationalbewußtsein Genüge geschehen, und man schützte sich so zugleich gegen den Vorwurf des Polytheismus, dessen Hinfälligkeit und Lächerlichkeit jeder denkende Babylonier im Umgang mit den Israeliten herausfühlen mußte[1]. Es fehlt auch in der Tat aus der späteren Zeit nicht an Anzeichen monotheistischer Bestrebungen. Dahin scheint mir der auffallende Umstand zu gehören, daß in den astronomischen Tafeln das Gottesdeterminativ vor den Planeten nirgends mehr erscheint. Ferner werden einzelne Götter miteinander identifiziert. So heißt es in einem von Epping und Straßmaier (ZA. VI 241) publizierten astrologischen Text vom Jahre 138 v. Chr.: „Vom 18. Dûzu bis 28. Kislimu sind es 160 Tage. Am 18. Dûzu steigt Nergal in die Unterwelt hinab, am 28. Kislimu kommt er herauf. Šamaš und Nergal sind eins." Also nur zwei verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Gottes!

Aber das alles beweist nichts für Alt-Babylon, nichts für einen Monotheismus, der aus dem ursprünglichen Pantheon sich frei herausentwickelt hätte, nichts für den Umschwung im Geistesleben eines ganzen Volkes. Dem Volke Israel allein gebührt der unvergängliche Ruhm, den einen und einzigen wahren Gott erkannt zu haben als den heiligen, ewigen, unsichtbaren, allgegenwärtigen, allmächtigen Schöpfer, Lenker und Richter der Welt (vgl. besonders Dt 4, 15—19, 35 u. 39).

Israel hat sich aber nicht erst zu diesem Glauben „durchgerungen", sondern es wurde von einer höheren Gewalt zum eigentlichen Träger der Offenbarung bestimmt, die zwar zunächst ihm selbst galt, aber schon im

[1] In ähnlicher Weise machten sich unter den Philosophen des römischen Heidentums monotheistische Strömungen geltend (vgl. St Augustinus, De civitate Dei 4, 11). Alle Götter und Göttinnen waren nur entweder Teile oder Kräfte des einen Jupiter, er war die Seele der Welt. Diese heißt im Äther Jupiter, in der Luft Juno, im Meere Neptun usw. Im besten Falle kamen jedoch auch die babylonischen Gelehrten über jene pantheistischen Vorstellungen, die Augustinus im darauffolgenden Kapitel als höchst unwürdig zurückweist, nicht hinaus.

Alten Testament als künftiges Gemeingut aller Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange derselben vorausgesagt wurde. Kein geringerer als Jesus Christus selbst hat diesen Vorrang des Judentums betont, indem er zu der Samariterin sprach: „Ihr betet an, was ihr nicht wisset; wir beten an, was wir wissen; denn das Heil kommt von den Juden" (Jo 4, 22).

Aber Delitzsch findet auch im Jahveglauben rein menschliche und sogar mythologische Züge. Mit besonderem Nachdruck weist er u. a. darauf hin, daß der Mensch nach dem biblischen Schöpfungsbericht im Ebenbilde Gottes geschaffen wurde, was aber der „Geistigkeit" Gottes schnurstracks zuwiderlaufe. Statt einer Antwort dürfen wir uns wohl die Frage erlauben: Wie hätte Delitzsch die Gottähnlichkeit des Menschen als geistiges und mit freiem Willen begabtes Wesen zum Ausdruck gebracht? Können wir überhaupt vom Geistigen in anderer Weise als in Bildern reden, die letztlich von den sichtbaren, körperhaften Dingen entlehnt sind?

Von einer körperlichen, menschenähnlichen Gestalt Gottes weiß das Alte Testament nichts. Oder bedürfen die Worte Deuteronomium 4, 15: „Ihr habt keinerlei Bild gesehen an dem Tage, da der Herr zu euch redete auf dem Horeb aus des Feuers Mitte, daß ihr nicht zum Truge euch ein Bild machet oder ein Abbild von Mann oder Frau . . ." noch eines besondern Kommentars?

Anders war es in Babylon. Es ist auch durchaus wahrscheinlich, daß man dort den Götterbildern nach dem Vollzug der Weihe eine göttliche Kraft zuschrieb. So war es wenigstens bei Griechen und Römern. Einige gebildete Heiden suchten zwar diesen Vorwurf der christlichen Apologeten zurückzuweisen; aber andere, die früher selbst jenen heidnischen Bilderkult mitgefeiert haben, bezeugen ausdrücklich die Richtigkeit der Anschuldigung (vgl. Arnobius, Adversus gentes 1, 39; M. 5, 767. Andere Zeugnisse bei Knabenbauer, Commentarius in Isaiam prophet. II, 163 f). Es besteht also ein wesentlicher Unterschied zwischen jener heidnischen Idee und unserer Verehrung der Bilder der Heiligen[1]. Es besteht aber noch ein anderer Unterschied. Die Heiligenbilder und Statuen repräsentieren die treuen Diener Gottes, erinnern uns an ihren heiligen Wandel, an unsere himmlische Heimat und an ihre fürbittende Liebe; jene repräsentieren gleichfalls „himmlische" Wesen, die aber in Wahrheit nur die Ausgeburt einer irregeleiteten und zum Teil recht verdorbenen Phantasie darstellen. Aus diesen Gründen war der „ermüdende Spott" der Propheten wohl am Platze. Wenn beispielsweise Elias (1 Kg 18, 27) den Heiden sagt: „Rufet laut, er ist ja ein Gott. Er hat wohl den Kopf voll oder ist beiseite gegangen oder hat eine Reise vor oder er schläft vielleicht und wird wieder aufwachen", so war ja das sehr „intolerant"; aber eine jede Toleranz gegenüber einer groben Ungehörigkeit — mag sie nun in wissenschaftlichem Aufputz oder in ethisch-religiösem Gewande erscheinen — ist sträfliche Schwäche.

[1] Mit welchen Delitzsch die babylonischen Götterbilder in Vergleich bringt.

Nicht mehr als obiger Einwand Delitzschs hat die Analogie zu bedeuten, die er zwischen dem Kampfe Jahves mit dem „Drachen" und dem im babylonischen Schöpfungsmythus sich abspielenden Zweikampf des Gottes Marduk mit der Tiâmat zu finden glaubte.

Da hierüber schon so viel geschrieben wurde, so dürfen wir uns kurz fassen. Das feindliche Wesen, das einst Jahve zerschmettert hat, wird als Wasserungeheuer dargestellt; aber dies ist nicht etwa mythisch zu fassen, sondern ist bloß ein bildlicher Ausdruck für ein Reich, nämlich Ägypten. Diese Bedeutung kommt — wie jeder mit dem Alten Testament einigermaßen Vertraute wohl weiß — den verschiedenen Bezeichnungen tanniu, rahab und levijatan zu. Da ist auch von keiner assyrisch-babylonischen Tiâmat die Rede, die ja bekanntlich nicht ein Drache war, sondern ein Weib (vgl. hierzu Jensen, in der „Christl. Welt" 1902 Nr 21). Was Delitzsch darauf zu erwidern hat (Anmerkungen 65), beweist nun erst recht nichts. Allerdings berichtet der Schöpfungsmythus, die Empörerin Tiâmat habe eine ganze Menge ungeheuerlicher Wesen: Molche, Riesenschlangen, wüterde Hunde, Skorpionmenschen, Fischmenschen, Widder ꝛc., im ganzen elf Arten von Geschöpfen, geschaffen; aber man höre nun, wie Delitzsch daraus beweist, daß Tiâmat ein schlangenähnliches Ungeheuer war: „Soll es nicht länger als Wahrheit gelten, daß ein menschliches Weib Menschen gebiert [1], junge Löwen dagegen von Löwinnen geworfen werden, daß also ein Wesen, welches riesige Schlangen gebiert, selbst eine große, gewaltige Schlange oder ein schlangenähnliches Ungeheuer sein muß ..." Ganz gut; aber seien wir auch konsequent und behaupten mit gleichem Recht: Tiâmat war ein Molch, ein wütender Hund, ein Skorpionmensch, ein Fischmensch, ein Widder ꝛc. — kurz, alles Erdenkliche, was nur eine orientalische Phantasie zusammenzuträumen vermag.

Also das war der babylonische Drache! Vergleichen wir nun damit das Bild, welches nach Delitzsch (1. Vortr. 36) den Kampf Marduks mit dem Drachen darstellen soll. Welche Enttäuschung! Da sehen wir einen geflügelten Gott, der mit dem Doppeldreizack, dem Symbol des Blitzes, auf — einen geflügelten männlichen (!) Löwen eindringt. Dieser Drache machte innerhalb eines Jahres noch weitere interessante Wandlungen durch. Im zweiten Vortrag (S. 13) führt uns Professor Delitzsch ein wahres zoologisches Wunder vor den „Drachen von Babel". Mit langem vorgerecktem Hals und stechenden Augen in dem gehörnten und doppelzüngigen Kopf, dem Schuppenleib, den Vorderbeinen eines Panthers und den Hinterbeinen eines Raubvogels, endlich mit dem giftigen Skorpionstachel am Ende des jäh aufsteigenden gewundenen Schwanzes flößt

[1] So übersetzt Delitzsch ittalad. Aber alâdu hat wohl auch die Bedeutung „erschaffen". So wohl in IV R. 9, 32 33 a (Delitzsch, Handw. 233): Sin abu a-lid ilâni u amêlê, „Der Vater Sin (Mondgott) erschafft Götter und Menschen". Wenn von Göttern gebraucht, wird es oft unentschieden bleiben müssen, ob von „Zeugung" oder „Erschaffung" die Rede sei. In geringerem Grade gilt dies auch von banû. Eine Erschaffung im strengen Sinn des Wortes (facere ex nihilo sui et subiecti) kannten die Babylonier nicht.

es gewaltigen Respekt ein. Gewiß ein bedeutsamer archäologischer Fund! Für unsere Frage ist aber das Prachttier ganz und gar belanglos. Es ist weder ein Drache im alttestamentlichen Sinn noch auch eine babylonische Tiâmat, und Marduk ist leider ganz abwesend. Wahrscheinlich handelt es sich hier um das Bild eines bösen Dämons.

An und für sich war die ganze Drachenfrage schon dadurch gegenstandslos, daß der „biblische" Drache offenbar die ägyptische Macht symbolisieren soll und gar nichts mit dem Schöpfungsbericht zu tun hat; aber es war gleichwohl nützlich, sich einmal die höchst sonderbaren archäologischen Beweise anzusehen, mit denen selbst sonst so gründliche Forscher wie Delitzsch sich nicht scheuen, die Offenbarung als heidnischen Mythus darzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

F. X. Kugler S. J.

Die Wohnungsfrage in ihren Ursachen.

Wieder eine neue „Frage"? — Neu ist gerade die Wohnungsfrage nicht, sogar theoretisch „gelöst"; praktisch aber — eine offene Wunde! Die bisherigen zahlreichen Reformversuche sind anerkennenswerte „Vorarbeiten und Anfänge im kleinen"[1] — mehr nicht!

Gleichwohl darf man gewiß hoffen, daß nach Erreichung des theoretischen Höhepunktes nun auch für Deutschland die Zeit eines intensiveren und planmäßigen Handelns gekommen sei. Den „theoretischen Höhepunkt" in unserem Gegenstand aber behauptet, wie allgemein anerkannt wird, Dr Eugen Jägers soeben vollendetes zweibändiges Werk über „Die Wohnungsfrage". Mit voller Beherrschung des überaus reichhaltigen literarischen Materials hat Jäger diese so wichtige und schwierige Frage

[1] K. v. Mangoldt, Reformprogramm für die Wohnungs- und Ansiedlungsfrage in Deutschland, im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik XVIII, 1. u. 2. Heft 1903, 113. Vgl. auch C. J. Fuchs, Schriften des Vereins für Sozialpolitik XCVIII 17; Miquel, ebd. XXX Einleitung; ebd. XXXIII 5 ff Referat; Art. „Wohnungsfrage" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften VII 828 ff.

allseitig, sowohl nach der sittlich-sozialen, als nach der wirtschaftlichen, technischen und hygienischen Seite in theoretisch mustergültiger Weise behandelt und dem Verständnisse weiterer Kreise näher gerückt, zugleich aber mit dem reifen Urteil des erfahrenen Sozialpolitikers die mannigfaltigen und verwickelten Probleme der Abhilfe einer praktisch möglichen, prinzipiell unanfechtbaren und zugleich zweckmäßigen Lösung entgegengeführt. Wenn es als Merkzeichen einer guten praktisch-sozialen Schrift gelten muß, daß ihre Vorschläge der Legislation eine zuverlässige und brauchbare Orientierung bieten, dann überreicht Jäger — und das ist unseres Erachtens sein Hauptverdienst — dem Gesetzgeber das ganze Material für die Paragraphen nahezu fertig zur unmittelbaren Verwertung und Formulierung.

Lassen wir hier zunächst die ländlichen Verhältnisse außer Betracht, um unsere ganze Aufmerksamkeit vorerst den Besonderheiten der städtischen Wohnungsfrage zuzuwenden.

Für die Stadt aber unterscheidet Fuchs wiederum zwischen allgemeiner und besonderer Wohnungsfrage.

Die „allgemeine" Wohnungsfrage berührt alle Klassen in jeder an Bevölkerung wachsenden Stadt (also nicht nur in den Großstädten). Sie besteht darin, daß die Ausgaben für Wohnung, bei rasch steigender städtischer Grundrente, stark zunehmen und zwar meist schneller, als das Einkommen wächst. Gilt so im allgemeinen, daß ein immer größerer Prozentsatz des Einkommens auf die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses verwandt werden muß, so ist doch der Grad und das Maß des Mißverhältnisses zwischen dem Wachstum des Einkommens und der Steigerung der Ausgaben für Wohnung nicht bei allen Klassen gleich. Nach dem zunächst für Berlin erwiesenen, aber auch sonst geltenden sog. Schwabeschen Gesetze betragen die Mieten um so mehr, je niedriger das Einkommen ist. Geben die höheren Klassen ein Fünftel bis ein Zehntel ihres Einkommens für die Wohnung aus, dann beläuft sich die gleiche Auslage für den Lohnarbeiter auf ein Viertel bis ein Drittel seines Einkommens. Die „allgemeine" Wohnungsfrage ist eine wesentlich städtische Frage, ja „die Stadtfrage der wachsenden Städte κατ' ἐξοχήν" (Fuchs).

Die besondere Wohnungsfrage, meist kurzweg „Arbeiterwohnungsfrage" genannt, bezieht sich auf die unteren Klassen. Ungenügende Zahl der Wohnungen, bis zum völligen Mangel der-

selben (Wohnungsnot im engeren Sinne), *mangelhafte Beschaffenheit* der vorhandenen und den niedern Klassen erreichbaren Wohnungen, *bei übermäßig hohem Preis* derselben, das sind die wichtigsten Elemente der besondern Wohnungsfrage.

Allgemeine und besondere Wohnungsfrage brauchen hier nicht voneinander getrennt zu werden. Wir wollen an erster Stelle mit wenigen Zügen ein möglichst klares Bild von den *tatsächlichen Mißverhältnissen im Wohnwesen* überhaupt zu entwerfen suchen, zugleich diese Mißstände aus ihren *Ursachen* heraus erklären, dann aber in einer folgenden Abhandlung unsere Aufmerksamkeit den *Mitteln zur Abhilfe* zuwenden.

Auch frühere Zeiten hatten ihre Wohnungsnöten.

Man denke nur an die alten Städte, denen meist Wälle und Mauern eine im Verhältnis zur wachsenden Bevölkerung allzu enge Bebauungsgrenze zogen. Da fehlte es gewiß nicht an übervölkerten Wohnungen, an Straßen und Winkeln, in welche kein Sonnenstrahl sich verirrte, und wo frische Luft nicht einmal an den höchsten Festtagen wehte. Wenn dann noch ein lustiges Bächlein die Straßen durcheilte, so war dadurch ohne Zweifel der lieben Jugend willkommene Gelegenheit zu mancherlei Kurzweil geboten. Aber was ein poetisches Gemüt entzücken kann, empfiehlt sich nicht immer unter hygienischem Gesichtspunkte. Im übrigen erfreute sich das mittelalterliche Städtewesen eines doppelten Vorzugs: des *Überwiegens des Einfamilien- und Eigenhauses*, sodann einer *echt sozialen Wohnungs- und Ansiedlungspolitik* seitens der Grundherrschaften und später der Stadtverwaltung, wo diese an die Stelle der Grundherrschaft trat. In vielen Städten war das Wohnungswesen unzweifelhaft Gegenstand öffentlich-rechtlicher Regelung. Als sich mit Bildung der größeren Territorien in Deutschland ein allgemeiner Landfrieden erhoffen ließ und damit die Möglichkeit einer Öffnung der Städte näher gerückt erscheinen konnte, da brachen die unseligen Religionskämpfe los. „Der Dreißigjährige Krieg", sagt Jäger [1], „vollendete den Zusammenbruch des mittelalterlichen Wohlstandes. Die schwere wirtschaftliche Not, die infolgedessen auf dem Volke lastete, zeigte sich auch beim Hausbau. Aus Armut rückte man zusammen, türmte Stockwerk auf Stockwerk, weil man die kostspieligere Bauweise des Einfamilienhauses nicht mehr beibehalten konnte. Man beschränkte sein Wohnungsbedürfnis, bis es verkümmerte. Die Zahl der Hausbesitzer nahm ab, die der besitzlosen Mieter immer mehr zu." Faucher [2] zeigt, wie sich allmählich, vom 16. und 17. Jahrhundert ab, die „Auftürmung der Wohnungen" bildete, wie man „die Treppen statt die Straßen

[1] Wohnungsfrage II 5 f.

[2] Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte 3. Jahrg. 1865, IV 192.

vermehrte", und wie sich das Volk allmählich an diese „schlechtere und kulturell niedrigere Form des Wohnens" gewöhnte und heute vielfach nicht anders weiß. Seitens der öffentlichen Gewalten aber geschah in den meisten Territorien wenig oder nichts, um den vorhandenen Übelständen zu steuern. In manchen Städten kam es freilich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu Bauordnungen; sie faßten jedoch regelmäßig lediglich die Feuersicherheit, Standfestigkeit des Gebäudes, die Ordnung der Nachbarrechte ins Auge. Für die sanitäre Seite des Baues wurden erst in späterer Zeit Vorschriften erlassen, die aber kaum irgendwo zu befriedigenden Verhältnissen geführt haben. Viel mehr fallen ins Gewicht die in zahlreichen größeren Städten durchgeführten Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege (Entwässerungen, Zuführung guten Wassers, Wegräumung der engen Stadtteile, Herstellung breiter, luftiger Straßen, Erweiterung des Bebauungsfeldes usw.). Alle diese Maßregeln, wie günstig auch ihr Einfluß auf die gesundheitlichen Verhältnisse sein mag, konnten und können für sich allein die Wohnungsnot nicht aus der Welt schaffen. Insofern sie eine Verteuerung des Bauens verursachten (bei erhöhten Anforderungen an die bauliche Beschaffenheit der Wohnhäuser und bei gesteigerten Gemeindelasten), mußten diese zweifellos berechtigten Neuerungen sogar eher noch als Ursachen einer Verschärfung des Mangels an kleinen und billigen Wohnungen sich darstellen.

Das besondere Merkmal der heutigen Wohnungsnot, das, was sie von Mißständen früherer Zeiten unterscheidet, das ist ihre gewaltige Ausdehnung, ihr Massencharakter. Hierfür aber müssen wir die Erklärung in denjenigen Umständen suchen, welche in unsern Tagen die Wohnungsnot überhaupt verursacht oder veranlaßt haben.

Die neuzeitliche industrielle Entwicklung hat ohne Zweifel ihre Licht- und Schattenseiten. Sie hat den Vorrat der wirtschaftlichen Güter in außerordentlicher Weise vermehrt, sie hat zu einem gewaltigen Wachstum der Bevölkerung geführt, sie hat überall, wo sie zur Geltung gelangte, der städtischen Ansiedlungsform in erstaunlich raschem Tempo die Vorherrschaft verliehen [1].

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts zählte z. B. Schottland 1 600 000 Personen, die nur zum kleineren Teil in Städten lebten. Nach dem letzten Zensus beläuft sich seine Gesamtbevölkerung auf mehr als 4 Millionen, von denen über drei Viertel in Städten wohnen. Etwa ein Drittel der 9 Millionen Einwohner, die England und Wales im Jahre 1801 zählte, waren Stadtbewohner. Heute leben von den 29 Millionen Einwohnern desselben Gebietes 20 800 000 Personen oder 72 % der Gesamtzahl in den Städten. Das heutige London beherbergt eine Bevölkerung von rund 6 Millionen, während im Jahre 1801 nur 959 000 Personen dort wohnten.

[1] F. v. Oppenheimer, Wohnungsnot und Wohnungsreform in England (1900) 1 ff.

Auch in Deutschland hat der moderne Industrialismus zu inneren Wanderungen geführt, welche das Verhältnis von Stadt und Land geradezu umkehrten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es im jetzigen Deutschen Reich nur zwei Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern: Berlin und Hamburg. 1850 waren es 5, 1875 schon 12 und 1895 bereits 28. Im Jahre 1850 zählten die jetzt zum Deutschen Reich gehörigen Bundesstaaten zusammen etwa 35 Millionen Einwohner, im Jahre 1871 waren es 41 Millionen und 1895 über 52 Millionen.

Man kann sich ein klares Bild von der verschiedenen Verteilung der Gesamtbevölkerung machen, indem man der seit 1871 von der Reichsstatistik gewählten Unterscheidung sich bedient, zwischen 1. Großstädten mit über 100 000 Einwohnern, 2. Mittelstädten mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern, 3. Kleinstädten mit 5000 bis 20 000 Einwohnern, 4. Landstädten mit 2000 bis 5000 Einwohnern, 5. plattem Lande mit Orten unter 2000 Einwohnern. Es ergibt sich dann folgendes Verhältnis[1]:

		1871	%		1880	%	1890	%		1895	%
1.	8	1,96 Mill.	4,8	14	3,27 Mill.	7,2	6,53 Mill.	13,2	28	7,28 Mill.	13,9
2.	75	3,14 „	7,6	102	4,02 „	8,9	4,93 „	10,0	150	5,58 „	10,7
3.	529	4,58 „	11,2	641	5,67 „	12,5	6,36 „	12,9	796	7,05 „	13,5
4.	1716	5,05 „	12,4	1950	5,74 „	12,7	5,81 „	11,7	2068	6,16 „	11,8
5.		26,21 „	63,9		26,51 „	58,6	25,81 „	52,2		26,22 „	50,1

Die Hälfte der Bevölkerung des Deutschen Reichs wohnt jetzt in den Städten. Am schnellsten und stärksten aber sind die Großstädte gewachsen. Innerhalb der Zeit von 1880 bis 1890 wuchsen im Deutschen Reich:

die Städte mit über 100 000 Einwohnern (Großstädte) . .	um	111,29 %
„ „ von 100 000 bis 20 000 Einwohnern (Mittelstädte)	„	29,62 „
„ „ von 20 000 bis 5000 Einwohnern (Kleinstädte)	„	24,22 „
„ „ von 5000 bis 2000 Einwohnern (Landstädte) .	„	10,16 „
„ „ überhaupt	„	36,47 „
die gesamte Volkszunahme war		14,48 „
davon kamen auf das flache Land bloß		1,31 „

Hat der moderne Industrialismus ununterbrochen ein starkes und rasches Anwachsen der deutschen Städte bewirkt, hierdurch aber den Anlaß zu einer ständigen Wohnungsnot gegeben, — einer Not, die sich in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität bei verstärktem Zufluß der arbeitenden Bevölkerung noch erheblich steigerte, — so muß man doch wohl als eigentliche, letzte Ursache der Not den Umstand bezeichnen, daß die ganze Entwicklung in die Zeit des vorherrschenden Individualismus

[1] So Gustav Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Erster Teil 1900, 271. Eugen Jäger, Wohnungsfrage I 78.

fällt. Das Schicksal der Menschenmassen, die sich, Arbeit und Verdienst suchend, in jenen Mittelpunkten der Industrie und des Verkehrs ansammelten, blieb dem „freien Spiel der Kräfte" überlassen. Dieses „Spiel" fällt aber bekanntlich immer zu Gunsten des Besitzes und zum Schaden der wirtschaftlich Schwachen aus, in unserem Falle um so eher und leichter, als nicht gerade selten das persönliche „wohlverstandene Interesse" des die Gemeindeleitung beherrschenden „Besitzes" (Dreiklassensystem) jeder echt sozialen Auffassung der städtischen Wohnungspolitik in der Praxis unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte. Es war überdies für die „herrschende Theorie" eine ausgemachte Sache, wie Julius Faucher noch 1860 sagen konnte, daß Staat und Gemeinde nicht einmal einen Bebauungsplan aufzustellen hätten; auch hierin dürfe der freien Tätigkeit der einzelnen durch irgend welche Einmischung der Behörden eine Schranke nicht gezogen werden. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die dennoch notgedrungen erlassenen Bauordnungen und die spärlichen sanitären Maßregeln, wie oben erwähnt, völlig unzulänglich blieben.

Für die private Bautätigkeit aber war in einer Zeit, wo gesellschaftliche Solidarität ein leerer Begriff geworden, nicht das Wohl der Gesamtheit, die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, insbesondere der niederen Klassen, sondern der persönliche Vorteil, der zu erwartende Gewinn, ausschließlich maßgebend. Darum warf sich denn auch die Bauspekulation mit Vorliebe auf den Bau größerer Häuser und schritt erst zur Herstellung kleinerer Wohnungen, wenn eine intensive Nachfrage die Forderung hoher und höchster Mietpreise erlaubte, mit andern Worten: wenn die ärmeren Klassen, um überhaupt eine Unterkunft zu finden, bereit waren, selbst für schlechte und ungesunde Schlupfwinkel nicht selten wahre Wucherpreise zu zahlen.

„Die Herstellung solcher (kleinen, den Bedürfnissen der ärmeren Klassen entsprechenden) Wohnungen", bemerkte[1] auf der 14. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege der spätere Finanzminister Miquel, „erfordert bedeutende Kapitalien, bringt erhebliche Risiken in Bezug auf pünktlichen Eingang der Mieten mit sich (auch) höhere Ausgabeposten für Reparaturen, vielfach Abhängigkeit von den Konjunkturen des Arbeitsmarktes, Arbeitslosigkeit, Abzug der Arbeiter in besser rentierende Industriebezirke u. dgl.), fixiert die Kapi-

[1] Zitiert von Jäger a. a. O. I 86. Man vgl. auch Miquels Referat, Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXXIII 8.

talien, weil man solche Gebäude sehr schwer wieder verkaufen kann, verhindert die Bauunternehmer, ihre Kapitalien aus ihren Gebäuden wieder herauszuziehen und neue Unternehmungen zu machen. Daher geht die Privatbauspekulation nur sehr schwer an die Herstellung solcher Wohnungen, eilt dem Bedürfnis fast nie voraus, drückt daher die Preise nicht, sondern kommt höchstens, wenn die Preise dieser Kleinwohnungen eine angemessene Höhe erreicht haben, einigermaßen, aber fast immer ungenügend diesem Bedürfnisse nach."

Unbeeinflußt von dem sittlichen Bewußtsein menschlicher und gesellschaftlicher Rücksichtsnahme, ließen nicht selten die Bodenbesitzer das in ihrem Eigentum befindliche Land unbenutzt liegen, bis Zeit und Not der Mitmenschen den Bezug eines enormen Gewinnes erlauben würden. War der günstige Augenblick gekommen, dann galt es, durch eine möglichst starke bauliche Ausnutzung des gegebenen Terrains den höchsten Profit zu erlangen. So geschah und geschieht es, daß selbst in Städten mit rascher Ausdehnung nach der Peripherie hin und bei den besten Verkehrsgelegenheiten zwischen Stadtzentrum und Vororten dennoch alsbald auch hier die Mietkaserne sich erheben konnte und die gleichen Übelstände, dieselbe Anhäufung der unbemittelten Klassen, vor der Stadt wie innerhalb derselben sich finden.

„Unsere Großstädte", sagt Lindemann[1], „sind durch das Miethaus mit mehreren Stockwerken und demgemäß auch mit mehreren Wohnungen charakterisiert. Wer längere Zeit in Ländern gelebt hat, in denen das Einfamilienhaus noch vorherrscht (Belgien, England, auch Nordamerika), kann sich gegenüber diesen hochgetürmten Häusern nicht leicht des Gefühls des Erdrücktwerdens, der Enge erwehren. Daran ändert auch aller Wechsel in der architektonischen Ausgestaltung der einzelnen Häuser nichts. Der hochgetürmte Stockwerkbau, ein Erbe aus den Zeiten des Mittelalters, wo die enge Umwallung dazu zwang, den am Boden mangelnden Platz in den Lüften zu suchen, hat seinen Siegeslauf durch ganz Deutschland angetreten und herrscht gleich unbeschränkt in Städten, wo äußere Hindernisse ein Wachsen in die Breite erschweren (Stuttgart), wie da, wo Flachland die Stadt nach allen Seiten umgibt. Und dieser Siegeslauf ist nicht nur ein extensiv wachsender; auch die Intensität dieser Bewegung, wenn wir so sagen dürfen, ist eine stetig sich steigernde. Einmal sehen wir, wie der Stockwerkbau in kleine Städte und Industriedörfer eindringt; auf der andern Seite sehen wir, wie das kleine Miethaus mit zwei Stockwerken von der Mietkaserne verdrängt wird, die die baupolizeilich größtmögliche Zahl von Stockwerken aufeinandersetzt." In Berlin ist diese Entwicklung am schlimmsten zur Geltung gekommen. Zwar hat der Schöpfer des Berliner Bebauungsplanes, Hobrecht, das Massenmiethaus als System dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er auf

[1] Schriften des Vereins für Sozialpolitik XCIV 264.

die zu erhoffende soziale Mischung der Bevölkerung im Vorderhause und in der Hofwohnung hinwies. Allein in der Wirklichkeit stehen sich die Bewohner jener Mietkasernen völlig fremd gegenüber. Nur daß die gemeinsame Benutzung der Höfe, Treppen, Gänge usw. unter den zahlreichen Personen häufigen Anlaß zu Zwistigkeiten bieten muß. Wenn aber Hobrecht an eine vermehrte Arbeitsgelegenheit für die dichter zusammengedrängte Bevölkerung glaubte, so dürfte doch mit Recht bestritten werden, daß im Hinblick auf diesen gewiß wünschenswerten Erfolg nun gerade das Massenwohnhaus unbedingt nötig sei. Daß jene Riesenbauten mit ihren vier, fünf Stockwerken, ihrem winkligen Durcheinander von Seiten- und Rückgebäuden, ihren schmalen, dumpfen, dunklen, luftarmen sog. „Lichthöfen", wo nur durch Diffusion neue, und nicht immer die beste Luft zugeführt wird, für die in den meist engen Räumen der Mietkaserne bis in den Keller hinab und unter das Dach hinauf dicht zusammengedrängten zahlreichen Bewohner gesundheitlich und auch sittlich zuträglich seien, möchte wohl kein Kenner großstädtischer und speziell Berliner Verhältnisse behaupten wollen.

Man wird aber zugeben dürfen, daß in dem am dichtesten bevölkerten Kern der heutigen Großstädte die Mietkaserne nicht leicht entbehrt werden kann. Aber was soll sie an der Peripherie, — gleich neben dem Kartoffelfeld?

Wenn man in Berlin vom Kreuzberg nach dem Zentrum der Stadt blickt, dann wird einem das Los derer, die unter diesem dichten Dunstkreis wohnen müssen, nicht gerade beneidenswert erscheinen. In dieser Auffassung wird man jedenfalls auch nicht durch das Gekreische der zahlreichen elektrischen Wagen der Straßenbahn am Spittelmarkt usw. erschüttert werden. Und doch sind viele Stadtbewohner durch ihren Beruf, die Art ihres Geschäftsbetriebes, die bittere Notwendigkeit, das tägliche Brot zu verdienen, geradezu darauf angewiesen, in diesem wenig lieblichen Milieu zu wohnen. Das Stadtinnere hat eben seine besondern Verhältnisse. Hier wird sich naturgemäß die Bevölkerung mehr zusammendrängen, mit geringerem Raum, schlechterer Wohnung, höheren Preisen vorlieb nehmen müssen. Daß durch die intensive Nachfrage nach Wohnungen im Stadtinnern der Bodenpreis gewaltig in die Höhe getrieben wird, liegt auf der Hand. Dazu kommt noch jener eigenartige Entwicklungsprozeß, den man als „Citybildung" bezeichnet.

„In dem zwischen gewerblichen und Handelsunternehmungen (Geschäftshäusern, Banken und Warenlagern) auf der einen und dem privaten Wohnungsbedürfnis auf der andern Seite eröffneten Wettbewerb um den günstigsten und teuersten Boden (in den inneren Vierteln der Großstädte)", sagt Oppenheimer[1], „mußte der Sieg notwendig zu Gunsten der ersteren als der bei

[1] Wohnungsnot und Wohnungsreform in England S. 7 ff.

weitem kapitalkräftigeren Seite sich wenden. Am deutlichsten spricht hier das Beispiel der City von London, die vor wenigen Dezennien noch 100 000 Einwohner zählte, während sie heute bloß von einigen 30 000 Einwohnern bewohnt, zu den Geschäftsstunden des Tages jedoch von vielen Hunderttausenden von Menschen durchflutet wird. In Liverpool hatte dem Zensus von 1891 zufolge die innerhalb der Stadtgrenzen wohnhafte Bevölkerung sich während der zehn vorausgegangenen Jahre absolut verringert; die Bevölkerung der unmittelbaren Nachbarschaft jedoch hatte sich innerhalb des gleichen Zeitraums um mehr als 60 % vermehrt! Auch in Manchester und andern englischen Städten läßt sich die gleiche Erscheinung wahrnehmen. So sahen sich denn jene Personen, welche die Natur ihrer Beschäftigung an die inneren Stadtteile band, zur Entrichtung eines Mietzinses gezwungen, der dem durch den obigen Prozeß erhöhten Grundwert entsprach." Die Eröffnung von Parks und freien Plätzen, die zweifelsohne viel zur Verschönerung der Städte beitragen und auch gesundheitlich allen Klassen zu gute kommen, auf der andern Seite die Eisenbahnen, die ihre Schienenstränge bis in das Herz der Großstädte entsenden, ihre gewaltigen, weit ausgedehnten Bahnhöfe inmitten der Stadt errichten, tragen ebenfalls in nicht geringem Maße bei zur Verengung des Wohnungsgebietes im Innern der Städte, zur Steigerung des Bodenwertes und der Wohnungsmiete, dadurch zur Überfüllung der verfügbaren Wohnungen, zur Bevölkerung der Keller und Dachräume usw. Angestellte, die früh und spät zur Stelle, Taglöhner, die bei jeder Gelegenheit schnell bereit sein müssen, können sich nicht in den Vororten niederlassen. Und wenn auch, haben sie dort bessere Verhältnisse zu erwarten? **Leider nicht!**

Das Wohnungselend, die Wohnungsnot verbreitet sich eben über alle Gebiete, vom Zentrum bis zu den äußeren Grenzen der Großstadt[1]. Das Etagenhaus, die vier- und mehrstöckige Mietkaserne beherrscht die Situation. Von 1000 bewohnten Gebäuden hatten in Berlin im Jahre 1880: 336, im Jahre 1895 dagegen 671 vier und mehr Stockwerke. Auf die drei ungünstigsten Wohnungsklassen (Keller, dritte und höhere

[1] Amtliche und private Quellen bieten ein sehr reichhaltiges (und doch in mancher Hinsicht mangelhaftes) wohnungsstatistisches Material, meist stichprobenartige Statistiken. Im übrigen kommen in Betracht die statistischen Publikationen der Städte (besonders gut die Wohnungsenquete von Basel, Bern [wohnungsstatistische Massenbeobachtung]), für Österreich die staatliche Wohnungserhebung im Anschluß an die Volkszählung von 1890. Von privaten Zusammenstellungen oder Untersuchungen nennen wir die Arbeiten von Neefe und Lindemann in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXX u. XCIV; Philippovich, Wiener Wohnungsverhältnisse, im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik VII (auch separat); Schirmer, Wohnungselend 2c. in München 1899 usw. Jäger hat die statistischen Angaben sorgfältigst aufgeführt. Wir müssen uns hier natürlich auf wenige Zahlen beschränken. — Desiderata bezüglich der Wohnungsstatistik s. Karl Leutemann, Deutsche Wohnungsstatistik, 1902 (herausgegeben vom Verein Reichs-Wohnungsgesetz).

Stockwerke) entfielen (im Jahre 1890) 4837 unter je 10 000 Einwohnern, d. i. nicht viel weniger als die Hälfte der gesamten Wohnungsbevölkerung. Auch in den andern großen, mittleren, ja kleinen Städten findet die Mietkaserne mehr und mehr Eingang. Dem Siegeszug des Etagenhauses entspricht das Wachstum der *Behausungsziffer* (Anzahl der Bewohner für ein bewohntes Grundstück). Sie stieg in Berlin von 50 im Jahre 1864 auf 73 im Jahre 1890 und sank im Jahre 1895 auf 72. In Breslau stieg sie von 46 (im Jahre 1871) auf 51,2 (im Jahre 1895), in München von 25,8 (im Jahre 1875) auf 33,5 (im Jahre 1895). Im Jahre 1890 lebten in Berlin über 8000, im Jahre 1895 über 10 000 Menschen in *Wohnungen ohne alle Heizgelegenheit*, und in Wohnungen mit *nur einem heizbaren Zimmer* 1890: 676 000, 1895: 710 000 Menschen. Wenn verschiedentlich (so in Leipzig, Frankfurt, Hamburg) neuerdings eine Abnahme der einzimmerigen und eine Zunahme der zweizimmerigen Wohnungen festgestellt werden konnte, so erklärt sich das dadurch, daß sich vielfach zwischen Mieter und Hausbesitzer eine Zwischenperson eingeschoben hat, der *Zimmervermieter*, der aus der Vermietung eines Raumes oder von Schlafstellen einen Teil der zu entrichtenden Miete herauszuschlagen sucht. Die Zahl der *Schlafgänger* war in Berlin 1880: 59 000, 1890 dagegen 95 000. Es hatten 1890 in Leipzig 17,5 % aller Wohnungen Schlafgänger, in Frankfurt a. M. 6,2, in Breslau 12,5 %, in Berlin 15,8 %. Schlafgänger *und* Zimmermieter, überhaupt *familienfremde Elemente*, „der Ruin der Arbeiterfamilie" (Göhre), hatten in Leipzig 30 %, in Berlin 23 %, in München 31 %, in Breslau 20,7 % aller Wohnungen. In Breslau waren 1895 von 88 000 Wohnungen 3000 *übervölkert*. Sie hatten im Durchschnitt 6,9 Bewohner und 164 Schläfer auf je 100 Betten (*nächtliche Übervölkerung!*). Gerade die kleinen Wohnungen mit zwei Wohnräumen (mit Küche) und mit drei Wohnräumen (mit oder ohne Küche) enthalten die Hauptmasse der „Schlafräume". Von 10 775 Dresdener Haushaltungen mit Schlafleuten entfallen auf sie allein 8529 oder auf 10 000 berechnet 7515. Die größere Wohndichtigkeit (stärkere Bevölkerung der Wohnung) in solchen kleinen Haushaltungen mit Bettgängern läßt schon ohne eingehende Schilderung das ganze physische und sittliche Elend ahnen, das mit dem Schlafstellenwesen verknüpft ist.

Auch Österreich weist sehr betrübende Verhältnisse auf [1]. In Wien gab es 1890 im ganzen 308 185 Wohnungen (davon 286 759 bewohnt) mit 1 341 899 Bewohnern. Die Gruppe der kleinsten und dürftigsten Wohnungen (ein- und zweiräumig) machte 44 % aller Wohnungen aus mit etwa 35 %, d. i. mehr als einem Drittel aller Bewohner. Nimmt man die Wohnungen, die aus Zimmer, Kammer und Küche bestanden, hinzu, so beläuft sich die Zahl der bescheidensten Wohnungen auf 211 955 mit 902 454 Bewohnern ($^{3}/_{4}$ aller Wohnungen und über $^{2}/_{3}$ der Bevölkerung). Aftermieter und Bettgeber waren in Wien 179 611 Personen, also 14,13 % der ganzen Bevölkerung; Schlafleute für sich genommen

[1] *Philippovich*, Wiener Wohnungsverhältnisse, im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik VII 215.

6,4 %. Nimmt man mit der Gesellschaft der Wiener Ärzte als Mindestanspruch an Raum und Luft für jede über ein Jahr alte Person 10 cbm Luftraum und 4 qm Bodenfläche an, so konnte Philippovich bei nur 3 unter 101 von ihm untersuchten Wohnungen (Stichproben aus Stadtteilen mit sehr ungünstigen Verhältnissen) Bodenfläche und Luftraum als ausreichend feststellen. — Auch die Berücksichtigung extremer Verhältnisse gehört zur Vollständigkeit des Bildes! So z. B., wenn Philippovich Zustände schildert, wie er sie in dem großen Hintergebäude einer Mietkaserne fand. Manche Wohnungen bestehen hier nur aus einem Raume. „Wir treten in eine solche Kammer. Ihre Grundmaße sind 3,1 : 2,5 m, ihre Höhe 3,2 m. Licht und Luft empfängt sie nur vom Gange. Sie war bewohnt von einem Drechslergehilfen und seiner Familie, einer Frau und vier Kindern. Die ganze Einrichtung bestand aus einem großen Bett, einem Kinderbett und einem kleinen Tischchen. Als wir kamen, lehnte in der einen Ecke noch ein Kindersarg und auf dem großen Bette lag die Leiche eines sechsjährigen Knaben, der den Tag vorher an der Wassersucht gestorben war. Während der ganzen langen Krankheit hatten entweder die Eltern oder die Geschwister das Lager mit ihm teilen müssen. Und sie mögen sich in den Winternächten dicht aneinander gedrängt haben, denn es fehlte an jeglichem erwärmenden Bettzeug. Gleich daneben wohnt eine siebenköpfige Familie.... Sie haben Zimmer und Küche mit einer Grundfläche von 20,5 bzw. 7,35 qm, mit einer Höhe von 3,2 m, benutzen aber im Winter die Küche nicht, um Heizmaterial zu sparen. Drei Betten, ein Kasten, ein Tisch bilden die Wohnungseinrichtung, alles verlottert. Lumpen bedecken die Betten, Fetzen, die einmal Kleider waren, hängen an der Wand. In dem einen Bette sitzt ein etwa zehnjähriges, krankes und abgezehrtes Mädchen. Mit blödsinnigem Ausdruck in den Augen drückt es eine Holzpuppe an sich. Kleinere Kinder spielen auf dem Boden. Die zwei Frauen stehen da und sehen stumpfsinnig vor sich hin, ohne Verwunderung über unser Eindringen, ohne Verständnis für unser Wollen. Es sind blasse, welke Gestalten. Eine gleiche Wohnung wie diese wird im andern Stockwerk von einer Witwe bewohnt. Sie hat zwei Töchter und zwei Söhne, die bereits in Arbeit gehen. Zwei kleinere Kinder sind noch zu Hause. Sie war die Frau eines Magistratsbediensteten und bezieht von da eine kleine Unterstützung. Trotzdem konnte sie die Miete, 9,20 Gulden im Monat, nicht erschwingen, wenn sie nicht Schlafleute hielte."

Man hat die Überfüllung der Wohnungen, das Schlafgängerwesen usw. eine „wirtschaftliche Notwendigkeit" für die unteren Klassen genannt. Leider ist dies Wort nur zu wahr! Das Elend ist in der Tat für einen großen Teil unseres Volkes zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit geworden! Ist das aber auch volkswirtschaftlich notwendig oder überhaupt erträglich? „Für die Wohnverhältnisse", sagt Jäger[1], „gilt durchweg das Gesetz, daß die Größe der Wohnung einen Maßstab gibt für die Wohlhabenheit der Bewohner. Je größer die Wohnung, desto kleiner ist die Zahl der Bewohner eines Zimmers,

[1] A. a. O. II 272.

desto mehr Kubikraum kommt auf einen Bewohner, und desto niedriger ist die Miete für den Kubikmeter. Nimmt die Größe der Wohnung, also die Zahl der heizbaren Zimmer ab, so wächst die Zahl der Bewohner eines heizbaren Zimmers, der Kubikraum für den einzelnen Bewohner nimmt ab, und der Mietpreis für den Kubikmeter steigt. Je größer der Prozentsatz der einräumigen Wohnungen in einer Stadt, desto größer ist der Prozentsatz der in ihnen lebenden Bevölkerung, desto dichter also die Belegung, desto teurer auch der Mietpreis für den Kubikmeter Wohnraum, desto elender sind die Wohnungszustände im allgemeinen, besonders auch die sittlichen und gesundheitlichen." Man lege diesen Maßstab an die tatsächlichen Verhältnisse, wo bleibt da die frohe Kunde vom „wachsenden Wohlstande unseres Volkes"? Was nützen alle Fortschritte, was helfen alle Lohnerhöhungen, wenn sie alsbald wieder abfließen in die Taschen relativ weniger Hausbesitzer? So verhält es sich in Wirklichkeit.

„Nach dem Statistiker Engel", sagt Biermer[1], sollen für die normale Ernährung einer Durchschnittsfamilie bei einem Einkommen bis 900 Mk. 71 % des Einkommens, bei einem Einkommen bis 1500 Mk. 69 % erforderlich sein. Wir wissen jetzt, daß diese Verhältniszahlen, dank der starken Verbilligung der Lebensmittel seit jener Engelschen Aufnahme (1857), sich zu Gunsten der arbeitenden Klassen nicht unerheblich verschoben haben. Man kann heute einen Prozentsatz von etwa 50—55 % in Rechnung stellen. Immerhin erscheint noch eine weitere Ausgabe von 25 % (und mehr) für Wohnungszwecke recht drückend; überhaupt ist die Signatur der letzten Jahrzehnte fast überall die gleiche gewesen: die Hauptkomponenten der sozialen Lage der arbeitenden Klassen — Höhe des Lohnes und Kaufkraft desselben — haben sich zunehmend gebessert, nur die Ausgaben für Mietzwecke sind nicht niedriger geworden." Im Gegenteil! Da begreift sich allerdings, wie das Wohnungselend für die niedern Klassen zu einer „wirtschaftlichen Notwendigkeit" werden konnte und geworden ist. „Die unteren Klassen", bemerkt Schmoller[2], „lassen sich eine Wohnungsverschlechterung leichter gefallen, als den Abbruch irgend einer andern Lebensannehmlichkeit, weil sie die Tragweite einer solchen Änderung nicht übersehen, weil Mann und Frau, den Tag über auf Arbeit abwesend, die Wohnung leicht nur als Schlafstelle ansehen, weil sie nicht ermessen, daß Sitte und Familienglück, geistiges und körperliches Wohl ihrer Kinder daran hängen. Angezogen vom Leben der Großstadt nehmen sie die schlechte Wohnung in Kauf, ohne zu ahnen, was die Folge davon sein wird. Der energische Kampf, den jede Gesellschaftsklasse, jeder tüchtige Arbeiterstand um die Erhaltung und Behauptung der einmal erreichten Lebenshaltung führt und führen muß, um nicht auf tiefere Stufen oder gar ins Elend zu versinken, dieser wichtigste Sperrhaken in der sozialen Hebung der Menschheit, der versagt hier am leichtesten, weil die Folgen der schlechten Wohnungen erst in der Zukunft sich zeigen."

[1] Art. „Wohnungsfrage" in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft II 901.
[2] Mahnruf in der Wohnungsfrage, im „Jahrbuch" 1887, 342 f.

Zu wenig kleine Wohnungen, mangelhafter Zustand der vorhandenen Wohnungen, ein übermäßig hoher Mietpreis: das sind die unmittelbaren Ursachen oder, wenn man will, die konstitutiven Elemente der Wohnungsnot der ärmeren Klassen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem letzten Punkte, den hohen Mietpreisen zu.

Das führt uns zur allgemeinen Wohnungsfrage — „allgemein", weil alle Klassen dabei in Mitleidenschaft gezogen werden, der Geheimrat wie der Arbeiter, letzterer freilich am stärksten.

Das gewaltige außerordentliche Anwachsen der Boden-, Haus-, Mietpreise ist eine landkundige, unbestrittene Tatsache in der Entwicklung des deutschen Städtewesens der letzten Jahrzehnte.

Wenn wir uns aber umschauen nach der Erklärung und Beurteilung, welche die gewaltige Steigerung des städtischen Bodenwertes gefunden hat, so treten uns zunächst zwei extreme Auffassungen vor die Augen.

Die einen, insbesondere die dabei zum eigenen Vorteil Interessierten (Hausbesitzervereine usw.), erblicken in dem noch so gewaltigen Emporschnellen der Bodenpreise eine ganz „natürliche" Entwicklung. Nebenbei sei auf jene einseitige Auffassung hingewiesen, die in der Wohnungsfrage nichts sieht als eine Baukostenfrage, die Steigerung der Mietpreise auf die Steigerung der Baukosten durch Erhöhung der Materialpreise und der Löhne zurückführen will. (Andreas Voigt.)

Andere, die sich mehr oder minder auf den Standpunkt Henry Georges stellen, sehen in dem Bodenwert überhaupt etwas Künstliches: jeder reelle Wert ist nach ihnen ein Kostenwert, der Wert eines mit Mühen und Aufwendungen produzierten Gutes. Grund und Boden aber kann nicht produziert werden, sein Wert ist also kein Kostenwert, folgerichtig kein reeller, sondern lediglich ein fiktiver Wert. Nur insofern gewinnt er eine gewisse Realität, als er, einmal im Preise beim Ankauf usw. bezahlt, für den Besitzer zu einem Kostenbestandteile geworden ist.

Die neuere Richtung der „Bodenreformer" in Deutschland (Damaschke u. a.) haben aber den extremen Standpunkt Henry Georges insofern verlassen, als sie vorerst von einer „Nationalisierung", d. h. von dem Übergang des Bodens in das Eigentum des Staates, Abstand nehmen und sich mit einer verstärkten Sozialisierung des Eigentums, einem vermehrten Aufsichtsrechte der Allgemeinheit zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen, ferner mit der teilweisen Überführung der städtischen Grundrente an die Allgemeinheit begnügen wollen. „Der Bund der deutschen Bodenreformer sieht", wie es in seinem Pro-

gramm heißt[1], „in der Grund- und Bodenfrage den wesentlichsten Teil des sozialen Problems. Er tritt dafür ein, daß der Grund und Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht."

Immerhin begreift es sich leicht, daß gerade die Bodenreformer ein besonders scharfes Auge für die künstliche Bodenwertsteigerung bewahrt haben.

Auch wenn der Bodenspekulation neben der natürlichen Entwicklung ein Einfluß auf das Wachsen des Bodenwertes zuerkannt wird, gehen die Ansichten über das Maß dieses Einflusses doch noch weit auseinander. Eugen von Philippovich[2] ist der Meinung, daß die Bewegung des Bodenwertes nicht von dem monopolistischen Eigentümer verursacht, wenigstens nicht in entscheidender Weise beeinflußt wurde. Er bestreitet keineswegs das Vorkommen spekulativer Schädigungen von Hauskäufern und Mietern, aber dieselben beherrschen ihm zufolge nicht den Bodenmarkt. Adickes[3] dagegen hält die Spekulation in Grundeigentum für den hauptsächlichsten Grund der ungesunden Steigerung der Bodenwerte. Auch der preußische Regierungserlaß vom 4. April 1901 besagt: „Die heute herrschenden Mißstände haben ihre Hauptursache in der ungesunden Bodenspekulation." Mit besonderem Nachdruck hat ebenfalls Adolf Wagner die Aufmerksamkeit auf die verderbliche, gemeinschädliche Wirksamkeit des Spekulationsfaktors hingelenkt[4].

Die Spekulation schwebt nicht völlig in der Luft. Sie sucht und findet ihren Stützpunkt in tatsächlichen Verhältnissen, sei es in der — eine industriestaatliche Entwicklung in heutiger Form einmal vorausgesetzt — „natürlichen" Bildung und Gestaltung unseres Städtewesens, sei es in besondern Umständen (z. B. Bauordnung), die auch bei den bestehenden Verhältnissen nicht als etwas Notwendiges sich darstellen. Sie schafft dabei keine neuen Werte, wohl aber Preise, die den Werten vorauseilen, in der Realität gegebener Verhältnisse überhaupt keinen oder noch keinen Titel besitzen. Treten wir der Sache näher, um uns hiervon zu überzeugen.

[1] Adolf Damaschke, Soziale Streitfragen. 1. Heft: Gemeindesozialismus 152 f. Derselbe, Aufgaben der Gemeindepolitik (1901) 220.

[2] Man vgl. z. B. sein Referat in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik (23. Sept. 1901), Schriften des Vereins f. Sozialpol. XCVIII 43 ff.

[3] Art. „Stadterweiterungen", im Handw. der Staatswissensch. VI 968 ff.

[4] Wohnungsnot und städtische Bodenfrage, 1901. Art. „Bodenrechtsordnung" im Handw. d. Staatswissensch. IV 793 ff.

Der Wohnungsboden (Standortsboden) ist naturgemäß teurer als das landwirtschaftlich benutzte Grundstück. Jeder sieht das ein, da das städtische Haus eine höhere Rente abwirft als der Acker. Der städtische Boden hat wiederum einen größeren Wert als der Boden im Dorf, der großstädtische, ceteris paribus, einen höheren als der kleinstädtische. Innerhalb derselben Stadt wird sodann eine mit Rücksicht namentlich auf Geschäftszwecke günstige Lage den Wert, weil den Ertrag der Gebäude bzw. des Wohnungsbodens, erhöhen („Grundrente der Lage", auch „besondere Standortsrente"). Man denke z. B. an vorteilhaft gelegene Geschäftshäuser. Die gewaltigste Steigerung des Bodenwertes aber weist das Herz der Großstadt auf. Hat die städtische Rente unter dem Druck der wachsenden Bevölkerung, bei dem beständigen Zudrang namentlich vom Lande her (Großstadtbildung), an und für sich bereits eine steigende Tendenz, so führt der äußerst lebhafte Wettbewerb speziell um den im Innern der Stadt befindlichen Boden, die Umbildung der zentral gelegenen Wohnviertel in Geschäftsviertel (Citybildung), die Steigerung der Werte und Preise gerade der Geschäftslokalitäten daselbst zu einer erschreckend raschen und gewaltigen Erhöhung der Mietpreise, und da der Nutzungswert die reelle Unterlage für den Preis eines Grundstücks bildet, dementsprechend zu einem ebenso rapiden Emporschnellen der Bodenwerte (30—40 000 Mk für die Quadratrute in Berlin schon seit Jahren). Übrigens finden sich diese riesigen Wertsteigerungen nicht bloß bei dem zentral, sondern auch sonst günstig gelegenen Boden[1] (Berliner Westen!).

Das alles sind „natürliche" Faktoren, deren berechtigter Einfluß auf Wert und Preis des Bodens und der Wohnungen (hierbei Steigerung der Baukosten durch Erhöhung der Löhne und Materialpreise mit eingeschlossen) nicht bestritten werden kann, Faktoren, deren Wirksamkeit jedoch bei den besondern Verhältnissen des großstädtischen Grundeigentums — vor allem des in zentraler oder sonst günstiger Lage — nur zu leicht eine nicht gerade natürliche Überspannung zuläßt. Die Mietsteigerungen im Innern der Stadt aber wecken, indem sie die Aussichten auf ein Hinauspilgern der Bevölkerung in die Vorstädte eröffnen, die Spekulation an der städtischen Peripherie. Es entwickelt sich daselbst ein förm-

[1] Vgl. Paul Voigt, Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten, 1901.

licher Handel mit „Terrains". Terraingesellschaften, Ringe von Spekulanten bilden sich, Land für „Baustellen" wird gekauft, jedoch vorerst „aus dem Markt" gehalten, bis der Wohnungsbedarf, die Not der wachsenden Bevölkerung den Verkauf mit fabelhaftem Gewinn erlaubt. Arbeit erfordert jener Boden nicht; viele Steuern brauchen für ihn in der Regel auch nicht gezahlt zu werden, da Baustellen meist nach den niedrigen Sätzen des agrarischen Bodens besteuert werden. Man kann ja warten. Denn die Erhöhung der Selbstkosten durch den Zinsenzuwachs der Zwischenzeit findet ihre Deckung in dem zukünftigen Preise und bleibt ganz außer Verhältnis zu dem in Aussicht stehenden und mit der Zeit wachsenden Gewinne. Besondern Dank schuldet der glückliche Spekulant der Bauordnung, die den billigsten Baugrund hoch in den Lüften zu suchen, das Gelände bis zum äußersten auszunutzen gestattet, hierdurch aber zu allen andern Renten ihm noch die „Kasernierungsrente" (Eberstadt) in den Schoß wirft. „Es kann keine größere Fälschung geben als das Schlagwort: Die hohen Bodenpreise erzwingen die Mietkaserne" — in seiner Ausdehnung auch auf die städtische Peripherie. „Das Umgekehrte ist der Fall: der Zwang der künftigen Mietkaserne wird in dem hohen Bodenpreis antizipiert."[1]

Zur Bodenspekulation tritt nun noch die Spekulation des gewerbsmäßigen Hausbesitzers hinzu. Der Bauspekulant baut, um zu verkaufen, und zwar womöglich gegen bar, um das Kapital in neuen Bauten zu verwenden. Nur verhältnismäßig wenige kapitalkräftige, kreditfähige Leute können daher unmittelbar vom Bauspekulanten das neue Haus übernehmen. So geschieht es, daß der Monopolcharakter des Grundeigentums sich bei dem heutigen städtischen und besonders bei dem groß- und weltstädtischen Boden bedeutend verschärft. Jener Monopolcharakter hat aber in Deutschland noch überdies durch die hier übliche großstädtische Besiedelungsweise (große Baublöcke, wenige, aber breite Straßen mit hohen Häusern von fünf und mehr Stockwerken) eine außerordentliche, ungesunde Steigerung erfahren. Hierdurch wurde ein besonderer Stand von wenigen Hausbesitzern geschaffen, der das Wohnwesen für die überwiegende Masse der großstädtischen Bevölkerung völlig beherrscht. „Stehen in Berlin", bemerkt Jäger[2], „je 96 Mieter je 4 Hausbesitzern, in München

[1] A. Wagner, Wohnungsnot und städtische Bodenfrage, 1901. Art. „Grundbesitz (Bodenrechtsordnung)" im Handw. d. Staatswissensch. IV[2] 793 ff.
[2] A. a. O. II 20 ff.

je 92 Mieter je 8 Hausbesitzern gegenüber, dann ist hier und ebenso in den andern Großstädten mit gleicher Bauordnung und Besiedelungsweise das Gesetz von Angebot und Nachfrage mehr oder weniger ausgeschaltet, denn die 96 Mieter müssen unbedingt ein Unterkommen haben, und gegenüber dieser wirtschaftlichen Zwangslage können sich die 4 Hausbesitzer leicht über den Preis der Wohnungen verständigen."

Der gewerbsmäßige Hausbesitzer und Mietsherr treibt ein sehr lukratives Geschäft. Vor allem versteht er es, die Lasten des Hausbesitzes, Zinsen, Abgaben u. dgl. auf seine getreuen Mieter abzuwälzen. Sodann hilft ihm sogar die Schuld, seinen Gewinn zu einem beträchtlichen zu gestalten. Dieser besteht nämlich in der Verzinsung der Anzahlung, die der Kapitalist etwa beim Kauf des Hauses aus eigenem Vermögen gemacht hat plus dem „Überschuß", d. h. dem Reingewinn, der nach Abzug der Zinsen für Hypotheken und Anzahlung, ferner von etwa 15 % der gesamten Jahresmiete für Steuern, Unterhaltungs- und Verwaltungskosten, Versicherung, Mietausfälle usw. von den gezahlten Mieten übrig bleibt. Jener „Überschuß" beträgt bei Mietkasernen in der Regel 1 %, bei herrschaftlichen Häusern etwa 1/2 % vom Kaufpreise des Hauses. Dabei tritt die interessante Erscheinung zu Tage, daß die Anzahlung sich um so höher verzinst, je geringer ihr Betrag[1], je höher das Haus also verschuldet ist. Das zeigt folgende Rechnung:

Kaufpreis des Hauses	Mark	200 000		200 000
Anzahlung (aus eigenem Kapital) . .	10 %	20 000	20 %	40 000
5 % Zins dieser Anzahlung		1 000		2 000
1 % vom Kaufpreis als „Überschuß" . . .		2 000		2 000
Somit Rente des Käufers aus dem eigenen Kapital		3 000		4 000
Das sind vom eigenen Kapital		15 %		10 % Zins.

Es ist daher rentabler, das Kapital, über das man verfügt, nicht in einer einzigen größeren Anzahlung zu verbrauchen. Man kann es ja auf mehrere Objekte verteilen. Ein verhältnismäßig geringes Vermögen erlaubt dem Spekulanten, „mehrfacher Hausbesitzer" in der Großstadt zu werden. Ja wozu überhaupt im weiteren Verlauf eine Anzahlung? „Solange der Käufer eine Avance gibt (d. h. das Grundstück zu einem höheren als dem vorausgehenden Erwerbspreis übernimmt), kann der Verkäufer ruhig statt baren Geldes eine neue Hypothek in Zahlung nehmen. Diese Hypothek repräsentiert seinen Gewinn, und die Verzinsung ist die Rente dafür; bleibt später die Zinszahlung aus, so nimmt der Vorbesitzer sein Grundstück in der Subhastation zurück. Solche Objekte werden zu einem übertriebenen Preise weitergeschoben; bares Geld kommt bei dem Handel gar nicht in Frage, und dennoch finden beide Kontrahenten ihre Rechnung dabei:

[1] Vgl. Rudolf Eberstadt, Städtische Bodenfragen (1894) 42. Jäger a. a. O. II 22.

Der Vorbesitzer empfängt die Rente eines übermäßigen Hauspreises, und der ‚Käufer' macht seinen Profit an der Miete." [1]

Die Verschuldung wird aber unter solchen Umständen nicht nur hoch, sie ist auch faktisch unablösbar und ständig steigend. Der gewerbsmäßige Hausbesitzer hat kein Interesse daran, die Schuldenlast, die auf dem Spekulationshaus ruht, zu mindern. Im Gegenteil! Je geringer die Anzahlung, je größer die Schuld, um so höher der Gewinn. Der Profit vervielfältigt sich mit der Zahl der hoch verschuldeten Häuser, auf welche der Spekulant sein Kapital in kleinen Anzahlungssummen verteilt hat. Annuitätendarlehen verschmäht der gewerbsmäßige Hausbesitz. Die städtische Bodenschuld entbehrt jeder Tilgung [2]. Das höchst verschuldete Haus verkauft sich ja auch am leichtesten. Große Ansprüche an den Käufer werden dabei nicht gemacht: kleine Anzahlung oder gar keine, und dann auf bestimmte Zeit unkündbare Hypotheken ohne Amortisation, was fehlt noch, um aus dem Haus ein vorzügliches Spekulationsobjekt zu machen? Man besitzt Häuser — um darin zu wohnen? Nein! um sie zu verkaufen — natürlich nicht mit Schaden! Kaum ist eine Lohn- oder Gehaltserhöhung usw. in Sicht, dann muß der Spekulant seinen Anteil daran haben und zwar dauernd. Die Mieten werden alsbald erhöht, der gesteigerte Ertrag in einem höheren Hauspreis kapitalisiert, diese Wertsteigerung durch Verkauf realisiert und für die Zukunft festgelegt. (In den Jahren 1886 bis 1890 hat mehr als die Hälfte des gesamten Berliner Grundbesitzes den Eigentümer gewechselt.) Gerade die allerbesten Spekulationsobjekte aber, die großen Mietkasernen, bestimmen die Wertbildung für die andern Häuser und Wohnungen. Müheloser Gewinn des Spekulanten durch Miet- und Preissteigerung auf der einen Seite, Verteuerung des Wohnungswesens in der ganzen Stadt auf der andern Seite! Das Spiel wiederholt sich von Zeit zu Zeit — zu Nutz und Frommen des gewerbsmäßigen Hausbesitzes — zum Schaden und auf Kosten der breiten Massen der Bevölkerung, ja aller Klassen und Stände! „Denn natürlich werden jene steigenden Werte (von Boden und Haus) nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern sind in letzter Linie antizipativ kapitalisierte Zahlungen, welche die Benutzer der Häuser, die Mieter, in hohen, steigenden, ihnen durch die Zwangslage, in welcher sie sich dem Boden- und Hausmonopol gegenüber befinden, abgerungenen Mieten entrichten müssen. Durch Weiterwälzung dieser Lasten auf die Käufer ihrer Arbeitsprodukte und Leistungen können und werden diese Mieter zwar ihre Abnehmer mitbelasten, aber volkswirtschaftlich und sozialpolitisch aufgefaßt wird die Sache dadurch sogar eher noch bedenklicher. Denn schließlich wird so direkt und indirekt die halbe oder ganze Bevölkerung den relativ wenig zahlreichen städtischen Grund- und Gebäudeeigentümern tributpflichtig." [3]

[1] Eberstadt a. a. O. 67. Derselbe, Der deutsche Kapitalmarkt (1901) 258 A. 4. Jäger a. a. O. II 26.

[2] Eberstadt, Der deutsche Kapitalmarkt 259 A. 1; Städtische Bodenfragen 67.

[3] Ad. Wagner, Bodenrechtsordnung, a. a. O. 803.

Will man sich eine genauere Vorstellung von dem volkswirtschaftlichen Schaden der Boden- und Hausspekulation verschaffen, so müssen die tatsächlichen Verhältnisse der nationalen Bodenverschuldung etwas näher ins Auge gefaßt werden. Es möge indessen an dieser Stelle genügen, darauf hinzuweisen, daß die deutsche Bodenverschuldung — nach Eberstadts[1] Berechnung im Jahre 1900 in der Höhe von 42 Milliarden Mk. — die Bodenverschuldung aller andern Länder übertrifft. Der Löwenanteil fällt dabei auf den städtischen Boden. In Preußen war die städtische Schuld 1886 bis 1897 etwa 3½mal so groß als die ländliche, in Bayern 1895 bis 1897 etwa 4½mal so groß. Der Anspruch, den Verzinsung und Zuwachs dieser Schuld jährlich an den Kapitalmarkt macht, beläuft sich auf etwa 4 Milliarden. Daher, wie Eberstadt bemerkt, die Schwäche des deutschen Kapitalmarktes, die Unfähigkeit, zu produktiven Zwecken das nötige Kapital aufzubringen.

Wenn die Unterscheidung zwischen „materieller", d. i. auf nützlicher Aufwendung (Melioration im weitesten Sinne) beruhender, und „immaterieller", d. i. ohne nützliche Aufwendung erfolgter, Verschuldung jede wirtschaftlich berechtigte Bodenwerterhöhung ausschließlich an nützliche „Aufwendungen" zu knüpfen bestimmt wäre, so würden wir Eberstadt[2] in dieser Auffassung nicht folgen können. Der Bodenwert kann steigen in wirtschaftlich berechtigter Weise ohne jede Aufwendung, durch bloße Veränderung äußerer Verhältnisse. Allein die städtischen Bodenwerte steigen tatsächlich unter dem Einfluß von Spekulation und Bauordnung zu einer solchen Höhe empor, die in den objektiven Verhältnissen, in dem Wachstum der Bevölkerung usw., ihre wirtschaftliche Begründung überhaupt nicht mehr findet. Es handelt sich dabei um künstlich durch den Spekulationsfaktor geschaffene, rein fiktive Mehrwerte. Diese bedeuten keine reale Bereicherung, wohl aber eine sehr reale Belastung, ein wirkliches „Passivum" der Volkswirtschaft. Indem die Mieten im Zusammenhang mit jenen fiktiven Mehrwerten über ihre normale Höhe hinaus gesteigert werden, d. h. den Mietern auch noch jenen Bestandteil ihres Einkommens nehmen, der den standesgemäßen Unterhalt decken soll, wird die Konsumtionsfähigkeit der Bevölkerung unnatürlich beschränkt zum großen Schaden der inländischen Produktion und der gesamten Volkswirtschaft[3]. Iustitia est fundamentum regnorum, nicht

[1] Eberstadt, Der deutsche Kapitalmarkt 219 ff. [2] Ebd. 240.
[3] Jäger a. a. O. II 32.

nur für das politische, auch für das wirtschaftliche Gebiet. Die einseitig überhastete industriestaatliche Entwicklung, welche die Wanderungen des Volkes in die Städte beförderte, hat den volkswirtschaftlichen Verhältnissen schon eine gewisse Unsicherheit gebracht. Dazu nun die Einführung fiktiver Mehrwerte von solcher Höhe, wie Boden- und Hausspekulation sie schafft! Gewiß, die Gewinne der Spekulanten haben auch, wo ihre wirtschaftliche Berechtigung fehlt, noch immer ihr reales Fundament: in dem Fleiß unseres Volkes, das seine Drohnen ernährt und bereichert! Aber das ist kein fundamentum iustitiae! Der alte kanonistische Wucherbegriff sah eine Ungerechtigkeit in dem Mangel der Wertgleichheit zwischen Leistung und Gegenleistung. Nur wo ein höherer Wert geleistet war, konnte eine höhere Gegenleistung gefordert werden. Heute macht man es umgekehrt. Ohne selbst mehr zu leisten, erhebt man höhere Ansprüche, weil und solange jemand da ist, dem noch etwas abgenommen werden kann.

„Das Kapital", sagt Jäger, „treibt es hier genau so wie in der industriellen Spekulation; es sucht die Wertsteigerung, die bei normaler Entwicklung erst in der Zukunft eintreten würde, jetzt bereits möglichst hoch zu spannen und für sich festzulegen, den Gewinn, der erst durch die Arbeit der kommenden Generation herbeigeführt werden kann, durch künstliche Kurssteigerung der Gelände und Wertpapiere sofort herauszuziehen und den Kapitalisten zuzuführen; alles in einseitiger gewinnhungeriger Absicht und ohne jede soziale Rücksicht. Die ganze Entwicklung vollzieht sich unter Leitung kleiner Spekulantenringe, die nur für sich und ihre Freunde sorgen und einen sozialen Raubbau treiben, bis die tolle Dividenden- und Profitwut ein Schwindelgebäude aufgeführt hat, das notwendig verkrachen muß. Aufschwung und Krisis wiederholen sich daher regelmäßig innerhalb gewisser Zeiträume, für die Mieter aber ist es eine Schraube ohne Ende, welche ihre Geldkräfte bis aufs äußerste anspannt und ihre Grenze nur an der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Mieter findet — das eherne Wohngesetz!"

Solche Mietverträge werden nicht geschlossen, sondern diktiert, namentlich den niederen Klassen gegenüber wahre „Löwenverträge"! Der Spekulant lebt in weitem Umfange von der Not des Volkes. Ausbeutung einer Notlage — der moderne Wucherbegriff in seiner Anwendung auf das Mietsverhältnis? Nein, das wäre, abgesehen von besonderer Qualifizierung im einzelnen Fall, schlechterdings praktisch unmöglich. Der Gesamtzustand des Mietwesens weist ja ein wucherisches Gepräge auf! Im übrigen sind Boden- und Hausspekulanten gute Patrioten, die, wie Adolf Wagner auf der 11. Hauptversammlung des Bundes der Deutschen Bodenreformer am 8. Dezember 1900 ausführte, unsern aus

dem siebziger Feldzug heimkehrenden braven Kriegern die gewiß sehr angenehme Überraschung einer nicht unbeträchtlichen Mietsteigerung bereiteten. In den Kulturkampfsjahren wurden dann bereitwilligst dem „modernen Staate" alle Profite? beileibe nicht! nein, die Rechte der Kirche usw. preisgegeben. Das war ja ein billiges Vergnügen. Aber nur keine Behinderung oder Einschränkung der Spekulation! Da heißt es: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Roscher hat einmal von einem Wohnungsfeudalismus gesprochen, der, da er keine Fürsorgepflichten habe, drückender sei als der Feudalismus vergangener Zeiten. Nicht so sehr die Schuld des einzelnen, sondern die neuzeitlichen Verhältnisse und die Untätigkeit der öffentlichen Gewalten ließen diesen Feudalismus entstehen. Die Stunde ist da, ihn zu beseitigen! So fordert es das physische und sittliche Wohl der Völker, das Gedeihen der nationalen Wirtschaft, die dringend notwendige Aussöhnung der Masse der Bevölkerung mit dem Staate und seinem Rechtsleben. Doch davon ein anderes Mal!

Heinrich Pesch S. J.

Konstanztheorie oder Deszendenztheorie?

(Schluß[1].)

Kehren wir nun zum Vergleiche zwischen der Konstanztheorie und der Deszendenztheorie zurück.

4. Vor kurzem wurde durch zwei meiner ostindischen Korrespondenten, P. Heim, Missionär im Ahmednagardistrikt, und P. Aßmuth, Professor an der Franz-Xaver-Hochschule in Bombay, eine interessante Entdeckung gemacht. Sie fanden nämlich im Nestinnern einer ostindischen Termitenart (*Termes obesus Ramb.*) neben vielen andern merkwürdigen Gästen derselben auch einen kleinen Käfer aus der Familie der Kurzflügler, der zur Unterfamilie der *Pygostenini* und zur Gattung *Doryloxenus* gehört. Diese Gattung stellt aber den vollkommensten Trutztypus der altweltlichen

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIV (1903), 2. Heft, S. 149—163.



Fig. 11.
Doryloxenus transfuga Wasm. (Ostindien.)
(12fach vergrößert.)



Fig. 12.
Vorderfuß und Schienenspitze von Doryloxenus.
(50fach vergrößert.)



Fig. 13.
Claviger testaceus Preyssl. (Europa.)
(12fach vergrößert.)



Fig. 14.
Pselaphus Heisei Hbst. (Europa.)
(12fach vergrößert. [illegible] Kiefertaster.)



Fig. 15.
Paussiger limicornis Wasm. (Madagaskar.)
(12fach vergrößert.)



Fig. 16.
Miroclaviger cervicornis Wasm. (Madagaskar.)
(12fach vergrößert.)



Fig. 17.
Stenogastre Imago von Termitoxenia Assmuthi Wasm. (Ostindien.)
(16fach vergrößert.)
(ap = Thorakalanhänge, welche die Vorderflügel vertreten.)



Fig. 18.
Stenogastre Imago von Termitoxenia (Termitomyia) mirabilis Wasm. (Natal.)
(16fach vergrößert.)
(ap = Thorakalanhänge wie in Fig. 17.)



Fig. 19.
Physogastre Imago von Termitoxenia Assmuthi Wasm. (Ostindien.)
(16fach vergrößert.)
(s = Spitze des Hinterleibs.)



Fig. 20.
Thorakalanhang der physogastren Form von Term. Heimi Wasm. (Ostind.)
(115fach vergrößert.)
(p, p = Exsudatporen des Hinterastes.)

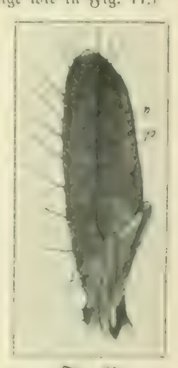


Fig. 21.
Thorakalanhang der physogastren Form von Term. Assmuthi Wasm. (Ostind.)
(115fach vergrößert.)
(p, p = Exsudatporen des Hinterastes.)



Fig. 22.
Mittlerer Längsschnitt durch eine physogastre Imago von Termitoxenia Assmuthi
(Dicke [illegible] mm. (32fach vergrößert.)
(k = Kopf, g = Gehirn; thg = Thorakalganglien mit dem Abdominalganglion verschmolzen; f = Fettzellen des Hinterleibs, ov = Ovarium, die letzte Eikammer, bereits ein reifes Ei enthaltend.) Die Fühler, Kiefertaster, Thorakalanhänge und Beine sind auf dem Schnitte nicht sichtbar, weil sie seitlich von der Schnittebene liegen.)

Dorylinengäste dar (vgl. Fig. 10—12). Die spindelförmige, für die Ameisenkiefer unpackbare Körpergestalt des kleinen Tieres, seine kurzen, dicken, hornförmigen Fühler, namentlich aber die äußerst kurzen Beinchen, deren Tarsen sämtlich verkümmert und zu Haftorganen umgewandelt sind, alle diese morphologischen Eigentümlichkeiten weisen uns auf die Lebensweise dieses Käfers bei Wanderameisen, nicht aber bei Termiten hin. Zudem sind sämtliche übrigen Arten der Gattung *Doryloxenus*, deren Lebensweise bisher bekannt ist, tatsächlich Gäste der afrikanischen Wanderameisen *Dorylus* und *Anomma*. Unser neuer Termitengast gleicht so sehr dem bereits früher[1] abgebildeten *Doryloxenus Lujae*, von dem er sich hauptsächlich durch bedeutendere Größe (2 mm) unterscheidet, daß wir zu seiner Kenntnisnahme nur die beifolgende Photographie (Fig. 11) mit jener Zeichnung (Fig. 10) zu vergleichen brauchen. Ferner fügen wir hier die stark vergrößerte mikroskopische Zeichnung des Vorderfußes von *Doryloxenus* (Fig. 12) bei; derselbe ist ungegliedert, stummelförmig, mit langen Stacheln und zahlreichen feinen, weißen, trichterförmigen Hafthaaren besetzt, welche dem kleinen Käfer dazu dienen, an der Brut seiner Wirte oder an diesen selbst sich festzuklammern und so als Reiter die Heereszüge seiner langbeinigen, unsteten Wirtsameisen zu begleiten.

Meine Überraschung über die Entdeckung eines termitophilen *Doryloxenus* in Ostindien war daher leicht begreiflich. Wie sollte es denn möglich sein, daß ein Käfer, dessen ganze Körperbildung einen Gast der Wanderameisen bekundet, und dessen Gattungsgenossen auch tatsächlich bei afrikanischen Wanderameisen leben, in Ostindien als Klausner in den Lehmbauten von Termiten sich aufhalte? Bei der ersten Sendung von ostindischen Termitengästen, die diesen Käfer enthielt, glaubte ich daher einen Irrtum von seiten meines Korrespondenten annehmen zu müssen; ich schrieb ihm sofort, er müsse sich wohl vergriffen haben, indem er einen Gast indischer Wanderameisen zufällig in ein Gläschen mit Termiten gesteckt habe. Aber der Irrtum war auf meiner Seite. Weitere Sendungen meiner beiden Korrespondenten bewiesen unwiderleglich, daß der neue *Doryloxenus* sowohl im Distrikt von Ahmednagar wie in jenem von Bombay ein ganz gesetzmäßiger, ziemlich häufiger Gast von *Termes obesus* sei. Wie ist dieses biologische Rätsel zu lösen?

[1] Heft 2, S. 159, Fig. 10.

Die einzige annehmbare Lösung scheint mir folgende zu sein. In Ostindien spielen die Wanderameisen aus der Unterfamilie der Dorylinen in der Gegenwart keineswegs mehr eine so hervorragende biologische Rolle wie in Afrika. Wahrscheinlich waren jedoch früher, als in der Tertiärzeit Ostindien und Mittelafrika noch einen zusammenhängenden indisch-afrikanischen Kontinent bildeten, die betreffenden Verhältnisse in Ostindien denjenigen des heutigen Afrika ähnlicher, so daß damals die indischen Wanderameisen eine ebenso bedeutende Großmacht im Kampfe ums Dasein in der Insektenwelt darstellten wie gegenwärtig in Afrika. Jene Kurzflügler, welche als Gäste des Trutztypus den altweltlichen Dorylinen sich anpaßten und auf diesem Wege zu einer eigenen systematischen Unterfamilie (*Pygostenini*) sich ausgestalteten, waren auch in Indien ohne Zweifel ursprünglich ausschließlich Gäste von Wanderameisen; denn ihre Anpassungscharaktere, namentlich aber jene der Gattung *Dorylozenus*, lassen keine andere ursächliche Erklärung zu. Was geschah nun, als Ostindien von Afrika sich dauernd getrennt hatte und die biologische Bedeutung der dortigen Wanderameisen allmählich herabsank, so daß wir daselbst heute keine Dorylinen mehr finden, welche umfangreiche oberirdische Raubzüge veranstalten?[1] Dieser biologische Wechsel konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die angestammten Gäste der indischen Dorylinen, die an den Raubzügen ihrer Wirte teilnehmen und von dem Ertrage derselben leben. Für manche dieser Gäste konnte es daher vorteilhaft werden, jetzt ein anderes Unterkommen zu suchen. Aber wohin sollten sie sich wenden? Die Termitennester, deren weichhäutige Bewohner den Kiefern der Wanderameisen nur wenig Widerstand zu leisten vermögen und zudem eine vortreffliche Beute für diese Räuber bilden, werden von den Wanderameisen mit Vorliebe überfallen und ausgeraubt, und auf diesen Raubzügen gehen auch die Dorylinengäste mit; das ist heute noch in den Tropen der Fall. Wir brauchen somit bloß anzunehmen, daß einzelne Exemplare einer indischen *Dorylozenus*-Art bei einem Überfall auf ein Nest von *Termes obesus* in letzterem zurückblieben und den Stamm zu einer neuen termitophilen *Dorylozenus*-Art lieferten. An reichlicher Nahrung konnte es diesen kleinen Raubkäfern inmitten der Termitenbrut nicht fehlen. Ihr erblicher Trutztypus war ihnen zwar nicht mehr so nötig wie früher, aber

[1] Unterirdisch lebende Dorylinen aus den Gattungen *Dorylus* und *Aenictus* sind auch heute noch in Ostindien zahlreich vertreten.

er bot ihnen auch unter den neuen Lebensverhältnissen einen mehr als hinreichenden Schutz gegen die Kiefer der Soldaten und Arbeiter ihrer Wirte. Die kurzen Beinchen, deren Tarsen zu Haftorganen umgebildet sind, konnten ihnen in Gesellschaft der Termiten jedenfalls nicht hinderlich sein; ja sie gewähren ihnen sogar einen Vorteil für die Verbreitung der Art, indem sich die Käfer an die geflügelten Termiten leichter anklammern können, wenn diese zur Gründung neuer Kolonien aus dem Heimatneste ausschwärmen; hieraus ist es wohl begreiflich, weshalb die eigentümliche Tarsenbildung von *Doryloxenus* auch bei der neuen termitophilen Art beibehalten wurde.

So ungefähr gestaltet sich die hypothetische Stammesgeschichte dieses interessanten indischen *Doryloxenus*, den ich für einen Überläufer aus der Gesellschaft der Wanderameisen halte: daher soll er auch als *Doryloxenus transfuga* wissenschaftlich benannt werden.

Man könnte hierauf vielleicht erwidern, diese biologische Metamorphose, durch welche ein Wanderameisengast zu einem Termitengast geworden sein soll, klinge wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht"; man könnte sie vielleicht auch mit einer erbaulichen Geschichte aus einem alten buddhistischen Legendenbuche vergleichen, in welcher ein Räuber beim Überfall auf ein friedliches Bonzenkloster sich bekehrte und in dem Kloster zurückblieb, um für die Sünden seiner ehemaligen Raubgenossen Buße zu tun. Aber wir finden trotzdem schwerlich eine andere natürliche Erklärung als die obige für die Tatsache, daß es in Ostindien gesetzmäßige Termitengäste aus der dorylophilen Käfergattung *Doryloxenus* gibt. Die Konstanztheorie vermag uns dieses Rätsel nicht zu lösen. Wir stehen daher nur vor der Wahl, entweder hier ein unbegreifliches „Naturspiel" anzunehmen oder aber zu gestehen: Es hat in Ostindien vor verhältnismäßig kurzer Zeit innerhalb der Gattung *Doryloxenus* ein Wirtswechsel stattgefunden, durch den ein ehemaliger Gast von Wanderameisen zu einem Termitengast wurde. Wenn aber zwischen Dorylinengästen und Termitengästen, deren Wirte eine völlig verschiedene, ja diametral entgegengesetzte Lebensweise führen, ein Wirtswechsel stattfinden kann, so ist damit genugsam angedeutet, daß die Ameisengäste und Termitengäste überhaupt aus Formen hervorgegangen sein können, welche ursprünglich weder myrmekophil noch termitophil waren, sondern sich ihren Wirten erst durch einen kürzeren oder längeren Entwicklungsprozeß angepaßt haben.

In dem oben erwähnten Falle des *Dorylomenus transfuga* zeigte sich mit dem Wechsel seiner Lebensweise nur eine geringe morphologische Veränderung verbunden; der Käfer ist seiner Körperbildung nach auch als Termitengast derselbe geblieben, der er als Dorylinengast gewesen war. Dies erklärt sich aus zwei Umständen: erstens, der Wirtswechsel erforderte hier keine Änderung der schon vorhandenen Anpassungscharaktere, weil letztere auch für die neue Lebensweise paßten; zweitens, sein Übergang in die Gesellschaft der Termiten aus derjenigen der Wanderameisen erfolgte erst nach der Tertiärepoche, also — geologisch gesprochen — vor kurzer Zeit.

5. Wir wollen uns nun zur Familie der Keulenkäfer (Clavigeriden, Fig. 13 15 16) wenden und sehen, wie diese sich zur Konstanztheorie und zur Entwicklungstheorie verhalten.

Der kleine gelbe Keulenkäfer (*Claviger testaceus Preyssl*, Fig. 13) ist derjenige echte Ameisengast unserer einheimischen Fauna, dessen Lebensweise am längsten bekannt ist. Schon 1818 veröffentlichte P. W. J. Müller[1] ganz klassische Beobachtungen über seine gastlichen Beziehungen zur kleinen gelben Wiesenameise (*Lasius flavus*); trotzdem herrscht, nebenbei bemerkt, heute noch völliges Dunkel darüber, wie und wo die Larven dieses Käfers leben. Die Verwandten unseres Keulenkäfers zählen bereits über 100 beschriebene Arten aus allen Weltteilen, die sich auf ungefähr 30 verschiedene Gattungen verteilen. Alle Vertreter dieser Familie sind echte Ameisengäste, die bei Wirten aus den verschiedensten Gattungen des Ameisenstammes gastlich gepflegt werden. Wir führen unsern Lesern hier außer dem einheimischen *Claviger testaceus* (Fig. 13), noch zwei sehr merkwürdige Clavigeriden aus Madagaskar im photographischen Bilde vor, *Paussiger limicornis* (Fig. 15) und *Miroclaviger cervicornis Wasm.* (Fig. 16). Letzterer ist das größte Mitglied der ganzen Familie, d. h. 4 mm lang, also unter seinesgleichen ein Riese, und durch die sonderbaren geweihförmigen Fühler ausgezeichnet.

Das echte Gastverhältnis sämtlicher Keulenkäfer ist gleichsam schon in ihrem Familienkleide (vgl. Fig. 13 15 16) ausgeprägt. Alle Arten besitzen eine lebhaft rotgelbe oder rote, fettglänzende „Symphilenfärbung“ (Färbung der echten Gäste); sie haben verkümmerte Taster, die Zahl

[1] Beiträge zur Naturgeschichte der Gattung *Claviger* (Germars Magazin der Entomologie III [1818] 69—112).

ihrer Fühlerglieder ist erheblich reduziert; an der Basis des Hinterleibes, dessen erstes Rückensegment alle andern zusammen an Umfang übertrifft, besitzen sie eine mehr oder minder ausgedehnte Exsudatgrube, welche von den gelben Haarbüscheln der Hinterleibsbasis und der Flügeldeckenspitze umgeben oder überragt wird (vgl. hierzu besonders Fig. 16). Alle diese Familienmerkmale der Keulenkäfer, durch die sie sich von ihren nächsten systematischen Verwandten, den Tasterkäfern (Pselaphiden) unterscheiden, sind aber nichts weiter als Anpassungscharaktere an das echte Gastverhältnis. Bei den Tasterkäfern, als deren Repräsentant wir den *Pselaphus Heisei* hier photographiert haben (Fig. 14), finden wir namentlich lange, stark entwickelte Kiefertaster (t in Fig. 14); daher ihr Familienname; bei den Keulenkäfern (Fig. 13 15 16) dagegen sind diese Organe, die zur selbständigen Nahrungssuche und Nahrungsprüfung dienen, vollständig verkümmert, weil ihre Besitzer sich eben aus dem Munde ihrer Wirte füttern lassen und daher der selbständigen Nahrungssuche überhoben sind. Ferner ist die Zahl der Fühlerglieder bei den Keulenkäfern eine viel geringere als bei den Tasterkäfern, weil erstere ihre Fühler hauptsächlich als Organe des Verkehrs mit den Ameisen gebrauchen; daher müssen sie kürzer und kräftiger sein und nehmen häufig die Gestalt eines Zepters, eines Taktstockes oder einer Keule an (vgl. Fig. 13 mit 14 15 16): deshalb der Familienname „Keulenkäfer". Eine verminderte Gliederzahl der Fühler erhöht die Energie der Fühlerschläge, da diese Organe sich dann weniger in sich selber biegen können; da die Ameisen ferner ihre kleinen Gäste häufig an den Fühlern packen und fortziehen oder forttragen, ist die Verringerung der Zahl der Fühlerglieder auch von großem Vorteil für die Widerstandsfähigkeit gegen das Abbrechen dieser wichtigen Gebilde. Daß die gelben Haarbüschel und die Grube der Abdominalbasis bei den Keulenkäfern (vgl. Fig. 13 15 16)[1] ein Anpassungscharakter an das echte Gastverhältnis sind, bedarf keiner weiteren Er-

[1] Auf dem Photogramm unseres kleinen gelbroten Keulenkäfers (Fig. 13) sind die beiderseits an der Spitze der Flügeldecken stehenden größeren gelben Haarbüschel nur schwer sichtbar. Sehr schön sieht man sie dagegen auf dem Photogramm des großen Hirschhorn-Keulenkäfers von Madagaskar (Fig. 16): Zwei große gelbe Haarbüschel überschatten die halbkreisförmige Exsudatgrube an der Basis des Hinterleibes; zwei ebenfalls sehr große gelbe Haarbüschel finden sich jederseits an der Spitze der Flügeldecken; eine Reihe kleinerer Haarpinsel umsäumt den Seitenrand des Hinterleibes, und sogar die Fühler tragen an ihrer unteren Hälfte Kränzchen steifer gelber Borsten.

örterung; denn diese Organe dienen ja zur Absonderung des für die Ameisen so angenehmen Genußmittels, dessentwegen die Gäste von ihren Wirten beleckt werden; wahrscheinlich handelt es sich um einen Fettäther oder um ein ähnliches flüchtiges Fettprodukt, das den unter jenen Organen liegenden Exsudatgeweben (Fettgewebe und eigentümliches Drüsengewebe) entstammt [1]. Ebenso ist auch die fettglänzende, rotgelbe Färbung der Keulenkäfer eine unmittelbare Folge ihres Reichtums an jenem Exsudatgewebe, welches die anatomische Grundlage ihres echten Gastverhältnisses bildet. Endlich hängt auch die auffallende Vergrößerung des ersten freien Rückensegments der Clavigeriden mit demselben Gastverhältnisse zusammen; denn je größer dieses Segment ist, desto umfangreicher kann auch die Exsudatgrube werden, die ihm angehört. Wir können also mit vollem Rechte sagen: *Alle systematischen Unterscheidungsmale der Keulenkäfer gegenüber den Tasterkäfern enthüllen sich einfachhin als Anpassungscharaktere an das echte Gastverhältnis.*

Nun ist aber die Familie der Keulenkäfer durch eine Reihe von Übergangsgliedern mit den Tasterkäfern verbunden, so daß wir bei manchen exotischen Gattungen der letzteren bald in diesem bald in jenem Merkmal eine auffallende Annäherung an die ersteren finden. Daher betrachtet man mit Raffray die Keulenkäfer vielfach nur als eine systematische *Unterfamilie* der Tasterkäfer, obwohl die typischen *Clavigeriden* von den typischen *Pselaphiden* meilenweit verschieden sind.

Vom Standpunkt der Entwicklungslehre aus ist diese Erscheinung leicht begreiflich. Wenn die Keulenkäfer ursprünglich aus Tasterkäfern hervorgegangen sind, so geschah dies auf dem Wege einer allmählich oder stufenweise fortschreitenden Anpassung. Die verschiedenen Gattungen der Keulenkäfer sind *ebensoviele Anpassungsstufen* oder *Anpassungsweisen* von ehemaligen Tasterkäfern an das echte Gastverhältnis zu den Ameisen. Die Konstanztheorie dagegen vermag uns keine einzige der obigen Tatsachen der vergleichenden Morphologie ursächlich zu erklären. Sie nimmt dieselben als vollendete Tatsachen hin, indem sie die Ansicht vertritt, daß die verschiedenen Gattungen und Arten der Keulenkäfer samt ihren normalen Wirten ursprünglich so geschaffen worden seien, wie wir sie heute sehen. Die Weisheit und Macht des Schöpfers, zu deren Ver-

[1] Nähere anatomisch-histologische Untersuchungen über das Exsudatgewebe von Claviger testaceus vgl. in meiner Arbeit „Zur näheren Kenntnis des echten Gastverhältnisses" im Biologischen Zentralblatt 1903, Nr 2 5 6 7.

herrlichung diese Hypothese dienen soll, zeigt sich jedoch unseres Erachtens in einem noch schöneren Lichte, wenn wir mit der Entwicklungstheorie annehmen, daß die wunderbar mannigfaltigen und zweckmäßigen morphologischen und biologischen Eigentümlichkeiten der Keulenkäfer *wirkliche Anpassungen an das echte Gastverhältnis sind, die durch natürliche Ursachen bewirkt wurden.*

Wie und auf welchem Wege im einzelnen die Gattungen und Arten der Keulenkäfer sich entwickelt haben, das wird uns die Entwicklungstheorie erst dann einigermaßen anzugeben vermögen, wenn wir die Lebensweise sämtlicher heute lebenden Keulenkäfer und ihre speziellen Beziehungen zu den betreffenden Wirtsameisen vollständig kennen, und wenn wir überdies auch die sämtlichen ausgestorbenen Vertreter derselben Familie als Fossilien entdeckt haben werden. Eine derartige Forderung heute schon an die Deszendenztheorie stellen zu wollen, wäre offenbar unvernünftig. Es sei hier nur bemerkt, daß wir bereits aus dem mittleren Tertiär, aus dem baltischen Bernstein Ostpreußens, einen Tasterkäfer (*Tmesiphoroides cariniger Motsch.*) kennen, dessen reduzierte Fühlergliederzahl ein Übergangsglied zwischen den echten Tasterkäfern und den echten Keulenkäfern bildet. Wenn man ferner fragen sollte, wie denn die abenteuerliche, von der sonstigen Keulenform der Clavigeriden-Fühler so abweichende, geweihähnliche Fühlerbildung von *Miroclaviger cervicornis* (Fig. 16) entwicklungsgeschichtlich erklärbar sein soll, so möchten wir darauf hinweisen, daß gerade dieser Keulenkäfer bei sehr großen Ameisen Madagaskars (*Camponotus Radamae* var. *mixtellus For.*) lebt; die Verlängerung seiner Fühler ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß er mit so langbeinigen Wirten in gastlichen Verkehr treten muß; nur vermittelst sehr langer Fühler vermag er bis an den Kopf seiner Wirte hinaufzureichen, wenn er sie zur Fütterung auffordern will. Die merkwürdige Geweihform der Fühler jenes Riesenkeulenkäfers läßt sich jedoch auch durch dieses biologische Moment einstweilen nicht erklären, zumal sie bei einem andern madagassischen Keulenkäfer, *Apoderiger cervinus Wasm.*, sowie bei einer Reihe von madagassischen Paussiden, bei *Paussus dama Dohrn*, *elaphus Dohrn* und *cervinus Kr.* ebenfalls wiederkehrt. Weshalb gerade auf der altehrwürdigen Insel Madagaskar Ameisengäste aus verschiedenen Käferfamilien zur Geweihform der Fühler neigen, ist eines jener tiergeographischen Rätsel, die noch der biologischen Aufklärung harren.

Mit der Familie der Ameisenkäfer (Paussiden) haben wir uns bereits in einer früheren Abhandlung [1] näher beschäftigt. Wir kamen dabei zum Schlusse, daß diese Käferfamilie sich nicht auf darwinistischem Wege entwickelt haben könne; anderseits zeigten wir jedoch damals schon, daß trotzdem eine hypothetische Stammesentwicklung der Paussiden anzunehmen sei, welche, im tiefsten Grunde zwar auf inneren Entwicklungsgesetzen beruhend, aber in ihrer Richtung durch die äußeren Anpassungsverhältnisse geleitet, zum Ursprung der verschiedenen Gattungen und Arten der tertiären Paussiden und von diesen durch Fortsetzung desselben Entwicklungsprozesses zu den heute lebenden Gattungen und Arten derselben Familie geführt haben müsse. Auch hier vermag uns die Konstanztheorie ursächlich nichts zu erklären, während die Entwicklungstheorie uns einen natürlichen Erklärungsgrund für die Entstehung der Anpassungscharaktere an die Hand gibt, durch welche die Paussiden zu echten Ameisenkäfern geworden sind.

6. In Termitennestern Afrikas und Ostindiens leben die schon in unsern früheren Abhandlungen mehrfach erwähnten merkwürdigen Zweiflügler aus der Familie der *Termitoxeniidae* [2] (vgl. die Photogramme Fig. 17—22). Dieselbe umfaßt die Gattung *Termitoxenia Wasm.* und deren Untergattung *Termitomyia Wasm.* Diese kleinen, 1—2 mm langen, schneeweißen oder blaß gelblichen Geschöpfe gehören zu den merkwürdigsten Mitgliedern der Klasse der Kerbtiere: sie haben weder Männchen noch Weibchen wie andere Insekten, sie haben weder einen Larvenzustand noch Flügel wie andere Zweiflügler; sie sind nämlich protandrische Hermaphroditen, ihr Larvenstadium wird durch eine stenogastre Imagoform ersetzt, und an Stelle der Flügel tragen sie ganz fremdartige Thorakalanhänge. Bei der einen der beiden Untergattungen, bei *Termitoxenia* im engeren Sinne, kommt aus dem verhältnismäßig riesigen Ei unmittelbar die stenogastre Imagoform, bei der andern Untergattung, bei *Termitomyia*, scheint sogar die ganze Keimesentwicklung im alten Tiere zu

[1] Vgl. LIII (1897) 400 ff u. 520 ff.

[2] Vgl. Wasmann, *Termitoxenia*, ein neues flügelloses physogastres Dipterengenus aus Termitennestern. I. u. II. (Zeitschrift für wissenschaftl. Zoologie LXVII [1900], Heft 4, und LXX [1901], Heft 2). Ferner: Zur näheren Kenntnis der termitophilen Dipterengattung *Termitoxenia* (Verhandl. des V. internationalen Zoologenkongresses zu Berlin 1901, Jena 1902, 852—872). Vgl. auch diese Zeitschrift LXI (1901) 268—272.

erfolgen[1], so daß die stenogastre Imagoform bereits lebendig zur Welt kommt. Die stenogastre Imagoform (Fig. 17 u. 18) ist gleichsam noch ein wandelnder Embryo; namentlich ihr Hinterleib trägt noch ein ganz larvenartiges Gepräge; sogar der Fettkörper und das Muskelsystem desselben sind in ihm erst eben angelegt, ja in sehr jungen Individuen von *Termitoxenia Assmuthi* fand ich sogar noch den embryonalen Dottersack vor. Nachdem die stenogastre Imagoform das Licht der Welt erblickt hat, wächst sie durch eine „imaginale Entwicklung", welche die Stelle der sonstigen Larvenentwicklung vertritt, allmählich zur physogastren Imagoform heran (Fig. 19 u. 22), welche das ausgewachsene Tier darstellt. Zuerst kommen in jedem Individuum die männlichen Keimdrüsen zur Reife, dann erst die weiblichen Eierstöcke; daher liegt hier ein „protandrischer Hermaphroditismus" vor. Hand in Hand mit der Entwicklung der Ovarien geht eine immer stärker werdende Physogastrie, bis das erwachsene Insekt schließlich einem weißlichen Sacke gleicht, der an dem Vorderkörper wie an einem kleinen schwarzen Stielchen hängt. Übrigens vermögen diese Tierchen trotz ihrer Dickleibigkeit doch mittels ihrer langen, kräftigen Beine rasch zu laufen, wie P. Aßmuth an *Termitoxenia Assmuthi* beobachtete. Den Platz der sonstigen Vorderflügel der Zweiflügler nimmt bei den *Termitoxeniidae* ein Paar ruder- oder hakenförmiger Anhänge des Mittelrückens ein (ap in Fig. 17 u. 18, ferner Fig. 20 u. 21), die zu einer Reihe wichtiger biologischer Funktionen dienen, nur nicht zum Fliegen. Sie sind Gleichgewichtsorgane, welche als Balancierstangen die Erhaltung des Äquilibriums beim Laufen der Tiere regeln; sie sind Transportorgane, an denen die kleinen, zarten Gäste von ihren Wirten ergriffen werden können, ohne Schaden zu leiden; sie sind ferner wichtige Sinnesorgane, indem der Vorderast eines jeden Thorakalanhanges einen mächtigen Nervenstamm führt und mit Tastborsten besetzt ist; sie sind endlich die hauptsächlichen Exsudatorgane dieser echten Gäste, indem der Hinterast eines jeden Thorakalanhanges eine hohle, blutführende Röhre bildet, an deren oberem Ende eine Gruppe großer membranöser Poren sich befindet (pp in Fig. 20 u. 21); wie überhaupt bei den physogastren Termitengästen, so ist nämlich auch hier das Exsudat, welches dem echten Gastverhältnisse dient und von den Wirten

[1] Nach einer Schnittserie eines alten Exemplars von *T. Braunsi*, das einen Embryo umschließt.

eifrig abgeleckt wird, — ein Element der Blutflüssigkeit der Gäste. Hinter den erwähnten Thoraxalanhängen des Mittelrückens, die den Vorderflügeln der Dipteren entsprechen, steht auf dem Hinterrücken ein Paar winzig kleiner, sehr ursprünglich gestalteter Schwingkölbchen, die mit echten Dipterenschwingern wesentlich gleichartig sind.

Nun wollen wir uns vom entwicklungstheoretischen Standpunkt aus mit diesen interessanten Geschöpfen ein wenig beschäftigen. Welches Recht haben wir überhaupt, diesen Tieren ihre systematische Stellung in der Ordnung der Zweiflügler anzuweisen? Sie besitzen ja statt der zwei Flügel ganz andere Organe. Sie haben überdies teils eine unvollkommene Verwandlung (*Termitoxenia*) teils gar keine (*Termitomyia*), während bei den Zweiflüglern, selbst bei den lebendig gebärenden Pupiparen, niemals eine eigentliche Larvenform fehlt; hier aber treffen wir an ihrer Stelle die stenogastre Imagoform. Der protandrische Hermaphroditismus dieser winzigen Wesen ist endlich ein Merkmal, das sich bei keinem andern Mitglied der Kerbtierklasse als gesetzmäßige Erscheinung vorfindet. Vom Standpunkt der Konstanztheorie müßten wir daher sagen: Die *Termitoxeniidae* sind Kreaturen eigener Ordnung, die zwar manche Ähnlichkeiten mit wirklichen Zweiflüglern aufweisen, z. B. in der Form ihrer Fühler, in der Bildung ihres Rüssels, der hier zum Aussaugen der Termitenbrut dient, im Besitze von schwingerähnlichen Organen an Stelle der Hinterflügel usw. Aber diese Ähnlichkeiten verschwinden gegenüber den obenerwähnten Verschiedenheiten, die sie von den Zweiflüglern trennen. Wenn daher diese Tiere in ihrem heutigen Zustande fix und fertig geschaffen worden sind, so müssen wir sie den Zweiflüglern als eigene Insektenordnung an die Seite stellen, nicht aber unter die Zweiflügler selber einreihen.

Die Entwicklungstheorie dagegen sagt: Diese sonderbaren Wesen sind ehemalige echte Zweiflügler, deren Abweichungen vom normalen Typus jener Insektenordnung sämtlich Anpassungscharaktere an die termitophile Lebensweise darstellen. Die eigentümlichen Anhänge des Mittelrückens (ap in Fig. 17 u. 18, ferner Fig. 20 u. 21) gingen durch Umbildung aus den Vorderflügeln ihrer zweiflügeligen Ahnen hervor; denn die neue Form der Thoraxalanhänge entsprach besser den veränderten Lebensbedingungen im Innern der Termitennester, wo das Fliegen gegenstandslos geworden war. Weiterhin fiel auch die individuelle Metamorphose der Vorfahren fort; indem die Entwicklung

sich abkürzte, wurde das ehemalige Larvenstadium ausgeschaltet und durch die stenogastre Imagoform ersetzt; bei der Untergattung *Termitomyia* ist die Entwicklung noch mehr abgekürzt, indem hier die stenogastre Imagoform nicht mehr als Ei, sondern bereits als Imago zur Welt kommt. Diese Abkürzung und Vereinfachung der individuellen Entwicklung der *Termitoxeniidae* ist stammesgeschichtlich darauf zurückzuführen, daß die Ernährungsbedingungen jener Tierchen für sich und für ihre Brut in den Termitennestern sehr günstige waren. Wir finden nämlich als allgemeine Regel in der Insektenwelt, daß die Zahl der Eier eines Insektes im umgekehrten Verhältnisse steht zur Zahl der sich glücklich entwickelnden Eier und Larven desselben: Je ungünstiger die äußeren Existenzbedingungen für letztere sind, desto größer ist die Zahl der Eier, die ein Insekt hervorbringt, um seine Nachkommenschaft zu sichern; je günstiger dagegen das Los der einzelnen Eier und Larven einer Insektenart sich gestaltet, desto geringer finden wir die Zahl der produzierten Eier. Daher wurde bei den *Termitoxeniidae* die Anzahl der Eier auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt; dafür konnte aber jeder einzelnen Eizelle eine um so reichlichere Menge von Nährstoff zugeführt werden (vgl. hierzu Fig. 22, ov). Die Folge davon war eine Beschleunigung der individuellen Entwicklung, die zur Abkürzung und Vereinfachung des Entwicklungszyklus führte. Hieraus begreift sich, weshalb das Larvenstadium bei *Termitoxenia* ausfiel und durch die stenogastre Imagoform vertreten wurde; ebenso erklärt sich auch, weshalb bei der Untergattung *Termitomyia* schließlich diese Imagoform selbst nicht mehr als Ei, sondern bereits lebendig zur Welt kommt: hierin liegt nur eine konsequente Fortsetzung der Abkürzung und Vereinfachung des individuellen Entwicklungsprozesses.

Auch der Hermaphroditismus von *Termitoxenia* ist eine spätere Erwerbung, die im Laufe der Stammesgeschichte dieser kleinen Zweiflügler auftrat. Da dieselben im Innern von Termitennestern leben, konnte eine Kreuzung zwischen Individuen verschiedener Nester nicht mehr stattfinden, sobald die ehemaligen Vorderflügel zu Gebilden umgestaltet waren, die nicht zum Fliegen, sondern zu andern biologischen Zwecken dienten. Nachdem aber die Vorteile der Kreuzung entbehrlich geworden waren, hörte schließlich die Trennung der Geschlechter selber auf, deren Hauptzweck gerade die Vermischung zwischen möglichst verschiedenen Individuen derselben Art ist. Während bei andern Insekten in ähnlichen Fällen an die Stelle der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung die Parthenogenese tritt, entwickelte

sich bei *Termitoxenia* dafür der Hermaphroditismus, der eine noch höhere Vereinfachung der Fortpflanzungsweise darstellt.

So vermag uns die Entwicklungstheorie ein wirkliches Verständnis dafür zu bieten, wie die *Termitoxeniidae* aus gewöhnlichen zweiflügeligen Insekten stammesgeschichtlich hervorgegangen sind. Sie gibt uns dadurch zugleich auch den Grund an, weshalb wir diese Tierchen mit Recht zu der Ordnung der Zweiflügler stellen. Sie schließt ferner aus gewissen morphologischen Übereinstimmungen, die sich zwischen den Termitoxeniiden und den Musciden einerseits und den Phoriden anderseits finden, daß erstere Familie als ein Seitenzweig des Dipterenstammes aufzufassen sei, der mit den Musciden und den Phoriden an seiner Ursprungsstelle sich berührt, aber durch seine weitgehende Anpassung an die termitophile Lebensweise eine ganz eigene, absonderliche Entwicklungsrichtung einschlug.

Mag auch manches in dieser Erklärung heute noch hypothetisch sein, so müssen wir doch anerkennen, daß sich uns hier ein wirkliches naturwissenschaftliches Verständnis für die morphologischen und entwicklungsgeschichtlichen Eigentümlichkeiten von *Termitoxenia* erschließt, die im innigsten Zusammenhange mit ihrer Biologie stehen. Ohne die Annahme einer wirklichen Stammesverwandtschaft dieser Tierchen mit echten Fliegen sind wir aber nicht einmal berechtigt, sie überhaupt noch als „Zweiflügler" systematisch zu bezeichnen; wir können dann nur mit der Konstanztheorie sagen: Diese Wesen sind entia sui generis, welche in ihrer heutigen Form geschaffen wurden als Gäste von bestimmten Termitenarten, die ebenso unmittelbar geschaffen worden sind wie ihre betreffenden Gäste. Auf diese Weise werden allerdings die tatsächlich vorliegenden Verhältnisse scheinbar befriedigend erklärt, indem sie auf die Weisheit und Allmacht des Schöpfers als auf ihre unmittelbare Ursache zurückgeführt werden. Wir ziehen jedoch die andere Auffassung vor, welche nur mittelbar die Weisheit und Allmacht des Schöpfers zu Hilfe nimmt, indem sie die natürlichen Ursachen zu erforschen sucht, durch welche die göttliche Weisheit und Macht jene tatsächlich vorhandenen zweckmäßigen Anpassungen auf dem Wege einer stammesgeschichtlichen Entwicklung zu stande gebracht hat; denn diese Hypothese beruht auf einer folgerichtigeren Anwendung des Grundsatzes: Gott greift dort nicht unmittelbar in die Naturordnung ein, wo er durch natürliche **Ursachen wirken kann.**

Auf einen Punkt in der individuellen Entwicklungsgeschichte von *Termitoxenia* müssen wir noch kurz eingehen, da er von besonderer Wichtigkeit für die stammesgeschichtliche Auffassung dieser Termitengäste ist; nämlich auf die Entwicklung der Rückenanhänge, welche die Flügel vertreten. Bei *Termitoxenia mirabilis Wasm.* aus Natal (vgl. Fig. 18, ap), die zur Untergattung *Termitomyia* gehört, stellen diese Organe hakenförmige Gebilde dar, die aus zwei, miteinander nur unvollständig verwachsenen, tracheenähnlichen Hautröhren bestehen; diese Gestalt, die gewissermaßen an die Atemröhren wasserbewohnender Insektenlarven erinnert, behalten sie hier unverändert bei, von der jüngsten stenogastren bis zur ältesten physogastren Imagoform. Auch die Gewebe, welche in diesen Röhren enthalten sind, bleiben in der individuellen Entwicklung des imaginalen Wachstums unverändert: der Hinterast als blutführendes Exsudatorgan, der Vorderast als nervenführendes Tastorgan. Bei der Untergattung *Termitoxenia* dagegen, bei *T. Havilandi* aus Natal, *T. Heimi* und *Assmuthi* aus Ostindien, sind jene beiden ursprünglichen Hautröhren inniger mitsammen verwachsen und gleichen bei den jüngsten stenogastren Imagines (vgl. Fig. 17, ap) ziemlich täuschend kleinen, stummelförmigen Flügeln; später ziehen sie sich jedoch allmählich zusammen und werden zu den ruderförmigen oder griffelförmigen verhornten Gebilden, wie man sie bei der erwachsenen physogastren Form trifft (vgl. die sehr stark vergrößerten Photogramme Fig. 20 u. 21). Aber während sie bei den stenogastren Individuen der drei bisher bekannten Arten der Untergattung *Termitoxenia* sich untereinander sehr gleichen, sind sie in ihrer definitiven Vollendung bei den physogastren Individuen erheblich verschieden je nach der Art. Bei *T. Heimi* (Fig. 20) von Ostindien bewahren sie auch in ihrer völligen Ausbildung noch eine größere Flügelähnlichkeit der äußeren Form als bei der ebenfalls ostindischen *T. Assmuthi* (Fig. 21), wo sie vielmehr stabförmig werden und sich dadurch weiter von der Flügelähnlichkeit entfernen, die sie in der Jugend (vgl. Fig. 17) besessen hatten. Sehr auffallend ist es ferner, daß wir bei einer Art aus dem ehemaligen Oranjefreistaat, bei *Termitoxenia (Termitomyia) Braunsi Wasm.* ein vollkommenes Zwischenglied zwischen der Form der Thoracalanhänge von *T. mirabilis* und den übrigen drei Arten vorfinden. Noch auffallender ist aber der folgende mikroskopische Befund: Auf den Schnittserien eines sehr jungen stenogastren Individuums von *T. Heimi* fand ich ein Entwicklungsstadium jener Anhänge, in welchem im ganzen Um=

fange des Hinterastes eine wirkliche Flügeladerung auftritt, die dann aber plötzlich wieder unterdrückt wird und bei den etwas älteren Individuen bereits fehlt.

Was sagen uns diese Tatsachen, entwicklungstheoretisch betrachtet? Sie bekunden, daß die Untergattung *Termitomyia (mirabilis* und *Braunsi)*, welche zugleich lebendiggebärend ist, auch in der Bildung ihrer Thorakalanhänge die am weitesten vom ursprünglichen Zweiflüglertypus abgewichene Form darstellt, während die Untergattung *Termitoxenia (Havilandi, Heimi* und *Assmuthi)*, welche Eier legt, auch in der Bildung ihrer Thorakalanhänge den echten Zweiflüglern noch näher steht. Hieraus begreift sich, weshalb in der individuellen Entwicklung der Thorakalanhänge bei letzterer Untergattung heute noch ein vorübergehender, gleichsam momentaner Rückschlag, ein echter Atavismus, auftritt, in welchem die ehemalige Flügeladerung der Ahnen noch einmal, gleichsam als Andenken an vergangene Zeiten, auftaucht, um dann sofort wieder zu verschwinden. Mit andern Worten: Die Entwicklungsrichtung zur Bildung eines wirklichen Flügels, die bei den Ahnen von *Termitoxenia* konsequent bis zum Abschluß verfolgt wurde, ist in den Anfängen der individuellen Entwicklung unserer heutigen *Termitoxenia* noch vorhanden, wird aber plötzlich unterbrochen und in andere Bahnen gelenkt, die zur Bildung von Thorakalanhängen ganz anderer Art führen. Bei der Untergattung *Termitomyia* dagegen, insbesondere bei *T. mirabilis*, verläuft die individuelle Entwicklung der Thorakalanhänge bereits von Anfang an in der neuen Bahn, ohne mehr ein flügelähnliches Stadium durchzumachen; diese Untergattung ist eben seit älterer Zeit und daher auch bereits in höherem Grade vom Dipterentypus entfernt. Vorliegende Erklärung, welche die Entwicklungstheorie uns bietet, scheint mir wirklich die einzig annehmbare wissenschaftliche Deutung der betreffenden Tatsachen zu enthalten, während dieselben Tatsachen für die Konstanztheorie nur ein unerklärliches „Naturspiel" sind.

Die 10000 mikroskopischen Schnitte, die ich bisher von 60 Individuen aus 5 verschiedenen Arten der *Termitoxeniidae* angefertigt, um die Anatomie, die Entwicklung und die Lebensweise dieser interessanten kleinen Termitengäste zu studieren, geben uns somit auch wichtige Aufschlüsse zu Gunsten der Deszendenztheorie. Wir dürfen wohl ohne Übertreibung sagen: Wenn wir diese Familie der Zweiflügler,

nicht vom Standpunkte der Deszendenztheorie aus betrachten, so wird sie uns in morphologischer und in biologischer Beziehung ein völlig unverständliches Rätsel bleiben. Wir können somit die Deszendenztheorie schwerlich entbehren für eine vernunftgemäße Erklärung dieser naturwissenschaftlichen Tatsachen.

Daß man die hypothetische Stammesentwicklung der *Termitoxeniidae* nicht in darwinistischem Sinne aufzufassen habe, bedarf wohl keines ausführlichen Beweises. Die Selektionstheorie vermag zwar den äußeren Erklärungsgrund dafür zu bieten, weshalb die tatsächlich besser angepaßten Formen überlebten, während die minder existenzfähigen ausstarben; aber eine hinreichende innere Ursache für die Entstehung und gesetzmäßige Weiterentwicklung jener zweckmäßigen Abänderungen kann sie nicht angeben. Wenn die zweiflügeligen Vorfahren dieser sonderbaren Geschöpfe keine innere Anpassungsfähigkeit an die neuen Lebensbedingungen besaßen, so hätten sie auf das Vergnügen verzichten müssen, *Termitoxeniidae* zu werden, und die Termiten würden auf den Besitz so interessanter, hübscher Gäste heute noch vergeblich warten.

Wir könnten noch eine Fülle von ähnlichen Beispielen aus dem Reiche der Ameisengäste und Termitengäste sowie aus demjenigen ihrer Wirte selber unsern Lesern hier vorführen, z. B. die Entwicklung des „Sklavereiinstinktes" bei den Ameisen, die von uns bereits an anderer Stelle behandelt wurde [1]. Aber die Schlußfolgerung würde doch stets die nämliche sein, die sich aus den obigen Beispielen bereits zur Genüge ergab: eine hypothetische Stammesentwicklung, sowohl der Arten wie ihrer Instinkte, müssen wir zwar annehmen, aber nicht eine darwinistische Stammesentwicklung. Dieses Ergebnis ist übrigens gar nicht neu. Schon vor 18 Jahren in unserer Abhandlung über „Die Entwicklung der Instinkte in der Urwelt" [2] waren wir zu demselben Schlusse gelangt, wenngleich noch nicht mit derselben Klarheit und Bestimmtheit wie heute. Es hat sich daher in unsern diesbezüglichen Anschauungen kein Wechsel vollzogen, sondern nur eine Klärung der-

---

[1] Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen. Münster 1901, III. Abschnitt, 2. Kap.; Neues über die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen (Allgemeine Zeitschrift f. Entomologie 1901, Nr 23 u. 24; 1902, Nr 1—21), 7. Kap.

[2] Vgl. diese Zeitschrift XXVIII (1885) 481.

selben infolge der zwanzigjährigen Beschäftigung mit unsern fachwissenschaftlichen Spezialstudien.

Fassen wir nunmehr das Ergebnis der vergleichenden Untersuchung über Konstanztheorie und Deszendenztheorie, die uns in den letzten Abhandlungen beschäftigte, nochmals kurz zusammen.

Von den zwei Hypothesen, welche sich hier einander gegenüberstehen, hat die erste, nämlich die Konstanztheorie, allerdings scheinbar weitaus die meisten Tatsachen der unmittelbaren Beobachtung für sich, weil wir wenigstens jetzt in einer „Konstanzperiode" leben. Daß gegenwärtig noch eine Stammesentwicklung der systematischen Arten stattfindet, ist daher nur ein seltener Ausnahmefall; als solchen konnten wir aus unserem Fachgebiete mit hinreichender Wahrscheinlichkeit nur die Entwicklung der *Dinarda*-Formen anführen, welche bei zweien der hierher gehörigen vier „Arten" bzw. „Rassen" noch nicht abgeschlossen zu sein scheint.

Sobald wir aber tiefer eingehen auf die wissenschaftliche Prüfung eben jener Tatsachen, welche scheinbar für die Konstanztheorie sprechen, sobald wir — ganz abgesehen von der Paläontologie — die vergleichende Morphologie, Biologie und individuelle Entwicklungsgeschichte sorgfältig zu Rate ziehen, ändert sich die Sachlage ganz bedeutend zu Gunsten der zweiten Hypothese, nämlich zu Gunsten der Deszendenztheorie. Wir haben an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß die systematischen Eigentümlichkeiten, welche die Arten, Gattungen und Familien der Ameisengäste und Termitengäste von ihren selbständig lebenden (d. h. nicht myrmekophilen oder termitophilen) Verwandten unterscheiden, als Anpassungscharaktere an die myrmekophile bzw. termitophile Lebensweise aufzufassen sind. Diese Anpassungscharaktere werden aber nur dann ursächlich verständlich, wenn man eine Stammesentwicklung der systematischen Arten annimmt. Die Konstanztheorie vermag über dieselben Charaktere nur insoweit einen befriedigenden Aufschluß zu geben, als sie die äußerst mannigfaltigen und zweckmäßigen morphologischen und biologischen Verhältnisse, welche hier vorliegen, als gegebene Tatsachen hinnimmt, für welche sie keine weitere ursächliche Erklärung verlangt als diese: Die betreffenden Arten sind zugleich mit ihren Wirten und für dieselben in ihrer heutigen Form ursprünglich geschaffen worden. So befriedigend diese Erklärung für denjenigen erscheinen mag, der nur Teleologe ist, so vermag sie doch den Naturforscher keineswegs vollständig zufrieden zu stellen. Denn er kann

und muß mit seinem Denken zu der weiteren Frage fortschreiten: *Sind wir denn nicht auch in der Lage, das Zustandekommen dieser zweckmäßigen Anpassungen durch natürliche Ursachen zu erklären?* Und er beantwortet diese Frage auf Grund der Deszendenztheorie *bejahend*, wenn er sich auch über den hypothetischen Charakter der einzelnen Erklärungsversuche keineswegs einer optimistischen Täuschung hingibt.

Greifen wir noch einmal zurück auf unsere „*Gedanken zur Entwicklungslehre*“[1]. Dort wurde gezeigt, daß die Annahme einer Stammesentwicklung der systematischen Arten in innigem Zusammenhange mit der Koppernikanischen Weltauffassung stehe. Mit der *geologischen* Entwicklung unseres Planeten ist nämlich eine *biologische* verbunden, welche uns in der Paläontologie eine Aufeinanderfolge von verschiedenen Faunen und Floren bis auf jene der Gegenwart zeigt, eine Aufeinanderfolge, zu deren Erklärung wir durch die Grundprinzipien der christlichen Naturanschauung völlig berechtigt sind, *natürliche Ursachen* anzunehmen. Wir werden daher die Fauna und Flora der Gegenwart nicht mehr als eine in sich selber abgeschlossene, von ihren Vorgängern völlig unabhängige, mathematische Größe betrachten, für deren Existenzberechtigung der einfache Hinweis auf die Allmacht des Schöpfers genügte. Vielmehr werden wir die Pflanzen und Tiere der Gegenwart gleichsam als die *Endfunktionen einer vorhergegangenen natürlichen Entwicklung* aufzufassen und in die verborgenen Geheimnisse der Differenzialrechnung der Natur einzudringen suchen, welche diese Funktionen erzeugt hat. Und dieser Versuch ist, wie wir an den Ameisengästen und Termitengästen nachgewiesen haben, keineswegs eine leere, unfruchtbare Spekulation, die nur auf vage Vermutungen sich gründet; im Gegenteil, die Endresultate der Rechnung stimmen vielfach mit so überraschender Genauigkeit zu den durch jene Methode gegebenen Voraussetzungen, daß wir uns der Überzeugung kaum verschließen können: *Wir sind hier auf dem richtigen Wege zur Lösung dieses schwierigen Rechenexempels der Natur.*

Da wir von zwei naturwissenschaftlichen oder naturphilosophischen Hypothesen, welche zur Erklärung für ein und dieselbe Reihe von Tatsachen aufgestellt werden, stets diejenige zu wählen haben, *welche durch*

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIII (1902) 281.

natürliche Ursachen mehr zu erklären vermag, dürfte es wohl kaum zweifelhaft sein, daß wir mit vollem Rechte der Deszendenztheorie vor der Konstanztheorie den Vorzug geben.

Jetzt dürfte es auch klar sein, welche praktische Bedeutung die Unterscheidung zwischen systematischen Arten und natürlichen Arten hat, die wir in unsern „Gedanken zur Entwicklungslehre"[1] aufstellten. Wir sagten dort, auf Grund einer gemäßigten Entwicklungstheorie müßten wir bestimmte Reihen von systematischen Arten, welche unter sich mit hinreichender Wahrscheinlichkeit stammesverwandt seien, zu dem Begriffe einer natürlichen Art zusammenfassen und auf eine gemeinschaftliche Stammform als auf ihren Ausgangspunkt zurückführen. Für die Erklärung des Ursprungs der betreffenden Stammformen tritt dann die alte „Schöpfungslehre" wiederum in ihr volles Recht ein: Die natürlichen Arten sind in ihren Stammformen von Gott ursprünglich aus der Materie hervorgebracht worden, während die Konstanztheorie sagte: Die heutigen systematischen Arten sind in ihrer jetzigen Form ursprünglich geschaffen.

Ich glaube daher, daß wir mit unsern obigen Ausführungen über Konstanztheorie und Deszendenztheorie bei den Ameisengästen und Termitengästen keineswegs der christlichen Schöpfungslehre Abbruch getan haben. Ob beispielsweise die einzelnen systematischen Arten der Keulenkäfer unmittelbar geschaffen wurden, oder ob wir sogar sämtliche systematische Gattungen und Arten der Unterfamilie der Keulenkäfer (Clavigeriden) zugleich mit den Gattungen und Arten der Unterfamilie der Tasterkäfer (Pselaphiden) zu einer natürlichen Art zusammenfassen, welche somit eine ganze weitverzweigte Käferfamilie von mehreren tausend systematischen Arten umschließen würde, das bleibt sich für die christliche Weltauffassung völlig einerlei. Ebenso gleichgültig bleibt es sich für die christliche Weltauffassung, ob wir die Arten der Familie der *Termitoxeniidae* als unmittelbar geschaffen annehmen, oder ob wir sie zu einer natürlichen Art mit den Zweiflüglerfamilien der Musciden und der Phoriden vereinigen. Die oben erwähnten tatsächlichen Befunde weisen uns auf den letzteren Weg als auf den richtigeren hin, und wir können

[1] Vgl. diese Zeitschrift LXIII (1902) 304. — Es sei hier nochmals bemerkt, daß jene Abhandlung die philosophische Grundlage der gegenwärtigen bildet, weshalb letztere ohne erstere nicht richtig beurteilt werden kann.

diesen Weg getrost weiter verfolgen, ohne an unserem christlichen Glauben Schiffbruch zu leiden! Im Gegenteil — und das ist meine volle Überzeugung — die göttliche Macht und Weisheit zeigt sich in viel hellerem Lichte dadurch, daß sie durch die natürlichen Ursachen einer Stammesentwicklung das Zustandekommen jener äußerst mannigfaltigen morphologischen und biologischen Verhältnisse bewirkte, als dadurch, daß sie die betreffenden systematischen Arten unmittelbar schuf!

„Wenn der Schöpfer", so schreibt P. v. Hammerstein in der neuesten, sechsten Auflage seiner „Gottesbeweise"[1], „die einzelnen Tierarten nicht in ihrer gegenwärtigen Form geschaffen, sondern sie durch selbsttätige Entwicklung innerhalb einer langen Vorfahrenreihe zu ihrer heutigen Gestalt und ihren heutigen Instinkten hat heranwachsen lassen, so ist seine Weisheit und Macht nur um so größer. Falls daher auch die Entwicklungstheorie innerhalb bestimmter Grenzen sich bewahrheiten sollte, so wird dadurch der Schöpfer noch keineswegs beseitigt; im Gegenteil, ein allweiser und allmächtiger Schöpfer wird als erste Ursache für die Entwicklung der organischen Arten nur um so notwendiger und unentbehrlicher. Ein Vergleich wird dies veranschaulichen. Ein Billardspieler will 100 Kugeln zu ihren Zielen befördern: wozu gehört nun größere Kunstfertigkeit, dazu, daß er hundertmal stoße und jede Kugel einzeln in ihr Ziel bringe, oder dazu, daß er durch den Stoß einer Kugel auch alle übrigen neunundneunzig dahin dirigiere, wo er sie haben will?"

[1] Trier 1903, 150.

E. Wasmann S. J.

Aus Bettinas Briefwechsel.

(Fortsetzung.)

1.

Berlin, anfangs Januar 1816.

Bettina an Dr Ringseis[1].

Sollten Sie sich nicht lange in Frankfurt aufhalten[2], so schreiben Sie mir gleich Ihre nächste Adresse; einen Brief werde ich unterdessen geschrieben haben, mit Muße und recht lang, ausführlich über mancherlei. Was Sie begehrten, habe ich getan aus Freundschaft — aufrichtiger, für Sie. Den Feneberg[3], der mir Freude gemacht hat, rekommandieren Sie der Meline[4]. Das andere[5]

[1] Kopie eines Billets, das Ringseis an Dr Ram, Rektor der Universität Löwen, für dessen Autographensammlung überließ. — Über Bettinas Beziehungen zu Ringseis vgl. den einleitenden Artikel oben S. 439. Der kgl. bayrische Geheimrat Dr Joh. Nep. von Ringseis, geb. 1785 zu Schwarzhofen (Oberpfalz), ließ sich nach vieljährigem Berufsstudium 1816 als praktischer Arzt in München nieder, begleitete wiederholt als Reisearzt den Kronprinzen Ludwig nach Italien und übernahm 1826 eine Professur an der von Landshut nach München übertragenen Ludwig-Maximilians-Universität. Bald wurde er auch der alleinige Referent des bayrischen Ministeriums für Medizinalangelegenheiten, mit dem Titel eines Obermedizinalrates. Nur das Personalreferat wurde ihm 1852 abgenommen. Nachdem er 1871 in den Ruhestand getreten, starb er am 22. Mai 1880. Um Bayern, um die Sache der Kirche und um die Münchener Hochschule hat Ringseis hervorragende Verdienste. In dem Görresschen Freundeskreis, durch welchen das katholische München seiner Zeit so bekannt und gefeiert war, gehörte er zu den namhaftesten Erscheinungen. Auch durch Schriften und Reden ist er in der Öffentlichkeit viel hervorgetreten. Teils nach seinen eigenen Diktaten teils nach den von ihm hinterlassenen Papieren erschienen die vier lesenswerten Bände: Erinnerungen des Dr Johann Nepomuk v. Ringseis, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis, Regensburg 1886—1891 (vgl. diese Zeitschrift XLIV 239 f).

[2] Auf der Rückkehr aus Frankreich, wo Ringseis 1815 bei der Armee als freiwilliger Feldarzt gedient hatte, hielt er sich einige Zeit am Rhein und in Frankfurt auf. Vgl. Erinnerungen des Dr Joh. Nep. v. Ringseis I, Regensburg 1886, 285.

[3] Es handelt sich um Sailers Schrift „Aus Fenebergs Leben" 1814. Pfarrer Joh. Mich. Feneberg (gest. 12. Okt. 1812), Sailers Freund und Verfasser mehrerer pädagogischer Schriften, war in seinen späteren Jahren in die Kreise des Aftermystizismus und infolgedessen in Schwierigkeiten mit seiner geistlichen Behörde geraten. Ringseis nahm im redlichsten Eifer damals an den aftermystischen Bewegungen im Bistum Augsburg lebhaften Anteil und wußte auch seine Freunde dafür zu interessieren.

[4] Bettinas jüngere Schwester Maria Magdalena, vermählt mit dem I. Bürgermeister der freien Stadt Frankfurt, v. Guaita.

[5] Die Nachfolge Christi, vgl. folgenden Brief.

habe ich auch gelesen, ich sage aber mit Feneberg: „Gott hat einem jeden eigene Augen zum Sehen und einen eigenen Sinn zum Erkennen der Wahrheit gegeben, und kein Mensch kann durch fremden Wahrheitssinn die Wahrheit erkennen.“ Seien Sie herzlich gegrüßt in meiner Vaterstadt. Wenn diese Ihnen so gut wäre wie ich, so würden ihre Türme Ihnen freundlich winken und ihre Gärten, die jetzt in schönster Blüte sein müssen, Sie auf das lieblichste unterhalten. Ihr Ring, lieber Ringseis, hat sich mir durch seine Farbe am meisten zugeeignet; war es vielleicht Ihr Zweck? – daß dieser mich zu Betrachtungen reizen sollte wie jener Teller? Warum hat die Farbe so viel zum Sinnen Mahnendes?

Bettine.

Wenn Sie an Freiberg [1] schreiben, meinen Gruß, und daß ich ihm jetzt nicht schreiben kann, und daß ich ihm zu gut bin und allen Segen wünsche. Verlassen Sie diesen nicht und schreiben ihm deutsch. Was mag noch aus Klementele [2] werden? Friedmund [3] befindet sich wie ein Kind, das von einem Kind Gottes aus der Taufe gehoben ist.

2.

Berlin, 20. Februar 1816.

Bettina an Dr Ringseis [4].

Lieber Ringseis! Ihr Brief aus Frankfurt ist gestern am 19. Februar hier angekommen, also gerade einen Monat gelaufen. Jawohl, wollte ich Ihnen damals ausführlich schreiben, allein das Kindergeschrei ist eine Mühle, die Gedanken von gutem Schrot und Korn zu feinem Staub zermalmt, welcher nachher in der Luft leicht verfliegt und nicht mehr gut zu packen ist. Über Sie wollte ich wohl noch schreiben an einen guten Freund [5], an Sie zu schreiben ist etwas schwerer. Die Vergnüglichkeit, daß man Sie kennt, das Behagen, daß man Sie besitzt, werden immer die Oberhand über die Streitgedanken behalten. Wenn ein Gärtner uns den wohlgeordneten Garten zeigt, so kann er uns wohl andeuten, wie alles geworden ist; er weiß, wo, wie und zu was für einem Zweck

[1] Max Prokop, Freiherr v. Freyberg. Ringseis, Erinnerungen I 285.

[2] Klemens Brentano, der Dichter.

[3] Bettinas ältester Sohn. Ringseis, damals in Berlin, war neben Schinkel und Gneisenau Taufpate gewesen. Erinnerungen I 190.

[4] Der Brief liegt im Original vor, wie alle folgenden, bei denen nicht anders angegeben wird. Auf Bettinas zuweilen mangelhafte Rechtschreibung ist nicht Rücksicht genommen, noch weniger auf ihre Interpunktion. Sie pflegt die Sätze mit kleinen Anfangsbuchstaben zu beginnen, oft reiht sie dieselben, durch bloßes Kommazeichen voneinander geschieden, in endloser Folge aneinander. Auf andere Spracheigentümlichkeiten (z. B. Goethe), nicht aber auf die regellose Schreibweise, ist Rücksicht genommen. Ihren Namen schreibt sie unterschiedlich bald Bettine, bald Bettina.

[5] Tatsächlich schrieb sie über ihn interessant genug an Goethe (Briefwechsel mit einem Kinde II 181). Der Brief ist jedoch vom 20. Mai 1810 datiert.

alles wächst, er ahndet, hofft und betreibt eine Vervollkommnung in seinem Besitz, für ihn ist jeder Blick vom Himmel eine erkannte, benutzte Wohltat, sein Feld liegt offen da unter den Gnadenaugen Gottes. O seliger Feneberg! wem wird's nicht wohl werden, wenn er von dir geführt in deinen Garten geht.

Mit dem Thomas a Kempis[1] kann ich nicht fertig werden. Sein Gebet ist ein Aussprechen von Gedanken, die dem Vater nicht not tun und dem Kind nicht wie eine Begeisterung aus der Brust steigen, sondern wie eine Kette am Herzen liegen. Ich hab' es von meinem Muttergefühl weg, daß mir das Kind nicht das liebste wär', welches seine Unarten und Bosheiten als Verbrechen erkennte und reuig mir sie abbitten würde. Das Aussprechen der Liebe zu mir würde mir auch in meinen Kindern nicht behagen. Die Liebe zu Gott ist ja die Liebe Gottes zu den Menschen, das Leuchten des Edelsteins ist ja der Sonnenstrahl, der darauf fällt. Was will hier dieses Darstellen der Liebe?[2] Was will ein Gebetbuch des Thomas a Kempis uns andern frommen Leuten? Warum lernen wir nachbeten? Warum kleiden wir uns in sein Gewand und stellen uns vor Gott und sagen: „Sieh, wie steht mir das Kleid deines Lieblings?" Es ist dies ein Spiel, aber es ist kein Hebel, der uns zu den Einzigkeiten erhebt, zu denen wir erschaffen sind.

Bemerken Sie (auf daß wir uns nicht unnütz disputieren), ich bin's, die so spricht, und ich spreche nicht um der Menschen willen insgesamt, die ich nicht kenne. Ja, es gibt Gebete, die sich durch uns aussprechen, es gibt eine Sprache, die mit Gott gesprochen wird, und selig der Mensch, dessen Stimme stark genug ist, die Worte zu tragen. Diese Gebete kommen unmittelbar vom Himmel. Sie sind dem Menschen im ersten Augenblick betäubend, sie sprengen den Fels, daß ihm der Quell entströme, sie brechen die unfruchtbaren Äste vom Stamme, sie schütteln die reifen Früchte nieder, sie entladen den Horizont der Regenwolken. Ein solches Gebet hat sich im Tod Ihres Bruders[3], Ihrer Freunde Ihnen ausgesprochen. Sie selbst werden gestehen, daß in diesen Momenten fremder Trost, fremde Gebete Ihnen leer waren gegen das Gefühl, das sich in Ihnen selbst entwickelte. Ein anderes Gebet entspringt aus der Ruhe und Stille des Lebens, das Gefühl von einer fortwährenden, ungestörten Glückseligkeit; oder vielmehr Ruhe ist ein Gebet, so wie der milde Sonnenschein ein Gebet ist, und dies, kann ich glücklicherweise sagen, ist meines. Wenn alles, was mir widerfährt, zu meinem Heil ausschlägt, und ich erkenne es, so ist mein Gebet ausgesprochen; wenn ich fühl', ich bin glücklich, so ist meine Buße getan, und ich bin rein, um den Herrn zu empfangen. Ja, im Gefühl meiner Glückseligkeit bin ich alles Irdischen entbunden, oder noch besser, ich genieße, was mir irdisch zugeteilt ist, auf himm=

[1] Vgl. Brief 1. Ringseis hatte ihr beide Bücher geschickt mit der Bitte, sie zu lesen.

[2] Was wollte Bettina selbst mit der nimmermüden Darstellung ihrer Liebe zu Goethe im „Briefwechsel eines Kindes"?

[3] Sebastian Ringseis starb am Typhus 9. Februar 1814, vgl. Erinnerungen I 161.

lische, unvergängliche Weise. Ich gesteh' Ihnen, ich seh' hier in eine Tiefe, die ich zu unmeisterlich bin auszusprechen; es wär' mir leid, wenn ich in meinen unvollkommenen Ausdrücken von Ihnen mißverstanden würde [1].

Der Tod Ihres Freundes Pfetten [2] macht mir den Eindruck, den einem treuen Mann der Tod eines Lehnvetters machen würde. Es ist mir leid um Ihren Verlust, aber ich hoffe auch, um so eher das nächste Erbrecht auf Ihre Freundschaft zu erlangen, daß das Gefühl in Ihnen erwache, daß Sie zu uns gehören.

Nun muß ich Sie geradezu ausputzen, daß Sie gar nicht schreiben, wie sich's gehört. Es ist mir dies ein sicheres Zeichen, daß es ein bißchen verwirrlich bei Ihnen aussieht. Was heißt das: einem aus weiter Ferne von der geliebten Schwester [3] zu berichten: „Sie leidet", und sonst nichts. Können Sie nicht einsehen, daß ich alles wissen muß und daß es Ihre Schuldigkeit ist, mir zu schreiben, auch von Freiberg? Wie sieht er inn= und äußerlich aus? Als was, wie lang ist er in Frankfurt? — Sprachen Sie mit dem Christian [4] von mir? Haben Sie die Klaudine [5] nicht kennen gelernt? Haben Sie die Toni [6] kennen gelernt? — Daß Sie den alten Anton [7] anerkannt haben, ist gut recht, und dies verbürgt die Wahrheit, daß Sie Ringseis und Arzt sind.

Gestern habe ich obiges geschrieben, und da ist mir Sailer eingefallen, ja ganz Landshut, mit seinem Berg, mit seinen schönen Bäumen [8]. Es war eine schöne Zeit dort. Ich habe oft bedauert, daß Savigny nicht dort blieb; man hatte ihn doch so lieb. Wenn man so in Berlin unter den tausend gebildeten Menschen herumgeht und sieht daß dies Menschen sind . . . . [9]

3.

Berlin, 12. Juli 1821.

Bettina an Dr Ringseis.

Wenn die Federn immer geschnitten wären, die Tinte nicht eingetrocknet, gerade wenn die Laune zum Schreiben sich findet, da hätten Sie schon lang einen Brief. Laune zum Schreiben? — Den Eimer aus dem tiefsten Brunnen ziehen mit einem so schweren Balken, dazu gehören Kräfte, das heißt die Seele heraufzuwinden, aufs Papier das tiefste Geheimnis mit gewiegtem Wort niederlegen, das nicht mißdeutet werden kann. — Was wär' ein Brief, in dem ich Sie meiner Teilnahme, meiner Gesundheit rc. rc. versicherte? Schreiben Sie

---

[1] Eine analoge Darlegung ihrer Auffassung von Religion findet sich im „Frühlingskranz" 140—143.

[2] Oberpostrat Freiherr Jos. v. Pfetten, vgl. Erinnerungen I 285.

[3] Meline von Guaitta. Erinnerungen I 286. [4] Bettinas Bruder.

[5] Klaudine Brentano, ihre Schwägerin.

[6] Gemahlin des Schöffen Franz Brentano, geb. v. Birkenstock, ihre Schwägerin.

[7] Wohl Bettinas Stiefbruder aus des Vaters erster Ehe mit einer Holländerin.

[8] Vgl. die Erinnerungen an Landshut in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde II 180.

[9] Das zweite Blatt des Briefbogens ist abgerissen; der Schluß nicht vorhanden.

sich's nur selbst an die Tür, zu der Sie täglich aus- und eingehen, daß ich gesund und Ihnen gut bin, und lesen's jeden Tag mit Überzeugung. Die Schmerzen, die Wehmut, das Jauchzen der Begeisterung, sie gehören dem Widerhall des einsamen Tales; in dem sie untereinander sich als Freunde begrüßen lernten, in dem sie sich verbündeten zur schweigsamen Treue. Ja still ist's und sehr einsam da, wo wir uns bestimmen. Die geladenen Gäste finden nimmermehr den Weg durchs Labyrinth, die Feier der geweihten Stunde verglüht einsam in sich, und wer sich dahin verirrt, der hört die Laute einer fremden Sprache und versteht die Zeichen nicht. Es träumte mir in diesen Tagen, ich ritt auf einem feurigen Rappen durch die kühle Mondnacht über die Berge. Hier fand ich auf einem Felsen den Feldherrn. Dem flammenden Blick gab der Widerschein der aufgerollten roten Fahne noch mehr Leuchtung und wehte ihm Kühlung zu. Wir zogen einem Fähnlein entgegen, was sich aus den Felsspalten allmählich gegen uns bewegte. Ich dachte, das Schwert solle gezogen werden, und zwischen Schatten und Gebüsch bewegten sich feindliche Gestalten. Unsicher und allein, schwankend, in Angst dachte ich an mein anderes Leben, wo mich keine Gewalt zwingt aus dem täglichen Schlendrian heraus, wo keine Gefahr dies eng gebaute Haus des irdischen Glückes (so genannt) bedroht. Ja, wer im Freien schlafen will und wachen, der muß auch dulden, daß die Riesengestalten aller Empfindungen, sei es Furcht, sei es Mut &c. &c., auf uns losgehen und Herz und Seele durcharbeiten. Diesen Traum gebe ich Euch als eine Hieroglyphe meines Lebens, in der versinnlicht ist, zu was ich fähig war und was mir nicht geworden. Ja, ich fordere von euch, ihr Schicksalsgötter, jenen schönen Rappen, mit dem ich selig die Strömungen der Luft durchschnitten, wo mein Haar im Winde flog und die belaubten Äste der Eiche streifte, daß die Vögel aus ihren Nestern aufgescheucht über meinem Haupte kreisten. Ich fordere von euch jene Nacht, in der ich meinen Mut sollt' prüfen, wo mich die Himmelslichter mit ihrem Strahl berührten, wo die Natur einem sehnsüchtigen Herzen nicht den starren Busen bietet, sondern gibt und nimmt, sich sehnt und genießt. Ich fordere vor allem jenen Feldherrn, dessen Blick die Seligkeit des Lohns ausstrahlte für gelungene Tat [1].

[1] Ähnlich der Traum (Günderode I 185): „Der Abend fängt mich auf in seinem Schoß; sinnend lieg' ich ein Weilchen; lausch' in die Ferne. Größere Helden däucht mir da auf der vollen Heerstraße der Geschichte ihre mutigen Rosse tummeln zu hören. Ja, ich will, ich möchte hin, das Banner vor ihnen hertragen! Wie wollt' ich mich des Lüftchens freu'n, das drin flattert, wie wollt' ich mich der eigenen Locken freu'n, die getragen im jauchzenden Galopp mich umspielen mit leisem Schlag auf meine Wangen; wie kühn ins Leben hineingejagt, wie rasch hinter ihm drein über die Heid'? — Wie lustig! aufwärts, vorwärts, hinab durch den Dampf! Der auf dem Berge winkt, sein Aug' ruht auf mir, seine Trommeln lenken, seine Trompete ruft — und dann in der Nacht vor seinem Zelt! — und schlaf fest; denn Er, der Zeiten Genius, weckt zur rechten Stund', und im Schutze seines Gefieders schaue ich die Gefilde ihn überwallen, die Völker wecken, sie anglühen mit seinem Feuerblick, daß sie freudig Hochzeit machen mit dem Tod auf lorbeerumsproßtem Bett."

Es mögen jetzt sechs Wochen sein, daß ich, lieber Ringseis, aus meinem Bett aufsprang, in welchem ich Ihren Brief von Rom aus empfangen hatte, worin Sie mich um einen, nur um einen einzigen Brief baten, und Ihnen obiges schrieb und vergaß weiterzuschreiben. Heute werde ich an Sie erinnert durch einen jungen Maler Stilke[1], der mich um Empfehlung an Sie bittet. Ich bitte also, aus obigen Zeilen so viel Teilnahme wie immer möglich zu schöpfen und sie dem überbringenden Jüngling zufließen zu lassen. Ob ich ihn persönlich nicht genau kenne, so sprach doch sein eigener Mund, daß es ihm sehr ernst sei, recht brav in München zu studieren, und ich habe keine Ursache, dies für keine authentische Nachricht zu halten, indem er es doch am besten, ja allein genau wissen kann. Nächstdem hatte er noch ein Kleeblatt von treuen Freunden, welche mir munter und grün an einem Stiele versichert haben, daß Stilke aller besten Empfehlung und Teilnahme nicht allein wert, sondern auch bedürftig sei. An diesem Blatt ist nun Herr Stilke selbst wieder ein Blatt, welches wieder für die mögliche Wahrheit dieser Aussage spricht. Lieber scharfer Kennerblick und herzliche gutmütige Laune, seid so gut und packt mir den Ringseis auf und führt ihn zu Herrn Stilke als wahren Menschen- und Malerfreund. Ich bin nicht gewöhnt, jemand zu protegieren, ohne daß ihm die Sonne scheint. Also auch das verlang' ich von Euch, Ihr beiden! Schön Wetter.

Ich habe an mehr Leute zu schreiben wie an Sie, aber es sind welche dabei, die haben keine Ohren und kein Herz; sie haben sogar keine Augen für mich. Da mein' ich denn, wenn ich auf Papier kratze, ich müsse alles, was jene nicht hören, sehen und fühlen wollen, gleich hinzusetzen. Sollten Sie lachen, so wären Sie in unanständigem Irrtum, denn ich sage Ihnen dies mit einem tiefen Schmerz. Auch der Anfang meines Briefes war in Schmerzen geboren, und ich verweise Sie auf seine ersten Zeilen, in denen es enthalten ist, daß es schwer sei, die wahre Seele in unbezweifeltem Wort aufs Papier zu bannen. Und noch setze ich hinzu, nur inhaltschwer wäre der Brief Ihrer und meiner würdig. Drum breche ich ab und schreibe lieber an einen andern, der mir in dem Brief an Sie keine Rechenschaft abfordern kann, und von dem Sie nicht verlangen können, daß Sie verstehen, was ich an ihn zu schreiben habe[2]:

---

[1] Historienmaler Hermann Stilke, geb. zu Berlin 1803, gest. ebenda 1860.

[2] Es ist zweifellos, daß Bettina hier an ihre Korrespondenz mit Goethe denkt. An ihn schreibt sie (Briefwechsel mit einem Kinde II 310): „Schon oft hab' ich mich im Geist vorbereitet, Dir zu schreiben, aber Gedanken und Empfindungen, wie die Sprache sie nicht ausdrücken kann, erfüllen die Seele, und sie vermag nicht ihr Schweigen zu brechen.“ Den Brief vom 29. Juni 1822 aber beginnt sie: „Du siehst an diesem Papier, daß es schon alt ist und daß ich's schon lange mit mir herumtrage; ich schrieb's im vorigen Jahre, gleich nachdem ich Dich verlassen hatte . . .“ (Briefwechsel II 309.) Das stimmt so ziemlich mit dem Datum dieses Briefes, 12. Juli 1821. Die Hervorhebung der Worte in diesem Satze ist nicht von Bettina, sondern dient der Verdeutlichung.

„Daß das Leben ein End' nimmt, beklage ich doch nur darum, daß ich früher weg soll oder später bleiben wie Du, daß die Form, in der Du der Welt und mir gegeben bist, zurückflüchtet in den weiten Schoß der Allmacht, und daß so mein Wesen vielleicht nie mehr so unmittelbar das Deine berührt. Daß das Leben ein End' nimmt, beklage ich noch mehr darum, daß die Hoffnung nur auf eine kurze Zeit gestellt ist, in dieser Dich mir anzueignen, und dann ist es aus, die Himmelslichter erlöschen. Und wenn wir vorher uns nicht besannen, da es hell war, so werden wir jetzt uns nicht erkennen, da es dunkel ist. Oder sollte vielleicht die stille Winterdecke zum neuen Frühling uns zueinander führen? Sollte ich da an deiner Brust schlafen dürfen [1] und solltest Du eher mitleidsvoll gewahr werden, daß die Wunden der losgerissenen Bande auf meiner Seite sind und daß Du Dich unverletzt erhalten?"

Lieber Ringeis, Sie hörten wohl oft das Lied der Nachtigall im Schatten, im Dunkel einsamer, undurchdringlicher Wälder. Sie haben doch wohl nie gefragt: „Was heißt das auf deutsch?" — Soll ich noch weiter singen?

[„Möchte ich Dich nach Jahren so wiederfinden wie heute."]

„Verachte mich nicht um diesen vom Himmel kommenden Schmerz. Ich bin glücklich in Deinem Dienst. Für Dich kann ich nichts tun, so ist's mein Glück, daß ich um Dich trauere. Die unversiegbare Quelle meiner Erinnerung vereidet mich dir hundertfältig. Der Seligkeit, die ich durch Dich erkannt habe, gehöre ich ewig. Dein Lächeln, Deine Worte sind meine Freunde. Es ist ein höherer Wille, der mich Dir erhält; es ist mein Gebet, an Dich zu denken." [2]

Lieber Ringseis, Sie merken wohl, dies sind persische oder indische Nachtigallen [3], die in deutscher Mund- und Denkungsart singen gelernt haben. Die zweite sang eine Antwort auf die unten eingeklammerten Worte [4]. Ach warum hab' ich nicht früher daran gedacht, so manche Gesangsweise, die ich vernichtete, lieber Ihnen zu schicken. Mißdeuten Sie den rätselhaften Wechsel großer und kleiner Buchstaben nicht; er gehört mit zu meiner Eigentümlichkeit, die sich von der Seite meines geschriebenen Briefes am vollkommensten mit dem Worte Faselei ausdrückt.

---

[1] Alle diese Ergüsse richten sich offenbar an Goethe. Zwar finden sich im „Briefwechsel des Kindes" nicht wörtlich dieselben Wendungen, aber die gleichen Vorstellungen kehren immer wieder, z. B. das Schlafen an Goethes Brust, eine Erinnerung an ihren ersten Besuch (Briefwechsel I 11). Noch in einem Brief vom 1. August 1817 (Briefwechsel II 301) heißt es: „Mir träumte vor drei Jahren, ich erwache aus einem ruhigen Schlaf, auf Deinen Knieen sitzend ... Du sagtest: ‚So lange hab' ich Dich an meinem Herzen schlafen lassen'. .. Nun grüße ich Dich nochmals durch alle Nacht der Vergangenheit und drücke die Wunden wieder zu, die ich so lange nicht zu beschauen wagte." Vgl. auch Tagebuch 215. Der ganze Abschnitt hier würde ohne weiteres ins Tagebuch oder unter seinem richtigen Datum in den „Briefwechsel" passen.

[2] Vgl. Tagebuch 223: „Gebete steigen gen Himmel, was ist er, der auch himmelan steigt? — Er ist auch Gebet, gereift unter dem Schutz der Musen."

[3] Die persische Nachtigall figuriert auch im Briefwechsel mit Goethe; vgl. Tagebuch 215.

[4] Oben durch Klammern bezeichnet.

Sie schrieben mir, daß der Kronprinz[1] mich grüßen läßt. Wie kommt's, daß er seinen nächsten Nachbar auf weitem Umweg und durch die dritte Hand grüßen läßt? Dies hat etwas Mystisches und macht mich neugierig. Wenn er zum Fenster heraussieht, so sieht er mir ja ins Fenster. Ich habe mich bis heute im stillen gewundert, daß er immer tat, als bemerke er mich nicht. — Da er aber diesen Weg eingeschlagen hat, so grüße ich ihn wieder, hundert-, ja tausendmal, denn Grüße sind mir was Geringes. Unter dieser schlechten Decke liegt aber verborgen die innigste, die tiefste Teilnahme, die kein irdisches Wort in irdische Luft hinausstoßen kann. — Ich wünsche dem Kronprinzen alles Gute, am meisten aber wünsche ich ihm, daß er nach weitem Umfassen der weiten Leere, diese nie bis in die Mitte seiner eigenen Brust empfinde. Es ist eine Unannehmlichkeit, die einem geistreichen Kronprinzen sehr leicht widerfährt; man nennt es Abspannung.

Adieu, lieber Fischer! Beschau den wunderlichen Fang an Deiner Briefangel mit kritiklosem Behagen; verzehre ihn ohne Angst, daß er wahnsinnig sei, weil er so zappelt. Und damit Du nicht zweifelst, wes Geisteskind er sei, so sei gegrüßt im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes, Amen.

Meine fünf Kinder werden alle auf dem Weg zur Tugend und Weisheit getrieben und gepfercht durch ein Hofmeisterlein, das sich als guter Haken ausweist. Er stammt von einem Schneiderlein; vier Bruderäste haben sich an diesem Stamm zu Schneidern gebildet; er allein hat sich beizeiten gekrümmt zur gelehrten Jurisprudenz. Friedmund, Ihr Pate, ist die Lust und Herzenswonne dieses treuen Freundes meiner Kinder. Mein jüngstes Kind, Gisela Armgard, wird Amira genannt, ist gar schön, macht aber der Mutter viel Sorgen, hat Grübchen in den Wangen. Ihre ergebenste (im innigsten Sinn des Wortes)

Freundin Bettina von Arnim.

4.

Bettina an Dr Ringseis.

Berlin, 24. September 1829.

Lieber guter Ringseis! Ich habe soeben vernommen, daß Ihnen eine Tochter geschenkt ist[2]. Das freut mich, und ich wünsche dem Kind Gedeihen wie den meinigen. Wenn's mit rechten Dingen zugeht, so hat Ihnen Arnim persönlich schon seinen Anteil bewiesen[3]. Ich wünsche, daß Sie ihn mit aller Liebe be-

[1] Der nachmalige König Ludwig I. von Bayern, der Bettina von Landshut her kannte (vgl. Ringseis, Erinnerungen I 83). Ein Gruß an sie steht schon in einem Brief des Kronprinzen vom 31. August 1815 (vgl. a. a. O. I 247 260). Vieles über den Kronprinzen im Briefwechsel eines Kindes II 48 ff 59 96.

[2] Ringseis war seit 28. März 1822 vermählt; seine Gattin Friederike von Hartmann zählte 38 Jahre, als fast gegen alle Hoffnung ihnen im Herbst 1829 die älteste Tochter, Marie, geboren wurde; vgl. Ringseis, Erinnerungen III 51.

[3] Achim v. Arnim kam im Oktober 1829 nach München, wo er bei Görres wohnte (J. v. Görres, Gesammelte Briefe III 360); am 3. November dankte er von Wien aus Ringseis und dessen Frau für alle von ihnen während des Besuches erfahrene Freundschaft.

grüßen, so wie Ihre Freundschaft ein goldener Faden für uns ist, der die auseinanderfallenden Zeiträume und Verhältnisse wieder zusammenbindet. Grüßen Sie in meinem Namen eine liebe Frau, der wir's zu danken haben, daß wir Sie glücklich wissen, und sagen ihr, daß ich sie ebenso gern umarmen möchte und von ihr gekannt sein als meine alten Freunde einmal wiedersehen, und ich habe Hoffnung, daß es doch in Jahr und Tag geschieht.

Von Savigny[1] kann ich Ihnen sagen, daß seine Gesundheit namentlich in der letzten Zeit einen offenbar großen Fortschritt gemacht, und zwar augenscheinlich durch die Homöopathie. Wie Sie auch hierüber denken, es muß dem Freunde wie dem Arzte wichtig sein. Sie sind so freundlich und geben einliegende Zeilen an Arnim, der gewiß die Beweise Ihrer Freundschaft dann schon eingeerntet haben wird, wenn Ihnen diese Zeilen zukommen. Gott befohlen, und eine herzliche Umarmung der ganzen Familie.

Bettine von Arnim.

5.

24. August 1833.

Bettina an Dr Ringseis.

Lieber Ringseis! Gestern, als am 23. August, kam Ihr Schreiben, worin Sie mir die Ehre anzeigen, mich zum Paten Ihres lieben Töchterchens gemacht zu haben[2]. Ich danke Ihnen herzlich für dies Zeichen Ihrer sich gegen das Gefährlichste (gegen die Zeit, die alles unter die Füße bringt) sich bewährenden Freundschaft. Auch in mir haftet die Landshuter Jugendfreundlichkeit noch. Ich war freudig überrascht, alle Damaligen in Ihrem lieben Blatt verzeichnet zu finden. Es wär' eine angenehme Unterbrechung meines gewohnten Lebensganges, wenn ich München besuchen könnte. Wir wollten gewiß den alten Ton wiederfinden, und er sollte so unverfälscht sein, daß alles Neue damit einklingen könnte. Sie hatten ja früher schon die gehörige Nachsicht gegen meine (heidnischen)[3] Gesinnungen, und jetzt bewährt mir die Gevatterschaft, daß die Sonne Ihr Vorbild ist, die alle gleich warm ansieht.

Von Janson war mir sehr interessant zu hören[4]; ich hoffe, daß Homöopathie ihm recht wesentlich nützen könne. Diese ist mir das heiligste Geschenk,

[1] Der berühmte Rechtsgelehrte, Gemahl von Bettinas Schwester Gunda. Seit 1825 war er leidend und zeitweise arbeitsunfähig, 1827 einen großen Teil des Jahres zur Erholung in Italien, ohne befriedigenden Erfolg. Seit Februar 1828 unterstellte er sich der Behandlung eines Dr Necher, der als Leibarzt des Herzogs von Lucca nach Berlin gekommen war. Diese Kur übte rasche, heilsame und dauernde Wirkung.

[2] Von den bekannten drei Töchtern Ringseis' die jüngste, die nach Bettina den Namen erhielt. Patenstelle vertraten gemeinsam die drei Schwestern, Frau Gunda v. Savigny, Bettina v. Arnim und Meline v. Guaita.

[3] Das Wort ist bis auf den Anfangsbuchstaben zugleich mit dem Siegel vom Blatte abgerissen. Die fehlenden Buchstaben sind vermutungsweise ergänzt.

[4] Dr Jos. Janson v. d. Stockh, selbst praktischer Arzt.

was der Gott der Christen und Heiden seinen Erdensöhnen geben konnte. Geist ist göttlicher Ausfluß; wo er Platz findet, da sickert er durch. So hat er sich durch die Homöopathie einen Weg durch die Medizin gebahnt. Es kommt darauf an, daß der felsige Widerspruch gesprengt werde. So haben wir ein klares und stolzes Bett, in dem das Heil der Menschheit dahinfließt.

Guter Ringseis — ja ich hoffe, daß uns West und Ost noch günstig sind und uns einmal zusammenwehen, und da wird dann das Volk der Freunde, wenn es keine Spreu ist, sich auch noch zusammenfinden; da werde ich Revue halten von meinen Ordensrittern.

Der Dr Braun, Überbringer dieses Briefes, wird sich vor Ihrem Forscherblick selbst legitimieren als ein gutes Kind, der leicht ohnmächtig werden kann vor Enthusiasmus für das Schöne. So was werden Sie doch zu schätzen wissen; es ist eine seltene Eigenschaft und hat sich an mir bewährt, nicht als ob ich schön wär' in seinen Augen; ich las ihm aber eine himmlisch schöne Korrespondenz zwischen dem Kind Betine und Goethes Mutter vor[1], und das machte ihn dreherig. Er hat noch mehr Gutes: er läuft für einen durchs Feuer, hat Respekt vor gelehrten Leuten. Was kann ich noch mehr hinzusetzen? Ist das nicht der Mühe wert? und selten genug?

Sagen Sie Ihrer Frau viel Schönes von mir, sollte ich München besuchen, was gar nicht unwahrscheinlich ist, dann wollen wir alle Vorübungen einer neuen Bekanntschaft beseitigen und uns des Rechtes alter Freunde gegeneinander bedienen, da es doch einmal dahin kommen muß. — Gott erhalte Ihnen den Segen, den er Ihnen beschert hat, und verzeihen Sie, daß mein Brief so spät bei Ihnen ankommt, denn ich höre eben, daß mein blonder Briefbote einen Umweg von vier Wochen machen wird.

Bettine.

Savigny sind in Mailand; kommen vielleicht über München zurück. Grüßen Sie Görres.

---

[1] Es sind die Briefe, die zwei Jahre später in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" zuerst an die Öffentlichkeit traten. Keil, Frau Rath (Leipzig 1871) behandelt sie ohne Unterschied als „angebliche Briefe" und spricht S. 29 nur von „wenigen Sätzen in den Briefen der Frau Rath an Bettina, die vielleicht echt sein könnten", jedoch „mit Hinweis auf ihre immerhin bestehende Verdächtigkeit". Vollends (S. 26): „Form und Inhalt der Briefe, welche Bettina als angeblich von ihr an Frau Rath geschrieben mitteilt, beweisen, daß diese Briefe erst nachträglich verfaßt sind". Es wäre doch eine merkwürdige Komödie, wenn Bettina dem befreundeten Herrn ihre eigene Fälschung als authentischen Briefwechsel vertraulich vorgelesen hätte und die Lüge auch noch im Brief an den Freund in der Ferne hätte anbringen wollen.

(Schluß folgt.)

O. Pfülf S. J.

Rezensionen.

A travers le Turkestan Russe. Par ***Hugues Krafft.*** Ouvrage illustré de 265 gravures d'après les clichés de l'auteur et contenant une carte en couleurs. 4° (VIII u. 300) Paris 1902, Hachette et Cie. *Fr* 100.—

Rußland betrachtet sich als den geborenen Herrscher Asiens. Langsam, aber stetig und zielbewußt hat es im 19. Jahrhundert die Grenzen seines Reiches, das bereits die größere Hälfte Europas umfaßt (Europa 9 698 143 qkm und 385 778 000 Einwohner, Europäisch-Rußland 5 389 985 qkm und 105 542 033 Einwohner), nach Asien hin ausgedehnt, dessen Nordhälfte schon unter dem Zepter des „Großen Weißen Zaren" steht. Die Eroberung Kaukasiens (1864) und Turkestans (1866), die Besiedelung und Erschließung Sibiriens und der Mandschurei und die Verbindung dieser riesigen Ländergebiete (Russisch-Asien umfaßt 16 554 807 qkm mit 22 758 203 Einwohnern) durch die transsibirische Bahnlinie und deren Verzweigungen gehören unstreitig zu den gewaltigsten kolonialen Großtaten der Neuzeit.

Das interessanteste Gebiet von Russisch-Asien ist ohne Zweifel Turkestan, die Heimat Tamerlans, die Wiege der indogermanischen Stämme, der Ausgangspunkt jener mächtigen Völkerbewegung, die einst halb Europa erschütterte. Bereits besteht über Turkestan eine reiche, freilich vorwiegend russische Literatur. Ein vorzügliches deutsches Werk (Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt von Franz von Schwarz, vormals Astronom der Taschkenter Sternwarte und Leiter des turkestanischen meteorologischen Instituts. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. Freiburg 1900, Herder) konnten wir hier bereits vor zwei Jahren (LX 326) zur Anzeige bringen. Ein ganz anderes Gepräge als das Buch des deutschen Gelehrten, dessen Wert vorab in seiner streng wissenschaftlichen Methode und Gründlichkeit beruht, trägt das vorliegende französische Prachtwerk. Hier liegt, wie der Verfasser selbst in der Vorrede betont, der Hauptakzent auf dem erstaunlich reichen und kostbaren Illustrationsmaterial, das fast ausschließlich auf Originalaufnahmen zurückgeht und in nicht weniger als 265 mit feinem Geschmack und künstlerischem Verständnis ausgewählten Bildern die schönsten und signifikantesten Landschaftsszenerien, Bauten, Volkstypen, Volksszenen rc. des südlichen Turkestan dem Auge vor-

führt. Die nach Photographien hergestellten Heliogravüren (die 69 Vollbilder auf festem Büttenpapier) sind von einer Feinheit, Schärfe und so tadelloser Sauberkeit, wie wir ähnliches in einem derartigen Werke noch nie gesehen. Das prächtige, starke Papier, der vornehme, breite Rand, der klare, stattliche Druck, der kräftige und doch elegante Einband aus grüner Leinwand mit Goldpressung, alles macht diese neueste Publikation der berühmten Firma zu einer typographischen und bibliotechnischen Glanzleistung ersten Ranges. Krafft versteht es meisterlich, in einem angenehm leichten Tone und doch packend und anschaulich zu schildern, und so wird der Text, der sich eng an das kostbare Illustrationsmaterial anschließt, gleichsam zu einem trefflichen Führer durch eine Bildergalerie, in der man mühelos zugleich angenehme und höchst lehrreiche Stunden verlebt. Im ersten Kapitel (Nouvelles villes russes) lernen wir die russischen Siedelstädte kennen, die durch ein weites, sich stets noch verzweigendes Eisenbahnnetz untereinander und mit dem Kaspischen Meere verbunden und der Sitz des russischen Militärs und Beamtenstandes und der ausländischen Handelsagenten sind. In kluger Berechnung wurden diese Gründungen zwar in die Nähe der alten einheimischen Städte Samarkand, Taschkent, Buchara, Kokan, Margelan ꝛc. gelegt, aber doch völlig davon abgesondert, so daß in diesen Doppelstädten die alte und neue Zivilisation friedlich und ungestört nebeneinander sich entwickeln. Das zweite Kapitel (Vieilles villes indigènes) führt uns mitten in das unbeschreiblich farbenreiche interessante Gewirre des einheimischen Stadt- und Bazarlebens, ein Stück Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Im dritten Kapitel kommt uns Turkestan sodann als hochbedeutsame alte Kulturstätte zum Bewußtsein (Grands monuments de Samarkand), und staunend bewundern wir die imposanten Monumentalbauten Samarkands, die zum Teil bis auf Timur Lenk (Tamerlan) zurückgehen und den furchtbaren Welteroberer auch als Förderer der Künste und Wissenschaften zeigen. Das Gur-i-Mir (Grab des Emir) und das Heiligtum Bibi-Khanim, von dem nur noch die gewaltigen Ruinen stehen, rechnet Krafft zu den herrlichsten Bauwerken von ganz Ostasien, an die selbst die Bauten eines Akbar in Hindustan nicht heranreichen. Um die Landschaft in den großen Städten-Oasen so anmutig zu finden, wie der Verfasser im vierten Kapitel (Campagne et paysages) sie malt, muß man das Land freilich im Frühling oder Herbst besuchen; denn obschon Turkestan unter denselben Breitegraden liegt wie Südeuropa, hat es doch ein echtes Kontinentalklima mit seinen herben Temperaturschwankungen: im Winter eine Kälte bis 20° C., im Sommer eine Hitze bis zu 40 und 45° C., und leidet ebenso unter den eisigen Winterstürmen wie den versengenden Glutwinden des Sommers. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt der französische Reisende im fünften bis siebten Kapitel (V. Habitations et Moeurs. VI. Types et costumes. VII. Grandes fêtes Musulmanes) bei der Schilderung des Volkslebens. Freilich hat er fast nur die seßhafte Bevölkerung der Sarten, Usbegs, Tadschiks ꝛc. kennen gelernt, während er die Kumiß (gegorene Stutenmilch) trinkenden Nomadenstämme der Kirgisen ꝛc. nur gelegentlich streift. Das regsame, kraftvolle Volk mit seinen prächtigen, ernsten Männertypen, seinen malerischen Trachten, seiner patriarchalischen Lebensweise, seinem tiefreligiösen Sinn, seinen

alten Volksspielen und schönen Gebräuchen gewinnt unsere volle Sympathie. Freilich neun Zehntel der Bevölkerung gehören dem Islam an, der hier in Zentralasien seine kernigsten Vertreter zählt und sich in seiner ursprünglichsten und biedersten Gestalt erhalten hat.

Noch eines. Wer Turkestan nur aus diesem französischen Prachtwerke kennen lernt, dürfte leicht dazu kommen, den Wert dieser russischen Eroberung zu überschätzen und ihr eine glänzende Zukunft zu prophezeien. Man tut daher gut, als Korrektiv das oben genannte Buch des nüchternen deutschen Gelehrten daneben zu stellen, das mit dem traurigen, aber aus den physikalischen Verhältnissen mit unbarmherziger Konsequenz gefolgerten Endergebnisse schließt: „Turkestan hat wirtschaftlich keine Zukunft und ist unrettbar dem Untergange geweiht" (S. 584).

A. Huonder S. J.

Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: Was soll der gebildete Katholik lesen? Von **Heinrich Falkenberg,** Kaplan. 8° (72) Kevelaer 1903, Butzon und Bercker. *M* 1.—

Diese mutige, sachkundige und grundsatzfeste Schrift verdient ernste Beachtung bei allen, denen das katholische Leben in Deutschland am Herzen liegt. Gewissenhafte Erwägung schulden ihr zumal die Geistlichen, alle Pfarrer und Religionslehrer, Erzieher und Verwalter von Volks- und Vereinsbibliotheken. Die Schrift wendet sich gegen die traurige Tatsache, daß „eine große Menge sehr zu beanstandender Literaturerzeugnisse von allen Seiten weiten Kreisen empfohlen wird, zum Teil in autoritativer Form" d. h. unter katholischem Aushängeschild. Der Anfang der Ausführungen bringt den kurzen Hinweis auf Mißgriffe der katholischen periodischen Presse, durch welche zuweilen Werke recht bedenklichen Charakters den Katholiken mit Wärme empfohlen worden sind. Die Urteile und Exemplifizierungen werden zweifelsohne Widerspruch erfahren, sind aber durchaus zutreffend, und es ist ein Verdienst, sie offen ausgesprochen zu haben. Ebenso wahr ist die beigefügte Erklärung: „Nicht wenige Mißgriffe (dieser Art) kommen daher, daß vielen in der Öffentlichkeit wirkenden, namentlich jüngeren Katholiken die gerade für sie so nötige Korrektheit abgeht, die genaue Kenntnis der katholischen Prinzipien, oder sagen wir einfach der christlichen Moral". Insbesondere aber befaßt sich die Schrift mit fünf im letzten Jahre massenhaft verbreiteten Weihnachtskatalogen oder literarischen Ratgebern, die, unter spezifisch „katholischer" Flagge segelnd, tatsächlich aber das Geschäftsinteresse oder zum Teil auch Parteitendenzen vertretend, Werke anpriesen, welche für Glaube und Sitte ernste Gefahren bringen, während zahlreiche katholische Werke von Wert und selbst die gesamten Erzeugnisse angesehener katholischer Firmen totgeschwiegen wurden. Es liegt hier mehr als eine bloße Tagesbroschüre vor; es ist vielmehr endlich wieder einmal ein klares, lautes Bekenntnis der christlichen Grundsätze und eines echt katholischen Geistes auf einem Gebiete, von dem man jede Gewissensfrage so gern verbannen möchte, und wo doch gerade das Gewissen so verhängnisvoll und folgenschwer in Mitleidenschaft gezogen wird. Bezeichnend für die tiefeinschneidende Bedeutung dieser kleinen Schrift ist, daß sofort nach ihrem Erscheinen mehrere der einflußreichsten Tagesblätter verschiedenster Richtung zu derselben Stellung nehmen zu müssen glaubten. Möge man von katholischer Seite ein so hochnotwendiges ernstes Mahnwort nicht abschwächen noch benörgeln, sondern zur Nachachtung nehmen.

Die Wandgemälde der St Sylvesterkapelle zu Goldbach am Bodensee. Im Auftrage des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts herausgegeben von **Franz Xaver Kraus.** Fol. (24 S. mit zwei Tafeln in Farbendruck, sechs schwarzen Tafeln und zehn Abbildungen im Text). München 1902, Bruckmann. *M* 32.—

Dies erst nach dem Tode des Verfassers erschienene Werk gleicht einem kunsthistorischen Testament, weil es über einen von ihm in mehreren wichtigen Schriften behandelten Gegenstand sein letztes Wort spricht und seine endgültige Ansicht in klaren, nach beiden Seiten hin gründlicher abgewogenen Sätzen darlegt. Es ist deshalb sehr beachtenswert und zur Ergänzung der einschlägigen Literatur unentbehrlich. Der Verfasser hat dieses in folgenden Ausführungen selbst dargelegt.

Im Jahre 1884 veröffentlichte er die Wandgemälde der St Georgskirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau bei Konstanz und die Miniaturen der Evangelienhandschrift des Erzbischofs Egbert von Trier. Er führte aus, jene etwa um das Jahr 970 entstandenen Wandgemälde und Miniaturen beugten sich nicht unter die Herrschaft des Byzantinismus, sondern lehnten sich an die altchristlich-römische Kunst an. Seine Ansicht wurde von Anton Springer, damals der ersten Autorität in dieser Frage, als richtig erklärt. Während aber Kraus der Wandmalerei die Führung zuweist, suchte 1891 Wilhelm Vöge die Buchmalerei der Abtei Reichenau als den die Zeit der Ottonen beherrschenden Kunstzweig zu erweisen. Haseloff zeigte dann 1901, daß die Reichenauer Maler von Italien aus beeinflußt wurden.

Es kam nun für Kraus hauptsächlich darauf an, klarzustellen, in Italien, woher die Reichenauer Maler vielerlei Förderung schöpften, habe im 10. Jahrhundert keineswegs der byzantinische Stil geherrscht, sondern die weiterentwickelte römisch-christliche Kunst. Er gesteht zu, daß in den römischen Fresken von S. Clemente „indigene Roheit und byzantinische Elemente" sich mischen, daß in S. Urbano alla Caffarella bei Rom „byzantinische und abendländische Motive" vermengt sind, daß selbst in den unter Abt Desiderius von Monte-Cassino in S. Angelo in Formis bei Capua ausgeführten Fresken „die lateinisch-indigene und die byzantinische Richtung sich kreuzen". Gegen Eduard Dobbert hält er aber daran fest, in S. Angelo müsse man „die Kopftypen als vorwaltend lateinisch erklären, namentlich reproduzierten dort die Apostel ganz den altchristlich-römischen und nicht den byzantinischen Typus". Die grüne Untermalung jener Bilder sei ebensowenig byzantinisch als der durch Farbenstreifen dargestellte Himmel. Überdies stelle der Bilderzyklus von S. Angelo den Inhalt der Perikopen der lateinischen Kirche dar, darum auch die Geschichte der Ehebrecherin, welche in der griechischen Kunst nicht gemalt worden sei. Als frei von byzantinischer Manier erklärt Kraus ferner den 1823 untergegangenen Bilderzyklus von S. Paolo fuori le mura aus dem 10. Jahrhundert, die zu Rom bei den Ausgrabungen in dem Oratorium Sancta Sanctorum am Lateran gefundenen Malereien aus der Zeit

um 750 und das neuerdings in S. Cecilia in Trastevere aufgedeckte Weltgericht von Pietro Cavallini, welches sich seinen „beiden Vorgängern, dem Weltgericht in S. Angelo in Formis und in Torcello (12. Jahrhundert), anschließt". „Wir werden also sagen müssen, daß die indigene Kunst sich freilich in einer gewissen Mischung mit byzantinischen Elementen selbst in der Wandmalerei bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts in Rom geltend machte."

Die karolingisch-ottonische Kunst konnte sich also auf italienische Vorbilder stützen, ohne ins Schlepptau des byzantinischen Stils zu geraten. Durch Haseloffs Publikation des Gertrudianischen Psalteriums, das einst im Besitz des Erzbischofs Egbert von Trier war, und durch die Entdeckung der Wandgemälde zu Burgfelden und Niederzell ist dann die Reichenau noch klarer als Führerin dieser ottonischen Kunst hervorgetreten. Den letzten Ring in der Kette bilden jetzt die 1899 aufgedeckten Wandmalereien von Goldbach. Sie stellten den zwischen den Aposteln thronenden Herrn dar. Die Gestalt des Heilandes ist zerstört, die mehr oder weniger gut erhaltenen Figuren der Zwölfboten werden von Kraus eingehend gewürdigt und derselben Hand zugeschrieben, welche den Zyklus der Wunder Christi in Oberzell malte. Dadurch ist nach Aussage des Verfassers bewiesen, daß die Reichenau im 10. Jahrhundert der Zentralpunkt der ottonischen Kunst war, daß dort die führende Rolle der monumentalen Malerei zustand und daß erst in der Reichenauer Schule die altchristlich-römische Kunst diesseits der Alpen abschloß. Ihr folgte seit dem 11. Jahrhundert die national-germanische Auffassung und Darstellungsweise des romanischen Stils.

Den Text begleiten Illustrationen, welche der auf der Höhe stehenden Anstalt von F. Bruckmann würdig sind. Die erste Farbentafel zeigt vier Apostel, die zweite den trefflich wiedergegebenen Kopf des hl. Petrus. Auf sechs schwarzen Tafeln folgen je zwei Apostel in treuer Wiedergabe der vorhandenen Reste, ohne täuschende Ergänzung und ohne irreleitende Restauration. Die Frage nach dem Einfluß des Byzantinismus ist nun freilich auch mittels dieser schönen Publikation noch nicht endgültig gelöst, aber doch einer richtigen Beantwortung in dankenswerter Weise näher gebracht.

Steph. Beissel S. J.

Cours de Philosophie suivi de notions d'histoire de la philosophie à l'usage des candidats au Baccalauréat ès Lettres. Par le P. ***Ch. Lahr*** S. J. T. I: Psychologie — Logique. T. II: Morale — Métaphysique — Histoire de la Philosophie. 8° (pro Band 600) Paris 1901, Briguet. Geb. in Leinwand zusammen *Fr.* 12.—

Im großen und ganzen vertritt der Verfasser dieses Schulbuches der Philosophie natürlich jene Ansichten, die in den katholischen Schulen gang und gäbe sind. Dem Unglauben gegenüber herrscht ja in den Hauptfragen Einheit, im übrigen schlägt jeder seine eigenen Wege ein. Wenn P. Lahr somit auch den bewahrten alten Führern folgt, so ist er doch keineswegs gesonnen, sich ihrer Leitung blindlings anzuvertrauen, er zeigt wohl den Mut, ihre Ansichten der Kritik

zu unterwerfen, sie zu verlassen, um sich den Neueren anzuschließen. Daß er das Gute bei diesen anerkennt, muß sich ja von selbst verstehen. Äußerlich tritt das auch oft darin hervor, daß ein Abschnitt am Schlusse kurz zusammengefaßt wird in geistreicher und packender Form, die irgend einem Neueren entlehnt ist, mag es auch Hegel sein oder Montesquieu. In der Metaphysik wird (II 244) von der Betrachtung des Subjektes ausgegangen, weil man so Anschluß an das moderne Denken erhält, wie P. Lahr dabei auch auf Descartes hindeutet. Diese subjektive Methode mag ja auch, wie der Verfasser im I. Bd dargetan (II 245), zu vielen Begriffen führen, sie ist aber sicher nicht der einzige Weg. Ob sie der leichteste ist, wäre noch sehr die Frage, gefährlich ist sie gewiß. Wenn man I 223 liest, sollte man beinahe zu der Ansicht kommen: der Verfasser stehe trotz seiner ausdrücklichen Verwahrung dem Kantianismus nicht ganz fern, womit ihm allerdings Unrecht geschähe. Mitunter wäre es gewiß erwünscht gewesen, wenn der Verfasser sich etwas eingehender mit den Schwierigkeiten der Modernen befaßt hätte.

Für die Auswahl des Stoffes, Reihenfolge der Abhandlungen, war das staatlich vorgeschriebene Programm maßgebend. So erklärt es sich, daß man eine Ontologie vergebens sucht, denn die einschlägigen Fragen sind von der Regierung auf andere Abschnitte verteilt. So erklärt es sich ferner auch, daß Suarez in der Geschichte der Philosophie bei einem Jesuiten keine Erwähnung gefunden, während ihm Überweg in seiner neuen Auflage 1901 2½ enggedruckte Seiten widmet. Die offizielle Einteilung der Geschichte der Philosophie schaltet ihn eben aus. Nur ein einziges Mal weicht P. Lahr (II 300) von der vorgeschriebenen Ordnung ab und da gewiß mit Fug und Recht, indem er die Unsterblichkeit der Seele zur rationellen Psychologie zieht, während die Behörde diese Lehre erst nach der Theodicee und der Lehre vom Bösen ansetzt. Volle Anerkennung verdient die gewandte Art und Weise, in der P. Lahr die ihm aufgezwungene Stellung zu verteidigen weiß. Fast sollte man in der Tat meinen — so weiß er es zu wenden —, die empirische Psychologie müsse notwendig an den Anfang gestellt werden und nicht die Kritik, wie das gewöhnlich geschieht. Die Dialektik kann gemäß dem Zweck des Buches nur kurz behandelt werden und darf so ohne Schaden an die zweite Stelle treten.

Die Darstellung zeigt oft großes Geschick, zuerst die extremen Ansichten kurz vorzuführen und so dem Leser die richtige Lösung auf die Zunge zu legen. Die Wahrheit muß wohl in der Mitte liegen. Die ruhige Entwicklung eines Begriffes, eines Prinzips, dürfte wohl wenig die starke Seite des Buches sein, vielmehr ist das eher die scharfe Teilung, oft geistreiche Gegenüberstellung. So gelingt es dem Verfasser, nah verwandte Begriffe recht klar auseinanderzuziehen, den Gegensatz bestimmt zu fassen, genau zu umgrenzen. Dadurch wirkt die Darstellung oft überraschend, aber es wird auch etwas Unruhiges, Sprunghaftes in sie hineingetragen. Das tritt auch rein äußerlich darin an den Tag, daß man unter 1000 Seiten kaum eine halbe finden wird, die nicht durch einen oder mehrere Absätze unterbrochen wäre.

Jos. Hövelmann S. J.

Christus. Episches Gedicht in 28 Gesängen von **F. Blanc.** 8° (164) Erlangen 1900, Junge. *M* 3.75

Das Gesamtleben Jesu ist für den Dichter ein gefährlicher Stoff; denn so sehr es wegen seiner Erhabenheit edle Geister anzieht und zum Schaffen auffordert, so schwer fügt es sich wegen seiner göttlichen Einfachheit, die nur verlieren kann, der künstlerischen Behandlung. Doppelt schwierig und gefährlich, wenn vielleicht auch nicht ganz ungeeignet, ist es für die epische Behandlung. Wenn nämlich nur eine Evangelienharmonie, eine Aneinanderreihung der Lebensereignisse beabsichtigt wird, so hat sie sich mit der Erzählung der Evangelien zu messen und muß ohne Zweifel, da ein Heliand heute nicht mehr möglich ist, hinsichtlich der Form unterliegen; denn diese ist aus dem Geiste des Gottmenschen geboren. Soll aber ein eigentliches Kunstwerk geliefert werden — und das verlangt der heutige Geschmack — so ist eine den Höhepunkt bildende Einzelhandlung herauszugreifen, die alles einheitlich um sich gruppiert und zu einem sichtbaren, in sich abgeschlossenen Ziele hinordnet. Das ist aber noch keinem recht gelungen, kann bei der eigentümlichen Natur des Gegenstandes auch nur einem Dichter ersten Ranges gelingen. Gewiß ist es erfreulich, daß christliche Dichter sich immer noch von der Person des Heilandes zu neuen Schöpfungen begeistern lassen, aber es ist es zu bedauern, daß sie stets wieder auf die erstere Form verfallen und somit immer unfehlbar scheitern. Auch F. Blancs Dichtung nimmt sich trotz alles guten Willens neben den biblischen Berichten nur wie ein schwacher Versuch aus. Durch den ziemlich engen Anschluß an die Vorlagen bewahrt sie zwar ihren epischen Charakter, führt uns den geschichtlichen Christus auf seinem Schauplatz vor und erhält damit einen Vorzug vor Klopstocks „Messias“ und Fr. v. Sallets „Laienevangelium“. Allein die alles beherrschende Stellung des Gottmenschen, die doch hervorgehoben werden müßte, bringt sie nicht zum Ausdruck. Auch die Auswahl des Stoffes ist recht willkürlich und läßt zuweilen die großartigsten Züge unbenutzt. In der Anordnung, Verbindung und Lokalisierung der Ereignisse, in der weiteren Ausführung einzelner Charaktere oder kurzer Andeutungen hat sich der Verfasser für seine Zwecke eine berechtigte Freiheit gestattet. Doch scheint er uns gerade darin oft unglücklich gewesen zu sein; man vergleiche nur den Petrus oder Judas der Heiligen Schrift mit den entsprechenden Gestalten des Epos. Sonst hat er außer der anmutenden Einkleidung der ersten Gesänge nur wenige Zutaten und ist damit der Gefahr entgangen, sich wie Lavater ins Unendliche zu verlieren. Trotzdem erscheint das Ganze in das Gebiet behaglicher Breite und gewöhnlicher Auffassung herabgedrückt; denn von der kernigen Kraft, der Frische und Innigkeit der Evangelien ist kaum eine Spur vorhanden, den poetischen Zauber der neutestamentlichen Sprache durch Glanz oder Wärme der Darstellung, durch große Gedanken oder weite Ausblicke etwa zu ersetzen, wird nicht einmal versucht. Besonders haben die Lehrsprüche, Gleichnisse und Reden des Herrn an Weihe verloren. Das hängt zum Teil mit dem unglücklichen Versmaß zusammen. Der lange Hexameter ist nämlich im Deutschen nicht volkstümlich, und verleitet nur zu leicht zu verflachenden Flickwörtern und prosaischen

Wendungen, die nirgends verderblicher wirken als bei so erhabenem Stoff. Er ist hier aber mit Sorgfalt gearbeitet, selten holprig und fließt an vielen Stellen dahin wie die Verse Homers und Ovids. Der Dichter ist ein gläubiger Protestant und behandelt die heiligen Personen mit Ehrfurcht und durchgehends würdig. Daß er an einigen Stellen entgleist, ist zwar nicht zu verwundern, doch kann schon deshalb das Werk Katholiken nicht empfohlen werden. Überdies liegt uns der „Jesus Messias" unseres verstorbenen F. W. Helle viel näher. Wer also das Leben des Erlösers in solcher Form wünscht, versenke sich in diese Dichtung. Allerdings hat auch sie wenig Anklang gefunden. Das ist aber nicht auffallend; denn sie kommt den Forderungen unserer Zeit zu wenig entgegen, schreckt mit ihren unendlichen Hexametern, langen Schilderungen, ermüdenden Betrachtungen und Erklärungen wirklich ab. Daher kann es keinem verübelt werden, wenn er statt zu einer Messiade zwar nicht zu K. Mays Erzählungen (vgl. Dichterstimmen der Gegenwart XVI 40), wohl aber zum Evangelium nach Lukas oder Johannes greift, aus dem das Bild des Gotteshelden ihm in unnachahmlicher Schönheit entgegenstrahlt.

Hermann Wiesmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

Lehrbuch der Dogmatik. Von Dr. Jos. Pohle. Erster Band. 8° (X u. 526) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 5.60; geb. *M* 6.80

Das gesamte Werk soll drei Bände umfassen. Das vorliegende Drittel behandelt die allgemeine Gotteslehre, die Trinitätslehre und die Schöpfungslehre, bei welcher auch die Erhebung des Menschen zur Übernatur zur Sprache kommt. Dr. Pohle bietet hier wirklich, wie er versprochen, „die Offenbarungswahrheit ohne Rücksicht auf den Zeitgeist in ihrer ungetrübten Gestalt und Ganzheit". Dabei überzeugt uns aber die reiche Literaturangabe und die eigentümlich frische Darstellungsweise, daß der Verfasser kein „bloßer Kopist von alten Vorlagen ist". Dogmengeschichtliche Notizen sind überall mit der spekulativen Darstellung organisch verknüpft; die Irrtümer unserer Tage kommen zur Sprache, und Fragen, die heute ein besonderes Interesse haben, werden besonders berücksichtigt. Allerorts begegnen wir der in ihrer Art noch unübertroffenen „Theologie der Schule" mit ihren klaren Begriffen, knapp formulierten Lehrsätzen und kurzen schlagenden Beweisen. Die Darstellung der Kontroverse über das göttliche Vorherwissen der freien kreatürlichen Akte und insbesondere über das „Medium der Erkenntnis" scheint uns von einer auf spekulativem Gebiete seltenen Klarheit und Durchsichtigkeit. Auch sonst ist die Darstellung sehr lichtvoll. Die Polemik ist objektiv

und ruhig, nur einmal — S. 501 — stießen wir auf ein hartes Wort. Auch das praktische Moment ist nicht übersehen; die Abschnitte über Gottes Gütigkeit und Schönheit, Allherrschaft, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit bieten dem Prediger wertvolle Gedanken. Zugleich muß es als Vorzug des Werkes erscheinen, daß es überall zum tieferen Studium anregt und durch reiche Angabe der griechischen Terminologie den angehenden Theologen in das Studium der Väter einführt. Vielleicht bietet das baldige Erscheinen der folgenden Bände Gelegenheit, einige besondere Punkte im Zusammenhang hervorzuheben. Folgende kleine Wünsche seien hier ausgesprochen. Bei schwierigen Partien wie S. 53 f 91 214 dürfte sich ein tieferes Eingehen empfehlen. S. 253 ff scheint eine genauere Scheidung und Wertung des Beweismaterials geboten. S. 144 möchte die Beweiskräftigkeit von Job 14, 4 und Ex 20, 4, S. 248 die von Mt 14, 33 einigem Zweifel unterliegen.

Die Kirche. Von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Val. Holzer. 8° (VIII u. 482) München 1903, Schuh & Cie. *M* 5.—; geb. *M* 6.20

Jede Arbeit über die Kirche verdient in heutiger Zeit eine besondere Beachtung. Dem vorliegenden Buche des vielgenannten Bischofs von Cremona, Msgr Jer. Bonomelli, der in Deutschland nicht unbekannt ist und den sogar die verschiedensten Richtungen unter den Katholiken für sich in Anspruch nehmen zu dürfen vermeinen, kann man trotz einzelner Schwächen und kaum beweisbarer Behauptungen, die es enthält, nur die weiteste Verbreitung, namentlich unter der gebildeten Laienwelt, wünschen. Es bildet den dritten selbständigen Teil eines unter dem Gesamttitel Seguiamo la ragione erschienenen Zyklus, dessen erster und zweiter Teil über Dio, Uno e Trino und Dio-Uomo, Gesù Cristo handelt. Gegenstand dieses dritten Bandes ist also die Kirche. „Mancher möchte vielleicht glauben, ich wollte darin alles zusammenfassen, was sich über die Kirche sagen ließe; wäre dies meine Absicht gewesen, so hätte ich einen andern Weg und eine andere Form gewählt. Ich hatte nur vor, das Hauptsächlichste, das unsere Zeit am meisten Interessierende mehr unter philosophischem als theologischem Gesichtspunkte in einer für die Gebildeten zweckdienlichen Weise zusammenzufassen" (S. 453). In der Tat, wen interessieren, um aus dem reichen Inhalte des Buches nur einiges namhaft zu machen, Fragen wie die folgenden nicht? „Ist die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zur Seligkeit notwendig? Was ist von all jenen zu sagen, die außerhalb der Kirche leben und sterben?" (S. 225 ff.) „Welche Mittel gab Jesus Christus der Kirche zur Begründung und Verbreitung des Glaubens auf Erden? Kann die Kirche mit materieller Gewalt den Glauben auferlegen?" (S. 261 ff.) Die Inquisition. Die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft in ihren gegenseitigen Beziehungen. Trennung von Staat und Kirche. Die Kirche und die modernen Freiheiten. Dogmatische Unveränderlichkeit und wissenschaftlicher Fortschritt in der katholischen Kirche. Der kirchliche Zölibat usw. Wegen der feinen Systematisierung und der scharfen Begriffsbestimmungen, an denen man alsbald den geschulten Denker und Theologen erkennt, ist es aber von großem Belang, das Werk von Anfang bis zu Ende zu lesen und zu studieren. Die Übersetzung, die Professor A. Ehrhard gewidmet ist, liest sich im ganzen recht leicht und gefällig. Sicher würden es manche dankbar begrüßen, wenn auch die beiden ersten Teile in einer guten Übersetzung vorlägen.

Facta loquuntur oder Reflexionen über ein Decennium bischöflicher Amtstätigkeit. Zusammengestellt von Dr. Franz Botek und A. Kleiber. gr. 8° (VI u. 176) Olmütz 1903, Hölzel. Geb. *Kr.* 7.—

In dem eleganten, mit vielen Abbildungen gezierten Prachtalbum berichtet ein Priester, der neun Jahre zur nächsten Umgebung des jetzt regierenden Fürstbischofs von Olmütz gehörte, von dessen Amtsführung und Privatleben, und der Generaldirektor der fürstbischöflichen Liegenschaften (auf 40 Seiten) über die Verwaltung der Mensalgüter. Es mag ungewöhnlich erscheinen, solche Darlegungen, welche ohne interna zu berühren kaum gemacht werden können, noch zu Lebzeiten eines Oberhirten, nach den ersten zehn Jahren seines Wirkens, dem großen Publikum unterbreitet zu sehen; es hat aber seine Berechtigung wie in dem augenblicklich abnormen Stande der kirchlichen Verhältnisse Österreichs im allgemeinen, so insbesondere mit Rücksicht auf die beispiellose Hetze, welche gegen den tüchtigen, tätigen und wohlmeinenden Olmützer Oberhirten gegenwärtig entfesselt ist. In Deutschland kennt man solche Stürme aus den Tagen Bischof v. Kettelers, in denen (1861—1863) ein ähnliches öffentliches Eintreten der treuen Priester für ihren Bischof notwendig geworden ist. Aber im Hinblick auf manche ungerechte Vorurteile, welche gegen den österreichischen Episkopat überhaupt bei uns verbreitet sind, und gegenüber der verwirrenden Zeitungsmache über den Olmützer Streitfall wird auch hier die hübsche Schrift Teilnahme erwecken und sich nützlich erweisen. Trotz der rein schematischen Form des zweiten Teiles bietet sie eine wahrhaft erhebende Lesung und zeigt in dem so bitter befehdeten Oberhirten den echten Nachfolger der Apostel, zugleich einen Regenten von weitem Blick und wahrhaft den Wohltäter des Landes.

Ausgeführte Katechesen über die katholische Glaubenslehre für das sechste Schuljahr. Bearbeitet von Heinrich Stieglitz, Stadtpfarrprediger in München. 8° (332) Kempten 1902, Kösel. Brosch. *M* 2.40; geb. *M* 3.—

Vorliegende, gut durchgearbeitete Katechesen sind keine Kommentare zum Katechismus, sondern treffliche Vorträge für eine bestimmte Schulklasse. Jede behandelt ein einheitliches Thema, und zwar stets in drei Hauptstufen und zwei Nebenstufen. Der Verfasser kündet beim Beginn jeder Unterrichtsstunde sein Ziel an und zeigt, wie dasselbe mit dem bereits Gelernten zusammenhängt und weitere Kenntnis vermitteln soll. Das ist seine erste Nebenstufe. In seiner ersten Hauptstufe wird die neu zu erlernende Wahrheit den Schülern in einer Erzählung verkörpert dargeboten. Die Erklärung dieser Wahrheit mit Hilfe der Erzählung und des Wortlautes der Katechismusfragen ist die zweite Hauptstufe. Der Zusammenfassung des eben Vorgetragenen, der zweiten Nebenstufe, folgt als dritte Hauptstufe die Anwendung. Nachdem in den vorhergehenden fünf Schuljahren der Wortlaut des Katechismus den Kindern gut erklärt worden ist, hat diese „psychologische Methode" große Vorteile und wird sie schöne Erfolge erzielen.

Iuris canonici privati institutiones. Auctore Carolo Lombardi. 3 voll. Editio secunda. (514, 510 u. 452) Romae 1901. Desclée, Lefebvre et socii. *Fr.* 12.—

Lombardi gibt in den drei Bändchen Klein-Oktav eine klare Übersicht über das Kirchenrecht. Die Anfangsgründe sollen geboten werden. Tieferes Eingehen auf die Rechtsquellen oder auf Nebenfragen wird vermieden. Diese kurze, sprachlich recht treffend gegebene Einführung in die Lehren des Kirchenrechts ist der Ab-

sicht des Verfassers entsprechend gelungen. Dafür zeugt auch schon die gute Aufnahme des Werkes. Die Einteilung hält sich mit einer kleinen Verschiebung an die von Lancelotti überkommene. Dadurch tritt freilich die Nötigung ein, wichtige Punkte außer dem Zusammenhange des Systems nur äußerlich anzureihen. In der Angabe von Fundorten der Quellenbelege wie von Arbeiten älterer und neuerer Zeit ist wohl eine zu große Zurückhaltung gewahrt. Zwar sind am Schluß des dritten Bandes unter fünfzig römischen Ziffern ebensoviele Schriftsteller aufgeführt aus der Zeit von Innozenz IV. (Sinibaldus Fliskus, gest. 1254) bis Sanguineti Sebastianus (gest. 1893). Durch dieses Verzeichnis wird aber nicht verhindert, daß der Schüler auf das Zeugnis des Lehrers allein angewiesen bleibt. Das ist für Anfänger im Kirchenrecht, welche doch meistens zu den älteren Herren zählen, nicht gerade wünschenswert. Die Berechnung des Kirchenjahres bildete früher einen notwendigen Bestandteil der geistlichen Bildung. Seitdem der billige Kalender die Arbeit versieht, verläßt man sich auf die Rechenkunst des Kalendermachers. Lombardi hat dem computus ecclesiasticus (II 132 ff) wieder die gebührende Beachtung geschenkt.

Die Nachevangelischen Geschicke der Bethanischen Geschwister und die Lazarusreliquien zu Andlau. Von J o s. R i e t s c h, Vicar an St Stephan in Mülhausen i. E. 8° (60) Straßburg 1902, Le Roux u. Co. 90 *Pf.*

Im Jahre 1860 wurden zu Andlau die Überreste wieder aufgefunden, die man bis zur französischen Revolution daselbst als Reliquien des hl. Lazarus betrachtet hatte. Da man sich von der Echtheit der Gebeine nicht zu überzeugen vermochte, so hatte der Fund eine Erneuerung der alten Verehrung nicht zur Folge. Eingehende Studien, angestellt in der Absicht, zu erfahren, was denn jene Reliquien ursprünglich gewesen seien, führten indes den Verfasser zur Überzeugung von ihrer Echtheit. Die Andlauer Heiligtümer haben nach ihm nichts zu tun mit den provençalischen Reliquien und Traditionen. Lazarus war vielmehr Bischof von Citium auf Cypern, Kaiser Leo VI. hat seine Überreste von dort am Schluß des 9. Jahrhunderts nach Konstantinopel gebracht und kurz nachher der hl. Richardis bei ihrem Besuch des Heiligen Landes geschenkt. Die hl. Richardis hinterließ sie ihrer Lieblingsstiftung Andlau. Die Schrift ist mit großer Sorgfalt und Umsicht unter Heranziehung der entlegensten Quellen ausgeführt und bietet interessante Ergänzungen zu den Arbeiten von Duchesne und Morin über die Geschwister von Bethanien.

Der erste Klemensbrief an die Korinther nach seiner Bedeutung für die Glaubenslehre der katholischen Kirche am Ausgang des ersten christlichen Jahrhunderts untersucht von Dr. theol. W i l h e l m S c h e r e r, Präfekt am bischöflichen Knabenseminar Regensburg. 8° (XVI u. 316) Regensburg rc. 1902, Friedrich Pustet. *M* 3.20

Nach einer literaturgeschichtlichen Einleitung bietet die Schrift im „Allgemeinen Teil“ eine Charakteristik des Klemensbriefes und seines Verfassers, worauf dann der „Besondere Teil“ die Quellen der dogmatischen Anschauungen des Klemens, seine Gotteslehre, seine Lehre von der Rechtfertigung und der Kirche darlegt. Der Verfasser hat mit großem Fleiß eine große Menge von Schriften über seinen Gegenstand durchgearbeitet und sich mit liebevoller Aufmerksamkeit in alle Gedanken=

gänge des hl. Klemens eingearbeitet. Wer sich für dogmengeschichtliche Forschungen interessiert, wird in der Schrift viel Brauchbares finden. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser seine Erstlingsschrift nicht von einem älteren, mit den Einzelheiten der älteren Kirchengeschichte vertrauten Zensor hat durchsehen lassen. So ist es gekommen, daß in Nebendingen einige recht unangenehme Versehen stehen geblieben sind und die Schrift sogar mit einem solchen beginnt. Indessen sind diese Fehler von nicht großem Belang. Wir wünschen dem fleißigen und scharfsinnigen Verfasser noch öfter auf dem Gebiet patristischer Forschung zu begegnen.

Die Chronologie der Correspondenz Cyprians und der pseudocyprianischen Schriften Ad Novatianum und Liber de rebaptismate. Dissertation von Leo Nelke, Priester der Diözese Culm. 8° (208) Thorn 1902, Selbstverlag des Verfassers. *M* 4.—

Der Verfasser beabsichtigt, eine größere Arbeit über die Anerkennung und Auffassung des päpstlichen Primates bei den ältesten Kirchenvätern zu veröffentlichen, zu welcher die vorliegende chronologische Studie eine Einleitung und Grundlage bieten soll. Zeugt es von dem Mute des Verfassers, daß er für seine Erstlingsschrift einen Gegenstand wählte, der ein so bedeutendes Maß von Kenntnissen und Reife in theologischer wie geschichtlicher Beziehung erfordert, so beweist die vorliegende Probe, daß es ihm an Fleiß und Scharfsinn nicht fehlt und ebensowenig an eingehender Erwägung der bekannten Schwierigkeiten, welche nicht sowohl Cyprians Theorie als Praxis bietet. Ein eingehenderes Urteil versparen wir wohl besser auf die Zeit, wenn die versprochene Abhandlung „Der Primat nach Cyprian und der vorcyprianischen Patristik" vorliegen wird.

Seelsorger-Praxis, eine Sammlung praktischer Taschenbücher für den katholischen Klerus. 8° Paderborn, Ferd. Schöningh.

1. **Die praktisch-soziale Tätigkeit des Priesters.** Von Dr. Max Heimbucher. (230) 1902. Geb. *M* 1.50
2. **Arbeit und Leben des katholischen Klerikers.** Von Dr. Heinrich Gassert. (183) 1902. Geb. *M* 1.20
3. **Der Klerus und das Strafgesetzbuch.** Von Dr. Adolf Rösch. (172) 1902. Geb. *M* 1.20
4. **Vademecum für die Präsides kathol. Jünglingsvereinigungen.** Von Dr. Josef Drammer. (104) 1902. 90 *Pf.*
5. **Zwangsgedanken und Zwangszustände.** von S. Weber. (109) 1903. 90 *Pf.*

Der Zweck dieser in jeder Hinsicht vortrefflichen Sammlung ist ein eminent praktischer: dem katholischen Seelsorger auf Gebieten, die sein tägliches Leben berühren, alle nur wünschenswerte Belehrung zu erteilen, ihm zur Ausübung seiner seelsorglichen Tätigkeit mit nützlichen Fingerzeigen an die Hand zu gehen. Dabei finden die eigenartigen modernen Verhältnisse und alles Wissenswerte aus der geltenden Gesetzgebung die durch den Zweck der Schriften gebotene ausgiebige Berücksichtigung.

Wie kann jeder Priester etwas zur Lösung der sozialen Frage beitragen? Mit diesem Thema beschäftigt sich das erste Bändchen. In knapper Form belehrt uns hier Dr. Max Heimbucher über die Notwendigkeit, Wichtigkeit, Art und Weise des

Studiums der sozialen Frage, bietet einen sehr eingehenden und sorgfältigen Überblick über die katholische soziale Literatur, zeigt, wie der Priester schon durch ein musterhaftes Privatleben sozial wirken könne und müsse, was er im Hinblick auf Pflege der Volksbildung und Volksaufklärung, Hebung des Volkswohles in materieller Beziehung, Armen- und Krankenpflege, Förderung des christlichen Familienlebens, Fürsorge für die aus der Schule Entlassenen, ferner in Bezug auf Vereinstätigkeit usw. zu leisten habe. In allen diesen Fragen offenbart sich der Verfasser als geschickter und zuverlässiger Berater.

„Das Vademecum für die Präsides der katholischen Jünglingsvereinigungen" von dem langjährig und erfolgreich in Köln, jetzt in Aachen tätigen Vereinspräses, Oberpfarrer Dr. Josef Drammer, wird speziell den hochwürdigen Herren sehr willkommen sein, denen die Sorge für den wichtigsten Teil der Gemeinde, die heranwachsende Jugend, obliegt. Wenn in der Tat die Blüte der Vereinigungen von der rechten Art und Weise der Gründung und Leitung abhängt, so kann man sich nur freuen, hier von berufener Seite die Leit- und Grundsätze, die in reicher Erfahrung sich bewährten, kurz und klar zusammengestellt zu finden.

Auch die übrigen Schriften bieten des Lehrreichen genug, so die Ratschläge, die der menschenfreundliche Freiburger Arzt Dr. Gassert vom medizinischen Standpunkte aus zum Wohle der Theologen und Seelsorgsgeistlichen gibt; ferner der treffliche Kommentar aller auf Religion und Klerus bezüglichen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs, von Dr. iuris Adolf Rösch, schließlich die interessante pastoral-psychiatrische Arbeit von dem Pfarrer der Kreisirrenanstalt Deggendorf, S. Weber.

Das ganze Unternehmen dieser praktischen Handbücher für den Klerus verdient als ein durchaus zeitgemäßes, einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommendes, freudige Anerkennung und allseitige Unterstützung.

Dagsburg. Germanistische Studien im Elsaß. I. Die Dagsburger Markgenossenschaft. II. Die Markgenossenschaften im Gebiet der ehemaligen Grafschaft Lützelstein und in der Rheinebene des Nordgau. Anhang: Das Westrich, fälschlich Deutschlothringen genannt. Von Richard Stieve, Kaiserl. Landgerichtsrat a. D., Rechtsanwalt zu Zabern, Ehrenpräsident des Vogesenklub. 8° (XII, 312 u. 160) Metz 1903, Commissionsverlag Houpert.

Schon in einem früheren Werke des Verfassers, Geschichte der Stadt Zabern 1900, haben die sachkundigen Aufstellungen über Markeinteilung und Markverfassung des Elsaß, insonderheit die Verhältnisse der Zornmark, Aufmerksamkeit erregt. Dort bereits wurde hingewiesen auf widerrechtliche Beeinträchtigungen, welche den noch fortbestehenden Markgenossenschaften bis in die neueste Zeit hinein an ihrem Eigentum zugefügt worden sind. Die beiden jetzt vorliegenden Bände wenden sich direkt den noch vorhandenen ehrwürdigen Überresten der alten Markgenossenschaften und ihren durch 1400 Jahre des Besitzes und Gebrauches verbürgten Rechten zu. Sie enthalten vorwiegend rechtsgeschichtliche Untersuchungen, welche jedoch theoretisch wie praktisch auch für den Nichtjuristen von höchstem Interesse sind. Der Germanist, der Sozialpolitiker, der Freund der Landwirtschaft, der heimatliebende Elsässer wie der wahre deutsche Patriot sind an der Frage gleichmäßig beteiligt. Dem Verfasser selbst handelt es sich um Recht und Wahrheit; ihm gilt es, den Rest der Markgenossen vor Vergewaltigung und wirtschaftlichem Ruin zu retten. Da der Streit zwischen der in ihrer Existenz bedrohten einheimischen Bevölkerung mit dem Fiskus

noch immer schwebt, und augenblicklich brennend ist, so erklärt sich die mitunter hervortretende größere Lebhaftigkeit der Auseinandersetzung und die gelegentliche Hereinziehung persönlicher Erlebnisse und Beobachtungen, zuweilen auch die Einmischung gewisser Lieblingsideen. Bei der einheimischen Bevölkerung wird das dem Buch nicht schaden. Neben rechts- und kulturgeschichtlichen Auseinandersetzungen von bleibendem Wert kommen übrigens auch staatsgeschichtliche und genealogische Partien zur Geltung, welche recht fleißig gearbeitet sind und die gegebene geschichtliche Entwicklung passend vervollständigen. Gegenüber der entgegenstehenden, vom Fiskus unterstützten und mit großem Apparat auftretenden Parteiliteratur wird das Werk ohne Zweifel einen schweren Standpunkt haben, verdient aber nur um so mehr, von den Freunden deutschen Rechtes und Volkstums nicht unbeachtet gelassen zu werden.

Kirchliche Zustände Straßburgs im vierzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Stadt- und Kulturgeschichte des Mittelalters. Von Dr. Wilhelm **Kothe.** 8° (VIII u. 126) Freiburg 1903, Herder. *M* 2.50

Aus den bis jetzt vorliegenden Bänden des Straßburger Urkundenbuches wollte der Verfasser dasjenige herausheben, was ihm für die kirchlichen Verhältnisse Straßburgs in einer von der kirchlichen Umwälzung noch weit abstehenden Zeit besonders bezeichnend schien, nicht um damit der Lokalforschung zu dienen, sondern um im allgemeinen die Übelstände und Zersetzungskeime im kirchlichen Leben der größeren deutschen Städte zu veranschaulichen. „Straßburg", heißt es S. 22, „spiegelt nur die Verhältnisse der ganzen deutschen Kirche wieder." Man kann hierüber verschiedener Meinung sein, und trotz mancher gemeinsamen Züge und Analogien, in Straßburg den allgemeinen Typus nicht erkennen, auch sonst mit manchen Verallgemeinerungen und Aufstellungen nicht ganz übereinstimmen; trotzdem wird man anerkennen, daß der Verfasser sein Material klar und hübsch zusammenzufassen weiß und auch den richtigen Blick hat, um auf Bemerkenswertes aufmerksam zu werden.

Geschichte der Stadt Paderborn. Von Wilhelm Richter, Professor am Gymnasium zu Paderborn. Zweiter Band (bis zum Ende des 30jährigen Krieges). 8° (XXVIII u. 308) Paderborn 1903, Junfermann. Brosch. *M* 3.75; geb. *M* 4.50

Wenn der zweite Band dieser kenntnisreichen, sorgfältig gearbeiteten Stadtgeschichte noch nicht den erhofften Abschluß des Werkes bringt, so ist das kein Schaden. Die Periode (1585—1648), die hier behandelt wird, ist so bewegt und folgenschwer, das noch unausgebeutete Quellenmaterial fließt so reichlich, daß man dem tüchtigen Lokalforscher für die erweiterte Darstellung nur Dank weiß. Die Unterdrückung der städtischen Freiheit, das Werk der Gegenreformation, die Gestalt Dietrichs von Fürstenberg und die Leiden und Taten der Stadt während des dreißigjährigen Krieges bilden den Hauptinhalt. Schon bei Anzeige des ersten Bandes (vgl. diese Zeitschrift LVIII 225) sind die Vorzüge der Arbeit voll anerkannt worden, die sich auch beim zweiten Bande bewährt haben. Mit Recht schickt der Verfasser die „selbstverständliche" Bemerkung voraus, daß es „nicht angehe, Vorgänge und Menschen jener, vier Jahrhunderte hinter uns liegenden Zeit vom Standpunkt des modernen Denkens und Fühlens aus zu beurteilen". Da wo er selbst vorsätzlich und ex professo über eine historische Erscheinung sein Urteil

niederschreibt, zeugt dasselbe von sorgfältiger Abwägung und Maßhaltung, von Selbständigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Auch viele der Richtigstellungen, welche Löher, Keller u. a. gegenüber in den Anmerkungen kurz erbracht werden, sind vortrefflich. Zweifelhaft erscheint es hingegen, ob die Frage nach der mala oder bona fides stets mit der gehörigen Vorsicht und mit dem vollen Sich-hineinleben in Anschauungen und Situation entschieden worden sei. In den unverkennbaren Sympathien für Liborius Wihart scheint doch auch die vorherrschende moderne Zeitströmung einigen Einfluß zu üben, ebenso in dem allzustrengen Gericht über Fürstenberg die Vorliebe für die Stadt.

Tapfere Frauen der Reformationszeit. Zwei historische Lebensbilder. Von Antonie Haupt. Mit 21 Abbildungen. 8° (330) Essen-Ruhr 1903, Fredebeul und Koenen. Brosch. *M* 3.—; geb. *M* 4.—

Was dargestellt werden soll, ist wirkliche Geschichte, die Form aber ist eine poetische, fast dramatische, an den historischen Roman erinnernde. Die beiden Charakterbilder (Charitas Pirkheimer und Maria die Katholische) treffen den Kern der Sache recht gut; über den „milddenkenden" Melanchthon (S. 106) würde Verfasserin freilich bei eindringenderer Kenntnis auch zurückhaltender geschrieben haben. Die sprachliche Fassung ist eine sehr sorgfältige und schöne. Man mag zweifeln, ob eine solche Behandlung historischer Stoffe ganz allgemein zu empfehlen sei. Aber die Schrift, wie sie liegt, ist eine vortreffliche Lesung, die viele mehr ansprechen und zugleich die Kenntnis der Vergangenheit tiefer und lebensvoller dem Geiste einprägen wird als eine wissenschaftliche, über einem Ballast von Anmerkungen sich mühsam hinbewegende Abhandlung. Gehaltlose und nicht selten bedenkliche Romanlektüre kann durch solche Darstellungen nützlich ersetzt und auch das Interesse für historische Erscheinungen heilsam geweckt werden.

Tugendsterne Deutschlands seit der Glaubensspaltung. Ein Beitrag zur Germania sacra. Von Joseph Mathes, Priester der Diözese Regensburg. 8° (336) Steyl 1902, Missionsdruckerei. Geb. *M* 4.—

Das prächtig gebundene, mit mannigfaltigem Bilderschmuck belebte Buch erzählt in aller Schlichtheit von gottesfürchtigen Personen jeden Standes, Alters und Geschlechtes, welche seit dem Abfall des 16. Jahrhunderts in Deutschland durch Tugenden geglänzt und die katholische Kirche vor aller Welt als die heilige Kirche zur Darstellung gebracht haben. Kanonisierte Heilige oder Selige finden sich dabei kaum mehr als ein halbes Dutzend, aber viele sind, welche mit dem ganzen Ernst ihres Wesens nach der Verherrlichung Gottes in sich und andern gerungen haben. Die Auswahl ist natürlich bei jeder solchen Zusammenstellung etwas willkürlich und von Zufälligkeiten abhängig. Man findet Namen, von welchen die meisten Leser wohl nie gehört haben, aber auch nicht wenige von solchen, die der jüngsten Vergangenheit angehören und die noch als Freunde oder Bekannte unter uns gewandelt sind. Das Verdienst, in gesetzgebenden Körperschaften und öffentlichen Versammlungen für Kirche und Religion mutig eingetreten zu sein, ist vielleicht das einzige, was in keinem Vertreter zur Anerkennung kommt, und doch kann es Zeiten geben, da es einem selbstlosen Verteidiger der heiligen Sache eine Art Martyrium bringt. Auch hier gäbe es für den katholischen Deutschen erhebende Vorbilder. Außer einigen Druckversehen wäre S. 172 zu berichtigen, daß Andreas Faulhaber Weltpriester war und nie dem Jesuitenorden angehörte.

Geschichte des Kulturkampfes in Preußen-Deutschland. Von Paul Majunke. Wohlfeile Volksausgabe. Zweite Auflage. 8° (IV u. 284) Paderborn 1902, F. Schöningh. *M* 1.80

Daß diese kurze, kundige Darstellung eines nahe beteiligten und wohleingeweihten Mitkämpfers in neuer Auflage ausgegeben wurde, ist gut. Sie enthält die Erinnerung an eine schwere aber große Zeit: die Zeit innerer Geeintheit und freudiger Glaubensbegeisterung bei den Katholiken Deutschlands. Solche Erinnerungen enthalten auch weise Lehren, und darum war es wohl angebracht, daß sie durch einen Rückblick auf die seitherige Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse wie insbesondere der Zentrumsfraktion ergänzt worden sind. Im Interesse der Brauchbarkeit des Büchleins ist zu bedauern, daß versäumt wurde, die systematische Inhaltsangabe etwas zu vervollkommnen und ein Sach- und Namenverzeichnis beizugeben.

Nouvelle Bibliothèque Franciscaine. publiée par l'Oeuvre de St François d'Assise. Hagiographie, Biographie, Ascétisme, Mélanges. Première Série. 12° Paris 1901—1902, Poussielgue. à *Fr* 1.50

I et II. **Saint François d'Assise.** Par le R^me P. Bernard d'Andermatt, Général des Capucins. 2e éd. 2 vols. (VIII, 324 u. 328)

III. **Sainte Claire d'Assise.** Par le P. Léopold de Chérancé O. M. C. (XIV u. 252)

IV. **Saint Fidèle de Sigmaringen.** Par le P. Fidèle de la Motte-Servoleix O. M. C. (268)

V. **Fioretti.** Traduction nouvelle de M. le baron Chaulin. (X u. 400)

VI. **Le Saint joyeux,** le bienheureux Crispin de Viterbe. Par le P. Pie de Langogne O. M. C. (XIV u. 310)

VII. **Retraite. Oeuvres posthumes du P. Pacifique de Saint-Pal** O. M. C. Publiée par les soins du P. Exupère de Prats-de-Mollo du même Ordre. (XXIV u. 224)

VIII. **L'Apôtre de la Tempérance ou vie du P. Mathieu,** Capucin irlandais, d'après lord Maguire. Par E. Peltier. (266)

IX. **Sainte Elisabeth de Hongrie.** Par M. l'abbé Saubin du clergé de Paris. (XVI, 192 u. 36)

X. **Une Mission en Ethiopie,** d'après les mémoires du Cardinal Massaja. Par le P. Alfred de Carrouges O. M. C. (336)

XI. **Sainte Rose de Viterbe** du Tiers-Ordre de Saint-François. Par M. l'abbé Barascud. 3e éd. (VI u. 264)

XII. **Le Bienheureux Diégo-Joseph de Cadix,** Apôtre de l'Espagne au 18e siècle. Par le P. Damase de Loisey. (X u. 320)

Deuxième Série. 18° à *Fr.* 1.—; relié *Fr.* 1.50

Catéchisme spirituel du Tiers-Ordre, suivi de Trésor des indulgences, Règlement de vie, Conduite intérieure, Belles prières Franciscaines. Par le P. Eugène d'Oisy. (XII u. 468)

Die hübsche Sammlung volkstümlicher Erbauungsschriften verrät schon in der äußeren Umhüllung etwas von der nahen Verwandtschaft mit dem Kapuzinerorden. Neun der hier angezeigten Bändchen haben Kapuziner zu Verfassern, die andern

stehen durch ihren Gegenstand mit dem Orden in nächster Verbindung. Die erste Serie, welche im Herbst 1901 mit sechs schmucken Lieferungen hervortrat, begann mit wohlbekannten Namen und immer anziehenden Gestalten: dem bekannten schönen Franziskusleben aus der Feder des Ordensgenerals, mit Chérancés hl. Klara, einem neuen Buch über St Fidelis von Sigmaringen und jenem anziehenden Werkchen P. Langognes, aus welchem P. Thomas a Villanova von Zeil (1893) sein köstliches Lebensbild des Sel. Br. Crispin von Viterbo hauptsächlich bearbeitet hat. Die neue Übersetzung der Fioretti schließt sich an Amonis italienische Edition von 1889 an und gibt aus dem Florentiner Manuskript noch zwei Visionen des Bruders Leo im Anhang bei. Weitere sechs Bändchen brachte der Oktober 1902, und zwar zunächst unter dem Titel „Retraite" in 16 Lehrstücken, eine originelle und praktische Anleitung zum Leben christlicher Vollkommenheit. Das kurze Leben der hl. Elisabeth will weniger eine Geschichtsdarstellung geben als eine Tugendschule auf Grund des geschichtlich Überlieferten; eine Novene mit Betrachtungen schließt sich an. Ein Vorzug des anziehenden Büchleins ist die gerechte und verständnisvolle Würdigung Konrads von Marburg. Rosa von Viterbo, die 17jährige Heilige, Vorbild des Seeleneifers einer echten Tertiarierin, ist schon durch ihre glühende Anhänglichkeit an die Kirche wie durch ihre eigentümlichen Beziehungen zum Hohenstaufischen Kirchenverfolger Friedrich II. wert, bei uns Deutschen mehr bekannt zu sein. Diego-Joseph von Cadix, geboren 1743, gestorben 1801, selig gesprochen 1894, glänzte in einer der trübsten Zeiten der Kirche als Bußprediger und Heiliger. Er leuchtet hervor durch seine wunderbare Andacht zur heiligsten Dreifaltigkeit. Zu dem vielen Merkwürdigen in seinem Leben gehört, daß er noch im Jahre 1800 wegen mißdeuteter Sätze in einer seiner Schriften vor der spanischen Inquisition sich zu verantworten hatte. Besonderes Interesse weckt die Lebensgeschichte des berühmten irischen Mäßigkeitsapostels Fr Mathieu (gest. 1856), dessen gottbegnadetes Wirken seinerzeit einen mächtigen Widerhall auch bei uns in Deutschland gefunden hat. Noch anziehender wird für viele der schlichte aber inhaltreiche Bericht über die 36jährige Missionstätigkeit (1846—1880) des 1889 verstorbenen Kardinals Massaja sein, der aus seinen eigenen Aufzeichnungen und Erzählungen geschöpft ist. Schon das Verweilen des kühnen Missionärs an historisch gewordenen Stätten, in Massauah, Chartoum, Kassala usw., sein Zusammentreffen mit dem Negus Theodor und später mit Menelik, seine Beziehungen zu den Päpsten Gregor XVI., Pius IX., Leo XIII. verleihen dem Berichte einen mehr als gewöhnlichen Wert.

Von einer andern Schriftenserie ähnlicher Art, die durch das Format verschieden jener ersten zur Seite geht, liegt bis jetzt nur ein einziges Bändchen vor, ein Handbuch für die Mitglieder des Dritten Ordens. Ein Katechismus der Regel des Dritten Ordens in Frage und Antwort, nach den verschiedenen Monaten eingeteilt, vom Oktober anfangend, handelt recht praktisch von der Bedeutung, den Pflichten und Gnadenvorrechten des Dritten Ordens; ein „geistlicher Führer" mit Unterweisungen, Betrachtungen und auserlesenen Gebeten schließt sich an; ein Wortverzeichnis hilft mit Leichtigkeit alles finden, worüber man der Belehrung bedarf.

Der heilige Rupert. Der erste Bischof von Bayern von der ersten Hälfte bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts. Von Franz Anthaller, emerit. Professor, f. e. geistl. Rat. 8° (96) Salzburg 1902, Dieter. M 2.—

Der Verfasser, der seit langem mit der Lebensgeschichte des hl. Rupertus sich beschäftigt hat, unternimmt es, auch gegen gewichtige Autoritäten, wie Mabillon,

Hansitz, Wattenbach, B. Sepp, die ganze Rupertusfrage nochmals aufzurollen, und sucht durch volkstümliche Darstellung das Interesse weiterer Kreise für dieselbe wachzurufen. Er glaubt die Hauptschwierigkeit gelöst und alles in genügenden Einklang gebracht, sobald man die Wirksamkeit des hl. Rupert in die Zeit zurückdatiere, da Childebert I. der Oberkönig des Frankenreiches wurde (533). So bliebe Rupert wirklich der erste Glaubensverkünder für Bayern. Mit dieser Zeitbestimmung steht Anthaller auch keineswegs allein, und vielleicht wird der Eifer, mit welchem er seine Sache vertritt, neue Forschung und Prüfung anregen. Gewiß ist, daß bis jetzt die versuchten Lösungen niemand ganz befriedigt haben, am wenigsten diejenigen, welche sie vorbrachten.

Vögel unserer Heimat. Für Schule und Haus dargestellt von Leopold Scheidt. Mit 8 Tafeln in Farbendruck und 65 Textbildern. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. 8° (252) Freiburg 1902, Herder. *M* 4.50; geb. *M* 6.—

Die erste Auflage wurde bereits früher in dieser Zeitschrift besprochen (XXXIX 556). Das vortreffliche Büchlein hat eine neue Auflage ohne Zweifel verdient und hoffentlich werden noch weitere der zweiten folgen. Der Inhalt desselben bietet eine sachlich gediegene und zugleich anmutig gehaltene Schilderung der Vertreter unserer Vogelwelt; auch viele eigene interessante Beobachtungen des Verfassers sind darin enthalten. In recht glücklicher Weise ist die Darstellung des Seelenlebens der Vögel gelungen; gegen die Vermenschlichung derselben spricht sich der Verfasser an mehreren Stellen (besonders S. 192) zutreffend aus. Die Abbildungen, sowohl die Textfiguren als die farbigen Tafeln, sind gut und gereichen dem Buche zur Zierde, zumal der Preis desselben ein mäßiger ist. Einen dringenden Wunsch möchten wir für eine künftige Auflage hier äußern: daß nämlich auf den Farbentafeln, die oft 8—10 Figuren enthalten, die Figurenerklärung mit Nummern versehen werde, die sich auf die einzelnen Abbildungen beziehen und die leicht auf dem die Tafel bedeckenden Seidenpapier auf den betreffenden Tieren eingetragen werden können; sonst wird man die Figurenerklärung oft nur mühsam deuten können, wozu wenige die Geduld haben.

Deutsches Lesebuch für Präparandenanstalten. Für katholische und paritätische Anstalten nach den Bestimmungen über das Präparanden- und Seminarwesen vom 1. Juli 1901 ausgewählt und herausgegeben von Dr. Julius Waschow, Regierungs- und Schulrat zu Bromberg. Dritter Teil: Prosa für die zweite und erste Klasse. 8° (X u. 470) Leipzig 1903, Teubner. *M* 4.40

Der zweiten Klasse bietet der Verfasser in drei Abteilungen Geschichtliches, Erdkundliches und Naturgeschichtliches, der ersten ausgewählte Stücke unter den Stichworten: Geschichtliches, Charakterbilder, Landes- und Kulturbilder, Leben und Volkswirtschaft. Die dargebotenen Proben sind den Werken neuerer Schriftsteller aller Richtungen entnommen. Was nach irgend einer Seite hin mit Recht anstoßen konnte, wurde vermieden, doch allseitige Orientierung im Auge behalten. Es liegt auf der Hand, wie schwer dies zu erreichen war. Im Interesse fester Charakterbildung wäre prinzipiell ein Lesebuch für rein katholische Anstalten einem für diese sowie für paritätische bestimmten vorzuziehen, weil dann Liebe zur Kirche eine ausgiebigere Berücksichtigung neben der Begeisterung für das Vaterland hätte finden können.

Von unmodernen Frauen. Novellen von M. Herbert. 12° (432) Köln, Bachem. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Unter den katholischen Erzählerinnen der Gegenwart behauptet M. Herbert immer noch den ersten Platz. Mit dem feinen Gefühle der Frau und mit einer seltenen Kenntnis des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens verbindet sie die Gabe einer klaren, geistreichen, fesselnden Darstellung. Manche dieser zwölf Novellen sind vorzüglich gelungen, wenn sich auch die Motive mitunter wiederholen. Neben den „unmodernen" Frauen finden sich aber, schon um den Gegensatz zu betonen, sehr viele „moderne", und selbst die „unmodernen" sind in manchen Stücken immerhin „Kinder der Zeit". „Unmodern" sind wahrlich auch die Schlußvignetten nicht.

Gerechtigkeit. Drama in vier Aufzügen von Ed. Eggert. 8° (164) Stuttgart 1901, Strecker und Schröder. *M* 2.80

Der Verfasser, als Epiker und Lyriker schon bekannt, hat sich nun auch im Drama versucht. Aber weil er nicht zur Clique gehörte, konnte er mit seinem Stücke, das in mancher Hinsicht viele oft aufgeführte Schauspiele übertrifft, erst durch ein Machtwort von hoher Seite in Stuttgart den Weg zur Bühne finden. Die modern gehaltene Fabel soll, falls sie überhaupt einen klaren Gedanken verfolgt, die Unzulänglichkeit irdischer Gerechtigkeit und ihre traurigen Folgen nachweisen. Diese Unzulänglichkeit hängt mit der Unvollkommenheit alles Menschlichen zusammen, fordert aber weder die Abschaffung der Todesstrafe, wie angedeutet zu werden scheint, noch die Änderung unserer Rechtsordnung. Trotz der pikanten Verwicklungen ist die Behandlung des Stoffes nicht eigentlich glücklich: die Gegensätze sind gar grell, Licht und Schatten ungleich verteilt, die Gesetze der Wahrscheinlichkeit hie und da verletzt, das Haschen nach starker Wirkung etwas aufdringlich, manche Anschauungen schief und verschwommen. Die Technik hingegen ist trefflich: die Handlung ist straff aufgebaut und spannend durchgeführt, das Wechselgespräch hält im ganzen die Mitte zwischen alltäglichem Geplauder und gesuchter Schönrederei.

Auf stillen Pfaden. Von Dr. A. Lieber. Zweite Auflage. 8° (86) Innsbruck 1902, Wagner. *M* 1.50

Dieses Büchlein, dessen erste Auflage in sieben Monaten vergriffen war, stellt sich den „Hochlandsklängen" (vgl. diese Zeitschrift LIX 464) würdig an die Seite; denn nicht leeren Singsang und Klingklang von Lenz und Liebe bietet es in seinen Hauptnummern, sondern gehaltvolle, lebendig erfaßte Bilder von Erdennot und Menschenleid, die der Dichter auf den stillen Pfaden seines ärztlichen Berufes geschaut hat und mit künstlerischem Gestaltungsvermögen hier wieder aufrollt. In kraftvollen und wohllautenden Versen schildert er ergreifende Szenen von der Nachtseite des Lebens, doch mit klassischer Mäßigung läßt er den freundlichen Schein der Himmelssterne in das unheimliche Dunkel hineinleuchten. Zwar ermüden die etwas häufig wiederkehrenden Reimpaare ein wenig, auch finden sich hie und da unreine Reime, aber diese Kleinigkeiten stören nur wenig den Genuß, der ein liebevolles, nachhaltiges Eindringen in die eigenartigen Dichtungen belohnt. „Du sollst nicht töten!" läßt vor der Anklage der im Hintergrunde Stehenden die Schuld des Unglücklichen selbst etwas stark zurücktreten. In dem großartigen und ergreifenden Beati mortui scheint uns die unerlaubte Liebe, die nicht auch innerlich entsagt, etwas zu schonend behandelt.

Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Konstantin den Großen. Neu erzählt, geordnet und gedichtet von Richard v. Kralik, mit Zeichnungen und Buchschmuck von G. Barlösius. Lex.-8° (280) München 1902, Allgemeine Verlagsgesellschaft. *M* 12.—

Die Legende der Heiligen, deren Namen sich im Kalender jedes Bauern finden, deren Statuen und Bilder die Kathedralen und Dorfkirchen der ganzen christlichen Welt schmücken, ist seit fast zwei Jahrtausenden unlöslich mit unserer Kultur verbunden und macht darum einen weit wichtigeren Teil unserer Bildung aus als etwa die griechische Mythologie. An Glanz der Gestalten jedes andere Stoffgebiet überragend, ist sie der Nährboden für eine großartige und beglückende Literatur und Kunst. Was sie in ihrer klassischen Zeit gewesen: ein Lehrbuch der höchsten Tugenden am Leitfaden der Geschichte in stilgemäßem poetischem Ausdruck und künstlerischer Form, das soll sie nach der Absicht des verdienten Herausgebers wieder werden. Darum vermittelt er uns hier die Erzählungen, welche die Volkspoesie um die Heiligen des christlichen Altertums gewoben hat. Er will kein Originalwerk liefern, sondern was die mittelalterlichen Vorlagen, besonders das Passional, ihm boten, das hat er gesammelt, geordnet, gereinigt und glücklich erneuert. Die angemessene Form der Reimpaare, die Art und Weise der Erzählung, den Geist und Ausdruck der alten Vorbilder hat er beibehalten, so daß er ihrer einfachen Treuherzigkeit und schlichten Innigkeit sehr nahe kommt. Daher wirkt die Lesung herzerquickend. Der geschmackvolle Buchschmuck stimmt mit dem Geiste der Dichtung wundersam überein, so daß er ihren Eindruck nicht unwesentlich erhöht.

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee. Von J. Sitzler. 8° (VIII u. 202) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 2.60

Obgleich *Ὅμηρος καὶ πρῶτος καὶ μέσος καὶ ὕστατος παντὶ παιδὶ καὶ ἀνδρὶ καὶ γέροντι* schon längst nicht mehr gewesen, so ist er doch auch keine „überwundene Macht“, sondern wirkt noch immer mit der unwiderstehlichen Kraft, die in einem großartigen Kunstwerke liegt. Wie er daher „ganz Hellas gebildet“ und die gesamte Weltliteratur beeinflußt hat, so wird er auch fürder als größter Epiker seine ungeschwächte Bedeutung bewahren. In der richtigen Erkenntnis, daß er vor allem den griechischen Unterricht gegen die vielfachen Angriffe hält, wenden die Vertreter der altklassischen Bildung jetzt seinem künstlerischen Gehalt eine größere Aufmerksamkeit zu, um den in ihm enthaltenen Bildungsschatz nutzbarer und fruchtbarer zu machen. Wie daher E. Kammer einen ästhetischen Kommentar zur Ilias (vgl. diese Zeitschrift LXII 98), so hat J. Sitzler eine ähnliche Arbeit zur Odyssee geliefert. Steht diese auch an feinen ästhetischen Bemerkungen hinter jenem zurück, so zeugt sie doch von einem liebevollen Eindringen in die Dichtung und ist ein treffliches Hilfsmittel für den Unterricht. In der Inhaltsangabe vermißt man vor allem die Scheidung des Wichtigen vom Nebensächlichen und die Prägnanz des Ausdrucks; die Sprache ist hier auch vielfach hart und ungelenkig. Bei größerer Kürze dieses Teiles wäre für den kunstvollen Aufbau der Handlung, die dichterische Darstellung und eine Gesamtwürdigung der Dichtung mehr Platz gewonnen worden. Bei der Ausscheidung der Zusätze ist ein weises Maßhalten anzuerkennen, doch wird an den homerischen Gestalten der Mangel an sittlicher Tiefe nicht genug betont. Trotz dieser Bemerkungen müssen wir das Buch empfehlen; möge es die deutsche Jugend für den lieben Vater Homer begeistern!

Liebe und Leben. Gedichte von Ernst Huhn. 8° (VIII u. 164) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 3.—

Der zum erstenmal hervortretende Dichter entläßt seine Verse mit dem Geleitwort: Seid ihr auch schlichte Kinder, habt dennoch guten Mut, — Es fließt in euren Adern ja warmes, junges Blut (S. 164). Gewiß, die Gedichte sind warm empfunden, klingen fast immer stimmungsvoll aus und sprechen unmittelbar zum Herzen. Das sind wahre Vorzüge. Aber sie sind auch schlicht, manchmal gar zu schlicht. In den beiden ersten Abschnitten sind Stücke von höherem Werte recht spärlich. Weniger Liebe und mehr Leben! — In den beiden folgenden Teilen sind jedoch viele vortreffliche Gedichte z. B. Friede II, Mitgefühl, Ostermorgen, Kindesaugen, Vision II, Ob ich dich auch wiederseh'? Verwaist, Die Einsame, Die tote Braut, Der Totengräber, Der Halbnarr IV; manche sind ganz originell und ungemein zart. Mehr Kraft und größere Reinheit des Reimes wären dem Verfasser schon zu wünschen.

Helldunkel. Neue Gedichte von Franz Lehner. 8° (IV u. 136) Paderborn 1902, Schöningh. *M* 3.—

Der pfälzische Dichter, dessen Namen wir in dem neuen katholischen Literaturkalender vermissen, hat seinem ersten lyrischen Versuche „Was ich fand" (vgl. diese Zeitschrift LXII 468) bald „Neue Gedichte" folgen lassen. Auch diese sind ausgereifte Erzeugnisse eines feinen Geschmackes, in der Sprache ungemein gewandt, in Auffassung und Bild oft eigenartig und meist glücklich, in Reim und Rhythmus tadellos. Die sorgfältige Ausfeilung dürfte wohl einer der Hauptgründe sein, weshalb viele Stücke nur schwer, oft erst nach wiederholtem Lesen wirken; doch muß anerkannt werden, daß einige, wie „Nach Hause" (S. 28), „Vaterhände" (S. 32), „Geduld" (S. 34), „Rettung" (S. 55), „Die Witwe" (S. 63) unmittelbar ergreifen. Scharfe Beobachtung scheint uns die Stärke des Dichters zu sein, denn neben den Stimmungsgemälden gelingen ihm besonders die poetischen Skizzen und Momentaufnahmen. Unter den letzteren sind ganz ausgezeichnete Nummern, wie „Baby" (S. 93), „Der Elegant" (S. 97), „Die Gnädige" (S. 99). Auch die Prologe sind mehr als Gelegenheitsgedichte, vielfach (z. B. „Fürstenschmuck", „Der Engel der Barmherzigkeit") von großartiger Auffassung und bleibendem Wert.

Ernste Stunden für junge Mädchen. Herausgegeben von Clara Rheinau. Mit Einführung und Schlußwort von G. Rohr. 8° (260) Köln 1902, Bachem. *M* 4.—

Obgleich das zierlich ausgestattete Büchlein, nach einer Schrift des Franzosen Charles Sainte-Foi bearbeitet, manche zu allgemeine und unbestimmte Aufstellungen, hie und da dem deutschen Geschmack wenig zusagende Ausführungen und einige schiefe Schrifterklärungen (z. B. S. 53 54 127 204) bringt, so enthält es doch in wirklich ansprechender Form so viele goldene Lebensregeln, so manche treffliche Winke und gute Ratschläge, daß es jungen Mädchen zu fleißiger Lesung warm empfohlen werden kann.

Miszellen.

Bemerkenswerte Eigentümlichkeiten des russischen Gottesdienstes. Der Propst an der Kirche der kaiserlich russischen Botschaft zu Berlin, Alerios v. Maltzew hat in acht Bänden in deutscher und slavischer Sprache die liturgischen Bücher der russischen Kirche herausgegeben und dadurch einen willkommenen Einblick in den Gottesdienst der Russen eröffnet. Einige beachtenswerte Einzelheiten mögen hier ausgehoben werden.

Die Russen beginnen ihr Kirchenjahr am 1. September. Jeder Sonntag ist bei ihnen der Auferstehung Christi gewidmet, der Montag den heiligen Engeln, der Dienstag den Propheten, besonders dem hl. Johannes dem Täufer, der Mittwoch dem heiligen Kreuze, den heiligen Aposteln und Bischöfen, der Donnerstag und Freitag dem Tode Christi, endlich der Gottesmutter, den Märtyrern und den übrigen Heiligen und dem Andenken der Verstorbenen der Samstag.

Außer Ostern, dem Feste der Feste, haben sie zwölf große Feiertage, drei bewegliche: Palmsonntag, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, und neun unbewegliche: Mariä Geburt (8. September), Kreuzerhöhung (14. September), die Einführung der Mutter Gottes in den Tempel (21. November, Mariä Opferung), Christi Geburt (25. Dezember), Theophanie (6. Januar), Empfang des Herrn durch Simeon (2. Februar), Mariä Verkündigung (25. März), Christi Verklärung (6. August) und Mariä Himmelfahrt (15. August). Ein Allerheiligenfest wird von ihnen am ersten Sonntag nach Pfingsten gefeiert.

Sie zählen 32 Sonntage mit 33 Wochen nach Pfingsten. Dann beginnen sie die Vorbereitung auf die große Fastenzeit. Fällt Ostern früh, so bleiben Sonntage aus. Zwischen jene Sonntage wird je ein Sonntag eingeschoben vor und nach Kreuzerhöhung, Christi Geburt und Theophanie. Für die Zeit von Pfingsten bis zur Vorbereitung auf die Fastenzeit stehen also 38 sonntägliche Evangelien zur Verfügung.

Der vorletzte Sonntag vor Weihnachten, „der Sonntag der Ahnen", ist der Erinnerung an alle heiligen Patriarchen von Adam bis zum hl. Joseph und an die Propheten von Samuel bis Johannes, der letzte, „der Sonntag der heiligen Väter", den Vorfahren Christi dem Fleische nach gewidmet. An diesem Sonntage findet vor der Messe die „Ofenhandlung" statt, ein liturgisches Spiel, welches darstellt, wie die drei Jünglinge zu Babylon in den Feuerofen geworfen und von einem Engel errettet wurden.

An der Vigil vor Weihnachten wird bis zum Abende gefastet und dann eine aus Honig und Getreidekörnern bereitete Speise genossen. Vor Epiphanie endet das Fasten erst, wenn der erste Stern erscheint. An diesem Festtage, an dem auch der Taufe Christi gedacht wird, segnet man die Flüsse und Seen. Fromme Leute baden sich dann mit ihren Kindern in denselben. Als Vorbereitung zur Fastenzeit dienen vier Wochen. Die beiden ersten Sonntage werden nach den

Evangelien ihrer Messen genannt: „Sonntag des Zöllners" und „des verlorenen Sohnes", mahnen also zur Buße für die begangenen Sünden. Der dritte heißt „Sonntag der Fleischentsagung", weil der Genuß der Fleischspeisen endet, der vierte „Sonntag des Käsegenusses", weil an ihm das Essen von Käse, Butter und Eiern aufhört. An diesen Sonntagen und bis zum fünften Fastensonntage wird das folgende Lied gesungen:

„Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste.

„Der Buße Türen öffne mir, o Lebensspender; denn es erwacht mein Geist zu deinem heiligen Tempel, da er den Tempel des Leibes ganz verunreinigt trägt. Du jedoch, der Erbarmer, reinige ihn mit deiner barmherzigen Gnade.

„Jetzt und immerdar und in die Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen.

„Auf des Heiles Pfaden leite mich, o Gottesgebärerin; denn ich habe mit schändlichen Sünden meine Seele besudelt, indem ich mein ganzes Leben in Trägheit vertan habe. Durch deine Fürbitte befreie mich von aller Unreinigkeit!

„Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit und nach der Fülle deiner Erbarmungen tilge meine Missetaten!

„Denkend an die Menge der durch mich begangenen Bosheiten, zittere ich Unseliger vor den furchtbaren Gerichtstagen; doch auf die Gnade deines Erbarmens hoffend, rufe ich wie David zu dir: ‚Erbarme dich meiner, o Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit!'"

Am Sonntag der Fleischentsagung wird das Evangelium vom jüngsten Gerichte gelesen. Am vorhergehenden Samstag betet man für alle Verstorbenen, damit sie zur Rechten gestellt werden mögen. Gleiches geschieht an den Sonnabenden der zweiten, dritten und vierten Woche der Fastenzeit, am Sonnabend vor Pfingsten und am zweiten Dienstag nach Ostern. An letzterem legt man rot gefärbte Eier auf die Gräber, sprechend: „Christus ist auferstanden".

Der dritte Sonntag der großen Fastenzeit ist der Verehrung des heiligen Kreuzes gewidmet. Am Freitag der sechsten Woche endet die vierzigtägige Fastenzeit. Am folgenden Samstag wird an die Auferweckung des Lazarus, am Sonntag an den Einzug Christi in Jerusalem erinnert. Am Montag der stillen Woche tritt der ägyptische Joseph als Vorbild Christi in den Vordergrund und das Evangelium vom verfluchten Feigenbaum. Griechische Legenden erzählen, der Baum, von dem Eva die verbotene Frucht pflückte, sei ein Feigenbaum gewesen, von ihm habe Adam Blätter genommen, um sich nach der Sünde zu bedecken. Der Herr habe darum den Feigenbaum verflucht. Der Mittwoch bringt das Evangelium von der Sünderin, welche den Herrn salbte. Während der Fastenzeit wird nur an Samstagen und Sonntagen in der heiligen Messe die Wandlung vollzogen, dagegen an Mittwochen und Freitagen die Messe mit vorhergeweihten Gestalten gefeiert. Die drei letzten Tage der Karwoche haben keine Feier der heiligen Messe. Am Donnerstag ist in den Kathedralen Fußwaschung. Am Freitag werden zwölf Evangelien vorgelesen. Beim Abendgottesdienst beräuchert der mit dem vollen Ornat bekleidete Priester dreimal ein auf dem Altar liegendes Bild des Leichnams Christi. Dann nehmen die übrigen Priester oder obrigkeitliche Personen dies Bild auf ihre Häupter und bringen es auf ein mitten in der Kirche errich-

tetes „Grab", wobei der Zelebrant vorausgeht, indem er das Evangelienbuch auf dem Haupte trägt. Dort wird das Bild mit Blumen geziert und eine Predigt gehalten. Der berühmte russische Kanzelprediger, Erzbischof Innokentios von Cherson, sagte bei dieser Gelegenheit:

„Von einem frommen Einsiedler erwarteten die Brüder, daß er, wie es seine Aufgabe war, eine erbauliche Ansprache an sie richten würde. Doch der Greis (Makarios der Große) rief, von dem tiefen Gefühle des menschlichen Elends durchdrungen, statt jeglicher Belehrung nur: ‚Brüder! Lasset uns weinen!' Alle fielen zur Erde nieder und vergossen Tränen.

„Ich weiß, geliebte Brüder, daß auch ihr jetzt Worte der Belehrung von mir erwartet; aber meine Lippen schließen sich unwillkürlich beim Anblick des Herrn, der im Grabe ruht. Wer will es wagen, Worte zu sprechen, da er schweigt? Und was könnte man zu euch von Gott und seiner Gerechtigkeit, von dem Menschen und seiner Ungerechtigkeit sagen, was nicht tausendmal beredter seine Wunden verkünden? Wen diese Wunden nicht rühren, wie könnte der durch ein schwaches Menschenwort gerührt werden? Auf Golgatha gab es keine Predigt mehr; da weinte man nur und schlug sich an die Brust. An diesem Grabe sind Worte nicht angebracht, nur Reue und Tränen.

„O Brüder! Begraben ist unser Herr und Erlöser. So lasset uns denn weinen und beten! Amen."

Am Samstag beginnt der erste Gottesdienst um 6 Uhr früh, der zweite Nachmittags 3 Uhr. In der spärlich erleuchteten Kirche brennt nur ein Lämpchen. Wenn man an die Lesung aus Isaias kommt: „Mache dich auf, werde licht; dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn ist aufgegangen über dir", werden viele Lampen und Lichter angezündet, und jeder Priester erhält eine brennende Kerze. Um Mitternacht ertönt der Klang der Glocken und Sänger gehen durch die Straßen, um zu singen: „Christos ist erstanden". Man hält eine feierliche Prozession und zieht auf den Kirchhof. Die beiden jüngsten Priester halten ein Evangelienbuch, die übrigen je ein Kreuz und alle segnen damit die Begrabenen. Auch am Ostermontag wird in besonderer Weise der Verstorbenen gedacht. Die Glocken werden während der Osterwoche täglich ununterbrochen geläutet, die heiligen Türen beim Altar nicht geschlossen, und man kniet nicht nieder. Das Bild des heiligen Leichnams Christi aber liegt auf dem Hochaltar. Man schenkt sich Eier, welche an das aus dem Grabe entstiegene neue Leben erinnern. Sie sind aus Dank gegen Christi Blut rot gefärbt, und man spricht bei deren Überreichung: „Christos ist erstanden."

Beim Schluß des Abendgottesdienstes segnet der Bischof das Volk mit dem Trikirion und mit dem Dikirion, einem drei- und einem zweiarmigen Leuchter. In der russischen Kirche segnen die Priester gewöhnlich mit der rechten Hand, indem sie ihre Finger so legen, daß sie den Namen Jesus Christus bilden. Sie strecken den Zeigefinger gerade aus und biegen den Mittelfinger, wodurch die griechischen Buchstaben IC (lateinisch I S, also J[e]s[us]) gebildet werden. Dann beugen sie den vierten Finger, legen den Daumen an dessen Mitte (X) und biegen den kleinen Finger (C), wodurch die griechischen Buchstaben XC (lateinisch Ch[ri]s[tus]) entstehen. Auch neben griechischen Bildern des Herrn liest man

stets: IC — XC. Die altgläubigen Russen erbitten sich den Segen, indem sie sich zweimal tief verbeugen. Zum Dank verbeugen sie sich zum drittenmal und küssen die Hand des Priesters. Bischöfe segnen mit beiden Händen, indem sie den rechten Arm über den linken kreuzen. Die Monophysiten machen das Kreuzzeichen, indem sie nur den Zeigefinger allein ausstrecken, um öffentlich ihren Irrtum auszusprechen, Christus habe nur „eine Natur, einen Willen und ein Wirken".

Um Pfingsten werden in Rußland zur Erinnerung an das alte Laubhüttenfest Häuser und Kirchen mit Baumzweigen, Kräutern und Blumen geschmückt und beim Gottesdienst Blumensträuße in den Händen gehalten. Am Feste der Verklärung Christi findet eine Segnung der Trauben und des Obstes statt.

Die hll. Kosmas und Damian, Kyros und Johannes, Panteleimon und Hermolaos werden um Heilung von Krankheiten angerufen. Der Prophet Elias wird verehrt bei ungünstiger Witterung, der Prophet Nahum beim Beginn des Unterrichtes der Kinder, der hl. Antipas von Pergamos gegen Zahnschmerzen, Moses der Mohr, ein bekehrter Räuber, gegen die bösen Leidenschaften. Der heilige Bischof Blasius von Sebaste schützt die Tiere, der hl. Nikolaus die Seefahrer. Am Feste des hl. Georg (23. April) werden die Herden auf die Weide getrieben.

Sehr gefeiert werden die heiligen Bilder durch zahlreiche Feste. An Feiertagen und bei Bußprozessionen werden solche Bilder herumgetragen. Beim Anfange des Schulunterrichtes segnen Eltern ihre Kinder mit Heiligenbildern; beim Beziehen eines neuen Hauses werden solche hineingetragen. Bei Krankheiten bringen die Priester die angesehensten Bilder ihrer Kirche in das Haus der Leidenden, um sie damit zu segnen.

Die Russen glauben, in ihrer Feier der heiligen Messe werde die Konsekration nicht beim Aussprechen der Einsetzungsworte vollzogen, sondern erst bei einem später gesprochenen Gebet, der sog. „Anrufung" (ἐπίκλησις). Dieselbe lautet also:

„O Herr, der du deinen allheiligen Geist in der dritten Stunde auf deine Apostel herabgesandt hast, nimm ihn nicht weg von uns, du Gütiger, sondern erneuere uns, die wir zu dir beten, und mache dieses Brot zum kostbaren Leib deines Christus, und was in diesem Kelch ist, zum kostbaren Blute deines Christus, sie verwandelnd durch deinen Heiligen Geist."

Dieser Irrtum über die Zeit der Konsekration ist in neuerer Zeit in der griechisch-russischen Staatskirche zum Dogma erhoben worden. Wenn jedoch die russischen Priester die Hauptabsicht festhalten, in der Feier der heiligen Messe jedenfalls konsekrieren zu wollen, und wenn sie nach Aussprechen der Einsetzungsworte dieser „Anrufung" nur eine wichtige Bedeutung zuschreiben, so vollziehen sie die Wandlung, vorausgesetzt, daß sie gültig geweiht sind. Ob letzteres der Fall sei, hängt nach P. Nilles (Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie XVIII [1894] 288 f) von der schwer zu beantwortenden Frage ab, „ob der im Jahre 1620 meteorartig zu Kiew aufscheinende rätselhafte Mann, der sich für

Theophanes, Patriarchen von Jerusalem, ausgab und als solcher die heutige russische Hierarchie schuf, wirklich Bischof gewesen ist."

Propst Maltzew sieht (Bitt-, Dank- und Weihe-Gottesdienste, Berlin 1897, Siegismund, CXLVI f) die Möglichkeit einer Union der russischen Kirche mit der römischen als nicht für ausgeschlossen an, weil beide eine gültige Hierarchie hätten, welche aus der apostolischen Zeit hervorgewachsen sei. Er knüpft aber die Hoffnung auf eine Vereinigung an die Bedingung, daß alle dogmatischen Differenzen gehoben werden, d. h. wohl an die „Bedingung einer vollkommenen Annahme der Lehren, welche die orthodoxe (d. h. russische) orientalische Kirche in ihren offiziellen Bekenntnisschriften darlegt und mithin als Dogmen bezeichnet". „Mit sämtlichen auf Grund der Reformation stehenden Religionsgemeinschaften ist eine Union der Kirchen unmöglich, weil die Protestanten die Lehre von der göttlichen Institution eines besondern Priestertums verwerfen, mithin selbst auf die successio apostolica verzichten. Hiervon macht auch die anglikanische Kirche keine Ausnahme, indem sie die Priesterweihe nicht als Sakrament betrachtet."

Das Datum der Sintflut. In einem Aufsatz von Fritz Hommel (The Logos in the Chaldaean Story of the Creation in The Expository Times, Dezember 1902, 104) lese ich, Julius Oppert habe die Entdeckung gemacht, daß das babylonische und biblische (massoretische) Datum der Sintflut in einer merkwürdigen Beziehung zueinander stehen. Auch bei Lenormant (Les origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux I, Paris 1880, 276) wird Oppert das gleiche Verdienst zugeschrieben, und zwar soll er, wie ich aus Lenormants Zitaten entnehme, dieses Resultat seiner Forschungen im Jahre 1877 der Öffentlichkeit übergeben haben. Ich finde nun zufällig, daß jenes Verhältnis beider Daten lange vor Oppert bekannt war. Dasselbe ist bereits bei Schubert genau wie bei Oppert dargelegt (Dr. Gotthilf Heinrich Schubert, Lehrbuch der Sternkunde, München 1832, 210 f). — Welcher Art ist nun die in Frage stehende Beziehung der beiden Daten?

Eusebius von Cäsarea (Chronic. l. 1, c. 1) erzählt, nach der Überlieferung der Chaldäer hätten, wie Berosus berichte, vor der Sintflut zehn Könige regiert. Eusebius gibt die Namen der Könige und die Regierungszeit der einzelnen. Durch Summierung ergibt sich, daß von der Schöpfung bis zur Sintflut 120 Saros verflossen sind; es kommen also im Durchschnitte zwölf Saros auf jeden der zehn Könige. Der Saros zerfällt nach Eusebius in sechs Neros, der Neros in zehn Sossos zu je 60 Jahren. Der Saros hat also 60 Sossos oder 60 × 60 = 3600 Jahre. Von der Schöpfung bis zur Sintflut haben wir also 120 Saros oder 120 × 3600 = 432 000 Jahre. — Die Babylonier rechnen also von der Schöpfung bis zur Sintflut 86 400 Lustren, weil auf ein Lustrum fünf Jahre kommen.

Nach der (massoretischen) Bibel war die Sintflut 1656 Jahre nach der Schöpfung. 1656 Jahre sind aber 86 400 Wochen. Denn 23 Jahre sind 23 × 365¼ = 8400¾ Tage; das sind rund 8400 Tage oder 1200 Wochen.

Also sind 72 × 23 oder 1656 Jahre gleich 72 × 1200 oder 86 400 Wochen. Somit haben wir nach babylonischer Angabe von der Schöpfung bis zur Sintflut 86 400 Lustren, nach der Bibel 86 400 Wochen. Das ist allerdings ein ziemlich merkwürdiges Verhältnis. So weit Schubert und Oppert.

Ich will nun noch darauf aufmerksam machen, daß der Tag 24 Stunden zu 60 Minuten mit je 60 Sekunden zählt; diese Einteilung war auch den Babyloniern und überhaupt den alten Völkern geläufig (Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie I 84 f): Mithin hat der Tag 24 × 60 × 60 = 86 400 Sekunden. Wir können also auch sagen: Von der Schöpfung bis zur Sintflut verfloß nach der Bibel ein großer Tag, dessen Sekunden Wochen sind; nach den Babyloniern aber verfloß ein Tag, dessen Sekunden Lustren sind.

Jos. Hontheim S. J.



